

Anne Waldschmidt *Hrsg.*

Handbuch Disability Studies



Handbuch Disability Studies

Anne Waldschmidt
(Hrsg.)

Handbuch Disability Studies

Unter Mitarbeit von Sarah Karim

 Springer VS

Hrsg.
Anne Waldschmidt
Humanwissenschaftliche Fakultät
Universität zu Köln
Köln, Deutschland

ISBN 978-3-531-17537-9 ISBN 978-3-531-18925-3 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-18925-3>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Katrin Emmerich

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

Was sind Disability Studies? Profil, Stand und Vokabular eines neuen Forschungsfeldes	1
Anne Waldschmidt und Sarah Karim	
Grundlagen der Disability Studies	
Internationale Disability Studies	19
Julia Biermann und Justin J.W. Powell	
„Behinderung“ – eine bewegte Geschichte	35
Petra Fuchs	
Entstehung und Varianten der deutschsprachigen Disability Studies	55
Swantje Köbsell	
Theorieansätze in den Disability Studies	73
Anne Waldschmidt und Michael Schillmeier	
Modelle von Behinderung in den Disability Studies	93
Marianne Hirschberg	
Partizipatorische und emanzipatorische Forschung in den Disability Studies	109
Birgit Behrisch	
Interdisziplinarität in den Disability Studies	
Disability History	127
Elsbeth Bösl und Bianca Frohne	
Soziologische Disability Studies	143
Sarah Karim	

Politikwissenschaftliche Disability Studies	161
Ursula Naue und Anne Waldschmidt	
Rechtswissenschaft in den Disability Studies	183
Carl-Wilhelm Rößler	
Kulturwissenschaftliche Disability Studies	201
Beate Ochsner	
Literatur- und Sprachwissenschaften in den Disability Studies	219
Urte Helduser	
Disability Culture & Disability Arts	235
Siegfried Saerberg	
Anthropologie und Ethik in den Disability Studies	255
Markus Dederich und Philipp Seitzer	
Psychologie in den Disability Studies	271
Michael Zander	
Disability Studies in der Erziehungswissenschaft	287
Lisa Pfahl und Volker Schönwiese	
Disability Studies in der Sozialen Arbeit	305
Carla Wesselmann	
Disability Studies in der Sportwissenschaft	321
Vera Tillmann	
Disability Studies in Architektur, Design und Informationstechnik	337
Caroline Günther	
Intersektionale und querliegende Perspektiven in den Disability Studies	
Gender & Queer Studies in den Disability Studies	357
Heike Raab und Simon Ledder	
Disability Studies in der Migrationsgesellschaft	375
Marianne Pieper	
Critical Blindness Studies in den Disability Studies	401
Miklas Schulz und Natalie Geese	
Deaf Studies und Disability Studies	417
Fabian Rombach und Gudrun Kellermann	
Mad Studies und Disability Studies	435
Elijah Lüthi	

Diversity Studies und Disability Studies	453
Laura Dobusch	
Kontroversen in den Disability Studies	
Gesellschaftskritik: Wie kritisch können, sollen oder müssen die Disability Studies sein?	471
Anne Klein	
Identität und Identitätspolitik: Welche Bedeutung haben sie für behinderte Menschen?	485
Rebecca Maskos	
Sprecher*innenpositionen: Wer darf, kann und soll Disability Studies betreiben?	501
Lars Bruhn und Jürgen Homann	
Für und Wider der Inklusion: Welche Positionen vertreten die Disability Studies in der Inklusionsdebatte?	517
Carolin Tillmann	

Herausgeber- und Autorenverzeichnis

Über die Herausgeberin

Anne Waldschmidt, Dr. rer. pol., Professorin für Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Wissenssoziologie, Körpersoziologie, Politische Soziologie, Behindertenpolitik im europäischen Vergleich, Zeitgeschichte der Behinderung (Disability History), Intersektionalitätsforschung, Diskurs- und Dispositivanalyse.

<https://idis.uni-koeln.de/>

<https://www.hf.uni-koeln.de/30711>

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Birgit Behrich Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin, Berlin, Deutschland

Julia Biermann Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich

Lars Bruhn (1971–2021) ZeDiSplus, Zentrum für Disability Studies und Teilhabeforschung, Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie, Stiftung Das Rauhe Haus, Hamburg, Deutschland

Elsbeth Bösl Universität der Bundeswehr München, Neubiberg, Deutschland

Markus Dederich Allgemeine Heilpädagogik, Humanwissenschaftliche Fakultät, Köln, Deutschland

Laura Dobusch Radboud Social Cultural Research, Radboud University, Nijmegen, Niederlande

Bianca Frohne Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Kiel, Deutschland

Petra Fuchs Hochschule Zittau/Görlitz, Görlitz, Deutschland

Natalie Geese Netphen, Deutschland

Caroline Günther Frankfurt University of Applied Sciences, Frankfurt, Deutschland

Urte Helduser Institut für Germanistik, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Oldenburg, Deutschland

Marianne Hirschberg Universität Kassel, Kassel, Deutschland

Jürgen Homann ZeDiSplus, Zentrum für Disability Studies und Teilhabeforschung, Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie, Stiftung Das Rauhe Haus, Hamburg, Deutschland

Sarah Karim Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies, Universität zu Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät, Köln, Deutschland

Gudrun Kellermann Evangelische Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum, Deutschland

Anne Klein Humanwissenschaftliche Fakultät, Universität zu Köln, Köln, Deutschland

Swantje Köbsell Alice Salomon Hochschule Berlin, Berlin, Deutschland

Simon Ledder Bonn, Deutschland

Elijah Lüthi Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich

Rebecca Maskos Berlin, Deutschland

Ursula Naue Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien, Wien, Österreich

Beate Ochsner Medienwissenschaften, Universität Konstanz, Konstanz, Deutschland

Lisa Pfahl Bildungswissenschaftliche Fakultät, Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich

Marianne Pieper Fachbereich Sozialwissenschaften, Universität Hamburg, Hamburg, Deutschland

Justin J. W. Powell Universität Luxemburg, Esch-Belval, Luxemburg

Heike Raab Langenselbold, Deutschland

Fabian Rombach Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies, Universität zu Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät, Köln, Deutschland

Carl-Wilhelm Rößler Kompetenzzentrum Selbstbestimmt Leben Köln, Köln, Deutschland

Siegfried Saerberg Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie Hamburg, Hamburg, Deutschland

Michael Schillmeier University of Exeter, Exeter, UK

Miklas Schulz Universität Duisburg-Essen, Essen, Deutschland

Volker Schönwiese Breitweg, Österreich

Philipp Seitzer Humanwissenschaftliche Fakultät, Universität zu Köln, Köln, Deutschland

Carolin Tillmann Philipps-Universität Marburg, Marburg, Deutschland

Vera Tillmann Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport gGmbH, Frechen, Deutschland

Anne Waldschmidt Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies, Universität zu Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät, Köln, Deutschland

Carla Wesselmann Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Hochschule Emden/Leer, Emden, Deutschland

Michael Zander Hochschule Magdeburg-Stendal, Stendal, Deutschland



Was sind Disability Studies? Profil, Stand und Vokabular eines neuen Forschungsfeldes

Anne Waldschmidt und Sarah Karim

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die internationalen Disability Studies als Forschungsrichtung vor und ordnet sie im akademischen Feld ein. Nach einer Erläuterung der zentralen Fragestellungen und des Profils wird ein Überblick über die deutschsprachigen Disability Studies, ihre interdisziplinären Bezugspunkte und Debatten gegeben. Abschließend werden wichtige Begriffe und ihre Verwendung in den Disability Studies erklärt.

Schlüsselwörter

Behindertenbewegung · Interdisziplinarität · Internationaler Vergleich · Sprache · Verkörperte Differenz

1 Einleitung

Im Pariser Louvre ist die Venus von Milo, eine griechische Statue aus dem 2. Jahrhundert vor Christi, als Hauptattraktion ausgestellt – und dies, obwohl ihr links der ganze Arm fehlt, rechts nur noch ein ‚Armstummel‘ vorhanden und auch ihr Gesicht ‚durch Narben entstellt‘ ist. Seit ihrer Ausgrabung im Jahre 1820 gilt diese Figur als Symbol weiblicher Schönheit und die vielen tausend Menschen, die sich die Venus im Museum

A. Waldschmidt (✉) · S. Karim
Universität zu Köln, Köln, Deutschland
E-Mail: anne.waldschmidt@uni-koeln.de

S. Karim
E-Mail: sarah.karim@uni-koeln.de

anschauen, kommen vermutlich nicht auf den Gedanken, dass sie verletzt oder beeinträchtigt, mit einem Wort, ‚körperbehindert‘ sein könnte; stattdessen wird sie als formvollendet betrachtet.

Dagegen hat ein anderes, ähnliches Kunstwerk ablehnende Reaktionen hervorgerufen. Bei der Skulptur *Alison Lapper Pregnant* (2000) des britischen Bildhauers Marc Quinn, die Mitte der Nuller Jahre auf der vierten, leeren Säule des Trafalgar Square in London und auch in der Eröffnungszeremonie der Paralympischen Spiele 2012 zu sehen war, drängte sich beim Betrachten die Assoziation mit der Venus von Milo zwar auf, jedoch heißt es in der Wochenzeitung *Die Zeit*, dass „diese Figur nicht zum Schönheitssymbol [tauge], [schließlich seien] ihre Füße [...] verkrümmt, ihren schmalen Schultern fehlen die Arme“; zudem ‚leide‘ die dargestellte Person unter einem seltenen Chromosomendefekt und es handle sich um eine ‚Behinderten-Statue‘ (Brown, 2005, o. S.).

Anscheinend stellt sich ein ‚Schock‘ ein, wenn man mit einer Venus konfrontiert wird, die von einer nackten (und schwangeren), behinderten Frau dargestellt wird. Die Reaktion ist von einer typischen Abwehrhaltung geprägt: Mithilfe der Metapher des Leids und der medizinischen Kategorisierung wird die offensichtliche Irritation aus dem Weg geräumt. Die bewusste Zurschaustellung körperlich differenter Weiblichkeit, wie sie Marc Quinn inszeniert, scheint machtlos gegenüber der gängigen Rezeption zu sein, denn eigentlich hatten sich der Bildhauer und sein Modell vorgenommen, die vermeintlich eindeutigen Gleichsetzungen wie ‚normal = schön‘ und ‚behindert = hässlich‘ durcheinanderzubringen und zu beunruhigen. Die Betrachtenden waren aufgefordert, die Selbstverständlichkeiten im eigenen Sehen infrage zu stellen.

Wie kommt es, dass diese Absicht gewissermaßen ins Leere läuft und sich im Falle von (Nicht-)Behinderung die hergebrachte, stereotypisierende Sichtweise – in den Begriffen des britischen Kulturwissenschaftlers Stuart Halls (1980 [1973]) die dominant-hegemoniale Lesart – als wirkmächtiger erweist? Mag auch die Kodierung, d. h. die Intention des Künstlers, subversiv und kritisch gemeint sein; bei der Dekodierung, nämlich in der Rezeption, setzen sich oft genug abwertende Interpretationen doch wieder durch.

„Wir Normalen“, wie der nordamerikanische Soziologe Erving Goffman (1967 [1963], S. 13) diejenigen nennt, die sich auf der sicheren Seite wähnen, weil sie (noch) kein (wahrnehmbares) Stigma aufweisen, glauben ziemlich genau zu wissen, worum es bei einer Behinderung geht. Wird in Alltagsgesprächen oder Massenmedien das Thema angesprochen, tauchen im Geiste unweigerlich seltsam geformte, sich auffällig bewegende und merkwürdig artikulierende Körper auf, in anderen Worten, Menschen, denen man ihre Zugehörigkeit zu ‚den Behinderten‘ gleichsam auf den ersten Blick anzusehen meint. Ausgeblendet wird dabei zumeist, dass „verkörperte Differenz“ (Waldschmidt, 2005, S. 9) eine weit verbreitete Lebenserfahrung darstellt. Aus diesem Grund sind, auch darauf hat Goffman hingewiesen, Stigma-Erfahrungen allgegenwärtig. Ob verkörpert oder nicht, ob lebenslänglich oder vorübergehend, ob ‚aufdringlich‘ wahrnehmbar oder versteckt und unsichtbar, letztlich sind Normale und Stigmatisierte „nicht Personen, sondern eher Perspektiven“ (Goffman, 1967 [1963], S. 170).

Allerdings geht es bei Behinderung (engl. *disability*) nicht nur um die soziale Interaktion. Zugleich ist, zumindest in der gegenwärtigen, westlich-kapitalistisch geprägten Gesellschaft, mit der Zuschreibung von (Schwer-)Behinderung auch eine soziale Positionierung verbunden: die Zuweisung eines Status, der sowohl von Abwertung, Belästigung oder Verachtung in persönlichen Begegnungen als auch von struktureller Benachteiligung und Diskriminierung bis hin zu repressiver Institutionalisierung und Segregation oder auch physischer, psychischer und sexualisierter Gewalterfahrung gekennzeichnet ist. Damit sind die Facetten dieser Differenzkategorie aber noch nicht ausbuchstabiert, handelt es sich bei Behinderung doch auch um einen sozialrechtlichen Begriff (> Rößler in diesem Band), der in gegenwärtigen Wohlfahrtsstaaten, wie es die deutschsprachigen Länder Deutschland, Österreich und die Schweiz sind, den Zugang zu Sozialleistungen, Nachteilsausgleichen und Unterstützungsangeboten eröffnet, selbst wenn diese oft genug unzureichend und mit verschiedenen Kontrollmechanismen verknüpft sind. Berücksichtigt man all diese Aspekte, stellt sich Behinderung als komplexes und widersprüchliches Phänomen heraus.

2 Das Profil der internationalen Disability Studies

Was die Neigung zu vereinfachten Deutungs- und Erklärungsweisen betrifft, steht der akademische Diskurs dem Common Sense nicht wirklich nach. Bei den Wissenschaften, die sich traditionell mit der Lebenssituation behinderter Menschen befassen, handelt es sich überwiegend um anwendungsorientierte Fächer wie etwa die (Heil- und Sonder-)Pädagogik, die Soziale Arbeit oder die Rehabilitationswissenschaft und Teilhabeforschung. Der nordamerikanische Literaturwissenschaftler Lennard J. Davis (2006, S. xvi) hat darauf hingewiesen, dass Praxisbezug allein nicht ausreicht und die Komplexität von Behinderung als soziokulturelle Konstruktion zumeist unterschätzt wird: „But disability seems so obvious – a missing limb, blindness, deafness. What could be simpler to understand? One simply has to imagine the loss of the limb, the absent sense, and one is half-way there.“

Im akademischen Feld versuchen deshalb die Disability Studies, ein im deutschsprachigen Raum noch neues, international bereits gut aufgestelltes Forschungsfeld (> Biermann & Powell in diesem Band), sich bewusst abzugrenzen von den genannten Disziplinen und anderer herkömmlicher Forschung zu Behinderung (Waldschmidt, 2020, S. 17–23). Anstatt sich wie üblich am ‚klinisch-medizinischen Blick‘ (Foucault, 1973 [1963]) auszurichten, haben sie sich vorgenommen, mit dem Missverständnis aufzuräumen, dass (Nicht-)Behinderung eindeutig sei, einfach zu verstehen und als ‚Problem‘ – mithilfe besonderer Förderung und Bildung, beruflicher Rehabilitation und sozialpolitischer Unterstützung, durch Bewusstseinsbildung oder Schaffung zugänglicher Räume – vornehmlich praktisch zu beheben.

Den Disability Studies, die sich im Englischen auch manchmal *Critical Disability Studies* nennen, um sich von vornherein von den „Not Disability Studies“ (Linton, 1998,

S. 525) abzuheben, geht es darum, „ganz grundlegende[.] Fragestellungen“ (Frohne & Nolte, 2017, S. 21) zum Phänomen der als Behinderung titulierten A-Normalität zu formulieren und die mit dieser Differenzkategorie verbundenen Strukturen, Praktiken und Identitäten kritisch und vor allem auch grundlagentheoretisch zu untersuchen. „Die Ausgangsfrage lautet daher nicht: Wie soll die Gesellschaft mit behinderten Menschen umgehen? Vielmehr ist es notwendig, einen Schritt zurück zu treten und grundsätzlicher zu fragen: Wie, warum und wozu wird historisch, sozial und kulturell ‚Andersheit‘ als Behinderung hergestellt, verobjektiviert und praktiziert?“ (Waldschmidt, 2020, S. 12)

Diesen Perspektivenwechsel, gewissermaßen die Inversion der vorherrschenden Sichtweise, indem diese einerseits offengelegt und andererseits infrage gestellt wird, voranzutreiben, das ist das Ziel der Disability Studies. Sie verstehen sich als Korrektiv und Kritik hergebrachten Wissens über Behinderung, welches vor allem medizinisch, (heil-)pädagogisch und psychologisch orientiert ist und auf Interventionen – von der Erziehung und ‚Heilung‘ bis zur Förderung und ‚Normalisierung‘ behinderter Menschen – fokussiert. Mittlerweile haben es die Disability Studies sowohl auf internationaler Ebene als auch im deutschsprachigen Raum erreicht, dass Behinderung als ein Phänomen gedacht werden kann, das durch eine Vielzahl von kulturellen, ökonomischen, räumlichen, sozialen und technischen Umweltbarrieren entsteht. Zugleich stärken sie die Forderungen nach Inklusion, Partizipation, Barrierefreiheit und Gleichstellung, die sich am Leitprinzip der Behindertenbewegung ‚Nichts ohne uns über uns!‘ orientieren.

Dabei wird auch hierzulande die englische Bezeichnung Disability Studies bewusst genutzt (Waldschmidt, 2020, S. 11–12). Mittels der Vokabel *disability* (anstatt des deutschen Worts ‚Behinderung‘) kann zum einen ein Verfremdungseffekt erreicht werden. Gängige Assoziationsketten wie etwa die Gleichsetzung von Behinderung mit Hilfsbedürftigkeit, Leid und Unfähigkeit werden unterbrochen und über das Phänomen muss neu nachgedacht werden. Ähnliches bewirken wollen Wortschöpfungen wie etwa *dis/ability*, *dis_ability*, *DisABILITY* oder *disAbility*, die anzeigen, dass Behinderung und Nicht-Behinderung in einem Wechselverhältnis zueinander stehen und dass anstatt der Alterität, des ‚Andersseins‘, eher Normalitätsvorstellungen und Vorannahmen von (Entwicklungs-, Handlungs- und Leistungs-)Fähigkeit, Kompetenz oder *capability* problematisiert werden müssen.

Zum anderem ist mit den internationalen Disability Studies eine neue Forschungsperspektive verbunden: Sie fokussieren eben nicht auf einzelne behinderte Menschen und deren Lebenslagen, betreiben somit *nicht Behindertenwissenschaft* oder *Behindertenforschung*, sondern es geht ihnen vielmehr um die Untersuchung von Behinderung als eine Differenzkategorie, die ähnlich wie Alter, Geschlecht, Hautfarbe, Herkunft oder Sexualität persönliche Erfahrungen, Identitäten und Lebenslagen ebenso beeinflusst wie die jeweilige Positionierung in der Sozialstruktur, die den Einzelnen zugewiesen wird, die verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten oder die Möglichkeiten gesellschaftlicher Teilhabe.

Des Weiteren wird mit dem englischen Begriff *studies* eine Verbindung zu anderen Forschungsfeldern hergestellt, wie etwa den Cultural Studies, Gender Studies,

Postcolonial Studies, Queer Studies, Science Studies, Space Studies oder Visual Studies etc. (Moebius, 2012a). Sie alle sind Teil einer jüngeren, allgemeinen Entwicklung in den Sozial- und Kulturwissenschaften, bei der es darum geht, aus dem tradierten Fächerkanon auszuscheren und bislang vernachlässigte oder ignorierte „ehemalige Randthemen“ (Moebius, 2012b, S. 11) in den Mittelpunkt zu stellen und als zentralen Untersuchungsgegenstand inter- und transdisziplinär zu beforschen. Dabei lassen sich nach dem Kulturosoziologen Stephan Moebius grundlegende Gemeinsamkeiten der Studies ausmachen: Erstens werde eine „aus der Kulturosoziologie herrührende *praxis-theoretische Perspektive*“ (Moebius, 2012b, S. 7; Hervorh. i. O.) verfolgt, bei der untersucht wird, welche Verbindungen und Wechselwirkungen es zwischen den Individuen und der Gesellschaft gibt und welche Rolle das einerseits normierte und routinisierte, andererseits kreative Handeln dabei spielt. Zweitens seien die meisten Studies durch eine dezidiert „*sozial- und kulturkritische Sicht*“ gekennzeichnet und hinterfragten macht- und herrschaftskritisch „Prozesse sozialer Exklusion und Verwerfungen eines kulturell anderen“ (Moebius, 2012b, S. 8; Hervorh. i. O.). Drittens rückten die Studies die „weitgehend vernachlässigten Aspekte von *Materialität* und *Medialität*“ in den Vordergrund; in diesem Zusammenhang würden auch „die binären Trennungen zwischen Körper/Geist, Materie/Diskurs, Struktur/Kultur, Akteur/Ding“ (Moebius, 2012b, S. 9; Hervorh. i. O.) dekonstruiert.

Aus den herausgearbeiteten Merkmalen ergibt sich auch das Profil der Disability Studies. In ihrem Falle kommt allerdings noch ein vierter Aspekt hinzu, ohne den sie nicht vollständig erfasst wären: Stimuliert und inspiriert durch die sozialen Bewegungen behinderter Menschen, die vor allem in den 1970er Jahren weltweit entstanden sind, fühlen sich die Disability Studies den Anliegen dieser Bewegungen verpflichtet. Ihre aktivistische und bewegungspolitische Orientierung zeigt sich zum einen in einer kritisch-konstruktiven Haltung zu den Behindertenbewegungen, Selbstvertretungsorganisationen, Behindertenverbänden und ihren Praktiken der politischen Partizipation; zum anderen haben die Disability Studies Forschungsansätze entwickelt, welche die aktive Beteiligung von Menschen mit Behinderungen in Wissenschaft und Forschung gewährleisten sollen. Des Weiteren sind für sie das 2006 in New York verabschiedete *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* der Vereinten Nationen (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017; United Nations, o. J.), das von den internationalen Behindertenbewegungen maßgeblich vorangetrieben wurde, und der damit verbundene menschenrechtliche Ansatz (> Rößler in diesem Band) von grundlegender Bedeutung.

Angesichts der in der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) vorläufig kulminierenden Transnationalisierung und Globalisierung der Kategorien *disability* und *persons with disabilities* (Bennani & Müller, 2018; Pateisky, 2021) spricht ein weiteres Argument für die englische Selbstbezeichnung der deutschsprachigen Disability Studies: Mit ihr kann umstandslos an die entsprechenden internationalen Diskurse angeknüpft werden, die sich inzwischen unter den Begriffen *Disability Studies* und *Disability History* oder auch *Dis/ability Studies* und *Dis/ability History* sowie *Critical Disability*

Studies, Cultural Disability Studies, Postcolonial Disability Studies etc. weltweit etabliert haben (Waldschmidt, 2020, S. 40–71). Auch wenn die dominante Stellung der in diesen Forschungsfeldern noch vorherrschenden anglo-amerikanischen Perspektiven durchaus kritisch zu sehen ist, stellt allgemein das Englische *die* Wissenschaftssprache dar. Aus diesem eher pragmatischen Grund erweist es sich ebenfalls als sinnvoll und notwendig, den Anglizismus Disability Studies als Oberbegriff auch im deutschsprachigen Raum beizubehalten, zumal damit auch nach Außen die eigene Internationalität gewissermaßen automatisch angezeigt werden kann.

3 Der Forschungsstand in den deutschsprachigen Disability Studies

Wendet man sich den deutschsprachigen Disability Studies zu, wird man feststellen, dass man es mit einer recht kurzen Entwicklungsgeschichte zu tun hat und überdies mit einer Forschungsrichtung, für die nicht wissenschaftliche Publikationen das Startsignal gaben, sondern ein wegweisendes Ausstellungsprojekt, das im Deutschen Hygiene-Museum Dresden vor nunmehr zwanzig Jahren, von Dezember 2000 bis August 2001, stattfand. Mitveranstaltet von der Aktion Mensch thematisierte die Ausstellung *Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit* die historischen und aktuellen Vorstellungen von Behinderung, Normalität und Perfektion. Die Ausstellung erwies sich als Publikumsmagnet und wurde deshalb 2002 im Berliner Martin-Gropius-Haus, inhaltlich und gestalterisch adaptiert, noch einmal gezeigt. Im Rahmenprogramm fanden zwei internationale Tagungen statt (Lutz et al., 2003), die in der Folge die Entwicklung des neuen Diskurses im deutschsprachigen Raum stimuliert haben. Wie aber haben sich nach dieser Initialzündung die Disability Studies, die Werner Schneider und Anne Waldschmidt (2012, S. 138) vor zehn Jahren noch „als eine um Profilbildung und wissenschaftstheoretische Fundierung ringende, mit Max Weber als ‚jugendlich‘ zu charakterisierende Forschungsperspektive“ bezeichneten, seither entwickelt?

Diese Frage soll dieses Handbuch beantworten helfen. Angesichts einer bislang noch sehr begrenzten Zahl deutschsprachiger Tertiärliteratur (Dederich, 2007; Nolte et al., 2017; Raab, 2022; Waldschmidt, 2020) und einer erst neu gegründeten Zeitschrift für Disability Studies (ZDS) erscheint es nach nunmehr zwei Jahrzehnten dringend angezeigt, das interdisziplinäre Forschungsfeld in seinen Grundlagen zu erschließen und die Entwicklung zu bilanzieren. Zudem ist es sinnvoll, die vielfältigen Anregungen, welche der deutschsprachige Diskurs durch die internationalen Debatten erhalten hat, sichtbar zu machen und zu reflektieren. Mit seinen das vielstimmige Feld ordnenden und Wegweisung bietenden Beiträgen ist das Handbuch somit eine Einführung, eine Überblicksdarstellung und eine Forschungsbilanz. Es hat insofern eine internationale Ausrichtung, als es konsequent die drei Länder Deutschland, Österreich und die Schweiz in den Blick nimmt.

Der Einstieg in ein neues, noch unbekanntes Forschungsfeld wie die Disability Studies, zu denen dieses Handbuch einlädt, lässt sich gut mit einer sozialen Interaktion vergleichen (Berressem et al., 2017, S. 12). Dabei wird man vermutlich drei Phasen der Begegnung erleben: In der Phase der Annäherung (*introducing*) ist es sinnvoll, sich zum einen mit der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der deutschsprachigen Disability Studies zu beschäftigen (> Fuchs und Köbsell in diesem Band). In diesem Zusammenhang kann man entdecken, dass auch hierzulande die Kategorie Behinderung eine ereignisreiche Geschichte hat, in der die Behindertenbewegung eine maßgebliche Rolle spielt. Diese soziale Bewegung, die eine erste Konjunktur in der Weimarer Zeit erlebte, wurde geprägt von einzelnen Persönlichkeiten, welche ihre eigenen Behinderungserfahrungen nutzten, um bereits in den 1920er und 1930er Jahren erste Forschungsarbeiten zu veröffentlichen. Nach der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und dem Zweiten Weltkrieg dauerte es dann bis zu den späten 1960er und vor allem 1970er Jahren, bis sich in Westdeutschland, Österreich und der Schweiz vermehrt jüngere Menschen mit Behinderungen zusammenschlossen, um für ihre Selbstvertretung und Selbstbestimmung zu kämpfen. In den 1980er und 1990er Jahren entstand in dieser Neuen Sozialen Bewegung behinderter Menschen wiederum eine Reihe von Veröffentlichungen, die heute als ‚implizite‘ Disability Studies (Rioux & Bach, 1994, S. xi; Pfahl & Powell, 2014) betrachtet werden. Diese Arbeiten argumentierten im Sinne der Disability Studies, bezogen sich jedoch – ob aus Unkenntnis oder anderen Gründen – nicht ausdrücklich auf die sich zeitlich parallel im angelsächsischen Raum formierende Forschungsrichtung.

Um die anschließende Entwicklung zu verstehen, ist deshalb der Blick in andere Länder, Kulturen und geografische Räume wichtig (> Biermann & Powell und Köbsell in diesem Band). Dabei lassen sich in den englischsprachigen Disability Studies im Wesentlichen drei Phasen ausmachen: erstens ihre Etablierung in den 1970er und 1980er Jahren, zweitens ihre Ausdifferenzierung in den 1990er und 2000er Jahren und drittens eine verstärkte Pluralisierung seit den 2010er Jahren. Da in den deutschsprachigen Ländern die ‚expliziten‘ Disability Studies später entstanden sind, gibt es hierzulande entsprechende Entwicklungsstufen zwar ebenfalls, jedoch haben sie sich zeitversetzt und sozusagen gerafft vollzogen: Die Etablierung ist – auf einem niedrigen, keineswegs stabilen Niveau – in den 2000er Jahren erfolgt. In den 2010er Jahren vollzog sich – analog zur internationalen Situation – eine disziplinäre, theoretische und inhaltliche Ausdifferenzierung des Diskurses. Dass auch hierzulande die 2020er Jahre – wie auf internationaler Ebene – von verstärkter Pluralisierung und Diversifizierung gekennzeichnet sein werden, ist – wie unter anderem dieses Handbuch zeigt – angesichts der vielfältigen Aktivitäten in den deutschsprachigen Disability Studies sehr wahrscheinlich.

In der Annäherungsphase gilt es außerdem, sowohl die verschiedenen Modelle von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) als auch ein heterogenes, vielseitiges Spektrum an theoretischen Positionen, konzeptionellen Überlegungen und Theorieebatten (> Waldschmidt & Schillmeier) zu entdecken, die überwiegend aus den Sozial- und Kulturwissenschaften stammen und für eigene Untersuchungen zur Verfügung

stehen. Schließlich ist es nötig, sich mit methodologischen Reflexionen zu beschäftigen und die in den Disability Studies entwickelten, partizipativen und emanzipatorischen Forschungsansätze (> Behrisch) kennenzulernen. Diese Ansätze eint der gemeinsame Anspruch, Forschung von und mit behinderten Menschen im Sinne von *peer research* zu realisieren.

Hat man sich mit der Forschungsrichtung bekannt gemacht, folgt anschließend die Phase des näheren Kontakts (*contacting*). Dabei fällt vor allem ins Auge, dass es sich bei den Disability Studies um ein multidisziplinäres Feld handelt, das in fast allen Human-, Kultur- und Sozialwissenschaften eine Rolle spielen kann. Tatsächlich lässt sich eine Liste der Wissenschaftsdisziplinen aufstellen, welche bereits die Disability Studies für sich entdeckt haben oder für den Diskurs als Bezugsdisziplinen relevant sind. Dieses Handbuch bietet Einstiege in insgesamt dreizehn Fachgebiete, die in den Disability Studies und für die sie eine Rolle spielen. Diese Anzahl ist keineswegs vollständig; beispielsweise bringen sich auch die Religionswissenschaften zunehmend ein (Jelinek-Menke, 2021). Um im breiten Fächerspektrum nicht die Orientierung zu verlieren, erweist es sich als sinnvoll, die einzelnen Disziplinen wiederum in Gruppen zu ordnen.

Erstens können die Grundlagenfächer ausgemacht werden: die Geschichtswissenschaft mit ihrer spezifischen Ausprägung der *Disability History* (> Bösl & Frohne in diesem Band), die Soziologie (> Karim), die Politikwissenschaft (> Naue & Waldschmidt) und die Kulturwissenschaften (> Ochsner). Zweitens gibt es die relevanten Bezugsdisziplinen der Disability Studies wie etwa die Rechtswissenschaft (> Rößler), die Literatur- und Sprachwissenschaften (> Helduser), Anthropologie und Ethik (> Dederich & Seitzer) und die Psychologie (> Zander). Die dritte Fächergruppe besteht aus den anwendungs- und praxisorientierten Wissenschaften, von denen insbesondere *Disability Culture & Disability Arts* (> Saerberg), die Erziehungswissenschaft mit ihrer Variante *Disability Studies in Education* (> Pfahl & Schönwiese) und die Soziale Arbeit (> Wesselmann), die Sportwissenschaft (> V. Tillmann) sowie Architektur, Design und Informationstechnik (> Günther) von Bedeutung sind.

Diese disziplinäre Vielfalt ist für die Disability Studies Stärke und Schwäche zugleich. Einerseits bieten die einzelnen Fächer ein reichhaltiges Repertoire an ‚Handwerkszeug‘ für die Forschung. Andererseits birgt die fachliche Ausdifferenzierung die Gefahr der Konturenlosigkeit und ‚Schwammigkeit‘. Um ein *anything goes* der beliebigen Kombination von Konzepten und Methoden zu vermeiden, kommt es deshalb darauf an, sich die doppelt korrektive Aufgabe des Diskurses (Waldschmidt & Bösl, 2017; > Bösl & Frohne in diesem Band) vor Augen zu halten. Dabei geht es um zweierlei: Zum einen machen die kritischen Studien zu Behinderung das jeweilige allgemeine Fach auf seine Leerstellen und Scheuklappen aufmerksam. Sie fordern dazu auf, Behinderung in der Forschung stärker zu beachten und dabei *disability* eben nicht ontologisch, als festgelegte Seinsweise, sondern als Konstruktion zu verstehen. Zum anderen können die fachwissenschaftlichen Ansätze und Debatten dazu genutzt werden, um in den Disability Studies (selbst-)kritisch die eigenen Vorannahmen, Methoden und Ergebnisse zu reflektieren und vermeintliche Gewissheiten immer wieder infrage zu stellen.

Nach der Kontaktaufnahme mit den Disability Studies und der Erkundung des Feldes, bei der man durchaus auf brisante, konflikthafte und umstrittene „contact zones“ treffen kann, d. h. auf „social spaces where [disciplinary] cultures meet, clash and grapple with each other, often in contexts of highly asymmetrical relations of power [...]“ (Pratt, 1991, S. 34), erfolgt die dritte und letzte der ausgemachten Phasen, nämlich die nähere Begegnung (*encountering*).

An dieser Stelle stößt man auf einzelne Subdisziplinen, die sich als Teil der Disability Studies begreifen und intersektionale oder querliegende Perspektiven entwickelt haben, wie etwa *Feminist & Queer Disability Studies* (> Raab & Ledder in diesem Band), *Disability Studies in der Einwanderungsgesellschaft* (> Pieper) und *Critical Blindness Studies* (> Schulz & Geese). Hinzu kommen verwandte und ähnliche Diskurse wie etwa *Deaf Studies* (> Rombach & Kellermann), *Mad Studies* (> Lüthi) und *Diversity Studies* (> Dobusch), die in den letzten Jahrzehnten zeitlich parallel, teilweise ohne gegenseitige Kenntnisnahme oder in bewusster Abgrenzung, zu den Disability Studies entstanden sind. Auch an dieser Stelle kann das Handbuch keine Vollständigkeit bieten; so fehlt zum Beispiel noch ein eigener Beitrag zu den *Postcolonial Disability Studies* (Waldschmidt, 2020, S. 174–175); entsprechende Arbeiten werden in einzelnen Beiträgen (> Biermann & Powell und Pieper) vorgestellt.

Des Weiteren wird man konfrontiert mit verschiedenen internen Debatten, die in den Disability Studies manchmal mit Vehemenz, manchmal abgeklärt und ‚diszipliniert‘ geführt werden. Von diesen Auseinandersetzungen können ebenfalls nur einige in diesem Handbuch exemplarisch behandelt werden. Während ein Beitrag zum Verhältnis von Behindertenbewegung und akademischem Diskurs noch fehlt und auch die Bedeutung von Transdisziplinarität für die Disability Studies (noch) nicht thematisiert wird, wird der Frage nach ihrer (notwendigen) gesellschafts- und wissenschaftskritischen Ausrichtung nachgegangen (> Klein in diesem Band). Außerdem diskutieren die Disability Studies schon seit langem die Bedeutung von individueller und kollektiver Identität und Identitätspolitik für behinderte Menschen (> Maskos). Zusätzlich machen sie auf den hohen Stellenwert der Erfahrung von Behinderung für den Diskurs aufmerksam. Daraus ist die immer wieder diskutierte Frage entstanden: Wer darf, kann und soll eigentlich Disability Studies betreiben? (> Bruhn & Homann) Und nicht zuletzt setzen sie sich – vor dem Hintergrund der menschenrechtlichen Konzeption von Inklusion in der UN-BRK und der aktuellen Debatte über die inklusive Bildung – mit dem Inklusionsbegriff auseinander (> C. Tillmann), dabei werden sowohl befürwortende als auch kritisch-ablehnende Positionen vertreten.

4 Das Vokabular der Disability Studies

Soweit unser thematischer Überblick. Zum Einstieg in ein neues Forschungsfeld gehört es auch, sich über die Verwendung zentraler Begriffe zu verständigen. An dieser Stelle geht es einerseits um die Vermeidung von als herabsetzend oder verletzend verstandenen

Termini und andererseits um die explizite Anerkennung und Berücksichtigung von zuvor unsichtbaren Sprechpositionen in den Diskursen.

Vor allem was die Geschlechterkategorie (*gender*) betrifft, werden gegenwärtig die Inklusion weiblicher, trans* und nichtbinärer Positionierungen sowie das generische Maskulinum (oder Femininum) unterschiedlich gehandhabt und kontrovers diskutiert. Im Sinne von Pluralität und Diversität nicht nur in den angesprochenen Inhalten und benutzten Perspektiven, sondern auch in den Sprachhandlungen ist es in diesem Handbuch den Schreibenden überlassen, wie sie kontextbezogen und nach persönlicher Präferenz ihre Texte *gendern* möchten. Entsprechend werden in den Beiträgen unterschiedliche Formen geschlechtergerechter Sprache benutzt; das Spektrum reicht von ‚Beidnennungen‘ (z. B. Autorinnen und Autoren) und geschlechtsneutralen Bezeichnungen (z. B. Studierende statt Studentinnen und Studenten) oder Umformulierungen (z. B. ärztlicher Rat statt Rat des Arztes) über das ‚Binnen-I‘ (z. B. VerfasserIn) bis hin zum Gebrauch von Sonderzeichen wie den *gender star**, den Doppelpunkt (z. B. Autor:in) oder Unterstrich (*gender_gap*).

Auch im Fall der Differenzkategorie Behinderung, des Themenschwerpunkts dieses Handbuchs, ist die Vermeidung diskriminierender Begriffe ein wichtiges Anliegen (Leidmedien.de, o. J.). Wie bei anderen Debatten gibt es dabei unterschiedliche Positionen und Konventionen, die zudem, wie es mit Sprache im Allgemeinen sowieso der Fall ist, einem stetigen Wandel unterworfen sind. Ähnlich wie mittlerweile die Begriffe ‚Ausländer‘ und ‚Flüchtling‘ vermieden oder der Gebrauch des ‚N-Wortes‘ als rassistische Äußerung angesehen werden, da sie ein bestimmtes Personenmerkmal substantivieren und so zum *master status* erheben, gilt aus Sicht der Disability Studies die Formulierung ‚die Behinderten‘ als veraltet und inakzeptabel. Sie reduziert in verobjektivierender Weise die Betroffenen auf ein Merkmal, welches die Differenz betont und sie zu Anderen macht. Weitere Facetten einer Person wie etwa das Geschlecht, die Herkunft oder der Beruf verschwinden dahinter.

In dem Handbuch werden aus diesem Grund vor allem die beiden Bezeichnungen ‚behinderte Menschen‘ oder ‚Menschen mit Behinderung(en)‘ benutzt. Auch wenn manche die erste Formulierung als stigmatisierend empfinden, wird sie in den britischen Disability Studies bevorzugt verwendet, da sich mit *disabled persons* oder *disabled people* eine Grundannahme des sozialen Behinderungsmodells abbilden lässt: Das passivierte Adjektiv ‚behindert‘ zeigt an, dass die einzelne Person nicht behindert *ist*, sondern von der Gesellschaft, Kultur oder Umwelt behindert *wird*. Auch impliziert es, dass Behinderung nur einen Aspekt der individuellen Lebensgeschichte darstellt. Zusätzlich wird mit der Nutzung des Substantivs ‚Mensch‘ die Zugehörigkeit zur Menschheitsfamilie betont.

In den USA hat sich vornehmlich, aufgrund der ‚People First‘-Argumentation, die zweite Variante *people with disabilities* durchgesetzt. Dadurch, dass zuerst der Begriff ‚Mensch‘ benutzt wird, sollen die ‚Behinderungen‘ als nachgelagert betrachtet werden können. Bei der Erarbeitung der UN-Behindertenrechtskonvention wurde dieser Sprachgebrauch aufgegriffen; entsprechend ist durchgängig von *persons with disabilities* die

Rede (United Nations, o. J.). In der amtlichen deutschen Übersetzung der UN-BRK ist allerdings das Wort *persons* durch ‚Menschen‘ ersetzt worden (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017). Seit ihrer Verabschiedung und Übernahme in das nationale Recht wird deshalb die Bezeichnung ‚Menschen mit Behinderungen‘ in den deutschsprachigen Ländern zunehmend benutzt und ist auch im Handbuch zu finden. Unseres Erachtens sollte dabei aber, wie in der Konvention praktiziert, ‚Behinderung‘ im Plural stehen, um die Vielzahl von Barrieren abzubilden, die behinderte Menschen tagtäglich überwinden müssen. So kann ein Mensch vielleicht eine Beeinträchtigung haben, trifft aber auf unzählige Behinderungen, nämlich auf unterschiedliche Barrieren.

Häufig finden sich im deutschen Sprachraum auch die Formulierungen ‚Menschen mit Handicap(s)‘ oder ‚Menschen mit Beeinträchtigung(en)‘. Das jeweils angehängte Substantiv wirkt allerdings wie ein ‚Rucksack‘, den die Betroffenen ständig mit sich herumschleppen. Außerdem wird aus sprachgeschichtlichen Gründen das aus dem Englischen übernommene Wort ‚Handicap‘ in den Disability Studies vermieden (Karpa, 2019). Die neuere Bezeichnung ‚Menschen mit Beeinträchtigungen‘ impliziert wiederum eine Assoziation mit (körperlichen) Defiziten, Defekten und Schädigungen. Auch wenn in den Disability Studies Behinderung (*disability*) und Beeinträchtigung (*impairment*) im Sinne des sozialen Modells von Behinderung (Waldschmidt, 2005, S. 17–24) unterschieden werden, ist deshalb diese Formulierung eher zu vermeiden. Ebenso sollte „von beschönigenden Alternativ-Ausdrücken“ wie etwa ‚Menschen mit besonderen Fähigkeiten oder Bedürfnissen‘ Abstand genommen werden, denn „abgesehen davon, dass nur wenige behinderte Menschen selbst diese Ausdrücke gebrauchen: Sie treffen einfach nicht zu. Die Fähigkeiten und Bedürfnisse behinderter Menschen sind nicht ‚besonders‘, sondern genauso vielfältig wie die nicht behinderter Menschen.“ (Leidmedien.de, o. J., o. S.)

Nicht zuletzt sind vor allem die Begriffe ‚geistig Behinderte‘ und ‚geistige Behinderung‘ problematisch (Leidmedien.de, o. J.). Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e. V., die Selbstvertretungsorganisation der so markierten Personen, wehrt sich gegen diese als diskriminierend empfundenen Formulierungen und benutzt als Alternative die Selbstbezeichnung ‚Menschen mit Lernschwierigkeiten‘ (Mensch zuerst, o. J.). Da sich im Sprachgebrauch aber gezeigt hat, dass dieser Ausdruck noch zu wenig bekannt ist oder mit sogenannter Lernbehinderung, dem veralteten Begriff für den sonderpädagogischen Förderschwerpunkt Lernen, gleichgesetzt wird, werden in den Disability Studies auch die Begriffe Menschen mit ‚intellektuellen‘ oder ‚kognitiven‘ Behinderungen oder Beeinträchtigungen benutzt, da sie als etwas weniger gewaltsam angesehen werden.

Zusätzlich gibt es noch unterschiedliche sprachliche Konventionen in den Subdisziplinen bzw. verwandten Diskursen wie zum Beispiel Critical Blindness Studies (> Schulz & Geese in diesem Band), Deaf Studies (> Rombach & Kellermann) und Mad Studies (> Lüthi), die einzelne Gruppen von als behindert markierten Menschen betreffen und in den Beiträgen des Handbuchs erläutert werden. Schließlich gilt für die eigene Begriffsverwendung, dass bei historischen Ausführungen die jeweiligen

zeitgenössischen Vokabeln wie etwa ‚Idiot‘ oder ‚Krüppel‘ benutzt werden sollten und teilweise auch müssen, auch wenn sie heute als herabwürdigend betrachtet werden, weil ansonsten die geschichtlichen Sachverhalte nicht angemessen aufgearbeitet und dargestellt werden können (Frohne, 2017). Trotz einiger verdienstvoller Arbeiten (z. B. Firlinger, 2003; Schmuhl, 2010) ist es eine noch zu bewältigende Aufgabe der Disability History (> Bösl & Frohne und Fuchs), die Begriffsgeschichte von Behinderung im deutschsprachigen Raum umfassend, systematisch und vor allem auch international vergleichend aufzuarbeiten.

Bei aller notwendigen Sprachkritik sollte man sich aber darüber im Klaren sein, dass Sprachhandlungen letztlich nur eine Wirklichkeitsebene unter vielen darstellen. Im Wesentlichen bleiben sprachliche Konventionen immer unzureichend, da sie zwischen dem Bemühen um Inklusion sowie anerkennender Adressierung und einer allgemeinen Verständlichkeit vermitteln müssen. Auch weist die Begriffsgeschichte von Behinderung darauf hin, dass einerseits Sprache wichtig ist und bestimmte Begrifflichkeiten immer auch normative Annahmen, Gedankenwelten, Vorstellungen und Geschichte(n) transportieren. Andererseits zeigt sich, dass sich oftmals die stigmatisierenden (Ab-) Wertungen gleichsam ‚hinter dem Rücken‘ der Handelnden wieder Geltung verschaffen, und zwar, indem ein neues, ursprünglich entstigmatisierend gemeintes Wort, wie etwa Behinderung, das sich als scheinbar neutraler Begriff für die Differenzkategorie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts herausbildete, sich allmählich doch wieder in eine negativ konnotierte Vokabel verwandelt. In den Disability Studies gibt es deshalb beides: aktive Sprachpolitik und zugleich auch kritische Stimmen. So argumentiert Michael Zander (2016, o. S.) als „Aktivist der Behindertenbewegung und als Hochschullehrer“, dass der Wunsch nach ‚richtigem‘ Sprechen zwar prinzipiell zu begrüßen sei, jedoch erschwere das Ringen um korrekte Begriffe bisweilen die Diskussionen, die sich eigentlich mit handfester, materieller Diskriminierung, „etwa Armut, Ausgrenzung und schlechte[n] Arbeitsbedingungen in sogenannten Behindertenwerkstätten“, auseinandersetzen sollten.

5 Ausblick

Alle Beiträge dieses Handbuchs verbindet das Ziel, auch auf der sprachlichen Ebene zu Inklusion, Partizipation und einem respektvollen Umgang beizutragen. Dabei wird allerdings die in den Wissenschaften übliche Standardsprache benutzt. Eine Zukunftsaufgabe, unter vielen anderen, für die Disability Studies ist es, Inhalte auch in Leichter oder zumindest Einfacher Sprache (Kellermann, 2014) bereit zu stellen und es Menschen mit Lernschwierigkeiten zu ermöglichen, sich verstärkt einzubringen.

Um die akademischen Debatten angemessen abbilden zu können, sind im sprachlichen Ausdruck sowohl Verständlichkeit als auch Differenziertheit geboten, schließlich adressiert das Handbuch ein heterogenes Publikum, nämlich all diejenigen, ob mit oder ohne Behinderungen, welche sich für die Lebenssituation behinderter Menschen

interessieren oder die mehrdimensionale und widersprüchliche Differenzkategorie Behinderung verstehen und sich für Inklusion, Partizipation und Gleichstellung engagieren wollen. Im Speziellen wendet es sich an Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen, jüngere und etablierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie an Personen, die in Praxis, Politik oder Interessenvertretung tätig sind.

Ein Publikationsprojekt wie dieses Handbuch kann nur als Gemeinschaftsanstrengung realisiert werden. Wir bedanken uns bei allen, die uns in dem Arbeitsprozess fachlich und persönlich begleitet haben. Unser größter Dank gilt den Personen mit und ohne Behinderungen, von denen die einzelnen Beiträge stammen. Sie haben sich der Mühe der Recherche, des Schreibens sowie der mehrmaligen Überarbeitungen unterzogen und dabei viel Geduld und Beharrlichkeit bewiesen, und dies unter oftmals schwierigen Bedingungen, von denen die Corona-Pandemie nur eine Herausforderung war. Weitere Personen haben uns tatkräftig unterstützt. Vor allem Lara Textores danken wir für das gründliche und gewissenhafte Korrigieren der Formalia. Shadi Heinrich hat professionell die drucktechnische Vorbereitung des Manuskripts übernommen. Nadja Körner und Frieder Kurbjeweit haben wertvolle Anregungen im Bearbeitungsprozess gegeben. Dem Verlag und insbesondere Katrin Emmerich sei gedankt für Ausdauer und Verständnis in der langjährigen Zusammenarbeit.

Mit diesem Beitrag endet unsere herausgebende Arbeit und zugleich setzt sich die soziale Interaktion, die eine Wissenschaft auch immer darstellt, weiter fort. Indem dieses Handbuch Einblicke in Forschungserträge und aktuelle Kontroversen bietet sowie auch Forschungslücken offenlegt, gibt es Anstöße und Anregungen für die künftige Entwicklung der deutschsprachigen Disability Studies. Die vielfältigen Annäherungen, Kontaktaufnahmen und Begegnungen, die dabei stattfinden und zu denen dieses Handbuch hoffentlich beitragen kann, sind wie in jedem Diskurs notwendig dynamisch, unvorhersehbar und daher auch nie abgeschlossen.

Literatur

- Brown, L. (2005). Konkurrenz für Lord Nelson. Eine neue Art von Heldendenkmal: London streitet um eine Skulptur auf dem Trafalgar Square. *Die Zeit. Wochenzeitung*, o. Jg.(39), 22. September 2005, o. S. https://www.zeit.de/2005/39/Konkurrenz_fuer_Lord_Nelson. Zugegriffen: 17. März 2021.
- Bennani, H., & Müller, M. (2018). „Making up People“ Globally. Die Institutionalisierung globaler Personenkategorien am Beispiel Indigener Völker und Menschen mit Behinderungen. *Zeitschrift für Soziologie*, 47(5), 306–331.
- Berressem, H., Ingwersen, M., & Waldschmidt, A. (2017). Foreword: Culture – Theory – Disability. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 11–15). transcript.
- Davis, L. J. (2006). Introduction. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (2. Aufl., S. xv–xviii). Routledge.
- Dederich, M. (2007). *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*. transcript.

- Firlinger, B. (2003). *Buch der Begriffe. Sprache, Behinderung, Integration*. Integration:Österreich.
- Foucault, M. (1973). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Hanser (Erstveröffentlichung 1963).
- Frohne, B. (2017). Moderne Begriffe und Definitionen – So unentbehrlich wie problematisch. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 52–58). Didymos.
- Frohne, B., & Nolte, C. (2017). In der Werkstatt: Das Forschungsprogramm „Dis/ability History der Vormoderne“. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 21–22). Didymos.
- Goffman, E. (1967). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1963).
- Hall, S. (1980). Encoding, decoding. In S. Hall, D. Hobson, A. Lowe, & P. Willis (Hrsg.), *Culture, media, language. Working papers in cultural studies, 1972–1979* (S. 128–138). Routledge (Erstveröffentlichung 1973).
- Jelinek-Menke, R. (2021). *Religion und Disability. Behinderung und Befähigung in religiösen Kontexten. Eine religionswissenschaftliche Untersuchung*. transcript.
- Karpa, J. (2019). Warum „Handicap“ das falsche Wort für Behinderung ist. <https://leidmedien.de/aktuelles/warum-handicap-das-falsche-wort-fuer-behinderung-ist/>. Zugegriffen: 15. März 2021.
- Kellermann, G. (2014). Leichte und Einfache Sprache – Versuch einer Definition. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 64(9–11), 7–10.
- Leidmedien.de. (o. J.). Begriffe über Behinderung von A bis Z. <https://leidmedien.de/begriffe/>. Zugegriffen: 15. März 2021.
- Linton, S. (1998). Disability studies/not disability studies. *Disability & Society*, 13(4), 525–540.
- Lutz, P., Macho, T., Staupe, G., & Zirden, H. (Hrsg.). (2003). *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Böhlau.
- Mensch zuerst – Netzwerk People First Deutschland e. V. (o. J.). Kampf gegen den Begriff „geistig behindert“. <http://www.menschzuerst.de/pages/startseite/was-tun-wir/kampf-gegen-den-begriff-geistig-behindert.php>. Zugegriffen: 18. März 2021.
- Moebius, S. (Hrsg.). (2012a). *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung*. transcript.
- Moebius, S. (2012b). Kulturforschungen der Gegenwart – Die Studies. Einleitung. In S. Moebius (Hrsg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung* (S. 7–12). transcript.
- Nolte, C., Frohne, B., & Kerth, S. (Hrsg.). (2017). *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion*. Didymos.
- Pfahl, L., & Powell, J. J. W. (2014). Subversive Status: Disability Studies in Germany, Austria and Switzerland. *Disability Studies Quarterly*, 34(2), o. S. www.dsqsds.org/article/view/4256/3596. Zugegriffen: 10. März 2021.
- Raab, H. (2022). *Disability Studies – Eine Einführung (im Erscheinen)*. Budrich.
- Rioux, M. H., & Bach, M. (Hrsg.). (1994). *Disability is not measles. New research paradigms in disability*. G Allan Roeher Inst Kinsman.
- Pateisky, D. (2021). *International Disability Rights Advocacy. Languages of Moral Knowledge and Institutional Critique*. Routledge.
- Pratt, M. L. (1991). Arts of the Contact Zone. In Modern Language Association (Hrsg.), *Profession 91* (S. 33–40). MLA.
- Schmuhl, H.-W. (2010). *Exklusion und Inklusion durch Sprache – Zur Geschichte des Begriffs Behinderung*. Institut Mensch Ethik Wissenschaft.

- Schneider, W., & Waldschmidt, A. (2012). Disability Studies. (Nicht-)Behinderung anders denken. In S. Moebius (Hrsg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung* (S. 128–150). transcript.
- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Disability. (o. J.). Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD). <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html>. Zugegriffen: 25. Sept. 2020.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2020). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Waldschmidt, A., & Bösl, E. (2017). Nacheinander/Miteinander: Disability Studies und Disability History. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Disability History der Vor-moderne. Ein Handbuch/Premodern Disability History. A Companion* (S. 40–49). Didymos.
- Zander, M. (2016). Neue Wörter, neue Gesellschaft? In *Hintergrund. Das Nachrichtenmagazin*, o. Jg.(2), o. S. <https://www.hintergrund.de/soziales/reformen/neue-woerter-neue-gesellschaft/>. Zugegriffen: 17. März 2021.

Anne Waldschmidt, Dr. rer. pol., Professorin für Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Wissenssoziologie, Körpersoziologie, Politische Soziologie, Behindertenpolitik im europäischen Vergleich, Zeitgeschichte der Behinderung (Disability History), Intersektionalitätsforschung, Diskurs- und Dispositivanalyse.

<https://idis.uni-koeln.de/>

<https://www.hf.uni-koeln.de/30711>

Sarah Karim, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Subjektivierungsanalyse, Körpersoziologie, Praxistheorie, Diskurs- und Dispositivanalyse, Ethnografie.

<https://www.hf.uni-koeln.de/36445>

Grundlagen der Disability Studies



Internationale Disability Studies

Julia Biermann und Justin J. W. Powell

Zusammenfassung

Der Beitrag zeichnet internationale Entwicklungen in den Disability Studies nach. Aufgrund der Bedeutung für die Entstehung und weltweite Verbreitung des multidisziplinären Forschungsfelds liegt der Fokus auf den englischsprachigen Diskursen. Skizziert werden drei historische Phasen: die Etablierung der Disability Studies in den 1970er und 1980er Jahren, ihre Ausdifferenzierung in den 1990er und 2000er Jahren sowie ihre Pluralisierung seit den 2010er Jahren.

Schlüsselwörter

Behindertenbewegung · Gesellschaftskritik · Globaler Norden · Globaler Süden · UN-Behindertenrechtskonvention

1 Einleitung

Als multidisziplinäres Forschungsfeld zeichnen sich die Disability Studies dadurch aus, dass Behinderung nicht als persönliches Merkmal, sondern als sozial hervorbrachte Realität verstanden und untersucht wird. Entsprechend liegt der analytische Fokus – mit gewisser kultureller Varianz – vornehmlich auf dem Stellenwert der sozialen, kulturellen,

J. Biermann (✉)
Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich
E-Mail: julia.biermann@uibk.ac.at

J. J. W. Powell
Universität Luxemburg, Esch-Belval, Luxemburg
E-Mail: justin.powell@uni.lu

politischen und ökonomischen Umwelten für die gesellschaftliche Stigmatisierung, Diskriminierung und Exklusion sowie Segregation von Menschen, die als ‚behindert‘ wahrgenommen werden. Da außerdem auf emanzipatorischen gesellschaftlichen Wandel abgezielt wird, ist mit den Disability Studies zumeist eine Kritik an defizitorientierten Zugängen zu Behinderung verbunden. Gegenstand des Forschungsfeldes sind sowohl die Lebenserfahrungen und soziokulturellen Beiträge behinderter Menschen als auch ihre Teilhabe an gesellschaftlichen Institutionen wie beispielsweise Bildung, Arbeit, Familie und Religion (Ferguson & Nusbaum, 2012, S. 72–75; Linton, 1998, S. 132–133). Diese Form der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem sozialen ‚Behindert werden‘ (Cloerkes, 2003) hat sich in den letzten vier Jahrzehnten international etabliert. In diesem Beitrag zeichnen wir die Entwicklungen nach, die dazu beigetragen haben. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf den englischsprachigen Disability Studies, da diese sowohl für die Entstehung des Forschungsfeldes als auch für dessen weltweite Ausbreitung entscheidend (gewesen) sind. Wir bezeichnen Disability Studies als englischsprachig, wenn sie institutionell aus Ländern kommen, in denen Englisch Amtssprache ist, oder es sich um englischsprachige Originalpublikationen handelt.

Die internationale Verbreitung der Disability Studies werden wir im Folgenden anhand von drei historischen Phasen darstellen: In der ersten Phase etablierten sich die Disability Studies in den USA und Großbritannien; maßgeblich dafür war eine Verbindung von Aktivismus und Wissenschaft. Im zweiten Schritt erfolgte eine kritische Auseinandersetzung mit den Grundlagen des Feldes und eine inhaltliche, theoretisch-konzeptionelle und institutionelle Ausdifferenzierung der Disability Studies. Drittens lässt sich im letzten Jahrzehnt eine Pluralisierung der Disability Studies durch die Diversifizierung von Ansätzen, Methoden und Konzepten beobachten. Auf die mit den drei Phasen verbundenen unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und theoretischen Strömungen in den verschiedenen (englischsprachigen) Weltregionen werden wir überblicksartig und daher nur begrenzt eingehen können. Zur Erschließung der internationalen Disability Studies orientieren wir uns an folgenden Kriterien: erstens Monographien und Herausgeberschaften, die exemplarisch für die jeweilige historische Phase stehen, zweitens Zeitschriften, die das Forschungsfeld prägen, und drittens Netzwerke der Disability Studies, in denen sich Forschende national und international zusammengeschlossen haben.

2 Etablierung der anglo-amerikanischen Disability Studies (Ende 1970er/1980er Jahre)

Die Entstehung der Disability Studies als eigenständiges Forschungsfeld in den 1980er Jahren geht auf den Aktivismus der Behindertenbewegungen vor allem in Großbritannien und den USA zurück. Gestärkt durch das international wachsende Bewusstsein über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (Charlton, 1998) formulierten diese

Bewegungen Kritik an traditionell medizinisch orientierten Zugängen und entwickelten ein gesellschaftsorientiertes Verständnis von Behinderung.

Für die Herausbildung der Disability Studies in Großbritannien waren folgende Entwicklungen entscheidend: Erstens wurde 1975 erstmalig der Kurs ‚The Handicapped Person in the Community‘ an der Open University durchgeführt; an dessen Entwicklung waren behinderte Aktivist_innen beteiligt (Shakespeare, 2006, S. 6). Zweitens veröffentlichte 1976 die Union of the Physically Impaired Against Segregation (UPIAS), eine Organisation aus der Behindertenbewegung, gemeinsam mit der Disability Alliance, einem traditionellen Behindertenverband, die *Fundamental Principles of Disability*. In diesem Positionspapier wurde Behinderung als eine durch soziale Umstände hervorgerufene Benachteiligung definiert (UPIAS & The Disability Alliance, 1976, S. 3). Drittens kam es 1986 zur Gründung der Zeitschrift *Disability, Handicap & Society* (1994 umbenannt in *Disability & Society*), in deren Redaktion erstmals Menschen mit Behinderungen vertreten waren (Priestley, 2006, S. 27–28). Diese Entwicklungen trugen dazu bei, dass die bis dahin nur in der Behindertenbewegung geführte Diskussion über die Rolle sozio-ökonomischer Strukturen und Politiken Einzug in akademische, insbesondere sozialwissenschaftliche Disziplinen halten konnte. Das Ergebnis war die Herausbildung eines sozialen Modells von Behinderung, das zwischen individuellen Beeinträchtigungen und Behinderung als sozialem Phänomen unterschied (Marks, 1999, S. 188). Mit diesem Ansatz der britischen Disability Studies war in dieser Phase eine neo-marxistische Argumentation verbunden, nach der Menschen mit Beeinträchtigungen unter den Bedingungen des modernen Kapitalismus einer spezifischen Form der Unterdrückung unterliegen.

Arbeiten, die für die Entwicklung des sozialen Modells grundlegend sind, stammen insbesondere von den Behindertenrechtsaktivisten und Sozialwissenschaftlern Victor (Vic) Finkelstein (1938–2011), wie z. B. sein 1980 erschienenes Buch *Attitudes and Disabled People*, und Michael (Mike) Oliver (1945–2019), der z. B. die Bücher *Social Work with Disabled People* (1983) und *The Politics of Disablement* (1990) verfasste. Beide gelten als Wegbereiter und Schlüsselfiguren der britischen Disability Studies. Zu erwähnen sind darüber hinaus die Publikationen der beiden Bildungssoziologen Len Barton und Sally Tomlinson (2012 [1984]) sowie von Sally Tomlinson (1982, 2017) über die Sondererziehung von Menschen mit Behinderungen und des Soziologen Colin Barnes (1992) über den Zusammenhang von Behinderung und Diskriminierung im Sozialsystem; alle drei gehören in Großbritannien zu den zentralen Figuren, die sich mit Fragen von Behinderung auseinandergesetzt haben. Von dem Kulturwissenschaftler David Hevey (1992) erschien das einflussreiche Buch *The Creatures Time Forgot* über fotografische Repräsentationen von behinderten Menschen.

In den USA entstand im selben Zeitraum ebenfalls eine Auseinandersetzung mit Behinderung als sozialem Phänomen. Im Unterschied zu den britischen Disability Studies lag der Fokus jedoch weniger auf der Trennung von Beeinträchtigung und Behinderung oder der ökonomischen Unterdrückung; an die Bürgerrechtsbewegungen

anschließend wurde vielmehr auf den Status von Menschen mit Behinderungen als Minderheitengruppe abgehoben (Grue, 2015, S. 33; > Hirschberg in diesem Band). Ein weiterer Schwerpunkt war die Rolle kultureller Traditionen und Werte für die Diskriminierung von behinderten Menschen. Entscheidend für die Herausbildung entsprechender Modelle von Behinderung waren die folgenden Entwicklungen: Erstens fand 1977 die ‚White House Conference on Handicapped Individuals‘ statt, auf der Menschen mit Behinderungen erstmals als ‚identifizierbare soziale Einheit‘ in Erscheinung traten und sich in einem Netzwerk zusammenschlossen (Pfeiffer & Giampietro, 1977, S. 93). Zweitens wurde 1977 der Universitätskurs ‚The Social Consequences of Disability‘ angeboten, in dem Behinderung als soziales Merkmal untersucht wurde (Brooks, 1980; Pfeiffer & Yoshida, 1995, S. 476). Drittens kam es 1982 zur Gründung der Section for the Study of Chronic Illness, Impairment, and Disability (seit 1986 die Society for Disability Studies) und ab 1980 zur Herausgabe der Zeitschrift *Disability Studies Quarterly* (Albrecht, 2002, S. 28–29; Society for Disability Studies, 2019a, b). Einen bedeutenden Beitrag zur Gründung der Zeitschrift hat Irving K. Zola (1935–1994) geleistet. Der Behindertenaktivist, Medizinsoziologe und Autor des erschienenen Buchs *Missing Pieces: A Chronicle of Living with a Disability* (Zola 1982) gilt daher als Gründungsvater der amerikanischen Disability Studies.

Als grundlegend zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die Beiträge von Robert Bogdan und Douglas Biklen (1977) über ‚handicapism‘, von Frank Bowe (1978) zur sozialen Konstruktion von Behinderung, von Richard Scotch (2001 [1984]) und Harlan Hahn (1985) zur Behindertenpolitik. Diese Veröffentlichungen trugen – verbunden mit Protestaktivitäten für Menschenrechte und der Implementierung von Behindertenpolitiken (Barnartt & Scotch, 2001) – dazu bei, die amerikanischen Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften auf die historischen, sozio-kulturellen und rechtlichen Bedingungen des sozialen Ausschlusses und der Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen aufmerksam zu machen.

Als eigenständiges Forschungsfeld konnten sich die Disability Studies sowohl in Großbritannien als auch in den USA schließlich Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre etablieren. Beobachten lässt sich dies zum einen an der rasanten Zunahme von Universitätskursen und Studienprogrammen und zum anderen an der Gründung von Forschungszentren. In den USA wurde 1971 an der Syracuse University das Center on Human Policy gegründet, das bis heute ein führendes Zentrum in der Analyse von Behindertenpolitik ist (Syracuse University, 2018). An der Universität Hawai‘i entstand 1988 das Center on Disability Studies (o. J.), das seit 2003 die Zeitschrift *Review of Disability Studies* (o. J.) herausgibt. In Großbritannien wurde im Jahr 1990 an der University of Leeds eine Disability Research Unit gegründet, die sich im Jahr 2000 als Centre for Disability Studies neu aufstellte (University of Leeds, 2018). Diese Entwicklungen legten den Grundstein für die erfolgreiche Akademisierung der anglo-amerikanischen Behindertenbewegung, als deren Folge die Disability Studies in der universitären Forschung und Lehre Sichtbarkeit und Legitimität erlangen konnten.

3 **Ausdifferenzierungen und inhaltliche Auseinandersetzungen in den Disability Studies (1990er Jahre/Mitte 2000er Jahre)**

Mit der Etablierung der Disability Studies wuchs auch die kritische Auseinandersetzung mit den Grundannahmen des Forschungsfeldes. Diskutiert wurden vor allem die empirische Nützlichkeit und konzeptuelle Passung von Forschung zum Verständnis unterschiedlicher Behinderungserfahrungen (Roulstone et al., 2012, S. 4). Umstritten war in den anglo-amerikanischen Disability Studies zum Beispiel, ob Wortführer_innen des Forschungsfeldes alle behinderten Menschen repräsentieren, ob nur behinderte Menschen selbst im Feld forschen und ob Disability Studies in klinischen Disziplinen angesiedelt sein könnten (Albrecht, 2002, S. 19; Ferguson & Nusbaum, 2012, S. 72). Diese Kritiken bezogen sich auf die Tatsache, dass bis in die 1990er Jahre hinein die Disability Studies vor allem von weißen, gebildeten, im globalen Norden lebenden Männern mit sichtbaren körperlichen Beeinträchtigungen repräsentiert wurden (Rembis, 2010, S. 21). Entsprechend entwickelten sich um die Jahrtausendwende innerhalb und außerhalb der anglo-amerikanischen Disability Studies Kontroversen über die Universalität und Partikularität von Bedeutungen, Kontexten und Folgen von Behinderung. Diese Auseinandersetzungen trugen zur Ausdifferenzierung der Disability Studies bei. Kritisch beleuchtet wurden sowohl das Zusammenspiel individueller Beeinträchtigungen und strukturell-institutioneller Faktoren bei der Konstruktion von Behinderung als auch die globale Repräsentativität und Verbreitung entsprechender Forschungen. Wichtige englischsprachige Sammelwerke brachten entscheidende Stimmen zusammen und strukturierten das Feld (z. B. Albrecht et al., 2001). Der kanonische *Disability Studies Reader* ist inzwischen in der fünften Auflage erschienen (Davis, 2017 [1997]).

Inhaltlich beschäftigen sich während dieser zweiten Phase die Untersuchungen in den anglo-amerikanischen Disability Studies zunehmend mit dem Zusammenhang von Behinderung und weiteren sozialen Merkmalen wie z. B. *sex* und *gender*. Nach Michelle Fine und Adrienne Asch (1988) übten Susan Wendell (1996) und Jenny Morris (1996) Kritik an der feministischen Theorie, die das Thema Behinderung nicht beachte, und forderten die Anerkennung der Erfahrungen behinderter Frauen und die Integration ihres Wissens in die feministische Diskussion (z. B. Hall, 2011). Darüber hinaus wurde die Nichtbeachtung und Unterdrückung von Menschen mit Behinderungen auch in Bezug auf sexuelle Orientierung und Sexualität (z. B. Cramer & Gilson, 1999; Shakespeare et al., 1996) und *race* oder Ethnizität erforscht (z. B. Campbell, 2009; Stuart, 1993). Als eine Folge des erweiterten Blickwinkels gewannen die Auseinandersetzungen mit sozialen Barrieren, die gleichberechtigte Teilhabe behindern, an Komplexität. Es ging nicht mehr primär darum, wie mit behindernden Strukturen umgegangen werden soll, sondern auf welche Weise diese Barrieren hervorgebracht und aufrechterhalten werden, etwa in und durch die Organisation von Bildungs- und Unterstützungssystemen (Gabel, 2005; Harrison & Davis, 2001) oder durch die ökonomische Ordnung (Russell, 1998). Zusätzlich entstanden Untersuchungen zum Beitrag kultureller Narrative, Phantasien

und Fiktionen über physische und kognitive Differenz für die Unterdrückung und Aussonderung von Menschen mit Behinderungen. Mit diesen Fragen auseinander gesetzt haben sich sowohl Rosemarie Garland-Thomson (1997) in ihrem Buch *Extraordinary Bodies* als auch David T. Mitchell und Sharon L. Snyder (1997) in ihrer Sammelband *The Body and Physical Difference*. Beide Veröffentlichungen gelten heute als Klassiker der US-amerikanischen Disability Studies. Eines der Schlüsselwerke der britischen Disability Studies zum komplexen Zusammenspiel von Identitäten, sozialer Differenz und Erfahrungen gesellschaftlich bedingter Behinderung ist der von John Swain, Finkelstein, Sally French und Mike Oliver 1993 herausgegebene Band *Disabling Barriers – Enabling Environments*, der 2014 in dritter, überarbeiteter Auflage erschienen ist.

Im gleichen Zeitraum intensivierte sich sowohl in Großbritannien als auch in den USA die Auseinandersetzung mit Behinderung aus historischer Perspektive (z. B. Borsay, 2004; Kudlick, 2003; Longmore & Umansky, 2001; Poore, 2007 zu Deutschland), aus der die Disability History als eigenes Forschungsfeld entstand (> Bösl & Frohne in diesem Band). Zusätzlich entwickelte sich die international vergleichende Perspektive in den Disability Studies (z. B. Heyer, 2015; Powell, 2016 [2011]).

Darüber hinaus ist die Phase ab den 1990er Jahren gekennzeichnet durch eine Erweiterung der geographischen Räume. Zum einen wandten sich die US-amerikanischen und britischen Disability Studies – zuvor geographisch und institutionell das Zentrum des Forschungsfeldes – zunehmend auch anderen Weltregionen zu (Ingstad & Whyte, 2007; Priestley, 2001), oft auch im Kontext von Entwicklungspolitik und -zusammenarbeit (Coleridge, 1993; Stone, 1999). Zum anderen wurden außerhalb der US-amerikanischen und britischen Disability Studies vermehrt Diskussionen darüber geführt, wie Behinderungsforschung kontextangemessen durchgeführt werden kann und soll. Im Zuge dieser Debatten entstanden weltweit neue Forschungszentren und Netzwerke.

In Europa lassen sich verschiedene Aktivitäten beobachten. So entstand 1988 die Gruppe ALTER (seit 2012 Société Européenne de Recherche sur le Handicap/European Society for Disability Research); Gründungspräsident war der französische Philosoph und Historiker Henri-Jacques Stiker (2019 [1982]). Die Gruppe gibt seit 2007 die gleichnamige zweisprachige Zeitschrift *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue européenne de recherche sur le handicap* heraus (ALTER, 2020). Außerdem kam es 1997 zur Gründung des Nordic Network on Disability Research, das seit 1999 das *Scandinavian Journal of Disability Research* herausgibt (Nordic Network on Disability Research, 2018). Um die Disability Studies in den deutschsprachigen Ländern – Deutschland, Österreich, Schweiz, Luxemburg, Liechtenstein – stärker miteinander zu verbinden, kam es dagegen erst 2018 zur Gründung eines Netzwerkes, dessen Formalisierung noch aussteht (Pfahl & Powell, 2014;> Köbsell in diesem Band). Seit 2021 erscheint die erste wissenschaftliche Zeitschrift im Forschungsfeld im deutschsprachigen Raum, die *Zeitschrift für Disability Studies* (2021). Einen Überblick über die Entwicklungen in weiteren Regionen Europas geben z. B. für Frankreich Hannah Thompson (2017) und für Polen Joanna Głodkowska, Justyna Gasik und Marta Pałowska (2016). Ein europaweites Netzwerk – das Academic Network of European Disability Experts (ANED) – wurde 2008 von der Europäischen Kommission

mit dem Ziel gegründet, mittels alternativer Berichterstattung die Entwicklung und Implementierung behinderungsrelevanter Politiken auf nationaler und europäischer Ebene kritisch zu begleiten (Academic Network of European Disability Experts, 2018).

In nicht-europäischen, englischsprachigen Kontexten starteten die Disability Studies mit einer Kritik an der Angemessenheit westlicher – und damit aus einer globalen Minderheitsperspektive formulierter – Konzepte und Trends in der Auseinandersetzung mit Behinderung. Die australische Sozialwissenschaftlerin Helen Meekosha (2004) stellte zum Beispiel die Erklärungsmacht westlicher Diskurse für Behinderungserfahrungen in den ‚Peripherien der englischsprachigen Welt‘ infrage (vgl. auch Miles, 1996). In ähnlicher Weise setzte sich die indische Psychologin und Behindertenrechtsaktivistin Anita Ghai (2001, 2006) mit universalisierenden Annahmen über den Kampf um die Rechte von Menschen mit Behinderungen auseinander. Sie plädierte entschieden für die Lokalisierung von Behinderungserfahrungen in spezifischen Kontexten. Für Südafrika arbeiteten Brian Watermeyer et al. (2006) den Zusammenhang zwischen Behinderung und sozialem Wandel heraus und legten dabei einen Schwerpunkt auf die Realisierung der Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die 2006 erfolgte Verabschiedung der *Convention on the United Nations on the Rights of Persons with Disabilities* (UN CRPD, im Deutschen: UN-Behindertenrechtskonvention, UN-BRK) zum Anlass nehmend gründete sich 2007 das African Network of Evidence to Action on Disability, das am Centre for Rehabilitation Studies an der Stellenbosch University angesiedelt ist (Mji et al., 2011). Seit 2012 gibt das Netzwerk das *African Journal on Disability* (2018) heraus. Zeitgleich kam es auch in Indien zur Gründung mehrerer Zentren für Forschung und Lehre im Bereich der Disability Studies; z. B. wurde an der Nalsar University of Law (2018), Hyderabad, das Centre for Disability Studies eingerichtet. In Australien war bereits 1997 das Centre for Disability Studies (2018) an der University of Sydney gegründet worden. Einen Überblick über die Entwicklungen der Disability Studies bieten Renu Addlakha (2013) für Indien und Judith McKenzie, Gubela Mji und Siphokazi Gcaza (2014) für das südliche Afrika.

Diese Institutionalisierungen trugen zur Stärkung des Forschungsfeldes im (englischsprachigen) globalen Süden bei, machten die damit verbundene Forschung sichtbar und leisteten dadurch weitreichende Beiträge für die Ausdifferenzierung der internationalen Disability Studies.

4 Pluralisierung und Diversifizierung der Disability Studies (Ende 2000er Jahre/2010er Jahre)

Durch eine Zunahme unterschiedlicher globaler Perspektiven in den Disability Studies hat sich das Forschungsfeld schließlich seit Ende der 2000er Jahre zunehmend pluralisiert. Weltweit zeigt sich dies in vermehrten Theorieangeboten (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band), fortgeschrittenen Methodenansätzen (> Behrisch in diesem Band) und einer disziplinären Vielfalt. In den Auseinandersetzungen mit nicht mehr (nur)

den Umständen, sondern den lokalen, nationalen und globalen Kontexten und Politiken von Behinderung wird das Anliegen verfolgt, die Dominanz einer westlichen, weißen Mittelklasse-Perspektive in den Disability Studies aufzudecken, um damit verbundener Einseitigkeiten in der Forschung entgegenzuwirken.

In den anglo-amerikanischen Disability Studies kann man dies am Aufkommen der Critical Disability Studies beobachten (Ellis et al., 2019a, b; Goodley, 2014; Meekosha & Shuttleworth, 2009; Pothier & Devlin, 2006). In diesen wird Behinderung sowohl als gelebte Realität verstanden, für welche die Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen zentral sind, als auch als soziale und politische Konstruktion, die durch gesellschaftliche Machtverhältnisse bestimmt ist (Reaume, 2014, S. 1248). Basierend auf einer kritischen Auseinandersetzung mit den materialistischen Annahmen des sozialen Modells von Behinderung untersuchen die Critical Disability Studies, wie Menschen systematisch und sozial behindert werden. Sie versuchen dabei ebenso, nicht nur soziale Institutionen und Barrieren, sondern auch Körper in diese Diskussionen mit einzubeziehen. Dazu wird zunehmend Intersektionalitätsforschung betrieben und Perspektiven aus dem globalen Süden berücksichtigt (Goodley, 2014; Meekosha & Shuttleworth, 2009; Pothier & Devlin, 2006). In wachsendem Maße werden Fragen sowohl nach (globaler) Gerechtigkeit und Menschenrechten (z. B. Degener, 2017; Heyer, 2015) als auch nach Exklusion, Inklusion und Diversität gestellt, zu deren Beantwortung zunehmend auf Ansätze aus den Queer Studies, Critical Race Studies und Postcolonial/ Postdevelopment Studies zurückgegriffen wird.

Für eine Verbindung von Disability Studies und Queer Studies steht exemplarisch die 2006 erschienene Monographie *Crip Theory* des US-amerikanischen Forschers Robert McRuer, in der die Verbindungslinien zwischen der kulturellen Norm körperlicher Funktionsfähigkeit und Heterosexualität aufgearbeitet werden; McRuer gilt daher als Begründer der Queer Disability Studies. Crip-theoretische Ansätze werden vermehrt auch genutzt, um entwicklungspolitische Diskurse und staatliche Praktiken kritisch zu reflektieren (z. B. Kolářová & Wiedlack, 2016; Puar, 2017).

Als Brücke zwischen Disability Studies und *Critical Race Theory* fungiert der 2016 von David J. Connor, Beth A. Ferri und Subini A. Annamma herausgegebene Band *DisCrit*, dessen Beiträge den Zusammenhang von Behinderung und *race* mit Bezug auf die westliche Kultur und Bildungssysteme theoretisch und empirisch reflektieren (dazu auch Erevelles & Minear, 2010). Mit der Vernachlässigung der Erfahrungen schwarzer Menschen in den Disability Studies setzt sich die vom Aktivistin und Wissenschaftler Christopher Bell (1974–2009) herausgegebene Edition *Blackness and Disability* (Bell, 2011) auseinander; sie gilt als Gründungstext im Feld der sich herausbildenden Black Disability Studies (Dunham et al., 2015; Mollow, 2017). Darüber hinaus kann in Nordamerika eine Zunahme hispanischer Disability Studies vermerkt werden, die von Auseinandersetzungen mit Behinderungsphänomenen im spanischsprachigen Südamerika angeregt werden (Juárez-Almendros, 2013).

Für die Verbindung der Disability Studies und Postcolonial Studies stehen die Beiträge von Meekosha (2011) und Karen Soldatic (2015) aus Australien sowie von Shaun

Grech (2015) aus Malta. Grech und Soldatic sind außerdem die Herausgeber_innen des 2016 erschienenen Handbuchs *Disability in the Global South*. In ihren Arbeiten setzen sich die Autor_innen mit dem kolonialen Erbe und den globalen Mechanismen in der (Re-)Produktion von Behinderung auseinander (dazu auch Barker & Murry, 2010; Connell, 2011; Sherry, 2007). Für eine kritische Beschäftigung mit den Verbindungslinien von Behinderung und Entwicklungspolitik steht der Sammelband *The Global Politics of Impairment and Disability* (Soldatic & Meekosha, 2014). Die Diskussionen über Behinderung, (Post-)Kolonialismus und Entwicklung werden seit 2014 zusätzlich in der Zeitschrift *Disability and the Global South* (o. J.) geführt.

Die Dominanz westlicher Behinderungsforschung wird auch im globalen Süden hinterfragt. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten der simbabwischen Bildungswissenschaftlerin Tsitsi Chataika (2012). Sie setzt sich mit Stereotypisierungen auseinander, welche sowohl die Disability Studies als auch die entwicklungspolitischen und postkolonialen Diskurse prägen, und arbeitet deren unterdrückende Wirkungen auf. Einen wichtigen Beitrag zur Herausbildung feministischer Disability Studies im globalen Süden leistete der 2015 von der Frauenrechtlerin Asha Hans herausgegebene Band *Disability, Gender and the Trajectories of Power*, in dem die Erfahrungen von Frauen in Indien mit Behinderung und *gender* im Fokus stehen. Diese Arbeiten sind oft mit dem Plädoyer verbunden, den aus dem Westen importierten Theorien und Modellen ein kontextspezifisches und partikulares Wissen entgegenzusetzen (für Asien auch Ghosh, 2016 und für Afrika Owusu-Ansah & Mji, 2013).

Für eine kontextangemessene Behinderungsforschung im globalen Süden wird z. B. vorgeschlagen, einen stärkeren Fokus auf die Rolle der Familie und des erweiterten familialen Umfeldes zu legen. Die indische Sozialwissenschaftlerin Nilika Mehrotra (2013) bringt in diesen Zusammenhang z. B. das Konzept der ‚connected body-selves‘ ein, während Chataika und McKenzie (2013) dafür plädieren, nicht Autonomie, sondern Fürsorge (*care*) zu einem Kernelement der Analyse von Behinderungserfahrungen zu machen. Sie beziehen sich hierfür auf das Prinzip von *ubuntu*, welches die Verbundenheit der gesamten Menschheit oder die interdependente, gegenseitig vorteilhafte Beziehung zwischen einer Person und der Gemeinschaft meint. Des Weiteren wird gefordert, den analytischen Blick auch auf die Rolle von Spiritualität, Theologie und Religion zu lenken (Etieyibo & Omiegbe, 2016; Kabue et al., 2011). Größere Sichtbarkeit werden die Disability Studies aus dem globalen Süden zusätzlich durch die Herausgabe dreier Handbücher erreichen können: das *Palgrave Handbook of Disability and Citizenship in the Global South* (Watermeyer et al., 2019), das *Routledge Handbook on Disability in Southern Africa* (Chataika, 2019) und das *Routledge Handbook of Disability Activism* (Berghs et al., 2019).

Weltweit finden sich darüber hinaus Bestrebungen, Behinderung und Behinderungsforschung im globalen Kontext zu erfassen. Dies geschieht z. B. durch eine Theoretisierung der Konstruktion von Behinderung in der aktuellen Weltordnung (Erevelles, 2011), durch eine Kritik der Institutionalisierung segregierender Bildungs- und Sozialsysteme (Richardson & Powell, 2011) oder mittels vergleichender Analysen

zu Behinderungserfahrungen im globalen Norden und globalen Süden (Biermann, 2019). Auch in und mit Bezug auf weitere Weltregionen nimmt die Forschung zu, z. B. im Mittleren Osten und Nordafrika (Goodrich, 2014; Scalenghe, 2019).

Einen deutlichen Schub für die Globalisierung der Disability Studies hat die bereits erwähnte Verabschiedung der Behindertenrechtskonvention durch die Vereinten Nationen (United Nations, o. J.) geleistet, an deren Entstehung die internationale Behindertenbewegung maßgeblich beteiligt war (Heyer, 2015). In der Folge kam es auch zu einer weltweiten Stärkung der rechts- und politikwissenschaftlichen Disability Studies (> Rößler und Naue & Waldschmidt in diesem Band). Zum Beispiel setzt sich die indische Juristin Amita Dhanda kritisch mit der Kolonialität rechtlichen Wissens und der Realisierung der Rechte von Menschen mit Behinderungen auseinander (Dhanda & Parashar, 2009; Dhanda, 2000). Oche Onazie (2020) entwickelt andererseits Zugänge zu Behinderung und Gerechtigkeit basierend auf einer afrikanischen Rechtsphilosophie. Die deutsche Juristin und Behindertenaktivistin Theresia Degener (2017), die bis 2018 langjähriges Mitglied und zeitweise Vorsitzende des UN Ausschusses für die Rechte von Menschen mit Behinderungen war, plädiert für ein menschenrechtliches Modell von Behinderung. Für eine an die UN-BRK anschließende und international vergleichende Politikwissenschaft hat außerdem das europäische Forschungskonsortium ‚DISCIT – Making Persons with Disabilities Full Citizens‘ wegweisende Forschung geleistet, indem *active citizenship* als analytisches Konzept entwickelt und empirisch untersucht wurde (Halvorsen et al., 2017, 2018). Führende Forschungseinrichtungen in den rechts- und politikwissenschaftlichen Disability Studies sind das 2008 gegründete Centre for Disability Law and Policy an der University of Galway (Irland), das jährlich eine internationale Disability Summer School veranstaltet, und das 1986 gegründete Centre for Human Rights an der University of Pretoria (Südafrika), welches für das seit 2013 erscheinende *African Disability Rights Yearbook* verantwortlich ist.

Mit Blick auf das letzte Jahrzehnt verdeutlichen die skizzierten Entwicklungen zwei Richtungen der englischsprachigen Disability Studies: Erstens hat im globalen Norden die kritische Auseinandersetzung mit Behinderung zugenommen und es wurden zuvor in der Behinderungsforschung marginalisierte Aspekte, Gruppen und Weltregionen verstärkt in den Blick genommen. Zweitens wurde als Reaktion auf die westlich geprägten, weißen Disability Studies zunehmend kritische Behinderungsforschung im globalen Süden betrieben. Beide Trends haben zu einer Pluralisierung des Forschungsfeldes beigetragen.

5 Fazit

Historisch gesehen sind die Disability Studies ein noch relativ junger multidisziplinärer Wissenschaftszweig, dessen charakteristisches Merkmal die Verbindung von Wissenschaft und Behindertenbewegung ist. Auf internationaler Ebene hat sich das Forschungsfeld im Verlauf der letzten vier Jahrzehnte etablieren und weltweit verbreiten können. Die Grundlagen hierfür wurden in den 1970er und 1980er Jahren in Großbritannien

und den USA gelegt. Durch das Engagement behinderter Forscher_innen gelang es, die Diskussionen aus der Behindertenbewegung in die Sozial-, Politik-, Kultur- und Erziehungswissenschaften hineinzutragen. Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den konzeptionellen Grundannahmen dieser Debatten kam es innerhalb und außerhalb der anglo-amerikanischen Disability Studies in den 1990er und 2000er Jahren. Diese Auseinandersetzungen hatten inhaltliche, konzeptionelle und institutionelle Ausdifferenzierungen zur Folge und trugen, unterstützt durch die Gründung zahlreicher Netzwerke und Publikationsorgane im globalen Norden und Süden, zu einer weltweiten Ausbreitung des Forschungsfeldes bei. In der Folge ist es seit den 2010er Jahren zu einer Pluralisierung der Disability Studies gekommen, die sich in einer Vielzahl neuer Ansätze, Methoden und Konzepte zur Erforschung der sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Prozesse von Behinderung zeigt.

Zusammengenommen verdeutlichen diese Entwicklungen, dass es der internationalen Behindertenbewegung mit großem Erfolg gelungen ist, die Forschung zum Thema weltweit in einen gesellschaftlichen Kontext zu stellen und mit Forderungen nach gesellschaftspolitischem Wandel zu verbinden. Für die Zukunft ergeben sich hieraus zwei Herausforderungen für die internationalen Disability Studies: Zum einen gilt es, unter Anerkennung des eigenen historischen Erbes, theoretische und methodische Wege zu finden, die es erlauben, lokale Behinderungserfahrungen mit globalen sozialen, ökonomischen, rechtlichen und politischen Entwicklungen analytisch zusammenzubringen. Zum anderen sind, unter Anerkennung der globalen Hierarchien in der Wissensproduktion, praktische Wege zu finden, um Forschungen aus dem globalen Norden und Süden gleichberechtigt nebeneinander zu stellen.

Literatur

- Academic Network of European Disability Experts. (2018). About us. <https://www.disability-europe.net/about-us>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Addlakha, R. (Hrsg.). (2013). *Disability studies in india: Global discourses, local realities*. Routledge.
- African Journal on Disability. (2018). Journal information. <https://ajod.org/index.php/ajod/pages/view/journal-information>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Albrecht, G. L. (2002). American pragmatism, sociology and the development of disability studies. In C. Barnes, M. Oliver, & L. Barton (Hrsg.), *Disability studies today* (S. 18–37). Polity Press.
- Albrecht, G. L., Seelman, K. D., & Bury, M. (2001). *Handbook of disability studies*. Sage.
- ALTER. (2020). Alter – The review. <http://alter-asso.org/history-of-alter/>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Barker, C., & Murray, S. (2010). Disabling postcolonialism: Global disability cultures and democratic criticism. *Journal of Literary & Cultural Disability Studies*, 4(3), 219–236.
- Barnartt, S. N., & Scotch, R. K. (2001). *Disability protests: Contentious politics 1970–1999*. Gallaudet University Press.
- Barnes, C. (1992). *Disabled people in Britain and discrimination: A case for anti-discrimination legislation*. Hurst & Company.

- Barton, L., & Tomlinson, S. (Hrsg.). (2012). *Special education and social interests*. Routledge (Erstveröffentlichung 1984).
- Bell, C. (Hrsg.). (2011). *Blackness and disability: Critical examinations and cultural interventions*. LIT.
- Berghs, M., Chataika, T., El-Lahib, Y., & Dube, K. (Hrsg.). (2019). *The Routledge handbook of disability activism*. Routledge.
- Biermann, J. (2019). „Sonderpädagogisierung der Inklusion“. Artikel 24 UN-BRK und die Diskurse über die Entwicklung inklusiver Schulsysteme in Nigeria und Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 69(6–7), 19–23.
- Bogdan, R., & Biklen, D. (1977). Handicapism. *Social policy*, 17(5), 14–19.
- Borsay, A. (2004). *Disability and social policy in Britain since 1750: A history of exclusion*. Palgrave Macmillan.
- Bowe, F. (1978). *Handicapping America: Barriers to disabled people*. Haper & Row.
- Brooks, N. A. (1980). The social consequences of disability: An experiential approach. *Teaching Sociology*, 7(4), 425–438.
- Campbell, F. K. (2009). *Contours of Ableism*. Palgrave Macmillan.
- Center on Disability Studies. (o. J.). About CDS. <https://cde.coe.hawaii.edu/>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Centre for Disability Studies. (2018). About us. <https://cde.org.au/about-us/>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Charlton, J. L. (1998). *Nothing about us without us: Disability oppression and empowerment*. University of California Press.
- Chataika, T. (2012). Postcolonialism, disability and development. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory: New developments and directions* (S. 252–269). Palgrave Macmillan.
- Chataika, T. (Hrsg.). (2019). *The Routledge handbook of disability in Southern Africa*. Routledge.
- Chataika, T., & McKenzie, J. (2013). Considerations of an African childhood disability studies. In T. Curran, & K. Runswick-Cole (Hrsg.), *Disabled children's childhood studies: Critical approaches in a global context* (S. 152–163). Palgrave Macmillan.
- Cloerkes, G. (Hrsg.). (2003). *Wie man behindert wird: Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen*. Universitätsverlag Winter.
- Coleridge, P. (1993). *Disability, liberation, and development*. Oxfam.
- Connell, R. (2011). Southern bodies and disability: Re-thinking concepts. *Third World Quarterly*, 32(8), 1369–1381.
- Connor, D. J., Ferri, B. A., & Annamma, S. A. (Hrsg.). (2016). *DisCrit: Disability studies and critical race theory in education*. Teachers College Press.
- Cramer, E. P., & Gilson, S. F. (1999). Queers and crips: Parallel identity development processes for persons with nonvisible disabilities and lesbian, gay, and bisexual persons. *International Journal of Sexuality and Gender Studies*, 4(1), 23–37.
- Davis, L. J. (Hrsg.). (2017). *The disability studies reader* (5. Aufl.). Routledge (Erstveröffentlichung 1997).
- Degener, T. (2017). A new human rights model of disability. In V. D. Fina, R. Cera, & G. Palmisano (Hrsg.), *The United Nations convention on the rights of persons with disabilities. A commentary* (S. 41–59). Springer.
- Dhanda, A. (2000). *Legal order and mental disorder*. Sage.
- Dhanda, A., & Parashar, A. (Hrsg.). (2009). *Decolonisation of legal knowledge*. Routledge.
- Disability and the Global South. (o. J.). About. <https://dgsjournal.org/>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Dunham, J., Harris, J., Jarrett, S., Moore, L., Nishida, A., Price, M., Robinson, B., & Shalk, S. (2015). Developing and reflecting on a black disability studies pedagogy: Work from the

- national black disability coalition. *Disability Studies Quarterly*, 35(2), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/4637/3933>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Ellis, K., Garland-Thomson, R., Kent, M., & Robertson, R. (Hrsg.). (2019a). *Manifestos for the future of critical disability studies* (Bd. 1). Routledge.
- Ellis, K., Garland-Thomson, R., Kent, M., & Robertson, R. (Hrsg.). (2019b). *Interdisciplinary approaches to disability. Looking towards the future* (Bd. 2). Routledge.
- Erevelles, N. (2011). *Disability and difference in global contexts. Enabling a transformative body politic*. Palgrave Macmillan.
- Erevelles, N., & Minear, A. (2010). Unspeakable offenses: Untangling race and disability in discourses of intersectionality. *Journal of Literary & Cultural Disability Studies*, 4(2), 127–145.
- Etieyibo, E., & Omiegbe, O. (2016). Religion, culture, and discrimination against persons with disabilities in Nigeria. *African Journal of Disability*, 5(1). Article #192, 6 pages. <https://doi.org/10.4102/ajod.v5i1.192>. Zugegriffen: 24. Aug. 2020.
- Ferguson, P. M., & Nusbaum, E. (2012). Disability studies: What is it and what difference does it make? *Research & Practice for Persons with Severe Disabilities*, 37(2), 70–80.
- Fine, M., & Asch, A. (1988). *Women with disabilities*. Temple University Press.
- Finkelstein, V. (1980). *Attitudes and disabled people: Issues for discussion*. World Rehabilitation Fund.
- Gabel, S. (Hrsg.). (2005). *Disability studies in education: Readings in theory and method*. Lang.
- Garland-Thomson, R. (1997). *Extraordinary bodies: Figuring physical disability in American culture and literature*. Columbia University Press.
- Ghai, A. (2001). Marginalisation and disability: Experiences from the third world. In M. Priestley (Hrsg.), *Disability and the life course: Global perspectives* (S. 26–37). Cambridge University Press.
- Ghai, A. (2006). *(Dis)embodied form: Issues of disabled women*. Shakti Books.
- Ghosh, N. (Hrsg.). (2016). *Interrogation disability in India: Theory and practice*. Springer.
- Glodkowska, J., Gasik, J. M., & Pagowska, M. (2016). Polish disability studies: Inspiring scientific area and general academic profile of study. *International Journal of Psycho-Educational Sciences*, 5(2), 24–35.
- Goodley, D. (2014). *Dis/Ability studies: Theorising disableism and ableism*. Routledge.
- Goodrich, N. H. (2014). A Persian Alice in disability literature wonderland: Disability studies in Iran. *Disability Studies Quarterly*, 34(2), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/4255>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Grech, S. (2015). Decolonising eurocentric disability studies. *Social Identities: Journal for the Study of Race, Nation and Culture*, 21(1), 6–21.
- Grech, S., & Soldatic, K. (Hrsg.). (2016). *Disability in the global south. The critical handbook*. Springer.
- Grue, J. (2015). *Disability and discourse analysis*. Ashgate.
- Hahn, H. (1985). Towards a politics of disability: Definitions, disciplines, and policies. *Social Science Journal*, 22(4), 87–105.
- Hall, K. Q. (Hrsg.). (2011). *Feminist disability studies*. Indiana University Press.
- Halvorsen, R., Hvinden, B., Beadle Brown, J., Biggeri, M., Tøssebro, J., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2018). *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 2: Understanding the lived experiences of persons with disabilities in nine countries*. Routledge.
- Halvorsen, R., Hvinden, B., Bickenbach, J., Ferri, D., & Guillén Rodríguez, A. M. (Hrsg.). (2017). *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 1: The changing disability policy system*. Routledge.
- Hans, A. (Hrsg.). (2015). *Disability, gender, and the trajectories of power*. Sage.

- Harrison, M., & Davis, C. (2001). *Housing, social policy and difference: Disability, ethnicity, gender and housing*. Policy Press.
- Hevey, D. (1992). *The creatures time forgot: Photography and disability imagery*. Routledge.
- Heyer, K. (2015). *Rights enabled: The disability revolution, from the US, to Germany and Japan, to the United Nations*. The University of Michigan Press.
- Ingstad, B., & Whyte, S. R. (Hrsg.). (2007). *Disability in local and global worlds*. University of California Press.
- Juárez-Almendros, E. (2013). Disability studies in the hispanic world: Proposals and methodologies. *Arizona Journal of Hispanic Cultural Studies*, 17(o. H.), 69–75.
- Kabue, S., Mombo, E., Galgalo, J., & Peter, C. B. (Hrsg.). (2011). *Disability, society and theology. Voices from Africa*. Zapf Chancery Publishers Africa, St. Paul's University.
- Kolářová, K., & Wiedlack, M. K. (2016). Crip notes on the idea of development. *Somatechnics*, 6(2), 125–141.
- Kudlick, C. J. (2003). Disability history: Why we need another „other“. *The American Historical Review*, 108(3), 763–793.
- Linton, S. (1998). *Claiming disability: Knowledge and identity*. New York University Press.
- Longmore, P. K., & Umansky, L. (Hrsg.). (2001). *The new disability history: American perspectives*. New York University Press.
- Marks, D. (1999). *Controversial debates and psychosocial perspectives*. Routledge.
- McKenzie, J., Mji, G., & Gcaza, S. (2014). With or without us? An audit of disability research in the Southern African region. *African Journal of Disability*, 3(2). Art. #76. <https://doi.org/10.4102/ajod.v3i2.76>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- McRuer, R. (2006). *Crip theory: Cultural signs of queerness and disability*. Temple University Press.
- Meekosha, H. (2004). Drifting down the gulf stream: Navigating the cultures of disability studies. *Disability & Society*, 19(7), 721–733.
- Meekosha, H. (2011). Decolonising disability: Thinking and acting globally. *Disability & Society*, 26(6), 667–682.
- Meekosha, H., & Shuttleworth, R. (2009). What's so ‚critical‘ about critical disability studies? *Australian Journal of Human Rights*, 15(1), 47–75.
- Mehrotra, N. (2013). *Disability, gender & state policy: Exploring margins*. Rawat Publications.
- Miles, M. (1996). Community, individual or information development? Dilemmas of concept and culture in South Asian disability planning. *Disability & Society*, 11(4), 485–500.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (Hrsg.). (1997). *The body and physical difference: Discourses of disability*. The University of Michigan Press.
- Mji, G., Gcaza, S., Swartz, L., MacLachlan, M., & Hutton, B. (2011). An African way of networking around disability. *Disability & Society*, 26(3), 365–368.
- Mollow, A. (2017). Unvictimized: Toward a fat black disability studies. *African American Review*, 50(2), 105–121.
- Morris, J. (Hrsg.). (1996). *Encounters with strangers: Feminism and disability*. The Women's Press.
- Nalsar University of Law. (2018). Centre for disability studies. <https://nalsar.ac.in/centre-disability-studies>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Nordic Network on Disability Research. (2018). NNDR: A multidisciplinary network of disability researchers. <http://nndr.org/>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Oliver, M. (1990). *The politics of disablement. A sociological approach*. Macmillan.
- Oliver, M., Sapey, B., & Thomas, P. (1983). *Social work with disabled people*. Macmillian Education.
- Onazi, O. (2020). *An African path to disability justice*. Springer.

- Owusu-Ansah, F. E., & Mji, G. (2013). African indigenous knowledge and research. *African Journal of Disability*, 2(1), Article #30, 5 pages. <https://doi.org/10.4102/ajod.v2i1.30>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Pfahl, L., & Powell, J. J. W. (2014). Subversive status: Disability studies in Germany, Austria, and Switzerland. *Disability Studies Quarterly*, 34(2), o. S. <http://www.dsqsds.org/article/view/4256/3596>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Pfeiffer, D., & Giampietro, M. (1977). Government policy toward handicapped individuals. *Policy Studies Journal*, 6(1), 93–101.
- Pfeiffer, D., & Yoshida, K. (1995). Teaching disability studies in Canada and the USA. *Disability & Society*, 10(4), 475–500.
- Poore, C. (2007). *Disability in twentieth-century German culture*. The University of Michigan Press.
- Pothier, D., & Devlin, R. (Hrsg.). (2006). *Critical disability theory*. UBC Press.
- Powell, J. J. W. (2016). *Barriers to inclusion: Special education in the United States and Germany*. Routledge (Erstveröffentlichung 2011).
- Priestley, M. (Hrsg.). (2001). *Disability and the life course. Global perspectives*. Cambridge University Press.
- Priestley, M. (2006). Developing disability studies programmes: The international context. In B. Watermeyer, L. Swartz, T. Lorenzo, M. Schneider, & M. Priestley (Hrsg.), *Disability and social change: A South African agenda* (S. 19–30). HSRC Press.
- Puar, J. K. (2017). *The right to maim: Debility, capacity, disability*. Duke University Press.
- Reaume, G. (2014). Understanding critical disability studies. *CMAJ: Canadian Medical Association Journal*, 186(16), 1248–1249.
- Rembis, M. A. (2010). Yes we can change: Disability studies – Enabling equality. *Journal of Postsecondary Education and Disability*, 23(1), 19–27.
- Review of Disability Studies. (o. J.). About the Journal. <https://www.rdsjournal.org/index.php/journal/about>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Richardson, J. G., & Powell, J. J. W. (2011). *Comparing special education: Origins to contemporary paradoxes*. Stanford University Press.
- Roulstone, A., Thomas, C., & Watson, N. (2012). The changing terrain of disability studies. In N. Watson, A. Roulstone, & C. Thomas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (S. 3–11). Routledge.
- Russell, M. (1998). *Beyond ramps: Disability at the end of the social contract*. Common Courage Press.
- Scalenghe, S. (2019). Disability studies in the Middle East and North Africa: A field emerges. *International Journal of Middle East Studies*, 51(1), 109–112.
- Scotch, R. K. (2001). *From good will to civil rights: Transforming federal disability policy*. Temple University Press (Erstveröffentlichung 1984).
- Shakespeare, T. (2006). *Disability rights and wrongs*. Routledge.
- Shakespeare, T., Gillespie-Sell, K., & Davis, D. (1996). *The sexual politics of disability: Untold desires*. Cassell.
- Sherry, M. (2007). (Post)colonizing disability. *Wagadu, o. Jg.*(4), 10–22.
- Society for Disability Studies. (2019a). *Mission and history*. <https://disstudies.org/index.php/about-sds/mission-and-history/>. Zugegriffen: 12. Juli 2019.
- Society for Disability Studies. (2019b). *Disability studies quarterly*. <https://disstudies.org/index.php/publications/disability-studies-quarterly/>. Zugegriffen: 12. Juli 2019.
- Soldatic, K. (2015). Postcolonial reproductions: Disability, indigeneity and the formation of the white masculine settler state of Australia. *Journal for the Study of Race, Nation and Culture*, 21(1), 53–68.

- Soldatic, K., & Meekosha, H. (Hrsg.). (2014). *The global politics of impairment and disability. Processes and embodiments*. Routledge.
- Stiker, H.-J. (2019). *A history of disability*. University of Michigan Press (Erstveröffentlichung 1982).
- Stone, E. (1999). *Disability and development: Learning from action and research on disability in the majority world*. Disability Press.
- Stuart, O. (1993). Double oppression: An alternative starting point. In J. Swain, V. Finkelstein, S. French, & M. Oliver (Hrsg.), *Disabling barriers – Enabling environments* (S. 101–106). Sage.
- Swain, J., Finkelstein, V., French, S., & Oliver, M. (Hrsg.). (1993). *Disabling barriers – Enabling environments*. Sage.
- Syracuse University. (2018). The center on human policy. <http://thechp.syr.edu>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- Thompson, H. (2017). French and francophone disability studies. *French Studies*, 71(2), 243–251.
- Tomlinson, S. (1982). *A sociology of special education*. Routledge and Kegan Paul.
- Tomlinson, S. (2017). *A sociology of special and inclusive education: Exploring the manufacture of inability*. Routledge.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Disability. (o. J.). Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD). <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html>. Zugegriffen: 25. Sept. 2020.
- University of Leeds. (2018). What is the Centre for Disability Studies (CDS)? <https://disability-studies.leeds.ac.uk/about/>. Zugegriffen: 9. Nov. 2018.
- UPIAS [Union of the Physically Impaired Against Segregation] & The Disability Alliance. (1976). *Fundamental principles of disability*. UPIAS.
- Watermeyer, B., McKenzie, J., & Swartz, L. (Hrsg.). (2019). *The Palgrave handbook of disability and citizenship in the global south*. Palgrave Macmillan.
- Watermeyer, B., Swartz, L., Lorenzo, T., Schneider, M., & Priestley, M. (Hrsg.). (2006). *Disability and social change: A South African agenda*. HSRC Press.
- Wendell, S. (1996). *The rejected body: Feminist philosophical reflections on disability*. Routledge.
- Zeitschrift für Disability Studies (2021). Über die Zeitschrift. <https://zds-online.org/ueber-die-zeitschrift/>. Zugriff: 20. Juli 2021.
- Zola, I. K. (1982). *Missing pieces: A chronicle of living with a disability*. Temple University Press.

Julia Biermann, Dipl.-Päd., Dipl.-Soz., Ass.-Prof. am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Bildungsforschung, Inklusive Bildung, Disability Studies, Diskursforschung, Menschenrechtsforschung.
<https://www.uibk.ac.at/iezw/mitarbeiterinnen/univ.-ass/>

Justin J.W. Powell, Dr. phil., Professor für Bildungssoziologie am Institute of Education & Society (InES) der Universität Luxemburg. Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Institutionenanalyse, Bildungssoziologie, Inklusive Bildung, Disability Studies, Hochschul- und Wissenschaftsforschung.
justin.powell@uni.lu
staff.uni.lu/justin.powell



„Behinderung“ – eine bewegte Geschichte

Petra Fuchs

Zusammenfassung

Die Disability History hat herausgearbeitet, dass die Kategorie ‚Behinderung‘ ein Produkt der bürgerlichen Gesellschaft in Europa und erst im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts entstanden ist. Die Genese des Phänomens ‚Behinderung‘ steht in engem Zusammenhang mit der ereignisreichen Geschichte der internationalen Behindertenbewegungen, aus denen die Disability Studies hervorgegangen sind. Der Beitrag zeichnet die historische Entwicklung nach und vertieft sie anhand der Biographien und Schriften von vier frühen Autor_innen aus der deutschsprachigen Behindertenbewegung der 1920er und 1930er Jahre.

Schlüsselwörter

Behindertenbewegung · Bürgerliche Gesellschaft · Disability History · Nationalsozialismus · Weimarer Republik

1 Einleitung

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts begannen Menschen mit Beeinträchtigungen sich zu organisieren, um für ihre sozialen, politischen und ökonomischen Rechte zu kämpfen (Fuchs, 2001a; Schrenk, 2009). Insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg und in den 1920er Jahren (Fuchs, 2001a; Mürner & Sierck, 2012) traten sie öffentlich

P. Fuchs (✉)
Hochschule Zittau/Görlitz, Görlitz, Deutschland
E-Mail: petra.fuchs@hszg.de

in Erscheinung und forderten ihre Anerkennung als handelnde Subjekte und gleichberechtigte Bürger_innen, kurz, ihre Emanzipation. Mit einer Reihe früher Schriften machten die Aktivist_innen dieser ersten Behindertenbewegung in Deutschland auf die Lebenslagen behinderter Menschen aufmerksam. Zugleich wandten sie sich gegen die verkürzte Wahrnehmung des Phänomens ‚Behinderung‘ als Gegenstand wohlfahrtsstaatlichen Handelns und sonderanthropologische Konstruktion des ‚Anderen‘.

Im Rückblick können diese Publikationen in eigener Sache als Vorläufer der heutigen Disability Studies und somit als prototypisch verstanden werden. Als Menschen mit Beeinträchtigungen in Westdeutschland, Österreich und der Schweiz in den 1970er und 1980er Jahren erneut versuchten, sich aus der Fremdbestimmung zu befreien und zum Subjekt des eigenen Handelns zu werden (Steiner, 2006), taten sie dies, ohne von den historischen Vorläufern Kenntnis zu haben. Erst die Disability History (> Bösl & Frohne in diesem Band), die sich aus den Disability Studies heraus entwickelt hat, trägt dazu bei, die ‚verschüttete Geschichte‘ von ‚Behinderung‘ und behinderten Menschen allmählich ‚auszugraben‘. Anliegen dieses Beitrags ist es, Aspekte dieser Geschichte zu erhellen und damit einen Beitrag zur Historie und Historizität des Phänomens ‚Behinderung‘ zu leisten.

Im Folgenden wird zunächst die Genealogie des Begriffes ‚Behinderung‘ ab dem 19. Jahrhundert bis Mitte des 20. Jahrhunderts nachgezeichnet. Entsprechend der Expertise der Autorin wird dabei ein Schwerpunkt auf Deutschland und die Geschichte der ‚Körperbehinderung‘ gelegt. Im zweiten Teil werden vier Personen mit verschiedenen Beeinträchtigungen vorgestellt: Otto Perl (1882–1951), Irma Dresdner (Lebensdaten unbekannt), Rudolf Kraemer (1885–1945) und Wladislaus Zeitlin (1907–1940) haben bereits in den 1920er Jahren Schriften vorgelegt, die von emanzipatorischen Aktivitäten geprägt waren. Damit haben sie maßgeblich dazu beigetragen, dass sich im deutschsprachigen Raum im Laufe des 20. Jahrhunderts ein soziales Modell von Behinderung entwickeln konnte (> Hirschberg und Köbsell in diesem Band).

2 Genealogie des Begriffs ‚Behinderung‘

Was ist ‚Behinderung‘? Auf diese Frage hat es – seitdem die Bezeichnung in sozialpolitischen, professionellen, wissenschaftlichen und alltagssprachlichen Kontexten Eingang gefunden hat – eine Vielzahl variierender Antworten gegeben (Mürner & Sierck, 2012, S. 9; Schmuhl, 2010, S. 7; Waldschmidt, 2006, S. 40). Die unterschiedlichen Auffassungen und Definitionen bestimmen den jeweiligen gesellschaftlichen Umgang mit den Menschen, die unter diese Benennung subsummiert werden, entscheidend mit.

Über einen langen historischen Zeitraum, von der Frühgeschichte bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert, existierte keine übergreifende Kategorie wie ‚Behinderte‘ als einheitliche Bezeichnung physisch, psychisch und mental differenter Personen (Fuchs, 2012, S. 134–135; Schmuhl, 2010, S. 11). Stattdessen wurden die unterschiedlichen Beeinträchtigungen benutzt, um Personengruppen wie ‚Krüppel‘, ‚Invalide‘, ‚Blinde‘,

,Taubstumme', ,Schwachsinnige' oder ,Irre' zu differenzieren. Diese Bezeichnungen hatten zum Teil einen sachlich-beschreibenden, zum Teil einen stark abwertenden und diskriminierenden Charakter (Fuchs, 2012, S. 134; Schmuhl, 2009, S. 3). Der Wandel der Zuschreibungen und Bewertungen von ,Behinderung' ist sowohl an die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft und die Etablierung von Bürgerrechten als auch an die Genese des modernen Wohlfahrtsstaates eng geknüpft (Waldschmidt, 2006, S. 39, 43).

Erst mit der Industrialisierung, dem allmählich wachsenden Interesse der Medizin an kognitiven, psychischen und physischen Erkrankungen und Einschränkungen im Kindesalter (Rose et al., 2016, S. 27–28) und nicht zuletzt im Kontext des Ersten Weltkrieges bildete sich die Wortfamilie ,Behinderung', ,Behinderter' und ,behindert' heraus (Bernuth, 2012, S. 116; Schmuhl, 2010, S. 7). Die Einführung der neuen Begrifflichkeit war das Ergebnis „eines komplexen und konfliktgeladenen Interaktionsprozesses, an dem eine Vielzahl von Akteuren mit ganz unterschiedlichen, häufig sogar gegenläufigen Interessen und Motiven bewusst und mit klarer Zielsetzung mitwirkte.“ (Schmuhl, 2010, S. 7–8) Zu den Akteur_innen, die sich aktiv an dem vielstimmigen Diskurs beteiligten, gehörten nicht zuletzt Männer und Frauen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen (Fuchs, 2001a, S. 15–17; 2012, S. 137–139, 144–147).

2.1 ,Behinderung' als individuelles Defizit und wohlfahrtsstaatliches Problem

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beanspruchten unterschiedliche Disziplinen – Theologie, Medizin (Orthopädie, Psychiatrie, Neurologie, Pädiatrie), (Heil- und Sonder-)Pädagogik sowie Psychologie – das ,auffällige' und ,behinderte' Kind als ihre fachliche Domäne. Im Rahmen der Aushandlungsprozesse zwischen den Fächern und Professionen sowie in Folge zivilgesellschaftlichen Engagements für Sozialreformen, darunter die vor allem von der bürgerlichen Frauenbewegung beeinflusste Kinder- und Jugendfürsorge, setzte sich schließlich die Medizin als dominierendes Fach durch (Rose et al., 2016).

Für Kinder und Jugendliche mit körperlichen Beeinträchtigungen engagierte sich der Berliner Kinderarzt, Chirurg und Orthopäde Konrad Biesalski (1868–1930). Seine Definition des ,Krüppels' als ,behinderten Kranken' läutete einen Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung physisch differenter Menschen ein (Osten, 2004, S. 220). Die erste, von Biesalski initiierte, reichsweite statistische Zählung aller Jugendlichen bis zum vollendeten 14. Lebensjahr mit physischen Beeinträchtigungen in Deutschland (1906) belegte die prekäre, von Armut und Elend geprägte Lebenssituation körperbehinderter Menschen als Massenphänomen und Teil der sozialen Frage (Biesalski, 1909; Fuchs, 2012, S. 135–136). Nach Luise Merkens (1983, S. 42) übertraf die Pauperisierung dieses Personenkreises die gleichfalls problematischen Lebensverhältnisse der sinnesbeeinträchtigten, ,schwachsinnigen' und an Epilepsie erkrankten Minderjährigen und Erwachsenen um ein Vielfaches. Die Mehrzahl der rund 100.000 Minderjährigen mit physischen

Beeinträchtigungen aus den unteren Bevölkerungsschichten könne jedoch, „geheilt“, d. h. erwerbsfähig und – so Biesalskis Leitprinzip – von „Almosenempfängern zu Steuerzahlern“ gemacht werden (Fuchs, 2001a, S. 138; Osten, 2004, S. 220). Die orthopädische ‚Krüppelfürsorge‘ konstruierte ‚Behinderung‘ als soziales und ökonomisches Problem, das mittels medizinischer Behandlung und der (Wieder-)Herstellung von Leistungs- und Arbeitsfähigkeit minimiert oder ganz gelöst werden sollte. 1908 gründete Biesalski in Berlin eine Einrichtung, die sich mit Beginn des Ersten Weltkrieges als Oscar-Helene-Heim für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder zur (inter-)national anerkannten Modellanstalt der ‚modernen Krüppelfürsorge‘ entwickelte (Osten, 2004).

2.2 ‚Behinderung‘ im Kontext des Ersten Weltkriegs

Der Erste Weltkrieg (1914–1918) war unerwartet lang und verlustreich. Zudem war er durch den erstmaligen Einsatz neuer Kriegsgeräte und Massenvernichtungswaffen (Giftgas) gekennzeichnet, die schwerwiegende, bis dato unbekannte physische, psychische und mentale Beeinträchtigungen hervorbrachten und die Gesellschaft vor enorme soziale und ökonomische Herausforderungen stellten. Als indirekte Folge erlebte eine Reihe medizinischer Disziplinen, wie etwa die Orthopädie, einen bemerkenswerten Wissenszuwachs und Professionalisierungsschub; langfristig profitierten sie von zunehmender, gesellschaftlicher Anerkennung (Fuchs, 2001a; Osten, 2004; Schmuhl & Roelcke, 2013). Im Auftrag der Kaiserin entwickelte z. B. Biesalski (1915, S. 134) mit Kriegsbeginn das Konzept der ‚Kriegsbeschädigtenfürsorge‘, indem er an die Erfahrungen mit den körperbehinderten Minderjährigen anknüpfte und die ‚Friedenskrüppelfürsorge‘ auf die Zielgruppe der erwachsenen Soldaten übertrug.

Durch fachöffentliche Patientenvorführungen und anhand von Vorher-Nachher-Fotografien schwerstverletzter, physisch wiederhergestellter und mit Prothesen versorgter ehemaliger Soldaten demonstrierte er die zurückgewonnene Leistungsfähigkeit bei der Verrichtung handwerklicher Tätigkeiten und damit die ‚Rehabilitationsfähigkeit‘ seiner Probanden (Biesalski, 1915; Osten, 2004, S. 306).

Mit dem Konzept der ‚Kriegsbeschädigtenfürsorge‘ konsolidierte sich die medizinisch-klinische Wahrnehmung physischer, psychischer und geistiger Differenzen. Menschen mit Beeinträchtigungen wurden zu Objekten professionellen, humanitären, gesundheits-, und sozialpolitischen Handelns, denen durch fachliche Intervention und Hilfestellung ein Leben in der Gemeinschaft der ‚Gesunden‘ erschlossen werden sollte. Ziel war eine möglichst weitgehende Angleichung an das physische Ideal, die Norm des unverletzten, in seinen Funktionen nicht eingeschränkten und ästhetisch unveränderten Körpers (Schmuhl & Roelcke, 2013). Dabei orientierte man sich an dem „lachende[n] und arbeitsame[n] Vollmenschen“ (Krüppelheil- und Fürsorgeverein, 1922, S. 5). Auch sozialhygienische Überlegungen spielten eine Rolle, denn die Maßnahmen waren den „gesündesten, [den] pflichttreuesten und nicht zuletzt [den] für die Fortpflanzung wertvollsten Männer[n]“ (Kaup, 1919, S. 104) vorbehalten.

Der Erste Weltkrieg fungierte somit als Katalysator einer staatlichen Sozialpolitik, deren Zielgruppe sich zunächst aus durch Kriegseinwirkungen beeinträchtigten Männern zusammensetzte. Im Wohlfahrtsstaat der Weimarer Republik verhalf die Praxis der ,Kriegsbeschädigtenfürsorge' der zivilen ,Krüppelfürsorge' zum Durchbruch. Das Rehabilitationskonzept wurde auf Kinder und Jugendliche übertragen und dabei um eine (sonder-)pädagogisch-anthropologische Komponente erweitert.

2.3 ,Behinderung' zwischen sonderanthropologischer Theoriebildung und emanzipatorischer Selbstdeutung

Die medizinische Konstruktion von (körperlicher) ,Behinderung' ging mit psychologisch-pädagogischen Konzepten einher, die maßgeblich von dem Volksschullehrer und späteren Heil- und Sonderpädagogen Hans Würtz (1875–1958) entwickelt wurden (Fuchs, 2012, S. 141; Osten, 2004, S. 172). Der Erziehungsdirektor des Oscar-Helene-Heims galt in der Rezeption seiner Fachkollegen als Biesalskis „geistige Komplementärerscheinung“ (Buchholz, 1958, S. 368), denn letzterer gelangte erst durch die Zusammenarbeit mit Würtz zu der Überzeugung, dass eine psychologisch begründete pädagogische Praxis neben der Medizin für die Rehabilitation körperbehinderter Kinder und Erwachsener unverzichtbar sei.

Zwischen 1911 und 1920 entwickelte Würtz die theoretischen Grundlagen der späteren Sonder- bzw. Körperbehindertpädagogik. Seine Grundannahmen wurden in die zeitgenössische wohlfahrtsstaatliche Gesetzgebung aufgenommen und prägten die fachliche wie gesellschaftliche Wahrnehmung des Phänomens ,Behinderung' bis weit in das 20. Jahrhundert hinein. So sah das Krüppelfürsorgesetz der Weimarer Republik neben der medizinisch-orthopädischen Begutachtung und Behandlung die „seelische Erfassung des Krüppels“ vor (Preussisches Gesetz, betr. die öffentliche Krüppelfürsorge, 1920, S. 180). Mit der Übernahme des Würtz'schen Postulats – „Jedes schulfähige Krüppelkind gehört in eine besondere Krüppelschule“ (Würtz, 1921, S. 6) – wurde die Sondererziehung körperbehinderter Kinder und Jugendlicher festgeschrieben.

Der Pädagoge definierte physisch differente Personen als „gemeinschaftskrank“ und schuf einen ,Krüppeltypus', der durch „verstärkte Selbstfühligkeit, Benachteiligungs- und Beeinträchtigungsempfindungen, erhöhte Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Neid, Misstrauen, Starrheit und Härte der Selbstbehauptung sowie übersteigertes Selbstgefühl“ gekennzeichnet sei wie auch durch den Zwang, sich mit „den Gesunden“ zu vergleichen, an deren unterstelltem ,Mehrkönnen' aber stets zu scheitern (Würtz, 1921, S. 4). Körperliche ,Behinderung' verstand Würtz als Gesamtheit aus physischer Schädigung und psychischer Deformation. Beschulung und handwerkliche Berufsausbildung sollten möglichst getrennt von ,gesunden' Mädchen und Jungen in ,Krüppelanstalten' stattfinden, die allein die angeblichen ,seelischen Schwächen' zu berücksichtigen wüssten. Eine Kompensation der „seelischen Sondereigenschaften“ physisch differenter

Minderjähriger sei nur in der „Gemeinschaft der Krüppel“ (Würtz, 1920, S. 31) und mit pädagogisch-psychologischen Maßnahmen zu erreichen.

Parallel zu diesen Überlegungen entstanden als eine Folge der Demokratisierung der Gesellschaft in der Weimarer Republik die ersten Interessengruppen von Menschen mit Beeinträchtigungen auf nationaler Ebene. Neben den bereits bestehenden Verbänden der Kriegsoffer, darunter Kriegsblinde, kriegsbedingt Amputierte und Gelähmte, Hirnverletzte sowie Hör- und Sehgeschädigte (Fuchs, 2001a, S. 78; Mürner & Sierck, 2012, S. 26; Sierck, 1992, S. 19), sowie den Zusammenschlüssen der Arbeits- und Unfallverletzten organisierten sich zunehmend auch sogenannte Zivilbehinderte. Schon seit 1912 war der Reichsdeutsche Blindenverband (RBV) aktiv; 1919 entstand in Berlin der Selbsthilfebund der Körperbehinderten (SBK), auch Otto Perl-Bund genannt; 1927 kam der Reichsverband der Gehörlosen Deutschlands (ReGeDe) hinzu.

2.4 ‚Behinderung‘ als eugenische und leistungsbezogene Konstruktion

Unmittelbar nach der nationalsozialistischen Machtübernahme setzten ab 1933 mit der rassenhygienischen Ausrichtung der deutschen Gesellschaft tief greifende Anpassungsprozesse ein. Bereits ein Jahr zuvor hatte die ‚Krüppelfürsorge‘ die „bevölkerungspolitische und eugenische Neuorientierung der staatlichen Wohlfahrtspflege“ (Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge, 1932, S. 53) ausdrücklich gestützt und zwischen ‚wertvollen‘ und ‚minderwertigen‘ Menschen mit Beeinträchtigungen unterschieden. Ab 1933 erklärte die Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge in ihren Satzungen explizit ihre „Mitarbeit an der Erforschung der Erb- und Umweltbedingungen der Krüppelleiden“ (Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge, 1933, S. 139). Die ‚Krüppelfürsorge‘ müsse dazu beitragen, „daß schwere erbliche körperliche Mißbildungen durch Ausmerzung des krankhaften Erbstromes sowie Eheberatung verhütet werden [...]“ (Eckhardt, 1937, S. 667; Fuchs, 2014, S. 42). Darüber hinaus galt es, die Erziehung, Berufsberatung und Berufsausbildung der Personengruppe zu gewährleisten und leistungsfähige, ‚erbgesunde Körperbehinderte‘ ideologisch zu beeinflussen. In enger Kooperation mit dem NS-Staat räumten die Vertreter der Krüppelfürsorge leistungsfähigen, ‚geistig normalen‘ und ‚erbgesunden‘ Körperbehinderten ein Lebensrecht ein und ermöglichten ihnen die Eingliederung als „relativ vollwertige Erwerbstätige“ in die NS-Volksgemeinschaft (Fuchs, 2014, S. 41–43).

Von diesem Angebot machten Menschen mit Behinderungen durchaus Gebrauch. Die Interessenvertretungen von seh-, sprach-, hör- und körperbehinderten Frauen und Männern suchten den Anschluss an das NS-Regime, indem sie die „Überwindung der Behinderung“ (RBK-Richtlinien, 1934, S. 38) durch Leistung und den Nachweis von ‚Erbgesundheits‘ propagierten (Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf, 1991; Fuchs, 2001a, S. 168–184). Der Reichsbund der Körperbehinderten, die Nachfolgeorganisation des Selbsthilfebundes der Körperbehinderten, der

im Mai 1933 seine Gleichschaltung „ohne große Reibung“ (Malikowski, 1934, S. 25) vollzogen hatte und der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt unterstellt worden war, galt nunmehr als anerkannter Spitzenverband der ‚zivilen Körperbehinderten‘. Der fünfköpfige ‚Führerrat‘, vier Männer und eine Frau, bemühte sich gezielt und aus eigener politisch-ideologischer Überzeugung um die Teilhabe am NS-System. Der Reichsbund setzte sich z. B. für eine Neudefinition des Begriffes ‚Behinderung‘ ein. Argumentiert wurde, dies sei ein ‚Ehrenname‘ für die „geistig regen, von Geburt oder im jugendlichen Alter, durch Krankheit oder außerberufliche Verletzungen zu Schaden gekommenen Menschen beiderlei Geschlechts, die durch Leistungen die Behinderung überwinden und rassisch wertvolles Erbgut darstellen.“ (Neubert, 1935, Titelblatt; Fuchs, 2014, S. 146) Der Begriff ‚Körperbehinderter‘ sollte „nicht in eine Beziehung zu dem Wort ‚minderwertig‘ gebracht werden [...]“ (Neubert, 1935, S. 2) Während ‚erbgesunde‘ und arbeitsfähige ‚Körperbehinderte‘ in die Nähe des ‚nichtbehinderten‘ Volksgenossen gerückt wurden, wurde ‚Krüppel‘ zunehmend zu einer stark abwertenden und implizit rassenhygienisch besetzten Bezeichnung. Um 1935 löste außerdem der Begriff ‚Nichtbehinderter‘ die bis dahin gültigen Vokabeln ‚Gesunder‘ oder ‚Unbehinderter‘ zur Kennzeichnung von Menschen ohne Schädigungen oder Beeinträchtigungen ab (Fuchs, 2014, S. 146).

Menschen mit Behinderungen beteiligten sich also in der Zeit des Nationalsozialismus aktiv an einer eugenischen und leistungsbezogenen Konstruktion von ‚Behinderung‘, um die Betroffenen ‚positiv‘ zu markieren und sie – im Unterschied zu anderen beeinträchtigten Menschen, die als ‚lebensunwertes Leben‘ galten – für die Eingliederung in die NS-Volksgemeinschaft zu qualifizieren. Faktisch setzte sich während der NS-Diktatur eine Begrifflichkeit durch, derer wir uns in Unkenntnis ihrer ideologischen Aufladung und des historischen Kontextes bis heute bedienen.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 griff das NS-Regime allerdings zu noch radikaleren Maßnahmen als der Zwangssterilisation, um den ‚Volkkörper‘ von kranken, ‚minderwertigen‘, ‚gemeinschaftsunfähigen‘ und nicht produktiv ‚leistungsfähigen‘ Gruppen von Menschen zu ‚reinigen‘ (Hohendorf, 2007, S. 40). Den unterschiedlichen Mordaktionen im Rahmen der geheimen NS-‚Euthanasie‘ fielen bis 1945 etwa 300.000 Menschen in Europa zum Opfer, wobei verlässliche Zahlen insbesondere für Osteuropa nicht vorliegen. Die Patientenmorde betrafen (vor allem geistig) behinderte sowie psychisch erkrankte und sozial unerwünschte Menschen (Hohendorf, 2007, S. 49). In der zentral gesteuerten ‚Aktion T4‘, benannt nach dem Sitz der Organisationszentrale in der Berliner Tiergartenstraße 4, wurden 1940/1941 rund 70.000 Patient_innen aus psychiatrischen Anstalten in sechs eigens eingerichteten Tötungszentren (Gaskammern) mit Kohlenmonoxid erstickt. Die Gasmorde, in deren Rahmen jüdische Patient_innen allein aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit getötet wurden, während die Selektion nichtjüdischer Anstaltsinsass_innen vor allem utilitaristisch-ökonomisch begründet war, gelten in der Forschung als Beginn des Holocaust (Friedlander, 1989). Die Tötung behinderter Menschen im Kontext der NS-‚Euthanasie‘ wurde zwar auch von Aktivist_innen der Behindertenbewegung der 1980er Jahre thematisiert

(Wunder & Sierck, 1982), jedoch erschienen erst in den 2000er Jahren Untersuchungen zu diesem Medizinverbrechen an behinderten Menschen, die systematisch die Perspektive Betroffener berücksichtigten (Fuchs et al., 2007).

Wie sich eugenische und nationalsozialistische Ideologie und Praxis, Antisemitismus und Holocaust, Verfolgung und Vernichtung im Alltag von behinderten Menschen niederschlugen, wird im nächsten Abschnitt exemplarisch an ausgewählten biographischen Skizzen beleuchtet.

3 Frühe Schriften der ersten Behindertenbewegung – Prototypen der Disability Studies

Im Folgenden werden vier Personen portraitiert, deren emanzipatorische Forschungsaktivitäten als prototypisch für die heutigen Disability Studies gelten können. Die drei Männer und eine Frau waren in den Selbstvertretungsorganisationen der Körperbehinderten, Blinden und Gehörlosen aktiv und unterscheiden sich nach Bekanntheitsgrad und Bedeutung. In allen Biographien zeigt sich das wechselseitige Zusammenwirken von Behinderung mit weiteren relevanten Kategorien wie Religion und ‚Rasse‘, Geschlecht und Klasse, für dessen Analyse die heutigen Disability Studies das Konzept der Intersektionalität nutzen (Raab, 2007). Abschließend werden die vier Biographien – auch in ihrer Bedeutung für die heutigen Disability Studies – vergleichend gewürdigt.

3.1 Otto Perl – Leben, Werk, Wirkung

Bereits den Aktivist_innen des oben erwähnten Selbsthilfebunds SBK kam es darauf an, auf der Basis eigener Erfahrungen Wissen zu generieren und neue Perspektiven auf ‚Behinderung‘ zu etablieren. Zu den Pionier_innen in dieser Hinsicht zählt Perl, der Mitbegründer und Namensgeber des SBK (Fuchs, 2001a, S. 84–85).

1882 im sächsischen Wildenhain geboren, erkrankte der 13jährige an einer Entzündung, in deren Folge seine Gelenke versteiften. Nach dem Tod seiner Mutter 1898 verbrachte Perl sein gesamtes Leben in verschiedenen Siechenhäusern. Mithilfe seines Mentors Dr. Hermann Rassow (1859–1931) legte der 37jährige 1918 extern sein Abitur ab und initiierte 1919 die Gründung des SBK mit dem Ziel, ein „Subjekt-Subjekt-Verhältnis“ innerhalb der Fürsorge zu etablieren (Faltin, 1983, S. 267). Aufgrund seiner behindertenpolitischen Aktivitäten wurde Perl aus dem Oberlinhaus entlassen, was nur bedingt eine Befreiung bedeutete, da er weiterhin von der Armen- und Wohlfahrtspflege abhängig war. Von 1922 bis 1924 studierte er mit Rassows Unterstützung vier Semester lang Philosophie und Volkswirtschaft an der Berliner Universität. 1926 verzog Perl nach Altdorf/Nürnberg, wo er sein Hauptwerk veröffentlichte (Perl, 1926). Neben dem Aufbau des bayrischen SBK-Landesverbandes war er in den Ortsgruppen Nürnberg und Fürth aktiv und publizierte regelmäßig in der Bundeszeitschrift. Daneben bereiste

er ,Krüppelheime' in Wien und St. Pölten und suchte den Kontakt zu österreichischen Selbsthilfeorganisationen. Im März 1932 trat er krankheitsbedingt aus dem SBK aus (Perl, 1946, S. 2). Gegen seinen Willen wurde Perl 1934 in die Pfeifferschen Stiftungen nach Magdeburg verlegt. Seinen Lebensabend verbrachte er nach Kriegsende im Wittenberger Siechenhaus, wo er am 17. Oktober 1951 starb.

Schon um die Jahrhundertwende resümierte Perl seine Erfahrungen in der Armenfürsorge und unterzog die zeitgenössische Anstalts- und Heimunterbringung einer fundierten Kritik (Perl, 1908). 1926 publizierte er mit der auch in Fachkreisen viel beachteten Monographie *Krüppeltum und Gesellschaft im Wandel der Zeit* die erste zusammenhängende historische Theorie über die soziale Stellung körperbehinderter Menschen seit der Antike. Daneben sind zahlreiche Beiträge in den Organen des Selbsthilfebundes (*Nachrichtendienst*), des Reichsbundes (*Der Körperbehinderte*), der ,ersten österreichischen Krüppelarbeitsgemeinschaft' (*Der Krüppel*) sowie in der *Zeitschrift für Krüppelfürsorge* und der sexualwissenschaftlichen Zeitschrift *Ethik* überliefert.

Mit seinem Hauptwerk gab Perl in den 1920er Jahren den Anstoß für einen Paradigmenwechsel in der Sicht auf (körperliche) ,Behinderung'. Er wendete sich gegen die Behandlung (körper-)behinderter Menschen als Objekte von Wohlfahrt und Fürsorge, forderte deren Anerkennung als mündige Subjekte und beanspruchte die Wahrnehmung von Bürgerrechten. Mit der Forderung nach Selbstbestimmung und Selbstkontrolle (Perl, 1926, S. 41, 56–57) vertrat er früh eine Bürger- und Menschenrechtsperspektive (Heiden, 1993, S. 72–74), die allerdings nur für „geistig normale“, „[...] selbständige erwachsene Krüppel“ (Perl, 1926, S. 41, 44) gelten sollte.

Tatsächlich war auch Perl nicht frei vom rassehygienischen Denken seiner Zeit. Nach 1945 erwähnte er einerseits systematische Bspitzelungen seiner Aktivitäten durch ,nazistische Angestellte' in den Anstalten und beklagte die ,Sabotage' der Selbsthilfebewegung durch körperbehinderte Nationalsozialisten; auch nannte er ,Todeslisten' und den Einsatz ,der Giftspritze' (Perl, 1946, S. 2), machte also vage Andeutungen zur Ermordung behinderter Menschen im Rahmen der NS-,Euthanasie'. Andererseits hatte er selbst 1936 die Trennung der „geistig vollwertigen von den geistesschwachen und pervers veranlagten Gebrechlichen“ (Perl, 1936, S. 249) vorgeschlagen. Im Nationalsozialismus befürwortete er die erbbiologischen Maßnahmen und plädierte für die Unterscheidung zwischen ,erbgesunden', als bildungs- und arbeitsfähig geltenden ,Körperbehinderten' und ,erbkranken', als bildungs- und arbeitsunfähig kategorisierten ,Krüppeln'. Bereits in seiner Monographie von 1926 zeigte er eine abwertende Haltung gegenüber ,geistig behinderten' Menschen: „Ein geistig siecher Krüppel und ein Krüppel, der geistig normal ist, [sind] zwei grundverschiedene Objekte der Fürsorgepraxis [...]“ (Perl, 1926, S. 98). Perls späteres Plädoyer für eine „Auswählende Krüppelfürsorge“ (Perl, 1936, Titel) nahm im Kontext der rassehygienischen Ausrichtung des NS-Staates eine gefährliche Dimension an.

Biographie und Werk Perls wurden zwar spät, aber vergleichsweise umfangreich rezipiert. Auf der Gedenkfeier der Interessengemeinschaft Körperbehinderter Dieburg anlässlich seines 100. Geburtstages folgte 1989 die Errichtung eines Grabsteins

mit Widmung (Simon, 1993, S. 18). Auch eine Reihe von Publikationen würdigte Perl (Faltin, 1983; Fuchs, 1999, 2001a, S. 84–87; Grund, 1982; Stadler & Wilken, 2004). Ein Sammelband (Heiden et al., 1993) enthält neben der umfassenden Biographie auch den Nachdruck seines Hauptwerkes. In jüngerer Zeit finden Person und Werk Berücksichtigung bei der Verleihung des Sächsischen Inklusionspreises (Beauftragter der Sächsischen Staatsregierung, 2018) und in den Medien (z. B. Fliegner, 2019).

3.2 Irma Dresdner – Leben, Werk, Wirkung

Während Perls Leben und Werk bereits gut aufgearbeitet sind, bleibt die Biographie von Dresdner, einer jüdischen Pädagogin, weitestgehend im Dunkeln. Dresdner war seit ihrer Kindheit körperlich beeinträchtigt; in welcher Weise ist nicht überliefert. Mehrere Jahre lang engagierte sie sich (Dresdner, 1933, S. 403) zunächst im Selbsthilfebund der Körperbehinderten, ab 1931 in dessen Nachfolgeorganisation, dem Reichsbund der Körperbehinderten (RBK). Wegen ihrer jüdischen Herkunft wurde Dresdner jedoch nach der ‚Gleichschaltung‘ 1933 von ihren langjährigen Mitstreiter_innen aus dem fortan nationalsozialistisch orientierten RBK ausgeschlossen (Fuchs, 2001b, S. 88). Gleichzeitig war sie Ansprechpartnerin für einen Zusammenschluss der jüdischen Körperbehinderten. In den wenigen überlieferten Quellen, die im Kontext der Gründung der Selbsthilfegemeinschaft jüdischer Körperbehinderter im Jahr 1934 entstanden, trat sie aber nicht mehr in Erscheinung; ihr weiteres Schicksal in der Zeit des Nationalsozialismus konnte nicht aufgeklärt werden (Fuchs, 2001b, S. 89–95).

Dresdners thematisches Interesse galt den körperbehinderten Kindern und Jugendlichen. Die Würtz'sche Konstruktion beeinträchtigter Menschen als eine sonderanthropologische Variante des ‚gesunden‘, also ‚normalen‘ Menschen stellte sie radikal infrage (Fuchs, 2001a, b). 1932 befragte Dresdner körperbehinderte Männer und Frauen zu ihren Erfahrungen und Haltungen zum Liebes- und Eheleben sowie zur Elternschaft. Die kleine qualitativ-empirische Studie, die sie unter den Mitgliedern des Berliner RBK und des Internationalen Bundes invalider Frauen in der Schweiz durchgeführt hatte, wurde in den Verbandsorganen dieser Zusammenschlüsse und in der renommierten *Zeitschrift für angewandte Psychologie* veröffentlicht. Als Untersuchungsergebnis formulierte sie: „Natürlich wird der Einfluß des Krüppeltums auf das Geistesleben und den Charakter der Betroffenen nicht bestritten“, dennoch sei „Körperbehinderung [...] eine Lebensform wie jede andere.“ (Dresdner, 1933, S. 403)

Bis auf zwei späte Publikationen (Fuchs, 2001a, b) wurde Dresdners Oevre, dessen tatsächlicher Umfang unbekannt ist, noch nicht rezipiert. Ihre Biographie steht exemplarisch für das wechselseitige Zusammenwirken von Behinderung, Geschlecht und radikalem Antisemitismus, das vermutlich zu Dresdners Ermordung im Rahmen des Holocaust und in der Folge zu ihrem ‚Verschwinden‘ und ‚Vergessen‘ geführt hat.

3.3 Rudolf Kraemer – Leben, Werk, Wirkung

Der dritte hier behandelte Autor wurde 1885 in Heilbronn geboren. Kraemer war das sechste von sieben Kindern des Zeitungsverlegers Viktor Kraemer und seiner Ehefrau Lina. Der wohlhabende Vater ermöglichte seinem blinden und sprachbeeinträchtigten Sohn eine Schulbildung außerhalb der zeitgenössischen Anstalten. Bis zu seinem 15. Lebensjahr besuchte der hochbegabte Schüler die Gymnasial-Vorschule und später auch einige Gymnasialklassen, danach wurde er nur noch zu Hause unterrichtet. 1908 legte Kraemer als vierbester sein Abitur am Heilbronner Karls-Gymnasium ab und begann schließlich ein Studium der Jurisprudenz an der Universität Tübingen mit dem erklärten Ziel, „der Anwalt der deutschen Blinden“ (Schrenk, 1999, S. 71) zu werden und einen staatlich garantierten Nachteilsausgleich für blinde Menschen zu erreichen. Neben dem Württembergischen Blindenverein (1909) gründete Kraemer den Reichsdeutschen Blindenverband (RBV, 1912) und die Heilbronner Blindengenossenschaft (1913).

Sein Studium musste er zwar zwischen 1911 und 1918 aus gesundheitlichen Gründen unterbrechen, konnte es aber abschließen. 1924 promovierte Kraemer zum Doktor der Rechtswissenschaften (Dr. jur.) und der Geisteswissenschaften (Dr. phil.); vermutlich im Zeitraum 1927/1928 heiratete er seine Vorleserin Helene Bauer.

Ab 1929 war Kraemer Rechtsberater und Justiziar des RBV. Bereits seit 1926 forderte er eine Blindenrente; sein Vorschlag fand auf dem Blindenwohlfahrtskongress 1930 großen Zuspruch. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die Blindenrente jedoch kategorisch abgelehnt und konnte erst 1950 realisiert werden.

Nachdem sich Kraemer (1933) deutlich gegen rassenhygienische Maßnahmen ausgesprochen hatte, wurde er von den neuen Machthabern seines Amtes als Justiziar des RBV enthoben. Dennoch setzte er bis 1935 seine Arbeit am *Deutschen Blindenrecht* fort. Die Drucklegung des Werks wurde zwar durch das Reichsarbeitsministerium verhindert; es erschien jedoch in Auszügen in der Zeitschriftenreihe der Marburger Blindenstudienanstalt. Während der Kriegsjahre verschlechterte sich Kraemers Gesundheitszustand zusehends und nur wenige Monate nach Kriegsende starb er am 30. Juli 1945 an einem plötzlichen Herztod.

Kraemers (1933) Schrift *Kritik der Eugenik: Vom Standpunkt des Betroffenen* gilt als „einsame Blüte in der Landschaft des vorherrschenden zeitgenössischen Schrifttums“ (Bock, 1986, S. 279). Mit ihr wandte er sich gegen die breite gesellschaftliche Befürwortung eugenischer Maßnahmen (Fuchs, 2001a, S. 221–222). Seine Kritik basierte auf einem Menschenbild, das von der Würde und Unverletzlichkeit der Person ausging. Er setzte sich insbesondere mit dem Begriff der (genetischen) ‚Minderwertigkeit‘ kritisch auseinander und argumentierte nicht allein aus der Perspektive blinder Menschen, sondern bezog sich auf alle Personen und gesellschaftlichen Gruppen, die damals als rassenhygienisch und eugenisch ‚Minderwertige‘ klassifiziert wurden. Bereits 1927 hatte sich Kraemer in der Debatte um die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“

(Binding & Hoche, 1920) positioniert: „Ob mein Leben, wenn auch mit zehn Gebrechen belastet, für mich noch Wert hat oder nicht, das kann nur ich wissen, nur ich beurteilen, nur ich entscheiden. Soviel ist jedenfalls sicher.“ (Kraemer, 1927, zit. n. Richter, 1986, S. 63)

Trotz seiner Verdienste für die sozialen Rechte blinder Menschen und seiner Alleinstellung als früher Kritiker eugenischen Denkens und Handelns geriet Kraemer nach 1945 in der BRD zunächst weitgehend in Vergessenheit, während er in der DDR als Antifaschist und linker Intellektueller gefeiert wurde (Schrenk, 1999, S. 77). Erst ab 1968 erfolgte seine Würdigung auch in Westdeutschland: Ein Blindenerholungsheim und eine Straße erhielten seinen Namen; in der zitierten historischen Studie (Bock, 1986, S. 279) fand seine *Kritik der Eugenik* anerkennende Erwähnung und eine umfassende Biographie (Schrenk, 2001) widmete sich seinem Leben und Wirken. Auf der Website des Blinden- und Sehbehindertenverbandes Württemberg finden sich weitere Hinweise auf Kraemers Biographie und die Rezeption seines Werkes.

3.4 Wladislaus Zeitlin – Leben, Werk, Wirkung

Im Unterschied zu Perl und Kraemer ist über Leben und Werk des Physikers und Erfinders Zeitlin, Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Gehörlosen Deutschlands (ReGeDe), weitaus weniger bekannt. Mit Dresdner teilt Zeitlin die jüdische Herkunft und die Erfahrung nationalsozialistischer Verfolgung und Vernichtung.

Der 1907 im georgischen Tiflis im Kaukasus in einem wohlhabenden Elternhaus geborene Zeitlin war gehörlos und wurde von seiner Mutter intensiv gefördert und lautsprachlich erzogen (Zeitlin & Reich, 1927, S. 45, 53). Nach einem kürzeren Aufenthalt in Italien, wo dem Jungen aufgrund ärztlicher und pädagogischer Stellungnahmen eine höhere Schulausbildung verschlossen blieb, ließ sich die Familie nach der russischen Februarrevolution 1917 in Berlin nieder. Dort erhielt Zeitlin zunächst Privatunterricht und wechselte 1922 an die Israelitische Taubstummenanstalt (ITA) in Berlin-Weissensee unter Leitung von Felix Reich. Mit Hilfe von Einzelunterricht gelang es ihm, seine Lücken in Deutsch, Französisch und Englisch auszugleichen (Zeitlin & Reich, 1927, S. 11–16). Aufgrund seiner überdurchschnittlichen Leistungen in Physik, Chemie, Biologie und Mathematik durfte er ab 1923 zusätzlich ein Berliner Reformgymnasium (für Hörende) besuchen, wo er 1925 als einer der ersten Gehörlosen in Deutschland sein Abitur mit hervorragenden Noten im Mündlichen (lautsprachlich) wie Schriftlichen ablegte (Solarová, 1983, S. 40; Zeitlin & Reich, 1927, S. 12–18).

Bereits ein Jahr zuvor hatte Zeitlin ein Patent für einen von ihm entwickelten Fernseher beim Reichspatentamt angemeldet. Auf Intervention Albert Einsteins erhielt der junge Mann ein Stipendium und die Zulassung zum Studium der Mathematik, Physik und Chemie an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg (Zeitlin & Reich, 1927, S. 18). Zeitlin, der neben der russischen Muttersprache auch Deutsch, Englisch und Französisch in der Lautsprache beherrschte (Zeitlin & Reich, 1927, S. 10–14),

promovierte 1925 (Solarová, 1983, S. 40). Sein bemerkenswerter Bildungserfolg stützte maßgeblich Forderungen nach einer höheren Schulbildung für gehörlose Menschen.

1934 floh Zeitlin aus dem nationalsozialistischen Deutschland zu Verwandten nach Paris. Von dort aus stand er weiterhin im Briefkontakt mit Lehrern der Berliner ITA, denen er sich als Jude und ehemaliger Schüler verbunden fühlte. Er blieb in Paris, bis er dort 1940 in einem Versteck entdeckt und erschossen wurde. Die näheren Umstände und das genaue Todesdatum sind unbekannt.

Als Zeitlins Werk ist lediglich eine von dem Pädagogen Reich herausgegebene Schrift (Zeitlin & Reich, 1927) überliefert. Die 56-seitige Publikation enthält eine von dem Herausgeber verfasste biographische Skizze mit zwei Portraits Zeitlins, Abschriften seiner Schulzeugnisse und einer Auflistung seiner Abiturnoten. Der größere Teil umfasst eine Reihe von Aufsätzen Zeitlins, in denen er vorrangig Fragen zur Wahrnehmung seiner Taubheit sowie Lautsprachlichkeit beantwortet und „Vor- und Nachteile der Gebärdensprache“ (Zeitlin & Reich, 1927, S. 45–52) diskutiert. Eine Lobrede auf seine Mutter und ein knappes Nachwort Reichs beschließen den Band. Er kann nur in Teilen als Egodokument gelten, in dem Zeitlin selbst zu Wort kommt und seine Sicht auf das Phänomen Gehörlosigkeit präsentiert. Eher hat das schmale Werk demonstrativen und werbenden Charakter, denn der Herausgeber Reich nutzte es, um „den langgehegten Wunsch der Taubstummen nach einer höheren Schulbildung“ (Zeitlin & Reich, 1927, S. 5) zu untermauern. Allerdings zielten die vorgesehenen Maßnahmen allein auf die Vermittlung und das Erlernen der Lautsprache taubstummer Kinder und die Anpassung ihrer Bildungsleistungen an „normale Hörende“ (Zeitlin & Reich, 1927, S. 5–7).

Ebenso wie die anderen drei Autor_innen wurde auch Zeitlin zunächst vergessen und erst in jüngerer Zeit wiederentdeckt. Zu Beginn der 1980er Jahre wurde er in einer Arbeit zur Geschichte der Sonderpädagogik kurz erwähnt (Solarová, 1983). Im Rahmen der Deaf History hat die Interessengemeinschaft Gehörloser jüdischer Abstammung in Deutschland (IGJAD) sein Leben und Werk detailliert rekonstruiert und gewürdigt (Vogel & Zaurov, 2003).

4 ,Bewegte‘ Geschichte: Forschungsstand und Perspektiven

Was können wir aus der in diesem Beitrag skizzenhaft und exemplarisch behandelten (Zeit-)Geschichte für die heutigen Disability Studies lernen? Erstens lässt sich festhalten, dass die Konstruktiongeschichte des Begriffs ,Behinderung‘ einen langen Zeitraum umfasst und vor dem Hintergrund der jeweiligen politischen, ökonomischen und sozialen Verhältnisse ausgesprochen wechselhaft verlaufen ist. Damit bestätigt sich ein Grundgedanke der kulturwissenschaftlichen Disability Studies (Bösl et al., 2010), der auf die Historizität der Kategorie, deren Zeitgebundenheit und damit Wandelbarkeit verweist. Zweitens erfolgen Einführung, Durchsetzung und variable Deutung dieser Differenzkategorie stets in komplexen, interessengeleiteten und konfliktgeladenen Interaktionsprozessen, an denen sich die unterschiedlichsten Akteur_innen beteiligen. In der ersten

Hälfte des 20. Jahrhunderts haben vor allem Menschen mit Körper- und Sinnesbeeinträchtigungen ihre Stimme erhoben, während sich damals ‚geistig behinderte‘ Menschen bzw. Personen mit Lernschwierigkeiten weder selbst öffentlich äußern konnten noch eine nennenswerte Lobby hatten. Drittens lässt sich an der Geschichte lernen, dass die ‚neue‘, sich ab den 1970er Jahren formierende Behindertenbewegung im deutschsprachigen Raum mehrere Vorläufer hat. Menschen mit Beeinträchtigungen haben sich insbesondere in den 1920er Jahren für ihre Emanzipation und gesellschaftliche Teilhabe eingesetzt und dies auch während des Nationalsozialismus unter schwierigen Bedingungen fortgeführt. Viertens: Der gesellschaftliche Diskurs um das Begriffsfeld ‚Behinderung‘, ‚Behinderter‘ und ‚behindert‘ war früher vor allem von politischen und professionellen Positionen dominiert. Menschen mit Beeinträchtigungen haben sich zwar aktiv beteiligt, konnten sich aber unter den gegebenen gesellschaftlichen Machtverhältnissen im Kampf um die Deutungshoheit des Begriffes ‚Behinderung‘ nicht durchsetzen. Zumindest für den Reichsbund der Körperbehinderten ist nachgewiesen und im Falle von Perl auch davon auszugehen, dass behinderte Menschen zur eugenischen und leistungsbezogenen Argumentation und damit zur Abgrenzung gegenüber als ‚minderwertig‘ definierten Gruppen beigetragen haben (Fuchs, 2001a).

Vor diesem Hintergrund lassen sich folgende sechs Forschungslücken herausarbeiten: Aufschlussreich wären erstens Arbeiten, die den gesellschaftlichen Mechanismen, Vorgängen und Strukturen, Denk- und Handlungsweisen nachgehen, die Menschen mit Beeinträchtigungen veranlasst haben, bestimmte Gruppen behinderter Menschen dem Zugriff des NS-Regimes preiszugeben und damit selbst Exklusion zu befürworten und zu praktizieren.

Zweitens wäre es gewinnbringend zu untersuchen, wie und warum in den Nachkriegsjahren die eugenische und leistungsbezogene Konstruktion von ‚Behinderung‘ unbeachtet blieb und ebenso wie die Zeit des Nationalsozialismus zunächst ‚vergessen‘ worden ist. Heute wird der Begriff ‚behindert‘ eher als nichtdiskriminierend angesehen und gilt als ‚sachlich-neutrale‘ Bezeichnung. Wie hat sich dieser Prozess der Umdeutung und Verdrängung des früheren Gehalts der Vokabel in den Jahrzehnten nach 1945 vollzogen? Welche Bedingungen, Strukturen und Mechanismen sind hier wirksam gewesen?

Drittens wissen wir nach wie vor wenig über die Alltagsgeschichte unterschiedlich beeinträchtigter Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus, über ihre Verfolgung, aber auch partielle Integration in die NS-Volksgemeinschaft, d. h. ihre individuellen wie kollektiven Handlungsspielräume. Bisher liegen auch noch keine Untersuchungen vor, welche die Interessenverbände beeinträchtigter Menschen umfassend, differenziert, beeinträchtigungsübergreifend und quellengesättigt in den Blick nehmen und ihre Geschichte ab Ende des 19. Jahrhunderts über zwei Weltkriege, die Weimarer Republik und den Nationalsozialismus bis hin zur Gründung der beiden deutschen Staaten in 1949 und der Wiedervereinigung zum Ende des 20. Jahrhunderts rekonstruieren.

Viertens fehlt es an Arbeiten, die der Haltung der Verbände zu Eugenik, Rassenhygiene und den Diskussionen um die ‚Vernichtung lebensunwerten Lebens‘

nachgehen. Eine systematische Analyse der frühen Schriften und zahlreichen Beiträge in den jeweiligen Verbandsorganen sowie auch in den zeitgenössischen Fachzeitschriften könnte zu neuen Erkenntnissen führen und Verbindungslinien zu den Themen und Inhalten der Behindertenbewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts herstellen (> Köbsell in diesem Band). Zu fragen wäre z. B. nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der verschiedenen Bewegungen. Welche Gründe gibt es für die weitgehende Unkenntnis einer Geschichte, die aus Sicht behinderter Menschen als die ureigene verstanden werden kann? Welche Folgen und Wirkungen haben die historischen Leerstellen für die ,bewegten‘ Aktivitäten der 1970er und 1980er Jahre gehabt?

Fünftens verdeutlichen die biographischen Skizzen, dass sich der Ansatz der Intersektionalität in der Disability History in mehrfacher Hinsicht produktiv nutzen lässt. Neben der soziostrukturellen Kategorie Geschlecht müssten – insbesondere im Kontext der Diskriminierung, Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung vor dem und im Nationalsozialismus – die Wechselwirkungen von ,Behinderung‘, Geschlecht und religiöser Herkunft bzw. Rassismus und Antisemitismus sowie anderen Differenzkategorien genauer untersucht werden.

Sechstens: Wie der Hinweis auf den in den 1920er Jahren in der Schweiz ansässigen Internationalen Bund invalider Frauen zeigt, haben sich Frauen mit Beeinträchtigungen bereits früh eigenständig und länderübergreifend organisiert. Welche weiteren ,Bewegungen in der Bewegung‘ es gab und welche Rolle dabei internationale Kontakte spielten, wäre gleichfalls ein lohnendes Forschungsthema.

5 Fazit

Die Geschichte von ,Behinderung‘ und behinderten Menschen, die zur Entwicklung der Disability Studies im deutschsprachigen Raum geführt hat, reicht bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts zurück. Im Zuge der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft in der Weimarer Republik entwickelten körper- und sinnesbehinderte Aktivist_innen erstmals ein soziales Modell von Behinderung und verknüpften die emanzipatorischen Anliegen der damaligen Behindertenbewegungen mit eigenständigen Untersuchungen und Publikationen zur Lebenslage behinderter Menschen. Die hier nur skizzenhaft dargestellten Lebenswege und Schriften einzelner Protagonist_innen dieser Bewegungen verweisen auf das Potential der deutschsprachigen Disability Studies und der Disability History. Beide Forschungsgebiete können nicht nur die Kenntnisse über Emanzipationsbewegungen vertiefen, ausdifferenzieren und in Beziehung zueinander setzen. Sie sind auch in der Lage, bisher dominierende fachwissenschaftliche Erzählungen zur ,bewegten‘ Geschichte von ,Behinderung‘ wesentlich zu erweitern und damit die allgemeine Alltags- und Sozialgeschichte neu zu schreiben.

Literatur

- Beauftragter der Sächsischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen (Hrsg.). (2018). 25-jähriges Jubiläum der Stiftung Sächsische Behindertenselbsthilfe Otto Perl und Verleihung des 3. Sächsischen Inklusionspreises 2018. Medienservice Sachsen vom 03.12.2018. <https://www.medienservice.sachsen.de/medien/news/222234?page=1>. Zugegriffen: 18. Aug. 2019.
- Biesalski, K. (Hrsg.). (1909). *Umfang und Art des jugendlichen Krüppeltums und der Krüppelfürsorge in Deutschland nach der durch die Bundesregierungen erhobenen amtlichen Zählung*. Voss.
- Biesalski, K. (1915). *Kriegskrüppelfürsorge: Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung*. Voss.
- Binding, K., & Hoche, A. E. (1920). *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens: Ihr Maß und ihre Form*. Meiner.
- Bock, G. (1986). *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Westdeutscher Verlag.
- Bösl, E., Klein, A., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2010). *Disability History – Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*. transcript.
- Buchholz, F. (1958). Hans Würtz. *Berliner Lehrerzeitung*, 27(o. H.), 368–370.
- Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf e. V. (1991). *Blinde unterm Hakenkreuz – Erkennen, Trauern, Begegnen. Seminar im November 1989 in Berlin-Wannsee und Materialien zum Thema. Zusammengestellt von Martin Jaedicke und Wolfgang Schmidt-Block*. Deutscher Verein der Blinden.
- Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge. (1932). Entschließung der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge vom 04.06.1932 zu den Beschlüssen des Preußischen Staatsrates vom 20.10.1932. *Der Körperbehinderte*, 2(7), 52–54.
- Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge. (1933). Satzungen. *Zeitschrift für Krüppelfürsorge*, 26(9/10), 139–142.
- Dresdner, I. (1933). Über Körperbehinderung und seelische Entwicklung. *Zeitschrift für angewandte Psychologie*, 44(5/6), Separatausdruck, 399–437.
- Eckhardt, H. (1937). Körperbehinderte. In H. Althaus, & W. Betcke (Hrsg.), *Handwörterbuch der Wohlfahrtspflege* (3. Aufl., S. 667–669). Heymann.
- Faltin, B. (1983). Der Selbsthilfebund der Körperbehinderten. Emanzipationsbewegung in der Weimarer Republik. *Behindertenpädagogik*, 22(3), 266–272.
- Fliegner, N. (2019). Wildenhain erinnert an Otto Perl. *Leipziger Volkszeitung* vom 28.02.2019. Leipziger Verlags- und Druckereigesellschaft. <https://www.lvz.de/Region/Eilenburg/Wildenhain-erinnert-an-Otto-Perl>. Zugegriffen: 18. Aug. 2019.
- Friedlander, H. (1989). Jüdische Anstaltspatienten im NS-Deutschland. In G. Aly (Hrsg.), *Aktion T4: 1939–1945. Die Euthanasiezentrale in der Tiergartenstraße 4* (2., erw. Aufl., S. 34–44). Edition Hentrich.
- Fuchs, P. (1999). Otto Perl (1882–1951). Das Recht auf Selbstbestimmung für „den geistig normalen Krüppel“. *Die neue Sonderschule*, 44(4), 301–306.
- Fuchs, P. (2001a). ‚Körperbehinderte‘ zwischen Selbstaufgabe und Emanzipation: Selbsthilfe – Integration – Aussonderung. Luchterhand.
- Fuchs, P. (2001b). Irma Dresdners Untersuchung „Über Körperbehinderung und seelische Entwicklung“, Leipzig 1933. *Die Neue Sonderschule*, 46(2), 84–95.
- Fuchs, P. (2012). „Behinderung“ in Deutschland. Aspekte der Kultur und Geschichte des Umgangs mit physischer, psychischer und mentaler Differenz. In A. Tervooren, & J. Weber (Hrsg.), *Wege*

- zur Kultur. Barrieren und Barrierefreiheit in Kultur- und Bildungseinrichtungen (S. 133–151). Böhlau.
- Fuchs, P. (2014). Die Krüppelfürsorge in der NS-Zeit am Beispiel von Hellmuth Eckhardt (1896–1980). In Stiftung Oskar-Helene-Heim (Hrsg.), *1914–2014. 100 Jahre Oskar-Helene-Heim* (S. 41–43). Medialis.
- Fuchs, P., Rotzoll, M., Müller, U., Richter, P., & Hohendorf, G. (2007) (Hrsg.). „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“. *Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘* (S. 36–52). Wallstein.
- Grund, G. (1982). Er gründete 1919 den ersten Selbsthilfebund Körperbehinderter: Otto Perl. Zum Gedenken an die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages oder Von der Mißachtung der Intelligenz Schwerkörperbehinderter. *Leben und Weg*, 22(6), 13–30.
- Heiden, H.-G. (1993). Selbstbestimmung und Selbstkontrolle in der Sicht Otto Perls. In H.-G. Heiden, G. Simon, & U. Wilken (Hrsg.), *Otto Perl und die Entwicklung von Selbstbestimmung und Selbstkontrolle in der Körperbehinderten-Selbsthilfe-Bewegung* (S. 72–77). Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter.
- Heiden, H.-G., Simon, G., & Wilken, U. (Hrsg.). (1993). *Otto Perl und die Entwicklung von Selbstbestimmung und Selbstkontrolle in der Körperbehinderten-Selbsthilfe-Bewegung*. Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter.
- Hohendorf, G. (2007). Ideengeschichte und Realgeschichte der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘ im Überblick. In P. Fuchs, M. Rotzoll, U. Müller, P. Richter, & G. Hohendorf (Hrsg.), „Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst“. *Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘* (S. 36–52). Wallstein.
- Kaup, I. (1919). Kriegsbeschädigtenfürsorge und Sozialhygiene. *Deutsche Krüppelhilfe. Zeitschrift für Krüppelfürsorge*, 26(6), *Ergänzungshefte*, 104.
- Kraemer, R. (1933). *Kritik der Eugenik: Vom Standpunkt des Betroffenen*. Reichsdeutscher Blindenverband.
- Krüppelheil- und Fürsorgeverein für Berlin-Brandenburg. (Hrsg.). (1922). *Fünfzehn Jahre Krüppelfürsorge im Oscar-Helene-Heim. Eine Denkschrift*. Voss.
- Malikowski, F. (1934). 15 Jahre Zusammenschluß der Körperbehinderten in Deutschland. *Der Körperbehinderte*, 5(3), 20–25.
- Merkens, L. (1983). *Fürsorge und Erziehung bei Körperbehinderten: Eine historische Grundlegung zur Körperbehindertenpädagogik bis 1920*. Marhold.
- Mürner, C., & Sierck, U. (2012). *Behinderung. Chronik eines Jahrhunderts*. Beltz Juventa.
- Neubert, H. (1935). Start in das Jahr 1935! *Der Körperbehinderte*, 5(1), 2–3.
- Osten, P. (2004). *Die Modellanstalt. Über den Aufbau einer „modernen Krüppelfürsorge“*. Mabuse.
- Perl, O. (1908). *Bilder aus dem Kaiser-Friedrich-Siechenhaus zu Wittenberg*. Selbstverlag.
- Perl, O. (1926). *Krüppeltum und Gesellschaft im Wandel der Zeit*. Klotz.
- Perl, O. (1936). Auswählende Krüppelfürsorge. *Ethik*, 12(o. H.), 247–252.
- Perl, O. (1946). *Lebenslauf*. Zschorna b. Wurzen, 19.08.1946. 2 Seiten. ADW CA 504d. Berlin: Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche Deutschlands.
- Preussisches Gesetz, betr. die öffentliche Krüppelfürsorge. Vom 6. Mai 1920 – *Gesetzsamml.* S. 280. In: *Volkswohlfahrt. Amtsblatt und Halbmonatsschrift des Preussischen Ministeriums für Volkswohlfahrt*. Nr. 9 (1921), Sonderdruck. Heymanns.
- Raab, H. (2007). Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 127–151). transcript.

- RBK-Richtlinien. (1934). RBK-Richtlinien für die Aufgaben und die Arbeit des Reichsbundes der Körperbehinderten (R.B.K.) e. V. auf Grund des § 2 der Bundessatzungen. *Der Körperbehinderte*, 4(4), 37–38.
- Richter, G. (1986). *Blindheit und Eugenik (1918–1945)*. Hans Ferdinand Schulz.
- Rose, W., Fuchs, P., & Beddies, T. (2016). *Diagnose „Psychopathie“: Die urbane Moderne und das schwierige Kind. Berlin 1918–1933*. Böhlau.
- Schmuhl, H. W. (2009). Schwer behindert, schwerbehindert, schwerstbehindert. Begriffsgeschichtliche Betrachtungen zu den feinen Unterschieden in der Benennung von Menschen mit Behinderungen. In M. Dederich, & K. Grüber (Hrsg.), *Herausforderungen. Mit schwerer Behinderung leben* (S. 23–27). Mabuse.
- Schmuhl, H.-W. (2010). *Exklusion und Inklusion durch Sprache – Zur Geschichte des Begriffs Behinderung*. Institut Mensch Ethik Wissenschaft.
- Schmuhl, H.-W., & Roelcke, V. (Hrsg.). (2013). *„Heroische Therapien“: Die deutsche Psychiatrie im internationalen Vergleich, 1918–1945*. Wallstein.
- Schrenk, C. (1999). Anwalt der deutschen Blinden: Rudolf Kraemer (1885–1945). In C. Schrenk (Hrsg.), *Heilbronner Köpfe II. Lebensbilder aus zwei Jahrhunderten* (Bd. 2, S. 65–78). Stadtarchiv.
- Schrenk, C. (2001). *Rudolf Kraemer – Ein Leben für die Blinden (1885–1945): Doktor der Rechtswissenschaften, Wegbereiter der Blindenselbsthilfe, Kritiker des Nationalsozialismus*. Stadtarchiv.
- Schrenk, C. (2009). *Karl Anspach – Ein blinder Kaufmann revolutioniert das Blindenhandwerk*. Stadtarchiv.
- Sierck, U. (1992). *Arbeit ist die beste Medizin. Zur Geschichte der Rehabilitationspolitik*. Konkret Literatur.
- Simon, G. (1993). Otto Perl – Das bemerkenswerte Leben eines körperbehinderten Menschen. In H.-G. Heiden, G. Simon, & U. Wilken (Hrsg.), *Otto Perl und die Entwicklung von Selbstbestimmung und Selbstkontrolle in der Körperbehinderten-Selbsthilfebewegung* (S. 9–48). Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter.
- Solarová, S. (Hrsg.). (1983). *Geschichte der Sonderpädagogik*. Kohlhammer.
- Stadler, H., & Wilken, U. (2004). *Pädagogik bei Körperbehinderung. Studentexte zur Geschichte der Behindertenpädagogik* (Bd. 4). UTB.
- Steiner, G. (2006). Assistenz gestern: Wie alles anfang – Konsequenzen politischer Behinderten-selbsthilfe von Gusti Steiner (1938–2004). In Forum selbstbestimmter Assistenz behinderter Menschen (ForseA e. V.). (Hrsg.), *20 Jahre Assistenz – Behinderte auf dem Weg zu mehr Selbstbestimmung* (17 Seiten). Berlin. <https://gemeinwohlwohnen.de/wp-content/uploads/2018/10/ForseA-20-Jahre-Assistenz-Gusti-Steiner-Wie-alles-anfang-Konsequenzen-politischer-Behindertenselbsthilfe.pdf>. Zugegriffen: 1. März 2021.
- Vogel, H., & Zaurov, M. (2003). *Porträt des gehörlosen Physikers Wladislaus Zeitlin (1907–1940)*. Interessengemeinschaft Gehörloser jüdischer Abstammung in Deutschland (IGJAD). Als das Fernsehen erfunden wurde. Sehen statt Hören: 1142. Sendung am 26. Juli 2003. Hamburg. <http://www.igjad.de/deutsch/News/SHHZeitlin.html>. Zugegriffen: 18. Aug. 2019.
- von Bernuth, R. (2012). Bettler, Monster und Zeichen Gottes. Behinderung in der Frühen Neuzeit. In A. Tervooren, & J. Weber (Hrsg.), *Wege zur Kultur. Barrieren und Barrierefreiheit in Kultur- und Bildungseinrichtungen* (S. 116–132). Böhlau.
- Waldschmidt, A. (2006). Soziales Problem oder kulturelle Differenz? Zur Geschichte von „Behinderung“ aus der Sicht der „Disability Studies“. *Traverse. Zeitschrift für Geschichte, Revue d’Histoire*, 13(3), 31–46.
- Wunder, M., & Sierck, U. (1982). *Sie nennen es Fürsorge. Behinderte zwischen Vernichtung und Widerstand*. Verlagsgesellschaft Gesundheit.

Würtz, H. (1920). Krüppelseelenkundliche Erziehung. *Zeitschrift für Krüppelfürsorge*, 13(2), 28–37.

Würtz, H. (1921). *Das Seelenleben des Krüppels*. Leopold Voß.

Zeitlin, W., & Reich, F. (1927). *Der taubstumme Student: Psychologische Einblicke*. Taubstummen-Verlag Dude.

Petra Fuchs, Dr. phil., Professorin für Heilpädagogik/Inclusion Studies an der Hochschule Zittau/Görlitz. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Behinderung (Disability History), Geschichte der „Krüppelfürsorge“ und Sonderpädagogik, Geschichte der NS-„Euthanasie“ und Zwangssterilisation, Patientengeschichte, Biografieforschung.



Entstehung und Varianten der deutschsprachigen Disability Studies

Swantje Köbsell

Zusammenfassung

In Westdeutschland, Österreich und der Schweiz schlossen sich ab den 1960er Jahren behinderte Menschen zusammen, um sich gegen traditionelle Sichtweisen von Behinderung zu wehren und für Selbstvertretung und Selbstbestimmung zu kämpfen. Aus diesen Behindertenbewegungen entstanden Veröffentlichungen, die als Vorläufer der Disability Studies angesehen werden können. Der Beitrag thematisiert die Entwicklung und den aktuellen Stand des deutschsprachigen Diskurses.

Schlüsselwörter

Aktivismus · Behindertenbewegung · Emanzipation · Selbstbestimmung · Selbstvertretung

1 Einleitung

Die Disability Studies im deutschsprachigen Raum haben ihre Wurzeln in den Behindertenbewegungen, die sich ab Mitte des 20. Jahrhunderts in (West-)Deutschland, Österreich und der Schweiz bildeten. In allen drei Ländern sahen sich behinderte Menschen mit vom medizinischen Blick geprägten Sichtweisen auf Behinderung sowie zahlreichen Barrieren und gesellschaftlicher Ausgrenzung konfrontiert. Selbstbestimmung und Teilhabe waren unter den damaligen Bedingungen kaum möglich. Weltweit standen auch die 1960er Jahre im Zeichen der sogenannten Neuen Sozialen

S. Köbsell (✉)

Alice Salomon Hochschule Berlin, Berlin, Deutschland

E-Mail: koebshell@ash-berlin.eu

Bewegungen, deren Ziele „die Einforderung von Partizipation und Anerkennung als Bürger“ (Stoll, 2017, S. 214) waren. Dieser allgemeine gesellschaftliche Aufbruch erreichte junge behinderte Menschen, die nun begannen, sich Freiräume zu erkämpfen und eine neue Sicht auf Behinderung zu entwickeln, in der diese nicht mehr als persönliches Defizit, sondern als Ergebnis gesellschaftlicher Ausgrenzungsprozesse angesehen wurde.

Auch wenn die Behindertenbewegungen in den deutschsprachigen Ländern viele Gemeinsamkeiten aufweisen, gibt es nationale Unterschiede hinsichtlich der inhaltlichen Schwerpunkte und Organisationsstrukturen. Auch die Entstehung der Disability Studies im engeren Sinne verlief unterschiedlich. Der Beitrag fokussiert auf die Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz und berücksichtigt – in Ergänzung zu früheren Überblicksdarstellungen (Köbsell & Waldschmidt, 2006; Pfahl & Powell, 2014) – besonders die Impulse aus den jeweiligen Behindertenbewegungen. Abschließend werden der aktuelle Stand der Disability Studies in den drei deutschsprachigen Ländern erläutert und Perspektiven aufgezeigt.

2 Behindertenbewegung und Entwicklung der Disability Studies in Deutschland

In Westdeutschland war in den 1960er Jahren eine Generation junger behinderter Menschen herangewachsen, denen es trotz einer von Aussonderung geprägten Gesellschaft gelang, sich eigene Räume zu schaffen und abseits der etablierten Behindertenverbände und Elternvereinigungen eigene Gruppen zu gründen, aus denen die Behindertenbewegung entstand.

2.1 Behindertenbewegung in (West-)Deutschland

Drei Arten von Gruppierungen mit unterschiedlichen Zielsetzungen bildeten die ‚Keimzellen‘ der deutschen Behindertenbewegung: An erster Stelle sind die ab den späten 1960er Jahren gemeinsam mit nichtbehinderten Gleichaltrigen gegründeten ‚Clubs‘ zu nennen. Sie hatten vor allem das Ziel einer „altersgerechte[n] Freizeitgestaltung“ (Stoll, 2017, S. 214). Da dies jedoch aufgrund der zahlreichen Barrieren nur sehr eingeschränkt möglich war, begannen viele dieser Gruppen, sich in die Lokalpolitik einzumischen und für den Abbau der Barrieren zu kämpfen. Die Clubs, die sich bald ‚Clubs Behinderter und ihrer Freunde‘ (CeBeefs) nannten, schlossen sich im Oktober 1971 zu einer Bundesarbeitsgemeinschaft zusammen (Stoll, 2017, S. 219).

Ein zweiter Impuls ging von den Volkshochschulkursen ‚Bewältigung der Umwelt‘ in Frankfurt am Main aus, die ab 1973 von dem nichtbehinderten Publizisten Ernst Klee (1942–2013) und dem rollstuhlnutzenden Sozialarbeiter Gusti Steiner (1938–2014) angeboten wurden. Die Kurse wollten durch die Zusammenarbeit von behinderten und

nichtbehinderten Menschen für die Lebenssituation behinderter Menschen sensibilisieren und die Emanzipation behinderter Menschen voranbringen. Überregional bekannt wurden die von den Teilnehmer_innen organisierten öffentlichkeitswirksamen Aktionen, mit denen sie auf Teilhabe verhindernde Barrieren hinwiesen (Steiner, 1999, S. 132).

Die radikalste Position vertraten, drittens, die ‚Krüppelgruppen‘, die Ende der 1970er Jahre um Franz Christoph (1953–1996) und Horst Frehe, zwei körperlich beeinträchtigte Männer, in verschiedenen Städten gegründet wurden. Nichtbehinderte Menschen waren von der Teilnahme ausgeschlossen und der Name war eine bewusste Provokation:

„Immer wieder werden wir danach gefragt, warum wir uns als Krüppel bezeichnen. [...] Der Begriff Behinderung verschleiert für uns die wahren gesellschaftlichen Zustände, während der Name Krüppel die Distanz zwischen uns und den sogenannten Nichtbehinderten klarer aufzeigt. [...] Ehrlicher erscheint uns daher der Begriff Krüppel, hinter dem die Nichtbehinderten sich mit ihrer Scheinintegration („Behinderte sind ja *auch* Menschen“) nicht so gut verstecken können.“ (Krüppelkollektiv, 1981, S. 2; Hervorh. i. O.)

Die theoretische Grundlage der Krüppelgruppen bildete der von Christoph entwickelte ‚Krüppelstandpunkt‘. Dieser wendete sich gegen bevormundende Strukturen, Mitleid und Expertenmacht und hinterfragte gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen (Waldschmidt, 1990, S. 221). Gefordert wurden die Veränderung des Blickes auf und der Bewertung von Behinderung sowie die gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

Ein skandalöses, gemeinhin als ‚Frankfurter Behindertenurteil‘ bekannt gewordenes Gerichtsurteil im Februar 1980, in dem die Anwesenheit behinderter Menschen in einem Hotel als ‚Reisemangel‘ eingestuft wurde, führte zur Vernetzung und einer gemeinsamen Demonstration der verschiedenen Gruppen (Steiner, 1999, S. 141). Aus diesem losen Zusammenschluss ging anschließend die Aktionsgruppe gegen das für 1981 von der Vereinten Nationen (UNO) ausgerufenen ‚Jahr der Behinderten‘ hervor. Damit dieses Jahr nicht lediglich als Plattform für nichtbehinderte Funktionäre diene, sondern der Selbstvertretung behinderter Menschen, nutzte die ‚Aktionsgruppe gegen das UNO-Jahr‘ einige der offiziellen Veranstaltungen öffentlichkeitswirksam für ihre Themen. Unter anderem kam es bei der Eröffnungsveranstaltung zu einer Besetzung der für den Bundespräsidenten vorgesehenen Bühne (Köbsell, 2012, S. 14–15). Zum Abschluss des Jahres organisierten verschiedene Gruppen aus der Behindertenbewegung das ‚Krüppel-Tribunal‘, in dessen Rahmen Menschenrechtsverletzungen an behinderten Menschen in Deutschland zur Anklage gebracht wurden. Im Fokus standen dabei die Zustände in Heimen, Behördenwillkür, Mobilität, Werkstätten, die Lebenssituation behinderter Frauen und die Psychiatrie (Daniels et al., 1983, S. 9).

Nach der anfänglichen Phase der inhaltlichen Auseinandersetzungen und spektakulären Aktionen orientierte sich die weitere Entwicklung der deutschen Behindertenbewegung eher an der Bewältigung von Alltagsproblemen (Mürner & Sierck, 2009, S. 15). Die Aktivitäten reichten von der Schaffung ambulanter

Hilfsangebote und der Sicherstellung von Mobilität und Barrierefreiheit bis zur Gründung der Zentren für Selbstbestimmtes Leben mit ihren Beratungsangeboten nach dem Prinzip der Betroffenenberatung (*peer counseling*). Zentrale Themen der Behindertenbewegung waren auch Eugenik und Bioethik, da sie das Lebensrecht behinderter Menschen infrage stellen (Sierck, 1989a; Sierck & Radtke, 1984).

Große Bedeutung hatte auch die Bewegung behinderter Frauen, die sich herausbildete (Köbsell, 2007). Die weiblichen Mitglieder der Behindertenbewegung, die sich in ‚Krüppelfrauengruppen‘ zusammenschlossen, brachten die sexualisierte Gewalt gegen behinderte Frauen an die Öffentlichkeit und initiierten unter anderem im Rahmen der feministischen Kritik an den neuen Gen- und Reproduktionstechnologien Diskussionen über den Zusammenhang von Eugenik, humangenetischer Beratung und selektiver Abtreibung (Bremer Krüppelfrauengruppe, 1991).

Ab den frühen 1990er Jahren wurde der Kampf für rechtliche Gleichstellung zu einem wichtigen Thema. Der Weg führte über die Grundgesetzänderung 1994, bei der in Artikel 3, Absatz 3 GG der Satz „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“ eingefügt wurde (> Rößler in diesem Band), zur Verabschiedung des Behindertengleichstellungsgesetzes auf Bundesebene und entsprechender Landesgleichstellungsgesetze. Zu Beginn der 2000er Jahre waren außerdem deutsche Aktivist_innen an der Formulierung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (UN-BRK) aktiv beteiligt (Arnade, 2010).

In der DDR, der von 1949 bis 1990 existierenden Deutschen Demokratischen Republik, hatten sich behinderte Menschen nicht in Selbstvertretungsorganisationen zusammenschließen können, um ihren (behindertenpolitischen) Forderungen Nachdruck zu verleihen, denn freie Organisationen wurden in dem sozialistischen Einheitsstaat nicht geduldet; lediglich der Blinden- und der Gehörlosenverband hatten eine Sonderrolle. Es gab jedoch zahlreiche informelle Zusammenschlüsse, in denen sich behinderte Menschen z. B. für den Abbau von Barrieren im Wohnumfeld einsetzten (Scharf et al., 2019, S. 67). Aus diesen informellen Strukturen gründeten sich nach dem Ende der DDR regionale Vereine, die sich bereits 1990 im ‚Allgemeinen Behindertenverband in Deutschland (ABiD) – für Selbstbestimmung und Würde‘ zusammenschlossen.

Das Infragestellen des individualisierenden Behinderungsbegriffs und das Verständnis von Behinderung als ‚gesellschaftlich gemacht‘ bildeten den Hintergrund für die Aktivitäten der Behindertenbewegung (Rothenberg, 2012, S. 27). Allerdings kam es nie zu einer offiziellen bzw. verbindlichen Formulierung eines eigenen Modells von Behinderung. Lediglich eine Textpassage von Swantje Köbsell und Anne Waldschmidt kann als entsprechender, früher Versuch gelesen werden:

„Die mehr oder minder ‚objektiv‘ feststellbare Schädigung ist [...] nur die materielle Voraussetzung für das gesellschaftliche Phänomen Behinderung und für den Prozeß der Behinderung. Das Vorliegen einer Schädigung bewirkt, dass bestimmte herrschaftlich gesetzte Normen nicht erfüllt werden können. [...] Mit anderen Worten: Wessen Bildungspotential gering eingeschätzt wird, wessen Arbeitskraft nicht vermarktet werden kann, wer sich nicht schnell und behende bewegen kann, wer als häßlich gilt, wer sich nicht verbal verständigen

kann und die Lebensführung nicht autonom bewältigen kann – gilt als behindert. Als Ergebnis wird die Schädigung zum Ansatzpunkt für die Einschränkung der gesellschaftlichen Teilnahme, für die Be- oder gar Verhinderung von Lebensmöglichkeiten und -perspektiven. Behinderung bedeutet demnach ein Etikett als Resultat von sozialer Ausgrenzung und Stigmatisierung. Sie ist somit ein gesellschaftlicher Prozeß, der in der psychosozialen und politischen Interaktion mit anderen entsteht, sich in ihr immer wieder herstellt und auf diese Weise zur permanenten, identitätsbildenden Lebenserfahrung des einzelnen wird.“ (Köbsell & Waldschmidt, 1989, S. 103–104)

2.2 Anfänge der Disability Studies in Deutschland

Bereits zu Beginn der 1980er Jahre gab es Bestrebungen, die Ideen der Behindertenbewegung sowohl der breiteren wie auch der akademischen Öffentlichkeit zu vermitteln: Mitglieder der Bewegung boten in Volkshochschulen vor Ort Kurse zu behindertenpolitischen Themen an; auch die aus der Frauenbewegung an verschiedenen Orten organisierten ‚Frauenwochen‘ (Strahl & Waldschmidt, 1983) sowie die alternativen ‚Gesundheitstage‘ wurden als Foren genutzt (Wunder & Sierck, 1982). Darüber hinaus nahmen Aktivist_innen Lehraufträge an Universitäten und Fachhochschulen wahr und mischten sich so in den wissenschaftlichen Diskurs ein.

Vor allem in den frühen 1980er Jahren kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Vertreter_innen der Heil- und Sonderpädagogik und der Behindertenbewegung (Boll, 1982; Christoph, 1980; Mürner, 1979) über die Konzeptionalisierung von und den Umgang mit Behinderung. Angegriffen wurden nicht nur konservative ‚Behindertenfachleute‘; auch den fortschrittlicheren Vertretern der materialistischen Behindertenpädagogik – wie den Bremer Professoren Wolfgang Jantzen (1941–2020) und Georg Feuser – wurde vorgeworfen, dass sie trotz der Abkehr vom medizinischen Modell und der Anerkennung von Behinderung als sozialer Kategorie „Behinderung [nicht] als Herrschaftsverhältnis zwischen zwei konkreten Personengruppen [...] begreifen!“ (Frehe, 1980, S. 44) Bereits 1980 bemängelten Mitglieder der Krüppelgruppe Bremen (1980, S. 6) das Fehlen einer „parteiliche[n] Wissenschaft von Betroffenen und im Interesse der Betroffenen, also eine Wissenschaft der Krüppel („Krüppologie“)“. Aktivitäten zur Entwicklung einer solchen Wissenschaft blieben jedoch aus. Auch die Entstehung der Disability Studies in anderen Ländern wurde lange nicht zur Kenntnis genommen. Lediglich Theresia Degener (1995, S. 40) wies darauf hin, dass es in den USA und Großbritannien „eine von Behinderten selbst entwickelte Behindertentheorie“ gebe und in Deutschland diesbezüglich Nachholbedarf bestehe.

Anlässlich der Tagung ‚Geschlechterverhältnisse in der Behindertenpädagogik‘ in Bremen wurde 1996 noch einmal deutliche Kritik an der Behinderten- und Sonderpädagogik formuliert. Waldschmidt (1997a, S. 49) beschrieb sie als Machtverhältnis, da ihre Zielsetzung die Normalisierung behinderter Menschen sei. Außerdem wies sie darauf hin, dass behinderte Frauen im Anschluss an die emanzipatorische Behindertenbewegung ihre eigene Forschungspraxis entwickelten (Waldschmidt, 1997b, S. 179).

Im Sinne von „Peer Research“ gehe es darum, „Konzeptionen zu entwerfen und Wege zu finden, die eine Forschung ermöglichen, die ‚anteilmehmend und sozialwissenschaftlich analytisch‘ [...] zugleich sein kann“ (Waldschmidt, 1997b, S. 186). Dieser Ansatz kann als vorweggenommene Perspektive der Disability Studies bezeichnet werden.

Auch wenn es keine Bestrebungen hinsichtlich einer eigenen Forschungspraxis gab, entstanden doch zahlreiche Veröffentlichungen, die sich im Nachhinein als Disability Studies bezeichnen lassen. Hierzu gehören zum einen Texte, die in den Bewegungszeitschriften wie der *Krüppelzeitung*, der *Luftpumpe* und später in der *randschau* veröffentlicht wurden. Darüber hinaus entstanden Buchveröffentlichungen, in denen sich Mitglieder der Behindertenbewegung unter anderem an der historischen Aufarbeitung der Zwangssterilisierung und Ermordung behinderter Menschen durch die Nationalsozialisten (z. B. Köbsell, 1987; Sierck & Radtke, 1984; Wunder & Sierck, 1982) und an der kritischen Auseinandersetzung mit der neuen Eugenik im Zusammenhang mit den Gen- und Reproduktionstechniken beteiligten (Degener & Köbsell, 1992; Köbsell & Waldschmidt, 1989; Waldschmidt, 1995). Besondere Bedeutung hatte in den 1990er Jahren die kritische Auseinandersetzung mit den Thesen des australischen Philosophen Peter Singer, der für die Tötung bestimmter behinderter Menschen argumentierte (Sierck, 1989a). Hinzu kamen Veröffentlichungen, die allgemein die Ausgrenzung behinderter Menschen (Daniels et al., 1983; Sierck, 1989b) oder die von ‚doppelter Diskriminierung‘ geprägte Lebenssituation behinderter Mädchen und Frauen thematisierten (Barwig & Busch, 1993; Ehrig, 1996; Ewinkel et al., 1985; Hermes, 1994; Schildmann, 1983; >Raab & Ledder in diesem Band). Weitere Arbeiten befassten sich mit der Selbstbestimmung bzw. dem selbstbestimmten Leben behinderter Menschen (Miles-Paul, 1992; Waldschmidt, 1999). Trotz dieser beachtlichen Zahl an Veröffentlichungen war bis Ende der 1990er Jahre im deutschsprachigen Raum von Disability Studies keine Rede.

Erst die Ausstellung *Der (im-)perfekte Mensch* (Dresden/Berlin 2001/2002) lieferte die ‚Initialzündung‘ für die Gründung der deutschsprachigen Disability Studies. Im Rahmen zweier internationaler Tagungen, die als Begleitprogramm veranstaltet wurden, trafen erstmalig Vertreter_innen des deutschen kritischen Diskurses zu Behinderung, wie z. B. Degener, Rebecca Maskos und Waldschmidt, und der US-amerikanischen Disability Studies, wie Rosemarie Garland-Thomson, David T. Mitchell, Carol Poore und Tobin Siebers (1953–2015), aufeinander. In diesem Kontext entstand auch die erste Veröffentlichung der deutschsprachigen Disability Studies (Lutz et al., 2003).

Die ‚Arbeitsgemeinschaft Disability Studies in Deutschland‘ gründete sich 2002. Sie ist ein bis heute bestehender Zusammenschluss von behinderten Wissenschaftler_innen sowie Aktivist_innen aus der Behindertenbewegung, der das Ziel verfolgt, die akademische Etablierung der Disability Studies in Deutschland voranzutreiben. Um die neuen Studien einem breiteren Publikum vorzustellen, fand 2003 in Bremen die Sommeruniversität ‚Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken!‘ statt (Hermes & Köbsell, 2003; Waldschmidt, 2003). Seitdem gab es eine Reihe von Veranstaltungen, aus denen Publikationen hervorgingen, wie z. B. 2012 die kulturwissenschaftliche Konferenz ‚Contact Zones: Disability, Culture, Theory – Encounters between

Disability Studies and Cultural Studies‘ an der Universität zu Köln (Waldschmidt et al., 2017) und 2014 die zeithistorische Tagung ‚Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Die Lebenslage von Menschen mit Behinderungen in Deutschland nach 1945‘ als eine Kooperation der Universitäten Köln und Kiel (Lingelbach & Waldschmidt, 2016). Im Kontext des geschichtswissenschaftlichen Projektes ‚Homo Debilis‘ an der Universität Bremen wurden ebenfalls Tagungen veranstaltet, z. B. 2007 ‚Homo debilis. Behinderte – Kranke – Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters‘ (Nolte, 2009) und 2012 ‚Leib-eigenschaften. Phänomene der „Behinderung“ im Alltag der Vormoderne‘ (Nolte & Kinzler, 2012).

3 Behindertenbewegung und Entwicklung der Disability Studies in Österreich

Auch in Österreich führte das Aufbegehren junger behinderter Menschen gegen traditionelle Behindertenorganisationen und das Eintreten für ein neues Verständnis von Behinderung als „soziale[r] Kategorie“ (Hasenauer, 2013, S. 53) zur Entstehung einer Behindertenbewegung und der Entwicklung der Disability Studies.

3.1 Behindertenbewegung in Österreich

Ab Ende der 1960er Jahre formierten sich verschiedene Vereine und Gruppierungen, wie z. B. die durch die westdeutschen CeBeefs inspirierten Wiener Gruppen ‚Club junger Behinderter‘ und der ‚Club Handicap‘. 1976 gründete sich in Innsbruck nach dem Vorbild der gleichnamigen Frankfurter VHS-Kurse der ‚Arbeitskreis Bewältigung der Umwelt‘, aus dem später die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung in Österreich entstehen sollte. Der Arbeitskreis erstellte bereits 1977 einen Bericht über „die individuellen und gesellschaftlichen Mechanismen, die uns alle täglich zu Behinderten machen“ (Gstettner, 2013, S. 24). Ab diesem Zeitpunkt entwickelte sich Innsbruck zum österreichischen Zentrum behindertenbewegter Aktivitäten: 1976 entstand die ‚Initiativgruppe Behinderte-Nichtbehinderte‘ (IBN), die Barrierefreiheit sowie ambulante Unterstützung im Alltag forderte. Da es in Innsbruck keine ambulanten Dienste gab, gründete die Gruppe 1985 einen mobilen Hilfsdienst (MOHI Innsbruck), aus dem 1996 das Zentrum für Selbstbestimmtes Leben entstand (bidok, o. J.). Vergleichbare Initiativen entstanden auch an anderen Orten; unter der Bezeichnung ‚Forum der Behinderten- und Krüppelinitiativen‘ fanden über viele Jahre Vernetzungstreffen statt. Anders als der Name suggeriert, gab es jedoch in Österreich keine Krüppelgruppen bzw. -initiativen (Huainigg, 2013, S. 89), da alle beteiligten Gruppen die Zusammenarbeit von behinderten und nichtbehinderten Menschen als selbstverständlich voraussetzten.

Auch in Österreich führte das internationale ‚Jahr der Behinderten‘ 1981 zu Protesten. Unter dem Motto ‚Gegen Aussonderung und die Phrasen der letzten Jahre‘ wurde z. B.

die Eröffnungsfeier der Bundesregierung von Rollstuhlfahrer_innen blockiert. 1983 wurde in Innsbruck die Zeitschrift *LOS* gegründet, von der 36 Ausgaben bis 1992 erschienen; die seit 1992 in Wien herausgegebene Zeitschrift *Bizeps* gibt es immer noch. Ein wiederkehrendes Thema in der österreichischen Behindertenbewegung war die Kritik an menschenunwürdigen Zuständen in stationären Einrichtungen bei gleichzeitig fehlender ambulanter Unterstützung. Auch die finanzielle Absicherung von Unterstützung im Alltag war ein Dauerthema. 1987 wurde eine Petition für ein landesweites Pflegegeldgesetz unterstützt. 1990 fand eine 14-tägige Mahnwache vor dem Stephansdom in Wien statt, mit der auf Menschenrechtsverletzungen in den Heimen hingewiesen und eine bundeseinheitliche Pflegeversicherung gefordert wurde. Nach zahlreichen weiteren Aktionen konnte die Interessenvertretung schließlich einen Erfolg verbuchen: 1993 wurde vom österreichischen Parlament das Bundespflegegeldgesetz beschlossen (bidok, o. J.).

3.2 Anfänge der Disability Studies in Österreich

In Österreich beteiligten sich Mitglieder der Behindertenbewegung ebenfalls aktiv an der Aufarbeitung der an behinderten Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus begangenen Verbrechen (Neugebauer, 1986). Als bekannt wurde, dass in der ehemaligen Tötungsanstalt Hartheim, die wieder als Behinderteneinrichtung genutzt wurde, behinderte Kinder misshandelt wurden, organisierten Mitglieder der Behindertenbewegung Protestveranstaltungen (Karoliny, 2013, S. 82). Die Einladung Singers in eine Fernsehdiskussion des Österreichischen Rundfunks (ORF) gab 1989 den Startschuss für die ‚neue Euthanasiedebatte‘ in Österreich, an der sich die Behindertenbewegung beteiligte.

Hinsichtlich der Anfänge der Disability Studies in Österreich fällt auf, dass es insbesondere am Standort Innsbruck bereits ab den 1970er Jahren durchgehend Bezüge zur universitären Forschung und Lehre gab (Gstettner, 2013, S. 25). Mit den akademischen Aktivitäten eng verbunden war auch der sehr frühe Einsatz für die gemeinsame Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder. So führte die Innsbrucker IBN bereits 1983 eine landesweite Unterschriftenaktion gegen Sonderschulen durch und kooperierte durchgängig mit Elterninitiativen gegen Aussonderung (bidok, o. J.).

Als zentraler Akteur bzw. ‚Wegbereiter‘ der Disability Studies (Buchner & Koenig, 2013) wird immer wieder der mit einer körperlichen Beeinträchtigung lebende Volker Schönwiese genannt, der nach seinem Studium der Pädagogik und Psychologie durchgehend an der Universität Innsbruck tätig war, dort auch promovierte und sich habilitierte. Ab 1994 arbeitete er dort zunächst als Dozent und wurde 1997 außerordentlicher Professor im Fachbereich Erziehungswissenschaften. Aus dieser Position speiste er immer wieder wissenschaftliche Erkenntnisse in den behindertenpolitischen Diskurs ein (Feuerstein, 2013, S. 94). Schönwiese war 1997 auch an der Gründung der Internetbibliothek *bidok* – behinderung inklusion dokumentation – an der

Universität Innsbruck maßgeblich beteiligt. Deren Ziel ist es, Wissen zu Behinderung allen Interessierten zugänglich zu machen.

Auch aus der österreichischen Behindertenbewegung entstanden Veröffentlichungen, die im Nachhinein als Vorläufer der Disability Studies bezeichnet werden können. Zu nennen sind hier z. B. die beiden Sammelbände *Behindertenalltag – wie man behindert wird* (Forster & Schönwiese, 1982) und *O du mein behinderndes Österreich* (Huainigg, 1999) sowie die Monographie *Behinderung und Pädagogik. Eine Einführung aus Sicht behinderter Menschen* (Schönwiese, 1997). 2007 wurde die Arbeitsgruppe und Kooperationsplattform ‚DiStA (Disability Studies Austria, Forschung zu Behinderung, Österreich)‘ gegründet, die sich seit 2009 regelmäßig trifft und Ringvorlesungen an verschiedenen österreichischen Universitäten zu Themen der Disability Studies durchführt (DiStA, o. J.).

4 Behindertenbewegung und Entwicklung der Disability Studies in der Schweiz

Die Entwicklung der Behindertenbewegung in der Schweiz nachzuzeichnen stellt sich als schwierig dar, da bislang nur sehr wenige Quellen und Publikationen vorliegen. Auch muss berücksichtigt werden, dass es ausschließlich um die deutschsprachige Schweiz geht, wenn hier von einer schweizerischen Behindertenbewegung die Rede ist. Über entsprechende Entwicklungen in den französisch- und italienischsprachigen Gebieten liegen der Autorin keine Informationen vor.

4.1 Behindertenbewegung in der Schweiz

Nach deutschem Vorbild wurde 1975 von Ursula Eggli (1944–2008) und Aiha Zemp (1953–2011), zwei körperlich beeinträchtigten jungen Frauen, sowie anderen jungen Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen ein CeBeef gegründet. Dieser Zusammenschluss gilt als die wichtigste Gruppierung der schweizerischen Behindertenbewegung. Politisch verortete sich der CeBeef im linken politischen Spektrum (McGowan, 2011, S. 21). Aus einer Kooperation des CeBeef mit *Impuls*, einem aus dem katholischen ‚Ring invalider Mädchen‘ (RIM) hervorgegangenen Verein, entstand 1976 die Zeitschrift *PULS*. Die weltanschaulichen Unterschiede beider Gruppen führten allerdings immer wieder zu Konflikten über die inhaltliche Ausrichtung der Zeitschrift (McGowan, 2011, S. 21). Ab 1986 brachte der CeBeef die Zeitschrift alleine heraus; mit dem Untertitel ‚DruckSache aus der Behindertenbewegung‘ erschien sie bis 1994.

Aus dem Redaktionsteam des *PULS* entstand Ende der 1970er Jahre die Idee, einen Film zum Thema Behinderung zu drehen. Für dieses Projekt konnte die Regisseurin Marlies Graf gewonnen werden, mit der *Behinderte Liebe* realisiert wurde. Der Film erschien 1979 und hatte im gesamten deutschsprachigen Raum großen Erfolg, denn er

zeigte erstmalig behinderte Menschen als sexuelle Wesen; darüber hinaus beschäftigte sich der Film auch mit Normalitätsvorstellungen und Kontakten zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen (Suttner, 2011, S. 78).

Ähnlich wie in Deutschland und Österreich waren auch in der Schweiz Ende der 1970er und zu Beginn der 1980er Jahre verschiedene Protestaktionen zu verzeichnen. 1979 fand „die erste ‚Krüppeldemo‘“ (McGowan, 2011, S. 45) in Bern statt und 1981 „am selben Ort die erste bewilligte nationale Demonstration behinderter Menschen“ (McGowan, 2011, S. 45). Gegen das UNO-Jahr der Behinderten initiierte der CeBeef 1981 eine Protestaktion, bei der *PULS*-Hefte verteilt wurden (McGowan, 2011, S. 42). 1996 gründete ein Kreis aktiver behinderter Menschen das Zentrum für Selbstbestimmtes Leben in Zürich, das allerdings 2018 geschlossen wurde. Ebenfalls Ende der 1990er Jahre bildete sich in der Schweiz eine Initiative zur rechtlichen Gleichstellung behinderter Menschen, auf deren Betreiben im Jahr 2000 eine entsprechende Änderung der Schweizer Bundesverfassung verabschiedet wurde (McGowan, 2011, S. 62). 2004 trat zusätzlich das Schweizer Behindertengleichstellungsgesetz in Kraft.

4.2 Anfänge der Disability Studies in der Schweiz

Aus den Veröffentlichungen, die der Schweizer Behindertenbewegung zuzuordnen sind, lässt sich keine explizit wissenschaftskritische Haltung ablesen. Auch ein grundsätzliches Hinterfragen der Sonder- bzw. Heilpädagogik gab es nicht, obwohl in den späten 1980er Jahren die Sonderbeschulung behinderter Kinder und Jugendlicher zunehmend kritisiert und in den 1990er Jahren die gemeinsame Beschulung behinderter und nicht-behinderter Kinder gefordert wurde (McGowan, 2011, S. 51). Lediglich im Kontext der bereits erwähnten sogenannten Singer-Debatte der frühen 1990er Jahre wurde mit Blick auf die pränatale Diagnostik die eugenische Ausrichtung der Wissenschaft kritisiert (McGowan, 2011, S. 56).

Dennoch gibt es auch aus der Schweizer Behindertenbewegung Texte, die als Vorläufer der Disability Studies angesehen werden können. Im *PULS* wurde nicht nur der Sinn des UNO-Jahres hinterfragt (McGowan, 2011, S. 43), sondern es wurden auch kritische Beiträge zu den Themen Religion, politisches Engagement, Öffentlichkeitsarbeit, Arbeit, Bildung, rechtliche Gleichstellung, Behinderung und Geschlecht sowie Pränataldiagnostik und Eugenik veröffentlicht. Zu Sexualität und sexualisierter Gewalt gab es Schwerpunktausgaben; für diese Themen engagierte sich vor allem die Psychologin Zemp, die auch die bis dahin größte Studie im deutschsprachigen Raum zu diesem Thema mit durchführte (Zemp & Pircher, 1996). Kritisch setzte sich Zemp außerdem mit der Infragestellung des Lebensrechtes behinderter Menschen auseinander (Zemp, 1991) und analysierte aus feministischer Perspektive die Sonderpädagogik (Zemp, 1993a) sowie die Lebenssituation behinderter Frauen (Zemp, 1993b). Auch Egglis autobiographisches Buch *Herz im Korsett* von 1977, in dem sie ihre Erfahrungen als behinderte Frau beschreibt, kann als frühe Disability Studies betrachtet werden. Eggli war auch an

bereits erwähnten Veranstaltungen – der Tagung im Rahmen der Ausstellung ‚Der (im-) perfekte Mensch‘ 2001 in Dresden und der Sommeruniversität 2003 in Bremen – aktiv beteiligt.

Was die Disability Studies im engeren Sinne betrifft, gab es in den 2000er Jahren einige Aktivitäten, deren Akteur_innen nicht aus der Behindertenbewegung stammten. So gaben der Pädagoge Jan Weisser und die Kulturwissenschaftlerin Cornelia Renggli 2004 ein *Lesebuch Disability Studies* mit Texten der englischsprachigen Disability Studies in deutscher Übersetzung heraus. Im Einführungstext zur Entwicklung der deutschsprachigen Disability Studies heißt es über die Schweiz, dass sich keine „mit Deutschland vergleichbare Entwicklung feststellen“ (Renggli, 2004, S. 21) lasse. 2005 wurden die ‚Schweizerische Gesellschaft für Disability Studies‘ gegründet und ihre Website online gestellt. Die ‚Zurich Summer School in Disability Studies‘ mit schweizerischen, deutschen sowie österreichischen Teilnehmer_innen fand 2006 statt; die Beiträge wurden 2007 als Buch veröffentlicht (Graf et al., 2007). Einen Beitrag zur Disability History leisteten die Arbeiten von Urs Germann (2010; Germann et al., 2006), der die Geschichte der Schweizer Invalidenversicherung untersuchte. 2011 wurde die Geschichte des *PULS* in einem Buch aufgearbeitet (Graf et al., 2011). Seitdem gibt es zwar einige Veröffentlichungen, die den Disability Studies zugeordnet werden können (z. B. Renggli, 2015; Weisser, 2013, 2018); Hinweise auf die Schweizerische Gesellschaft für Disability Studies sind jedoch nicht mehr zu finden.

5 Disability Studies in deutschsprachigen Ländern: Aktueller Stand

In der Zusammenschau kann festgehalten werden: Sowohl in Deutschland als auch in Österreich und der Schweiz entstanden im Rahmen der Behindertenbewegungen ab Anfang der 1980er Jahre die ersten Arbeiten, denen jeweils ein soziales Modell von Behinderung als „entscheidender Impuls“ (Waldschmidt, 2009, S. 131) – wenn auch eher implizit – zugrunde lag. Diese Veröffentlichungen können im Nachhinein als frühe Disability Studies eingeordnet werden. In Deutschland und Österreich wachsen die Disability Studies, die zu Beginn dieses Jahrhunderts explizit begründet wurden, zwar nur langsam, sind aber aus dem wissenschaftlichen Diskurs zu Behinderung nicht mehr wegzudenken. In der Schweiz hingegen scheint die Entwicklung der Disability Studies zumindest derzeit zu stagnieren.

Insgesamt ist die Anzahl der deutschsprachigen Publikationen in den Disability Studies im letzten Jahrzehnt stark angewachsen; hier spielt insbesondere die seit 2007 von Waldschmidt, Thomas Macho und anderen herausgegebene Buchreihe ‚Disability Studies: Körper – Macht – Differenz‘ im Bielefelder Verlag ‚transcript‘ eine wichtige Rolle. Außerdem sind inzwischen an verschiedenen Hochschulen Einrichtungen entstanden: Die 2004 an der Universität zu Köln gegründete ‚Internationale Forschungsstelle Disability Studies‘ (iDiS) fokussiert die soziologischen Disability Studies, das

kulturelle Modell von Behinderung, die Disability History und die international vergleichende Forschung. Das ‚Zentrum für Disability Studies‘ (ZeDiS), das von 2005 bis 2014 an der Universität Hamburg angesiedelt war und inzwischen unter dem Namen ‚ZeDiSplus – Zentrum für Disability Studies und Teilhabeforschung‘ an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit und Diakonie in Hamburg beheimatet ist, bildet in seiner jedes Semester stattfindenden Ringvorlesung das gesamte Spektrum der Disability Studies ab. Mit rechtlichen Aspekten im Kontext von Behinderung beschäftigt sich das 2015 gegründete ‚Bochumer Zentrum für Disability Studies‘ (BODYDS) an der Evangelischen Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe; zentral sind hier das menschenrechtliche Modell von Behinderung und die nationale wie internationale Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Orte, an denen ebenfalls zu den Disability Studies gelehrt bzw. geforscht wird, sind die Universität Bremen als Standort der Dis/ability History der Vormoderne und die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel mit ihrem Fokus auf die Geschichte behinderter Menschen nach 1945. Außerdem existieren seit 2008 an der Kölner Universität eine sozialwissenschaftliche Professur für Disability Studies (Waldschmidt) und seit 2015 an der Universität Innsbruck eine erziehungswissenschaftliche Professur mit dem Schwerpunkt Disability Studies (Lisa Pfahl). An Fachhochschulen gibt es ebenfalls einschlägige Professuren: an der Evangelischen Hochschule in Bochum mit rechtswissenschaftlichem Schwerpunkt (Degener, seit 2010), an der Berliner Alice-Salomon-Hochschule im Kontext von Sozialer Arbeit (Köbsell, seit 2014) und – ebenfalls im Kontext Sozialer Arbeit – an den Hochschulen Emden/Leer (Carla Wesselmann, seit 2016) und Düsseldorf (Heike Ehrig, seit 2015) sowie an der Evangelischen Fachhochschule für Soziale Arbeit und Diakonie in Hamburg (Siegfried Saerberg, seit 2020). Zusätzlich haben sich die deutschsprachigen Disability Studies auch inhaltlich verbreitert; hier sind insbesondere die Disability History, Disability Studies in Education, Deaf Studies, Mad Studies sowie Feminist und Queer Disability Studies zu nennen (> die entsprechenden Beiträge in diesem Band).

Gleichzeitig geht die konzeptionelle Debatte weiter. Trotz der Kritik am sozialen Modell von Behinderung (Waldschmidt, 2005) beziehen sich viele deutschsprachige Autor_innen weiterhin auf diesen Ansatz (> Hirschberg in diesem Band). Ähnlich wie auf internationaler Ebene wird jedoch auch in den deutschsprachigen Disability Studies vermehrt darauf hingewiesen, dass das soziale Modell alleine nicht zur Erklärung der Komplexität des Phänomens ‚Behinderung‘ ausreicht. Waldschmidt (2005), die wohl bekannteste Vertreterin der deutschen Disability Studies, plädiert seit längerem für ein ergänzendes kulturelles Modell von Behinderung, um nicht nur Behinderung, sondern auch die oft nicht hinterfragte ‚Normalität‘ analysieren zu können. Darüber hinaus fordert sie eine stärkere Theoriebildung in den Disability Studies (Waldschmidt, 2020a, b). Degener (2015) hingegen favorisiert das menschenrechtliche Modell von Behinderung, dessen Grundlage die uneingeschränkte Menschenwürde ist. DiStA diskutiert seit 2017 über einen Grundlagentext, in dem es sowohl um die Forschungsausrichtung der Disability Studies in Österreich als auch darum geht, ob der Name in *„Disability Studies und Emanzipatorische Behinderungsforschung* oder

emanzipatorisch-partizipative Behinderungsforschung“ (DiStA, 2018, S. 1; Hervorh. i. O.) geändert werden soll.

Im Oktober 2018 hat die Tagung ‚Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung‘ Forschende der Disability Studies aus Deutschland, Österreich und der Schweiz in Berlin zusammengebracht. Sie vermittelte ein gutes Bild von der Breite und Vielfalt der aktuell adressierten Themen – wie der Tagungsband dokumentiert (Brehme et al., 2020) – und endete mit der Gründung eines Netzwerkes der deutschsprachigen Disability Studies. Es verfolgt unter anderem die Ziele, die Disability Studies stärker in der deutschsprachigen Wissenschaftslandschaft zu verankern, auf eine verbesserte Sichtbarkeit der Disability Studies hinzuwirken sowie Nachwuchswissenschaftler_innen zu fördern. Darüber hinaus soll der länderübergreifende Zusammenschluss dabei helfen, die Eigenständigkeit der Disability Studies gegenüber anderen Ansätzen der Forschung zu Behinderung, wie der Teilhabeforschung und der inklusiven Pädagogik, zu stärken und Vereinnahmungstendenzen entgegenzutreten. Hilfreich wird hierbei sicherlich eine eigene Fachzeitschrift sein, die ab 2021 erscheint, um den Austausch über aktuelle Fragestellungen der Disability Studies im deutschsprachigen Raum zu fördern.

6 Fazit

In den untersuchten Ländern waren es jeweils Zusammenschlüsse junger behinderter Menschen, die sich ab den späten 1960er Jahren gegen Bevormundung und Fremdbestimmung wehrten. Das von diesen Gruppierungen angestoßene veränderte Denken über Behinderung führte, mit unterschiedlichen landesspezifischen Ausprägungen, zur Entwicklung der deutschsprachigen Disability Studies, die inzwischen auf eine zwanzigjährige Geschichte zurückblicken. In dieser Zeit hat es im Hinblick auf die Menge der Veröffentlichungen und die Verbreiterung des Diskurses große Fortschritte gegeben. Eher schleppend verläuft jedoch die akademische Institutionalisierung. In keinem der drei betrachteten Länder gibt es derzeit eigene Studiengänge oder -abschlüsse. Auch werden Disability Studies fast durchgängig in der Heil-, Sonder- oder Sozialpädagogik gelehrt und nicht in den Sozial-, Kultur- oder Literaturwissenschaften, was eine stärkere Profilierung der Disability Studies als eigenständiges Fach erschwert.

Literatur

- Arnade, S. (2010). „Wir waren viele und wir waren überall“. Ein persönlicher Rückblick zur Einbeziehung von Frauen in die Behindertenrechtskonvention. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 223–230). transcript.
- Barwig, G., & Busch, C. (Hrsg.). (1993). *„Unbeschreiblich weiblich!?“ Frauen unterwegs zu einem selbstbewussten Leben mit Behinderung*. AG SPAK.

- Behinderte Liebe.* (Schweiz 1979). Regie: Marlies Graf Dätwyler. Filmkollektiv Zürich e. V.
- bidok. (o. J.). Geschichte der Behindertenbewegung – Selbstbestimmt Leben Bewegung in Österreich von 1945 – 2008. <http://bidok.uibk.ac.at/projekte/behindertenbewegung/zeitleiste.html>. Zugegriffen: 1. Aug. 2019.
- Boll, S. (1982). Offener Brief. *Behindertenpädagogik*, 21(4), 351–353.
- Brehme, D., Fuchs, P., Köbsell, S., & Wesselmann, C. (2020). *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung*. Juventa.
- Bremer Krüppelfrauengruppe. (1991). Trau, schau, wem.... In Frauen gegen den § 218, Bundesweite Koordination (Hrsg.), *Vorsicht ‚Lebensschützer‘. Die Macht der organisierten Abtreibungsgegner* (S. 227–231). Konkret.
- Buchner, T., & Koenig, O. (2013). Von einem, der Wege geebnet hat. In P. Flieger, & S. Plangger (Hrsg.), *Aus der Nähe. Zum wissenschaftlichen und behindertenpolitischen Wirken von Volker Schönwiese* (S. 175–182). AG SPAK.
- Christoph, F. (1980). Wie korrupt ist die Behindertenpädagogik? (Ein Beitrag eines verbitterten Behinderten). *Behindertenpädagogik*, 19(3), 277–288.
- Degener, T. (1995). Was könnten Netzwerke behinderter Frauen für die feministische Theoriebildung bewirken? *Die randschau*, 10(3), 39–40.
- Degener, T. (2015). Die UN-Behindertenrechtskonvention – Ein neues Verständnis von Behinderung. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 55–74). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Degener, T., & Köbsell, S. (1992). „Hauptsache, es ist gesund“? *Weibliche Selbstbestimmung unter humangenetischer Kontrolle*. Konkret Literatur.
- Disability Studies Austria (DiStA). (o. J.). Wer ist Dista? <https://dista.uniability.org/>. Zugegriffen: 1. Aug. 2019.
- Disability Studies Austria (DiStA). (2018). Diskussionspapier: Behinderungsforschung. <https://dista.uniability.org/wp-content/uploads/2018/10/Behinderungsforschung-Diskussionstext-Version-02-10-2018.pdf>. Zugegriffen: 1. Aug. 2019.
- Eggli, U. (1977). *Herz im Korsett. Tagebuch einer Behinderten*. Zytglogge.
- Ehrig, H. (1996). „Verminderte Heiratschancen“ oder Perspektivengewinn? *Lebensentwürfe und Lebenswirklichkeit körperbehinderter Frauen*. Kleine.
- Ewinkel, C., Boll, S., Degener, T., Hermes, G., Kroll, B., Lübbers, S., & Schnartendorf, S. (Hrsg.). (1985). *Geschlecht: Behindert – Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen*. AG SPAK.
- Feuerstein, B. (2013). Von Abtsdorf bis Genf. In P. Flieger, & S. Plangger (Hrsg.), *Aus der Nähe. Zum wissenschaftlichen und behindertenpolitischen Wirken von Volker Schönwiese* (S. 94–97). AG SPAK.
- Forster, R., & Schönwiese, V. (Hrsg.). (1982). *Behindertenalltag – Wie man behindert wird*. Verlag Jugend & Volk.
- Frehe, H. (1980). Beraten und Benutzen. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 4(3), 43–45.
- Germann, U. (2010). Integration durch Arbeit. Behindertenpolitik und die Entwicklung des schweizerischen Sozialstaats 1900–1960. In E. Bösl, A. Klein, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung* (S. 151–168). transcript.
- Germann, U., Nienhaus, A., Kaba, M., & Wolfsberg, C. (Hrsg.). (2006). Behinderung – Handicap: Schwerpunkt, Dossier thematique. *Traverse. Zeitschrift für Geschichte, Revue d'Histoire*, 13(3), 17–136.
- Graf, E. O., Renggli, C., & Weisser, J. (Hrsg.). (2007). *Die Welt als Barriere. Deutschsprachige Beiträge zu den Disability Studies*. Soziothek.

- Graf, E. O., Renggli, C., & Weisser, J. (Hrsg.). (2011). *PULS – DruckSache aus der Behindertenbewegung. Materialien für die Wiederaneignung einer Geschichte*. Chronos.
- Gstettner, P. (2013). Wie wir begannen, übers Kuckucksnest zu fliegen. In P. Flieger, & S. Plangger (Hrsg.), *Aus der Nähe. Zum wissenschaftlichen und behindertenpolitischen Wirken von Volker Schönwiese* (S. 21–30). AG SPAK.
- Hasenauer, E. (2013). „Behinderung ist eine soziale Kategorie...“: Die Anfänge des Mobilen Hilfsdienstes in Innsbruck. In P. Flieger, & S. Plangger (Hrsg.), *Aus der Nähe. Zum wissenschaftlichen und behindertenpolitischen Wirken von Volker Schönwiese* (S. 53–59). AG SPAK.
- Hermes, G. (Hrsg.). (1994). *Mit Recht verschieden sein. Forderungen behinderter Frauen an Gleichstellungsgesetze*. Bifos.
- Hermes, G., & Köbsell, S. (Hrsg.). (2003). *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003*. Bifos.
- Huainigg, F. J. (Hrsg.). (1999). *O du mein behinderndes Österreich. Zur Situation behinderter Menschen*. Drava.
- Huainigg, F. J. (2013). Volker Schönwiese, der vieles in der Behindertenbewegung ins Rollen brachte. In P. Flieger, & S. Plangger (Hrsg.), *Aus der Nähe. Zum wissenschaftlichen und behindertenpolitischen Wirken von Volker Schönwiese* (S. 83–89). AG SPAK.
- Karoliny, K. (2013). Wehe, wenn sie Los-gelassen. In P. Flieger, & S. Plangger (Hrsg.), *Aus der Nähe. Zum wissenschaftlichen und behindertenpolitischen Wirken von Volker Schönwiese* (S. 73–82). AG SPAK.
- Köbsell, S. (1987). *Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen*. AG SPAK.
- Köbsell, S. (2007). Auf die Dauer hilft nur Power – 25 Jahre Bewegung behinderter Frauen. In B. Faber, M. Puschke, & Weibernetz e. V. (Hrsg.), *25 Jahre Bewegung behinderter Frauen. Erfahrungen, Anekdoten, Blitzlichter aus den Jahren 1981–2006* (S. 26–37). Weibernetz e. V.
- Köbsell, S. (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. AG SPAK.
- Köbsell, S., & Waldschmidt, A. (1989). Pränatale Diagnostik, Behinderung und Angst. In P. Bradish, E. Feyerabend, & U. Winkler (Hrsg.), *Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien. Beiträge vom 2. Bundesweiten Kongress Frankfurt, 28.–30.10.1988* (S. 102–107). Frauenoffensive.
- Köbsell, S., & Waldschmidt, A. (2006). Disability Studies in Austria, Germany and Switzerland: Introduction. Special Issue „Disability Studies in German Speaking Countries“. *Disability Studies Quarterly*, 26(2), o. S. <http://dsq-sds.org/issue/view/33>. Zugegriffen: 1. Aug. 2019.
- Krüppelkollektiv (1981). Warum Krüppelzeitung? *Krüppelzeitung*, o. Jg. (1), 2.
- Lingelbach, G., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2016). *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte*. Campus.
- Lutz, P., Macho, T., Staupe, G., & Zirden, H. (Hrsg.). (2003). *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Böhlau.
- McGowan, B. (2011). Die Zeitschrift PULS – Stimme aus der Behindertenbewegung. In E. Otto Graf, J. Weisser, & C. Renggli (Hrsg.), *PULS-Drucksache aus der Behindertenbewegung. Materialien für die Wiederaneignung einer Geschichte* (S. 13–69). Chronos.
- Miles-Paul, O. (1992). „Wir sind nicht mehr aufzuhalten“. *Behinderte auf dem Weg zur Selbstbestimmung*. AG SPAK.
- Mitglieder der Krüppelgruppe Bremen. (1980). Krüppelunterdrückung und Krüppelgegenwehr. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 3(o. H.), 4–8.
- Mürner, C. (1979). Wenn ein Krüppel vor Behindertenpädagogikprofessoren einen Vortrag hält. *Behindertenpädagogik*, 18(4), 366–372.
- Mürner, C., & Sierck, U. (2009). *Krüppelzeitung: Brisanz der Behindertenbewegung*. AG SPAK.

- Neugebauer, W. (1986). „Euthanasie“ und Zwangssterilisierungen in Österreich 1938–1945. *LOS*, 4(10), 4–26.
- Nolte, C. (2009). *Homo debilis: Behinderte – Kranke – Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters*. Didymos.
- Nolte, C., & Kinzler, S. (Hrsg.). (2012). *Leibeigenschaften: Der beschädigte Körper im Blick der Vormoderne*. Universität Bremen.
- Pfahl, L., & Powell, J. J.W. (2014). Subversive Status: Disability Studies in Germany, Austria and Switzerland. *Disability Studies Quarterly*, 34(2), o. S., www.dsqsds.org/article/view/4256/3596. Zugegriffen: 1. Aug. 2019.
- Renggli, C. (2004). Disability Studies – Ein historischer Überblick. In J. Weisser, & C. Renggli (Hrsg.), *Disability Studies. Ein Lesebuch* (S. 15–25). Edition SZH.
- Renggli, C. (2015). Wie wir Behinderung wahrnehmen – Dar- und Vorstellungen in den Massenmedien und in unseren Köpfen. In D. Domenig, & U. Schäfer (Hrsg.), *Mediale Welt inklusive! Sichtbarkeit und Teilhabe von Menschen mit Behinderungen in den Medien* (S. 53–68). Seismo.
- Rothenberg, B. (2012). *Das Selbstbestimmt Leben-Prinzip und seine Bedeutung für das Hochschulstudium*. Klinkhardt.
- Scharf, B., Schlund, S., & Stoll, J. (2019). Segregation oder Integration? Gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderungen in der DDR. *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 70(1/2), 52–70.
- Schildmann, U. (1983). *Lebensbedingungen behinderter Frauen. Aspekte ihrer gesellschaftlichen Unterdrückung*. Focus.
- Schönwiese, V. (1997). *Behinderung und Pädagogik*. Studienbrief Fernuniversität Hagen.
- Sierck, U. (1989a). Unser Lebensrecht ist undiskutierbar! *die randschau*, 4(2/3), 7–10.
- Sierck, U. (1989b). *Das Risiko nichtbehinderte Eltern zu bekommen*. AG SPAK.
- Sierck, U., & Radtke, N. (1984). *Die Wohltäter-Mafia. Vom Erbgesundheitsgericht zur Humangenetischen Beratung*. Selbstverlag.
- Steiner, G. (1999). Selbsthilfe als politische Interessenvertretung. Das Konzept der politischen Interessenvertretung. In P. Günther, & E. Rohrmann (Hrsg.), *Soziale Selbsthilfe. Alternative, Ergänzung, oder Methode sozialer Arbeit?* (S. 127–143). Universitätsverlag C. Winter.
- Stoll, J. (2017). *Behinderte Anerkennung? Interessenorganisationen von Menschen mit Behinderungen in Westdeutschland seit 1945*. Campus.
- Strahl, M., & Waldschmidt, A. (1983). Wir mischen uns ein – Krüppelfrauen auf der Bremer Frauenwoche. In Verein ‚Frauen lernen gemeinsam‘ e. V. und die Dokumentationsgruppe der 1. Bremer Frauenwoche (Hrsg.), *Dokumentation der 1. (ersten) Bremer Frauenwoche* (S. 133–137). Selbstverlag.
- Suttner, W. (2011). Interview durchgeführt von Jan Weisser. In E. O. Graf, C. Renggli, & J. Weisser (Hrsg.), *PULS – DruckSache aus der Behindertenbewegung. Materialien für die Wiederaneignung einer Geschichte* (S. 77–84). Chronos.
- von Daniels, S., Degener, T., Jürgens, A., Krick, F., Mand, P., Mayer, A., Rothenberg, B., Steiner, G., & Tolmein, O. (Hrsg.). (1983). *Krüppel-Tribunal. Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat*. Pahl-Rugenstein.
- Waldschmidt, A. (1990). „Zur Norm verpflichtet“. Die Kritik der Krüppelinitiativen an der humangenetischen Beratung. In E. Schindele (Hrsg.), *Gläserne Gebärmütter. Vorgeburtliche Diagnostik – Fluch oder Segen* (S. 219–238). Fischer.
- Waldschmidt, A. (1995). „Lieber lebendig als normal!“ Positionen der Behindertenbewegung zu Humangenetik und Pränataldiagnostik. In E. Schindele (Hrsg.), *Schwangerschaft: Zwischen guter Hoffnung und medizinischem Risiko* (S. 333–404). Rasch und Röhrling.
- Waldschmidt, A. (1997a). Thesen zum Rundtischgespräch: Gewaltverhältnisse in der Behindertenpädagogik. In W. Jantzen (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse in der Behindertenpädagogik. Subjekt/Objektverhältnisse in Wissenschaft und Praxis* (S. 48–50). Edition SZH/SPC.

- Waldschmidt, A. (1997b). Distanz oder Parteilichkeit? Behinderte Frauen als Objekte und Subjekte in der Forschung. In W. Jantzen (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse in der Behindertenpädagogik. Subjekt/Objektverhältnisse in Wissenschaft und Praxis* (S. 179–188). Edition SZH/SPC.
- Waldschmidt, A. (1999). *Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer*. Leske + Budrich.
- Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2003). *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation*. Bifos.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2009). Disability Studies. In M. Dederich, & W. Jantzen (Hrsg.), *Behinderung und Anerkennung. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik: Behinderung, Bildung, Partizipation* (Bd. 2, S. 125–133). Kohlhammer.
- Waldschmidt, A. (2020a). Jenseits der Modelle. Theoretische Ansätze in den Disability Studies. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 56–73). Beltz Juventa.
- Waldschmidt, A. (2020b). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Waldschmidt, A., Berressem, H., & Ingwersen, M. (Hrsg.). (2017). *Culture – Theory – Disability: Encounters between Disability Studies and Cultural Studies*. transcript.
- Weisser, J. (2013). Disability Studies in Education: Kritische Wissensaktivitäten entfalten. In M. Dederich, H. Greving, C. Mürner, & P. Rödler (Hrsg.), *Behinderung und Gerechtigkeit. Heilpädagogik als Kulturpolitik* (S. 261–290). Psychosozial.
- Weisser, J. (2018). Inklusion, Fähigkeiten und Disability Studies. In M. Willi-Wagner, & T. Sturm (Hrsg.), *Handbuch schulische Inklusion* (S. 93–107). Budrich.
- Weisser, J., & Renggli, C. (Hrsg.). (2004). *Disability Studies. Ein Lesebuch*. Edition SZH.
- Wunder, M., & Sierck, U. (Hrsg.). (1982). *Sie nennen es Fürsorge. Behinderte zwischen Vernichtung und Widerstand*. Verlagsgesellschaft Gesundheit.
- Zemp, A. (1991). „Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen“ – Themen zur Gentechnologie und pränatalen Diagnostik. *Puls – DruckSache aus der Behindertenbewegung*, 33(2), 38–41.
- Zemp, A. (1993a). Von der Notwendigkeit einer feministischen Theoriebildung in der ‚Sonder‘pädagogik. In C. Mürner, & S. Schriber (Hrsg.), *Selbstkritik der Sonderpädagogik? Stellvertretung und Selbstbestimmung* (S. 189–201). Edition SZH/SPC.
- Zemp, A. (1993b). Wir behinderten Frauen – Das abgesprochene Geschlecht. In G. Barwig, & C. Busch (Hrsg.), *„Unbeschreiblich weiblich!?“ Frauen unterwegs zu einem selbstbewussten Leben mit Behinderung* (S. 91–98). AG SPAK.
- Zemp, A., & Pircher, E. (1996). *„Weil das alles weh tut mit Gewalt“*. Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung. Bundesministerium für Frauenangelegenheiten und Verbraucherschutz.

Swantje Köbsell, Dr. phil., Professorin für Disability Studies an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies in Education, Geschichte der Behindertenbewegung/en, Intersektionalität/en im Kontext von Behinderung.



Theorieansätze in den Disability Studies

Anne Waldschmidt und Michael Schillmeier

Zusammenfassung

Den Disability Studies wird zuweilen mangelnde Theoriearbeit unterstellt, jedoch zeigt die Sichtung des internationalen und interdisziplinären Diskurses ein heterogenes, vielseitiges Spektrum an theoretischen Positionen mit sozial- und kulturwissenschaftlichen Prägungen. Während die Disability Studies den Ansatz von Talcott Parsons distanziert-kritisch rezipieren, nutzen sie die Arbeiten von Erving Goffman und Michel Foucault zum produktiven Weiterdenken. Zunächst werden diese drei Ansätze gewürdigt, um anschließend ausgewählte, zentrale Theoriedebatten der letzten Jahrzehnte vorzustellen.

Schlüsselwörter

Kritik · Neomarxismus · Phänomenologie · Poststrukturalismus · Praxistheorie

1 Einleitung

Den Disability Studies geht es darum, die historische, gesellschaftliche und kulturelle Diversität der mit Behinderung verbundenen Erfahrungen und Praktiken zu erfassen und kritisch zu hinterfragen (Waldschmidt, 2020a). Die Komplexität von Behinderung lässt

A. Waldschmidt (✉)
Universität zu Köln, Köln, Deutschland
E-Mail: anne.waldschmidt@uni-koeln.de

M. Schillmeier
University of Exeter, Exeter, UK
E-Mail: m.schillmeier@exeter.ac.uk

sich nicht einheitlich theoretisieren, sondern beruht auf unterschiedlichen epistemischen Vorannahmen und bedarf konzeptueller Vielfalt (Schillmeier, 2013). Theoretische Perspektiven sind zudem keine neutralen Abbildungen von Wirklichkeit, sondern immer auch wertgebunden und ‚situierter‘.

Im Unterschied zur traditionellen Rehabilitationsforschung setzen sich die Disability Studies mit ihrer Standortgebundenheit immer wieder selbstreflexiv und kritisch auseinander (z. B. Meekosha & Shuttleworth, 2009). Die damit verbundene Wissenschafts- und Gesellschaftskritik (> Klein in diesem Band) ist nicht Gegenstand unseres Beitrags. Vielmehr wollen wir einen Einblick in die breiten und vielfältigen Theoriediskussionen der Disability Studies bieten. Wenngleich die theoretischen Anschlüsse oftmals vage oder auch eklektizistisch bleiben, gibt es dennoch innovative Verknüpfungen und reichhaltige Bemühungen um konzeptuelle Kreativität.

Wir werden zunächst drei grundlegende Theorieansätze vorstellen, die von den nordamerikanischen Soziologen Talcott Parsons (1902–1979) und Erving Goffman (1911–1982) sowie dem französischen Philosophen Michel Foucault (1926–1984) stammen. Ihre Ansätze gelten in den allgemeinen Sozial- und Kulturwissenschaften als moderne Klassiker und sind auch für die Disability Studies von zentraler Bedeutung. Anschließend geben wir einen – wenn auch selektiven – Überblick über die wichtigsten theoretischen Anschlüsse und Debatten in den letzten Jahrzehnten. Zum Schluss skizzieren wir drei neuere Theorieangebote, die sich explizit in den Disability Studies verorten lassen.

2 Vordenker der Disability Studies

Während Parsons' Ansatz die Disability Studies zu produktiver Kritik angeregt hat, sind die Arbeiten von Goffman und Foucault für den Diskurs relevant, weil sie ein situierendes und kritisch-konzeptuelles Weiterdenken stimuliert haben und dies auch weiterhin tun (Waldschmidt, 2020b, 2022).

2.1 Talcott Parsons – Krankheit, Behinderung und soziale Rollen

Bis heute gehört das von Parsons (1951, 1958) entwickelte Konzept der Krankenrolle (*sick role*) auch an deutschsprachigen Hochschulen zum Lehrkanon klinisch orientierter Fächer. Parsons analysierte das Gesundheitssystem, das er neben Familie und Erziehung als entscheidende Sozialisationsinstanz ansah, im Rahmen seiner strukturfunktionalistischen Gesellschaftslehre. Auch wenn er die Differenzen zwischen akuter Krankheit (*sickness*), chronischer Krankheit bzw. Beeinträchtigung (*impairment*) und Behinderung (*disability*) nicht explizit thematisierte, dachte er Behinderung durchaus mit, wenn auch nur am Rande und theoretisch nicht extra reflektiert (Parsons, 1975).

Parsons' zentrale These ist, dass es sich bei Krankheit nicht allein um eine medizinische Störung körperlicher Funktion(en) handelt. Vielmehr sei Krankheit eine soziale Rolle, die es einzelnen Gesellschaftsmitgliedern erlaubt, (zeitweilig oder längerfristig) ihre Pflichten und Aufgaben nicht erfüllen zu müssen. Kranken Personen werde keine Verantwortung für ihre Situation zugeschrieben, zugleich werde von ihnen aber auch erwartet, dass sie sich mithilfe professioneller Unterstützung aktiv darum bemühen, wieder zu genesen. Entsprechend dieser Funktionslogik könne auch von behinderten Menschen verlangt werden, Therapie und Rehabilitation zu durchlaufen, um anschließend, soweit wie möglich, den gesellschaftlichen Rollenerwartungen (wieder) nachzukommen (Parsons, 1975, S. 269–271).

Die kritische Auseinandersetzung mit diesem Ansatz hat zur Theorieentwicklung der Disability Studies beigetragen und indirekt die Konturierung eigener Ansätze unterstützt. Verschiedene Beiträge haben problematisiert, dass Parsons Behinderung als abweichendes Verhalten und damit als grundsätzlich unerwünscht ansieht (z. B. Barnartt, 2016, S. 48; Barnes & Mercer, 2010, S. 43–70; Chappell, 1992, S. 42; Oliver, 1998, S. 1448; Thomas, 2007, S. 16–19). Seine Analyse blende sowohl die Heterogenität von Krankheiten und Beeinträchtigungen als auch ihre Wechselbeziehungen mit anderen Differenzkategorien (z. B. Geschlecht) aus. Zudem sei der Ansatz von einer biomedizinischen Expertenorientierung geprägt. Parsons interessiere sich nicht für die Erfahrungen und Perspektiven der Betroffenen, sondern fokussiere auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, deren Systemanforderungen gesunde, normale Individuen voraussetzen.

Parsons' grundsätzlich affirmative Sicht auf das westlich-kapitalistische Gesellschaftsmodell ist vermutlich der Hauptgrund, warum sein Werk in den aktuellen Disability Studies kaum noch eine Rolle spielt. ‚Gegen den Strich‘ gelesen, liefert er jedoch die Anregung, Krankheit und Gesundheit, Behinderung und Normalität in ihrer Funktionalität für Gesellschaft und Kultur zu denken.

2.2 Erving Goffman – Stigma(-tisierung) in gemischt-sozialen Interaktionen

Im Unterschied zu Parsons sind Goffmans' handlungstheoretische und mikrosoziologische Arbeiten in den Disability Studies weiterhin präsent. Während *Asyle*, die 1961 erschienene Untersuchung zu der ‚totalen Institution‘ der Anstaltspsychiatrie (Goffman, 1973 [1961], S. 15–23), für die Anti-Psychiatrie-Bewegung und die Kritik an den Heimen für behinderte Menschen (Rudloff, 2010) von Bedeutung war, haben sich die Disability Studies bislang vor allem für die 1963 publizierte Studie *Stigma* (Goffman, 1975 [1963]) interessiert.

Goffman zufolge kommt es im Rahmen sozialer Interaktionen zu Stigmatisierungen, wenn sich bei persönlichen Begegnungen eine Diskrepanz zwischen gewohnter, ‚erwartbarer‘ Normalität und wahrgenommenem Anders- bzw. Fremdsein eines Gegenübers

entfaltet: Ein Individuum ist „in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten.“ (Goffman, 1975 [1963], S. 13) In der Folge seien ‚gemischte‘ soziale Interaktionen von Unbehaglichkeit, Spannung und Peinlichkeit geprägt, und verschiedene Techniken des Stigma-Managements – etwa ‚Täuschen‘ oder ‚Kuvrieren‘ – würden angewandt, um das Kontaktgeschehen gewissermaßen zu ‚normalisieren‘: Es entstehe ein „Regreß wechselseitiger Rücksichtnahme“ (Goffman, 1975 [1963], S. 29).

Insbesondere die britischen Disability Studies (z. B. Barnes & Mercer, 2010, S. 47–51; Finkelstein, 1980, S. 19–21; Priestley, 1998, S. 80, 82; Thomas, 2007, S. 23–24) kritisieren, dass es Goffman weder gelinge, Behinderungserfahrungen in ihrer Verkörperung und Materialität zu erfassen, noch die strukturellen Machtprozesse zu hinterfragen, die Behinderung als Stigma überhaupt erst erzeugen. Stigmatisierte Personen würden einseitig dargestellt als um Anerkennung und Anpassung bemühte Defizitwesen. Auch die Politisierung behinderter Menschen und die damit verbundene affirmative Identitätspolitik könne er nicht erklären.

Etwas wohlwollender zeigen sich die nordamerikanischen Disability Studies (Brune et al., 2014; Coleman-Brown, 2017). Nach Lennard J. Davis weist Goffman auf die Bedeutung der äußeren Erscheinung hin: „Disability is a specular moment.“ (Davis, 1995, S. 12) Auch Rosemarie Garland-Thomson (1997, S. 30–32) setzt sich recht früh mit Goffman auseinander; im expliziten Bezug stellt sie der stigmatisierten Perspektive die Subjektposition des ‚normate‘ gegenüber: „The term *normate* usefully designates the social figure through which people can represent themselves as definitive human beings“ (Garland-Thomson, 1997, S. 8; Hervorh. i. O.). Sowohl Garland-Thomsons (2009) Studie über das Anstarren als auch Tobin Siebers’ (2008, S. 96–119) Konzept von „disability as masquerade“ sind von Goffman inspiriert. Nach Heather Love (2015, S. 175) regt *Stigma* dazu an, „to undermine the self-evident distinction between the normal and the pathological.“ Jedoch sind Michelle Fine und Adrienne Asch (1988) der Meinung, dass Goffman essentialisierend argumentiert, wenn es um die Merkmale geht, die zur Zuschreibung eines Stigmas führen.

In den deutschsprachigen Disability Studies spielt die Stigmatheorie aktuell in der Debatte um den Stellenwert von Identität und Identitätspolitik für behinderte Menschen eine Rolle (> Maskos in diesem Band). Während Carolin Länger (2002, S. 7; Hervorh. i. O.) Goffman nutzt, um Blindheit „in Relation zu Sichtigkeit“ und die „kulturellen Entstehungsorte der Differenzbildung“ wissens- und körpersoziologisch zu untersuchen, kritisieren vor allem Claudia Franziska Bruner (2005, S. 45–51) und Anne Waldschmidt (2007a, 2011) dessen Verständnis von Normalität und Behinderung. Menschen mit Behinderungen seien nicht vornehmlich passive Stigmaträger, vielmehr sei „jeder Tanz mit dem Rollstuhl geeignet [...], die Grenzen des Normalen wenn nicht aufzuheben (zu normalisieren), so doch zu thematisieren und zu verschieben und neu zu vermessen.“ (Bruner, 2005, S. 51)

Stigma in den Disability Studies zu lesen heißt, Stigmatisierung weniger als individuelles Problem anzusehen, sondern als situativ ausgehandelter Zwang, sich mit sozialen Normen und Erwartungen auseinandersetzen zu müssen. Zugleich weist der

Diskurs darauf hin, dass behinderte Menschen als aktiv Handelnde sowohl bei der Vermeidung und Verschleierung von Stigmata als auch bei deren Überwindung mitwirken.

2.3 Michel Foucault – Diskurs, Macht und Körper

Wie Parsons und Goffman hat sich auch Foucault, dessen Werk zuweilen dem Poststrukturalismus zugeordnet wird, nur *en passant* mit der Differenzkategorie Behinderung beschäftigt. Gleichwohl haben seine Arbeiten die Disability Studies maßgeblich beeinflusst (Tremain, 2015; Waldschmidt, 2020b; > Klein in diesem Band). Bereits 1961, in *Wahnsinn und Gesellschaft*, arbeitet Foucault heraus, dass der Wahnsinn kein objektives Faktum darstellt, sondern nur in Relation zum vorherrschenden Verständnis der modernen Vernunft erfasst werden kann (Foucault, 1969 [1961]). *Die Geburt der Klinik* (1973 [1963]) zeigt, dass die medizinische Wahrnehmungsweise nicht nur therapeutisch relevantes Wissen akkumuliert, sondern auch ein „Machtwissen“ generiert, das „disziplinierende und regulierende Wirkungen hat“ (Foucault, 1999, S. 292). Für die Disability Studies relevant sind auch *Überwachen und Strafen* (1976 [1975]), die Untersuchung zur Entstehung der Disziplinarmacht, sowie *Der Wille zum Wissen* (1977 [1976]). In dieser Studie analysiert Foucault die „Bio-Macht“, die Normalisierungsprozesse und Subjektivierungsformen, ‚Sicherheitsmechanismen‘ und ‚Optimierungsstrategien‘ miteinander verbindet (Foucault, 1999, S. 280).

Auf beiden Seiten des Atlantiks haben vor allem die Cultural Disability Studies (> Ochsner in diesem Band) – beispielsweise Garland-Thomson (1997), Robert McRuer (2006) und Margrit Shildrick (2009) – früh an Foucault angeschlossen. Im britischen Diskurs plädieren Bill Hughes und Kevin Paterson (1997) dafür, mit Foucault die biomedizinische Vereinnahmung von ‚impairment‘ zu dekonstruieren. Hughes (2015, S. 80) kritisiert jedoch auch, dass Foucault die Rolle des Körpers „as an agent of self- and social transformation“ unterschätzt und sein ‚panoptischer‘ Machtbegriff die Möglichkeit emanzipatorischer Politik ausblendet. In den USA analysiert Davis (1995) die (literarische) Bedeutung von Normalität, und David T. Mitchell und Sharon L. Snyder (2000) problematisieren mithilfe des Begriffs der ‚Narrationsprothese‘ die Nutzung von Behinderung als Erzählfigur in der künstlerischen Produktion (> Helduser in diesem Band).

Vor allem Shelley Tremain hat die Auseinandersetzung mit Foucault in den Disability Studies geprägt. Neben *Foucault and Feminist Philosophy of Disability* (2017), einer Analyse der Rezeption von Foucault in den Disability Studies und der ‚Bioethisierung‘ der (feministischen) Diskurse zu Behinderung, hat sie – 2005 erstmalig und 2015 in erweiterter Auflage – den internationalen Sammelband *Foucault and the Government of Disability* herausgegeben. Tremain (2006) zufolge werden Beeinträchtigungen mittels diskursiver Praxis naturalisiert, um als nichthistorische, rein biologische Körpermerkmale zu erscheinen. Foucault mache außerdem darauf aufmerksam, dass im Neoliberalismus die ‚Regierung der Behinderung‘ (*government of disability*) nicht nur

disziplinierend wirke, sondern auch produktiv. In jüngerer Zeit schließen Mitchell und Snyder (2015) sowie Karen Soldatic (2020) an Foucault an, um Zusammenhänge von Behinderung, Neoliberalismus, Inklusion, Biopolitik und Globalisierung zu beleuchten. Auch die deutschsprachigen Disability Studies (Bruner, 2005; Lutz et al., 2003; Schillmeier, 2007; Waldschmidt, 1998, 2003, 2007b, 2011, 2015, 2020b) nutzen Foucaults Arbeiten, um Behinderung diskurs-, körper- und normalitätstheoretisch (vgl. Abschn. 4.1) zu analysieren.

Die Auseinandersetzung mit Foucault in den Disability Studies lenkt den Blick auf den (behinderten) Körper, der Disziplinarregimen und Normalisierungsverfahren ausgesetzt ist. Außerdem liefert sein Werk die Anregung, Anderssein konsequent als Erkenntnismittel für den analytischen Blick zu nutzen.

3 Theoretische Debatten in den Disability Studies: ein Überblick

Die Lektüren und Kritiken von Parsons, Goffman und Foucault in den Disability Studies lassen einen Theoriepluralismus erkennen, der einerseits an die Klassiker anknüpft und andererseits versucht, neue Wege zu gehen. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei der Sichtung der aktuellen theoretischen Debatten. Angesichts des seit nunmehr vier Jahrzehnten andauernden, nicht mehr nur in den angloamerikanischen Ländern, sondern global geführten Diskurses (> Biermann & Powell in diesem Band) sowie der sich ausdifferenzierenden sozialwissenschaftlichen (> Karim, Naue & Waldschmidt und Rößler in diesem Band) und kulturwissenschaftlichen (> Helduser, Ochsner und Saerberg in diesem Band) Forschungsrichtungen mit ihren jeweils weiteren Verästelungen können wir im Folgenden nur einen selektiven Einblick geben. Richtet man sich nach wissenschaftstheoretischen Gemeinsamkeiten, Anschlüssen an allgemeine Theorieschulen und ‚querliegenden‘ Debatten, lassen sich mindestens elf Cluster erkennen.

Vor allem in Großbritannien berufen sich, *erstens*, die frühen Disability Studies explizit auf die von Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) begründete, in den kritischen Sozialwissenschaften der 1970er und 1980er Jahre prominente Gesellschaftstheorie des historischen Materialismus (z. B. Abberley, 1987; Barnes & Mercer, 2010; Finkelstein, 1980; Oliver, 1990; > Klein in diesem Band). Im Sinne neomarxistischer Kapitalismuskritik wird Behinderung als eine moderne Form sozialer Unterdrückung, Ungleichheit und Ausgrenzung begriffen. Da die Arbeitskraft von Menschen mit Beeinträchtigungen als ökonomisch nicht (mehr) verwertbar gelte, komme es zu *The Politics of Disablement* (Oliver, 1990). Diese strukturtheoretische Argumentation gerät zu Beginn der 2000er Jahre wegen ihres ökonomisch verkürzten Blickwinkels vermehrt in die Kritik (z. B. Corker & Shakespeare, 2002; Shakespeare, 2006). In jüngerer Zeit findet sie wieder stärkere Beachtung. In Großbritannien versteht Roddy Slorach (2016) Behinderung als *A Very Capitalist Condition*. In den USA kombiniert Nirmala Erevelles den historisch-materialistischen Ansatz mit Foucault,

Gender & Queer Studies und postkolonialer Kritik. Sie plädiert dafür, „the social relations of production and consumption of transnational capitalism“ zu untersuchen (Erevelles, 2016, S. 220).

Zweitens lässt sich in der frühen Phase – vorzugsweise in den nordamerikanischen Disability Studies – ein sozialkonstruktivistischer Denkansatz ausmachen, der die ‚Natürlichkeit‘ von Behinderung infrage stellt. Bereits in den späten 1960er Jahren hat Robert A. Scott (1969) in seiner Studie zur institutionellen Herstellung von Blindheit dies prägnant dargestellt (> Schulz & Geese in diesem Band). In anderen Arbeiten der 1990er Jahre (z. B. Wendell, 1996) wird der gesellschaftliche Herstellungsprozess von ‚Wirklichkeit‘ in allgemeiner, weniger differenzierter Weise gedacht. Auch in den Deaf Studies (> Rombach & Kellermann in diesem Band) werden die sozio-kulturellen „constructions of deafness“ (Lane, 1995) analysiert.

Drittens greifen die kulturwissenschaftlichen Disability Studies in ihrer Anfangsphase neben Goffman und Foucault auch – wie etwa Garland-Thomson (1997, S. 33–38) in den USA – auf die sozialanthropologischen Arbeiten von Mary Douglas (1921–2007) oder – so Henri-Jacques Stiker (2013) in Frankreich – auf die Deaf Studies zurück. Das in der Ethnologie klassische Liminalitätskonzept von Victor W. Turner (1920–1983) nutzt Robert Murphy, ebenfalls ein Anthropologe; er argumentiert in einer autoethnografischen Studie über seine Behinderungserfahrungen in den USA, dass es sich bei Behinderung um einen von Ambiguität und Verunsicherung geprägten Schwellenzustand im Sinne Turners handle, der nicht temporär, sondern auf Dauer gestellt sei (Murphy, 1995 [1987], S. 153–154).

Einen *vierten* Schwerpunkt stellen Arbeiten dar, die an die Phänomenologie (Hughes, 2015; Mladenov, 2015; Titchkosky & Michalko, 2012) oder den Kritischen Realismus (Bhaskar & Danermark, 2006; Brunner, 2020; Siebers, 2008; Vehmas & Watson, 2016) anschließen. Als Gemeinsamkeit gehen sie von der Ontologie des (beeinträchtigten) Körpers aus und untersuchen vorzugsweise die Bedeutung von Beeinträchtigungen für die individuelle Selbstwahrnehmung und den Weltbezug. Dabei verbindet einerseits Bryan S. Turner (2001) Foucaults Werk mit der (Leib-)Phänomenologie nach Maurice Merleau-Ponty (1908–1961), um zu zeigen, dass nicht der gesunde und leistungsfähige Körper, sondern Vulnerabilität zur *conditio humana* gehört. Andererseits betont Siebers (2008), der als Vertreter des kritischen Realismus gilt, dass entgegen dekonstruktivistischer Lesarten körperliche Bedürfnisse und Notwendigkeiten nicht sprachlich aufgehoben werden könnten.

Fünftens kommen in jüngerer Zeit die Arbeiten von Gilles Deleuze (1925–1995) und Félix Guattari (1930–1992) verstärkt zur Geltung (Berressem, 2017; Pieper, 2016; Puar, 2015, 2017; Roets & Braidotti, 2012; Shildrick, 2009). Während etwa der historische Materialismus von der Beharrungskraft der Strukturen ausgeht, nehmen Deleuze und Guattari ein beständiges Werden von Wirklichkeit, ein *becoming* an. Mit diesem Ansatz wird das Entstehen von Behinderung als komplexe Assemblage (frz.: *agencement*) gedacht, als ‚Verkettung‘ bzw. ‚Gefüge‘ verschiedener Elemente (Sprache, Materialität, Körper), die fortwährend im Austausch miteinander und in Abhängigkeit voneinander

Wirklichkeit bestimmen (Schillmeier, 2007, 2010, 2014). Entsprechend hebt Shildrick (2009, S. 17–39) die Relativität, Fluidität und Kontingenz der Behinderungskategorie hervor.

Als *sechsten* Schwerpunkt sind die feministische Kritik und die Queer Studies auszumachen (> Raab & Ledder in diesem Band). Nachdem die Feminist Disability Studies zunächst gleichheits- und diskriminierungstheoretisch argumentierten (Garland-Thomson, 1997; Morris, 1993; Wendell, 1996), lassen sie sich mittlerweile verstärkt von der Queer Theory im Anschluss an Judith Butler anregen (Raab, 2007, 2010; Samuels, 2002; Tremain, 2000, 2017). Vor allem Tremain (2006) argumentiert aus feministischer und queertheoretischer Sicht, dass sowohl Behinderung (*disability*) als auch Beeinträchtigung (*impairment*) Effekte diskursiver Praxen seien. McRuer (2006, 2017) entwickelt seine *crip theory* im Anschluss an Butler und Adrienne Rich (1929–2012); er weist darauf hin, dass sich Heteronormativität – der Zwang zur Heterosexualität – und die „compulsory abled-bodiedness“ (McRuer, 2006, S. 303) – die Erwartung von (körperlicher) Normalität – gegenseitig bedingen.

Siebtens wird seit den 2000er Jahren der Ansatz der Intersektionalität genutzt, um die (Inter-)Dependenzen von sozialer Kategorisierung und Identität, sozialstruktureller Positionierung und Ungleichheitserfahrungen zu analysieren (Jacob et al., 2010; Raab, 2007, 2010; Waldschmidt, 2013, 2014; Walgenbach, 2007). Die Disability Studies fokussieren auf die Verknüpfungen und Überkreuzungen von Behinderung (*disability*) mit Geschlecht (*gender*), Migration und Herkunft (*race*), sozialer Klasse (*class*) und anderen Differenzmerkmalen. Intersektionale Zusammenhänge sind auch in den Black Disability Studies ein zentrales Forschungsinteresse; sie analysieren Behinderung in ihrer Verwobenheit mit Hautfarbe und Ethnizität (z. B. Bell, 2017; Erevelles & Minear, 2010; Stienstra, 2020).

Außerdem finden, *achtens*, die Arbeiten Pierre Bourdieus (1930–2002) zunehmend Beachtung. Seine soziologische Klassen-, Kapital- und Habitus-theorie wird angewendet, um Behinderung ungleichheitstheoretisch zu beleuchten (Müller, 2018; Waterfield & Whelan, 2017). Mit Bourdieu lässt sich der (behinderte) Körper „as a bearer of value in society“ (Edwards & Imrie, 2003, S. 240) fassen. Zudem kann Behinderung als ‚symbolische Gewalt‘ und Ausdruck somatisierter Herrschaftsverhältnisse (Waldschmidt, 2011, S. 96–100) verstanden werden. Dagegen hat die sich auf Bourdieu berufende, praxeologische Theorie noch wenig Beachtung gefunden. Mit dem ebenfalls praxistheoretischen Konzept des ‚doing dis/ability‘ wird mittlerweile gearbeitet (Boys, 2014; Köbsell, 2016; Waldschmidt, 2011). Dieser Ansatz lehnt sich, im Rückgriff auf Goffman und die Ethnomethodologie, an entsprechende Arbeiten in Genderforschung und Kultursociologie an.

Neuntens schließen die jüngeren Disability Studies an den Neuen Materialismus und Posthumanismus an (Goodley et al., 2014, 2019). Außerdem werden – insbesondere bei Untersuchungen zu Blindheit und Hörbeeinträchtigung – die Science & Technology

Studies und die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour (Dokumacı, 2016; Schillmeier, 2010; Spöhrer, 2017) für die Disability Studies fruchtbar gemacht. Um Praktiken des *human enhancement* und (digitale) Prothetik wie das Cochlea-Implantat kritisch zu hinterfragen, wird auch auf *cyborg* als Denkfigur von Donna Haraway kritisch-produktiv zurückgegriffen (Reeve, 2012).

Zehntens bringen in jüngerer Zeit die Postcolonial Disability Studies bzw. Critical Global Disability Studies (z. B. Barker & Murray, 2013; Chataika, 2012; Ghai, 2012; Grech, 2012; Meekosha, 2011) Behinderungserfahrungen des Globalen Südens ein und fragen nach dem Stellenwert von Behinderung im Kolonialismus. Im Anschluss an Klassiker wie unter anderem W.E.B. Du Bois (1868–1963), Frantz Fanon (1925–1961), Edward W. Said (1935–2003) sowie Homi K. Bhabha und Gayatri C. Spivak werden post- und neokoloniale Strukturen und Denkweisen, neoliberale Entwicklungszusammenhänge und Globalisierungsprozesse problematisiert und universalisierende Annahmen über Behinderung und (Grund-)Rechte behinderter Menschen infrage gestellt (> Biermann & Powell und Pieper in diesem Band).

Schließlich gibt es, *elftens*, eine Debatte, die im Anschluss an Philosophie und (Bio-) Ethik (Kittay, 2017; Vehmas & Riddle, 2020) grundlegende Begriffe wie Anerkennung, Abhängigkeit, Fürsorge (*care*), Gerechtigkeit, Gleichheit, Inklusion, Menschenrechte, Partizipation und Vulnerabilität theoretisiert (> Dederich & Seitzer in diesem Band). Aus der politischen Philosophie werden die Ansätze von Jürgen Habermas (Clifford, 2012), Axel Honneth und Nancy Fraser (Mladenov, 2018) sowie die Capability-Konzepte von Amartya Sen und Martha Nussbaum (Burchardt, 2004; Trani et al., 2011) herangezogen. Politisch-soziologische und politikwissenschaftliche Arbeiten (> Naue & Waldschmidt in diesem Band) nutzen die international vergleichende Wohlfahrtsstaatstheorie nach Gøsta Esping-Andersen (Maschke, 2008) oder verknüpfen allgemeine Theorieansätze zu Bürgerschaft (*citizenship*) – etwa von Thomas H. Marshall (1893–1981) oder Bryan S. Turner – mit den Disability Studies (Lid, 2015; Waldschmidt & Sèpulchre, 2019).

4 Ausgewählte Theorieansätze der Disability Studies

Die gesellschafts- und kulturorientierten Perspektiven der Disability Studies sind in Parsons' Medizinsoziologie, Goffmans Interaktionstheorie und der Diskurstheorie Foucaults einerseits vorgedacht, andererseits lassen diese Ansätze die explizite Theoretisierung von Behinderung vermissen. Auch wenn es verschiedene Versuche gibt, beispielsweise Paul Abberleys (1987, S. 5) „Development of a Social Theory of Disability“, McRuers (2006) *Crip Theory* und Siebers' (2008) *Disability Theory*, haben die Disability Studies noch wenige eigene Theorieansätze vorgelegt. Im letzten Teil dieses Beitrags stellen wir exemplarisch drei entsprechend ambitionierte Ansätze vor; dabei greifen wir auf Vorarbeiten der Autorin und des Autors zurück.

4.1 Dis/ability als normalistisches Dispositiv

Von Anfang an hat die kritische Betrachtung von Normalität, einem *keyword* in den Disability Studies, eine zentrale Rolle gespielt (Titchkosky, 2015). Auch hierzulande kommt es früh zu einschlägigen Beiträgen, die im Umfeld der Behindertenbewegung oder in der Soziologie der Behinderung entstehen (Mürner, 1982; Waldschmidt, 1998). Der erste Sammelband der deutschsprachigen Disability Studies thematisiert ebenfalls die *Metamorphosen von Normalität und Abweichung* (Lutz et al., 2003). Während die internationalen Disability Studies von einer „tyranny of the norm“ (Davis, 2017, S. 3) sprechen, normativ-ethische Aspekte (Vehmas & Watson, 2016) oder die Zusammenhänge von Rechtsnormen, Behinderung und Kultur (Goggin et al., 2018) thematisieren, dabei aber nicht systematisch zwischen vormodernen (normativen) und modernen (statistischen) Normalitätskonzepten unterscheiden, versucht Waldschmidt (1998, 2003, 2007b, 2015), Behinderung und Normalität als widersprüchliches und spannungsreiches Wechselverhältnis zu analysieren.

Im Anschluss an die Normalismustheorie von Jürgen Link versteht sie die gesellschaftlichen Problematisierungs- und Bearbeitungsweisen von Behinderung als Mischung von protonormalistischen, d. h. das Normalitätsfeld rigide begrenzenden, sowie durchlässigen, sogenannten flexibel-normalistischen ‚Strategien‘ der Normalisierung (Waldschmidt, 1998, 2003, 2007b, 2015). Zusätzlich denkt sie mit Foucault, Goffman und Bourdieu (Waldschmidt, 2011) Normalität und Behinderung als vielschichtige, dynamische und produktive ‚Dispositive‘, d. h. ‚heterogene Gesamtheiten‘, die sich aus den Verschränkungen von z. B. Diskursen, Gesetzen, Institutionen, räumlich-materiellen Anordnungen und Subjektivierungsformen ergeben (Foucault, 2003 [1997], S. 391–393). Erstens stelle ‚Making Dis/ability‘ Behinderung und Normalität als diskursivierte, institutionalisierte und materialisierte Sachverhalte her; im ‚Un/Doing Dis/ability‘ fänden, zweitens, praktisch-situativ Kategorisierungen statt und es werde auf Zuschreibungen affirmativ, widerständig oder subversiv ‚geantwortet‘; drittens entstünden im ‚Being Dis/able/d‘ Behinderung und Normalität als subjektivierte und subjektivierende Erfahrungen und Identitätskonstruktionen (Waldschmidt et al., 2020).

Zusätzlich greift Waldschmidt (2011, 2019) auf den in den (Critical) Disability Studies (> Klein und Ochsner in diesem Band) und der Disability History (> Bösl & Frohne in diesem Band) vermehrt gebräuchlichen Begriff ‚Dis/ability‘ (*dis/ability*) zurück (Frohne, 2017; Goodley, 2014; Köbsell, 2016; Nolte et al., 2017; Schneider & Waldschmidt, 2012). Der Einsatz des Schrägstrichs impliziert die methodologische Entscheidung, nicht allein die Kategorie Behinderung zu hinterfragen, sondern immer auch ihr Gegenteil und das ‚Dazwischen‘.

4.2 Die kosmopolitische Theorie der (Nicht-)Behinderung

Als transnationaler Grenzgänger zwischen den britischen und deutschsprachigen Disability Studies problematisiert Michael Schillmeier (2007, 2010, 2014, 2016) am Beispiel von (Nicht-)Behinderung den ‚Kosmos‘ unhinterfragter Ordnung und Normalität. An soziologische Praxistheorien und sozialphilosophische Perspektiven anknüpfend, analysiert er die Situiertheit der Erfahrungen von (Nicht-)Behinderung, die in jeweils besonderen biographischen, lokalen und raum-zeitlichen Interaktionsprozessen entstehen.

In Schillmeiers Ansatz geht es im Wesentlichen darum, die gesellschaftlichen Normalisierungsanstrengungen zu problematisieren, welche die alltäglichen Unterschiede und Erfahrungskontexte von Behinderung und Nichtbehinderung, Normalität und Abnormalität, Gesundheit und Krankheit etc. bewirken. Im Sinne einer Prozess- und Ereignisanalyse werden die Praxis- und Bedeutungsvielfalt der Verbindungen kultureller, psycho-sozialer, somatischer, materialer, affektiver/emotionaler und technischer Prozesse in den Vordergrund gerückt. Dabei werden tradierte Konstruktionen von Körperlichkeit, Individualität und Sozialität sichtbar und zugleich fragwürdig. Fokussiert wird die Genese von Unterschieden, d. h. sowohl die Prozesse der Exklusion, Marginalisierung und Diskriminierung, als auch diejenigen der Inklusion, Ermöglichung und Teilhabe (Schillmeier, 2013, 2016).

Im Sinne der belgischen Philosophin Isabelle Stengers (2005) beabsichtigt Schillmeier nicht primär eine theoretische Generalisierung, mit deren Hilfe (Nicht-)Behinderung verstanden und erklärt werden kann. Im Zentrum seiner Analyse stehen vielmehr konkrete, praxisrelevante Fragestellungen, die sich im Rahmen der situierten, oftmals ambivalenten Erfahrungen von (Nicht-)Behinderung herauskristallisieren und bedeutsam werden. Menschen mit Behinderungen werden dabei als widerständige Akteure verstanden, die in sozio-kulturellen Prozessen den Kosmos ideeller, verkörperter und technologisierter Normalisierungsstrategien durchkreuzen und politisieren, soziale Interaktions- und gesellschaftliche Transformationsprozesse bewirken und mitgestalten.

4.3 Ableismus – ein transdisziplinärer Theorieansatz

Mit ‚Ableismus‘ haben, drittens, die internationalen Disability Studies ein eigenes Konzept entwickelt, das – ähnlich wie Sexismus oder Rassismus – zur weiteren Theoretisierung auffordert und zugleich im transdisziplinären Sinne für aktivistische Kontexte relevant ist. Der Ansatz ist zuerst im Rahmen angloamerikanischer Debatten entstanden und wird vermehrt auch in der deutschsprachigen Diskussion aufgegriffen (> Pieper und Wesselmann in diesem Band).

Zunächst thematisieren die britischen Disability Studies unter den Begriffen *disablement* (Oliver & Barnes, 2012; Oliver, 1990) und *disablism* bzw. *disableism* (Abberley, 1987; Reeve, 2014; Thomas, 2007) Behinderung als gesellschaftliche

Unterdrückung. Zeitlich parallel werden in den Cultural Disability Studies in den USA, Australien und Kanada unter dem Stichwort *ableism* behinderungsspezifische Formen der Diskriminierung problematisiert (Davis, 1995; Linton, 1998). In ihrem Buch *Contours of Ableism* hat Fiona K. Campbell den Begriff Ableismus ausgearbeitet; sie versteht darunter „a network of beliefs, processes and practices that produces a particular kind of self and body (the corporeal standard) that is projected as perfect, species-typical and therefore essential and fully human: disability then is cast as a diminished state of being human.“ (Campbell, 2009, S. 16) Im Anschluss an Campbell nutzt auch Dan Goodley (2017) das Konzept, um eine Kritik am Neoliberalismus zu formulieren und den repressiven Charakter ableistischer Orientierungen zu betonen. Dagegen sieht Gregor Wolbring (2008) den Begriff der Fähigkeit (*ability*) nicht grundsätzlich kritisch und plädiert für die unvoreingenommene Untersuchung von Fähigkeiten im Rahmen von Ability Studies.

In der deutschsprachigen Debatte gibt es zum einen ebenfalls Bemühungen um eine Verallgemeinerung in Richtung auf Ability Studies (z. B. Buchner et al., 2015); dabei gerät die gesellschaftskritische Perspektive in den Hintergrund. Zum anderen wird implizit oder explizit an die älteren Begriffe *disablism* oder ‚Behindertenfeindlichkeit‘ angeschlossen (z. B. Köbsell, 2015; Maskos, 2010, 2015); diese Beiträge zeigen eine dezidiert normativ-politische Orientierung. Daneben gibt es einen kritisch-analytischen, auf den Dekonstruktivismus und die Gender Studies zurückgreifenden Ansatz. So regt Marianne Pieper an, Ableismus als „Assemblage“ zu theoretisieren und mithilfe einer „Analytik des Werdens“ (Pieper, 2016, S. 92) nicht allein auf ‚behindernde‘ Strukturen zu fokussieren, sondern auch „ein kollektives transformatives Potenzial und die Entstehung von Fluchtlinien“ (Pieper, 2016, S. 131) auszumachen.

5 Fazit

Unser Beitrag hat hoffentlich gezeigt, dass die Theoretisierung von Behinderung und Beeinträchtigung längst einen hohen Stellenwert in den internationalen und interdisziplinären Disability Studies hat. Auch wenn die Theoriearbeit noch der Entwicklung bedarf, zeigt sich doch eine beachtliche Diversität. Um die Komplexität von Behinderung zu erfassen, die eigenen epistemischen Vorurteile wahrzunehmen und die verwestlichte Akademisierung der Disability Studies zu kritisieren, ist eine reflexive Theoretisierung, die sich aus den vielschichtigen, immer auch situierten Erfahrungen behinderter Menschen entwickelt, wichtiger denn je. Durch das Sichtbarmachen der gesellschaftlichen und kulturellen Kontingenz von (Nicht-)Behinderung (*dis/ability*) können nicht nur die Prozesse, Praktiken und Strukturen offengelegt werden, die Behinderung als Ungleichheitskategorie und Differenzmerkmal herstellen, vielmehr benötigen gerade auch die Veränderungsprozesse in Richtung auf Inklusion, Gleichheit und Teilhabe eine theoretische Fundierung; dabei ist ein besonderes Augenmerk auf Widerständigkeit zu legen. In diesem Sinne sind die Theorien der Disability Studies immer auch politische, praxisorientierte und interventionistische Projekte.

Literatur

- Abberley, P. (1987). The concept of oppression and the development of a social theory of disability. *Disability, Handicap & Society*, 2(1), 5–19.
- Barker, C., & Murray, S. (2013). Disabling postcolonialism: Global disability cultures and democratic criticism. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (4. Aufl., S. 61–73). Routledge.
- Barnart, S. (2016). Role theory and the fluidity of disability. In P. Devlieger, B. Miranda-Galarza, S. E. Brown, & M. Strickfaden (Hrsg.), *Rethinking disability. World perspectives in culture and society* (S. 47–57). Garant.
- Barnes, C., & Mercer, G. (2010). *Exploring disability. A sociological introduction* (2. Aufl.). Polity Press.
- Bell, C. (2017). Is disability studies actually white disability studies? In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (5. Aufl., S. 406–415). Routledge.
- Berressem, H. (2017). The sounds of disability. A cultural studies perspective. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 29–36). transcript.
- Bhaskar, R., & Danermark, B. (2006). Metatheory, interdisciplinarity and disability research: A critical realist perspective. *Scandinavian Journal of Disability Research*, 8(4), 278–297.
- Boys, J. (2014). *Doing disability differently: An alternative handbook on architecture, dis/ability and designing for everyday life*. Routledge.
- Brune, J. A., Garland-Thomson, R., Schweik, S., Titchkosky, T., & Love, H. (2014). On the fiftieth anniversary of Erving Goffman's stigma. *Disability Studies Quarterly*, 34(1), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/4014/3539>. Zugegriffen: 6. Sept. 2017.
- Bruner, C. F. (2005). *KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*. transcript.
- Brunner, R. (2020). Critical realism as the fourth „wave“. Deepening and broadening social perspectives on mental distress. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge Handbook of Disability Studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 189–205). Routledge.
- Buchner, T., Pfahl, L., & Traue, B. (2015). Zur Kritik der Fähigkeiten: Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/273>. Zugegriffen: 11. Nov. 2018.
- Burchardt, T. (2004). Capabilities and disability: The capabilities framework and the social model of disability. *Disability & Society*, 19(7), 735–751.
- Campbell, F. K. (2009). *Contours of ableism: Territories, objects, disability and desire*. Palgrave Macmillan.
- Chappell, A. L. (1992). Towards a sociological critique of the normalisation principle. *Disability, Handicap & Society*, 7(1), 35–51.
- Chataika, T. (2012). Disability, development and postcolonialism. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory: New developments and directions* (S. 252–269). Palgrave Macmillan.
- Clifford, S. (2012). Making disability public in deliberative democracy. *Contemporary Political Theory*, 11(2), 211–228.
- Coleman-Brown, L. M. (2017). Stigma: An enigma demystified. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (5. Aufl., S. 145–159). Routledge.
- Corker, M., & Shakespeare, T. (Hrsg.). (2002). *Disability/postmodernity. Embodying disability theory*. Continuum.
- Davis, L. J. (1995). *Enforcing normalcy. Disability, deafness, and the body*. Verso.

- Davis, L. J. (2017). Introduction: Disability, normality, and power. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (5. Aufl., S. 1–14). Routledge.
- Dokumacı, A. (2016). Mikro-aktivistische Affordanzen. *Critical Disability als Methode zur Untersuchung medialer Praktiken*. In B. Ochsner, & R. Stock (Hrsg.), *senseAbility. Mediale Praktiken des Sehens und Hörens* (S. 257–279). transcript.
- Edwards, C., & Imrie, R. (2003). Disability and bodies as bearers of value. *Sociology*, 37(2), 239–256.
- Erevelles, N. (2016). „Becoming disabled“: Towards the political anatomy of the body. In M. Gill, & C. J. Schlund-Vials (Hrsg.), *Disability, human rights and the limits of humanitarianism* (S. 219–233). Routledge.
- Erevelles, N., & Minear, A. (2010). Unspeakable offenses: Untangling race and disability in discourses of intersectionality. *Journal of Literary & Cultural Disability Studies*, 4(2), 127–145.
- Fine, M., & Asch, A. (1988). Disability beyond stigma: Social interaction, discrimination, and activism. *Journal of Social Issues*, 44(1), 3–21.
- Finkelstein, V. (1980). *Attitudes and disabled people: Issues for discussion*. World Rehabilitation Fund.
- Foucault, M. (1969). *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1961).
- Foucault, M. (1973). *Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Hanser (Erstveröffentlichung 1963).
- Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1975).
- Foucault, M. (1977). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1976).
- Foucault, M. (1999). *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975–76*. Suhrkamp.
- Foucault, M. (2003). Das Spiel des Michel Foucault. In D. Defert, & F. Ewald (Hrsg.), *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. 3: 1976–1979* (S. 391–429). Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1977).
- Frohne, B. (2017). Moderne Begriffe und Definitionen – So unentbehrlich wie problematisch. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Disability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 52–58). Didymos.
- Garland-Thomson, R. (1997). *Extraordinary bodies: Figuring physical disability in American culture and literature*. Columbia University Press.
- Garland-Thomson, R. (2009). *Staring: How we look*. Oxford University Press.
- Ghai, A. (2012). Engaging with disability with postcolonial theory. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory: New developments and directions* (S. 270–286). Palgrave Macmillan.
- Goffman, E. (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1961).
- Goffman, E. (1975). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1963).
- Goggin, G., Steele, L., & Cadwallader, J. R. (2018). *Normality and disability: Intersections among norms, law, and culture*. Routledge.
- Goodley, D. (2014). *Disability studies: Theorising disableism and ableism*. Routledge.
- Goodley, D. (2017). *Disability studies. An interdisciplinary introduction* (2. Aufl.). Sage.
- Goodley, D., Lawthom, R., & Runswick-Cole, K. (2014). Posthuman disability studies. *Subjectivity*, 7(4), 342–361.

- Goodley, D., Lawthom, R., Liddiard, K., & Runswick-Cole, K. (2019). Provocations for critical disability studies. *Disability & Society*, 34(6), 972–997.
- Grech, S. (2012). Disability and the majority world: A neocolonial approach. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory: New developments and directions* (S. 52–69). Palgrave Macmillan.
- Hughes, B. (2015). What can a Foucauldian analysis contribute to disability theory? In S. Tremain (Hrsg.), *Foucault and the government of disability* (2., erw. u. überarb. Aufl., S. 78–92). University of Michigan Press.
- Hughes, B., & Paterson, K. (1997). The social model of disability and the disappearing body: Towards a sociology of impairment. *Disability & Society*, 12(3), 325–340.
- Jacob, J., Köbsell, S., & Wollrad, E. (Hrsg.). (2010). *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*. transcript.
- Kittay, E. F. (2017). Centering justice on dependency and recovering freedom. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (5. Aufl., S. 305–310). Routledge.
- Köbsell, S. (2015). Ableism. Neue Qualität oder „alter Wein“ in neuen Schläuchen? In I. Attia, S. Köbsell, & N. Prasad (Hrsg.), *Dominanzkultur Reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen* (S. 21–34). transcript.
- Köbsell, S. (2016). Doing Dis_ability: Wie Menschen mit Beeinträchtigungen zu „Behinderten“ werden. In K. Fereidooni, & A. P. Zeoli (Hrsg.), *Managing Diversity. Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung* (S. 89–103). Springer VS.
- Lane, H. (1995). Constructions of deafness. *Disability & Society*, 10(2), 171–190.
- Länger, C. (2002). *Im Spiegel von Blindheit. Eine Kulturosoziologie des Sehsinns*. Lucius & Lucius.
- Lid, I. M. (2015). Vulnerability and disability: A citizenship perspective. *Disability & Society*, 30(10), 1554–1567.
- Linton, S. (1998). *Claiming disability: Knowledge and identity*. New York University Press.
- Love, H. (2015). Stigma. In R. Adams, B. Reiss, & D. Serlin (Hrsg.), *Keywords for disability studies* (S. 173–176). New York University Press.
- Lutz, P., Macho, T., Staube, G., & Zirten, H. (Hrsg.). (2003). *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Böhlau.
- Maschke, M. (2008). *Behindertenpolitik in der Europäischen Union. Lebenssituation behinderter Menschen und nationale Behindertenpolitik in 15 Mitgliedstaaten*. VS Verlag.
- Maskos, R. (2010). Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft. <http://arranca.org/43/was-heisst-ableism>. Zugegriffen: 17. Aug. 2018.
- Maskos, R. (2015). Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277>. Zugegriffen: 18. Mai 2018.
- McRuer, R. (2006). *Crip theory: Cultural signs of queerness and disability*. New York University Press.
- McRuer, R. (2017). Compulsory able-bodiedness and queer/disabled existence. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (5. Aufl., S. 396–405). Routledge.
- Meekosha, H. (2011). Decolonising disability: Thinking and acting globally. *Disability & Society*, 26(6), 667–682.
- Meekosha, H., & Shuttleworth, R. (2009). What's so ‚critical‘ about critical disability studies? *Australian Journal of Human Rights*, 15(1), 47–76.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2000). *Narrative prosthesis. Disability and the dependencies of discourse*. University of Michigan Press.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2015). *The biopolitics of disability. Neoliberalism, ablenationalism and peripheral embodiment*. University of Michigan Press.

- Mladenov, T. (2015). *Critical theory and disability: A phenomenological approach*. Bloomsbury.
- Mladenov, T. (2018). *Disability and postsocialism*. Routledge.
- Morris, J. (1993). Feminism and disability. *Feminist Review*, 43(1), 57–70.
- Müller, A. (2018). *Diskriminierung im Kontext von Behinderung, sozialer Lage und Geschlecht. Eine qualitative Analyse im Anschluss an Pierre Bourdieu*. transcript.
- Mürner, C. (1982). *Normalität und Behinderung*. Beltz.
- Murphy, R. (1995). Encounters: The body silent in America. In B. Ingstad, & S. R. Whyte (Hrsg.), *Disability and culture* (S. 140–158). University of California Press (Erstveröffentlichung 1987).
- Nolte, C., Frohne, B., Halle, U., & Kerth, S. (Hrsg.). (2017). *Disability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion*. Didymos.
- Oliver, M. (1990). *The politics of disablement: A sociological approach*. Macmillan Education.
- Oliver, M. (1998). Theories of disability in health practice and research. *British Medical Journal*, 317(7170), 1446–1449.
- Oliver, M., & Barnes, C. (2012). *The new politics of disablement*. Palgrave Macmillan.
- Parsons, T. (1951). *The social system*. Free Press.
- Parsons, T. (1958). Struktur und Funktion der modernen Medizin. Eine soziologische Analyse. In R. König, & M. Tönnemann (Hrsg.), *Probleme der Medizinsoziologie. Sonderheft 3 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (S. 10–57). Westdeutscher Verlag.
- Parsons, T. (1975). The sick role and the role of the physician reconsidered. *Health and Society*, 53(3), 257–278.
- Pieper, M. (2016). Assemblagen von Rassismus und Ableism. Selektive Inklusion und die Fluchtlinien affektiver Politiken in emergenten Assoziationen. *Movements: Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung*, 2(1), 91–116.
- Priestley, M. (1998). Constructions and creations: Idealism, materialism and disability theory. *Disability & Society*, 13(1), 75–94.
- Puar, J. K. (2015). Bodies with new organs. Becoming trans, becoming disabled. *Social Text*, 33(3), 45–73.
- Puar, J. K. (2017). *The right to maim: Debility, capacity, disability*. Duke University Press.
- Raab, H. (2007). Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Disability, Heteronormativität und Gender. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 127–151). transcript.
- Raab, H. (2010). Shifting the Paradigm. „Behinderung, Heteronormativität und Queerness“. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 73–94). transcript.
- Reeve, D. (2012). Cyborgs, cripples and iCrip: Reflections on the contribution of Haraway to disability studies. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory: New developments and directions* (S. 91–111). Palgrave Macmillan.
- Reeve, D. (2014). Psycho-emotional disability and internalised oppression. In J. Swain, S. French, C. Barnes, & C. Thomas (Hrsg.), *Disabling barriers – Enabling environments* (3. Aufl., S. 92–98). Sage.
- Roets, G., & Braidotti, R. (2012). Nomadology and subjectivity: Deleuze, Guattari and critical disability studies. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory: New developments and directions* (S. 161–178). Palgrave Macmillan.
- Rudloff, W. (2010). Das Ende der Anstalt? Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung in der bundesdeutschen Behindertenpolitik. In E. Bösl, A. Klein, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung* (S. 169–190). transcript.
- Samuels, E. (2002). Critical divides: Judith Butler’s body theory and the question of disability. *National Women’s Studies Association Journal*, 14(3), 58–76.

- Schillmeier, M. (2007). Zur Politik des Behindert-Werdens. Behinderung als Erfahrung und Ereignis. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung* (S. 79–99). transcript.
- Schillmeier, M. (2010). *Rethinking disability. Bodies, senses and things*. Routledge.
- Schillmeier, M. (2013). Der Blinde als der Andere. Moderne Praktiken epistemischer Politik. In B. Ochsner, & A. Grebe (Hrsg.), *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur* (S. 31–50). transcript.
- Schillmeier, M. (2014). *Eventful bodies. The cosmopolitics of illness*. Routledge.
- Schillmeier, M. (2016). Praktiken der Behinderung und Ermöglichung. Behinderung neu denken. In B. Ochsner, & R. Stock (Hrsg.), *SenseAbility. Mediale Praktiken des Sehens und Hörens* (S. 281–300). transcript.
- Schneider, W., & Waldschmidt, A. (2012). Disability Studies. (Nicht-)Behinderung anders denken. In S. Moebius (Hrsg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung* (S. 128–150). transcript.
- Scott, R. A. (1969). *The making of blind men: A study of adult socialization*. Russell Sage Foundation.
- Shakespeare, T. (2006). *Disability rights and wrongs*. Routledge.
- Shildrick, M. (2009). *Dangerous discourses of disability. Subjectivity and sexuality*. Palgrave Macmillan.
- Siebers, T. (2008). *Disability theory*. University of Michigan Press.
- Slorach, R. (2016). *A very capitalist condition: A history and politics of disability*. Bookmarks Publications.
- Soldatic, K. (2020). Social suffering in the neoliberal age. Surplusist and the partially disabled subject. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge Handbook of Disability Studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 237–240). Routledge.
- Spöhrer, M. (2017). A Cyborg perspective: The cochlear implant and actor-networking perception. In M. Spöhrer, & B. Ochsner (Hrsg.), *Applying the actor-network theory in media studies* (S. 80–95). IGI Global.
- Stengers, I. (2005). The cosmopolitical proposal. In B. Latour, & P. Weibel (Hrsg.), *Making things public. Atmospheres of democracy* (S. 994–1003). MIT Press.
- Stienstra, D. (2020). Race/ethnicity and disability studies: Towards an explicitly intersectional approach. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 453–466). Routledge.
- Stiker, H.-J. (2013). *Corps infirmes et sociétés. Essais d'anthropologie historique* (3. Aufl.). Éditions Dunod.
- Thomas, C. (2007). *Sociologies of disability and illness. Contested ideas in disability studies and medical sociology*. Palgrave Macmillan.
- Titchkosky, T. (2015). Normal. In R. Adams, B. Reiss, & D. Serlin (Hrsg.), *Keywords for disability studies* (S. 130–133). New York University Press.
- Titchkosky, T., & Michalko, R. (2012). The body as the problem of individuality: A phenomenological disability studies approach. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory: New developments and directions* (S. 127–142). Palgrave Macmillan.
- Trani, J.-F., Bakhshi, P., Bellanca, N., Biggeri, M., & Marchetta, F. (2011). Disabilities through the capability approach lens: Implications for public policies. *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue européenne de recherche sur le handicap*, 5(3), 143–157.
- Tremain, S. (2000). Queering disabled sexuality studies. *Sexuality and Disability*, 18(4), 291–299.
- Tremain, S. (2006). On the government of disability: Foucault, power, and the subject of impairment. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (2. Aufl., S. 185–196). Routledge.

- Tremain, S. (Hrsg.). (2015). *Foucault and the government of disability* (2., erw. u. überarb. Aufl.). University of Michigan Press.
- Tremain, S. (2017). *Foucault and feminist philosophy of disability*. University of Michigan Press.
- Turner, B. S. (2001). Disability and the sociology of the body. In G. L. Albrecht, K. D. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 252–266). Sage.
- Vehmas, S., & Riddle, C. A. (2020). What can philosophy tell us about disability? In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 348–361). Routledge.
- Vehmas, S., & Watson, N. (2016). Exploring normativity in disability studies. *Disability & Society*, 31(1), 1–16.
- Waldschmidt, A. (1998). Flexible Normalisierung oder stabile Ausgrenzung: Veränderungen im Verhältnis Behinderung und Normalität. *Soziale Probleme: Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle*, 9(1), 3–25.
- Waldschmidt, A. (2003). Ist Behindertsein normal? Behinderung als flexibel-normalistisches Dispositiv. In G. Cloerkes (Hrsg.), *Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen* (S. 83–101). Universitätsverlag Winter.
- Waldschmidt, A. (2007a). Behinderte Körper: Stigmatheorie, Diskurstheorie und Disability Studies im Vergleich. In T. Junge, & I. Schmincke (Hrsg.), *Marginalisierte Körper. Beiträge zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers* (S. 27–43). Unrast.
- Waldschmidt, A. (2007b). Die Macht der Normalität: Mit Foucault „(Nicht-)Behinderung“ neu denken. In R. Anhorn, F. Bettinger, & J. Stehr (Hrsg.), *Michel Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme* (S. 119–133). VS Verlag.
- Waldschmidt, A. (2011). Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 36(4), 89–106.
- Waldschmidt, A. (2013). Geschlecht und Behinderung intersektional denken: Anschlüsse an Gender Studies und Disability Studies. In E. Kleinau, D. Schulz, & S. Völker (Hrsg.), *Gender in Bewegung. Aktuelle Spannungsfelder der Queer und Gender Studies* (S. 151–163). transcript.
- Waldschmidt, A. (2014). Jenseits der doppelten Diskriminierung? Disability, Gender und die Intersektionalitätsdebatte. In M. Löw (Hrsg.), *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012. Teilband 2* (S. 871–883). Campus.
- Waldschmidt, A. (2015). Who is normal? Who is deviant? „Normality“ and „Risk“ in Genetic Diagnostics and Counseling. In S. Tremain (Hrsg.), *Foucault and the Government of Disability* (2., erw. u. überarb. Aufl., S. 191–207). University of Michigan Press.
- Waldschmidt, A. (2019). Why critical disability studies needs a cultural model of dis/ability. In K. Ellis, R. Garland-Thomson, M. Kent, & R. Robertson (Hrsg.), *Interdisciplinary approaches to disability: Looking towards the future* (Bd. 2, S. 71–79). Routledge.
- Waldschmidt, A. (2020a). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Waldschmidt, A. (2020b). Disability studies. In C. Kammner, R. Parr, & U. J. Schneider (Hrsg.), *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (2., akt. u. erw. Aufl., S. 457–462). J.B. Metzler.
- Waldschmidt, A. (2022). Disability studies. In R. Hettlage, & K. Lenz (Hrsg.), *Goffman Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (im Erscheinen). Metzler.
- Waldschmidt, A., & Sépulchre, M. (2019). Citizenship: Reflections on a relevant but ambivalent concept for persons with disabilities. *Disability & Society*, 34(3), 421–448.
- Waldschmidt, A., Karim, S., & Ledder, S. (2020). Wie lässt sich ‚dis/ability‘ mit Hilfe des Dispositivkonzepts nach Michel Foucault theoretisch denken und empirisch untersuchen? Eine Einführung. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies*

im deutschsprachigen Raum. *Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 158–164). Beltz Juventa.

Walgenbach, K. (2007). Gender als interdependente Kategorie. In K. Walgenbach, G. Dietze, A. Hornscheidt, & K. Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (S. 23–64). Budrich.

Waterfield, B., & Whelan, E. (2017). Learning disabled students and access to accommodations: Socioeconomic status, capital, and stigma. *Disability & Society*, 32(7), 986–1006.

Wendell, S. (1996). *The rejected body. Feminist philosophical reflections on disability*. Routledge.

Wolbring, G. (2008). The politics of ableism. *Development*, 5(1), 252–258.

Anne Waldschmidt, Dr. rer. pol., Professorin für Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Wissenssoziologie, Körpersoziologie, Politische Soziologie, Behindertenpolitik im europäischen Vergleich, Zeitgeschichte der Behinderung (Disability History), Intersektionalitätsforschung, Diskurs- und Dispositivanalyse.

<https://idis.uni-koeln.de/>

<https://www.hf.uni-koeln.de/30711>

Michael Schillmeier, PhD, Professor für Allgemeine Soziologie am Institut für Soziologie, Philosophie und Anthropologie der Universität Exeter (UK). Forschungsschwerpunkte: Prozessorientierte Theorie des Sozialen, Empirische Philosophie, Körper- und Sinnessoziologie, Disability Studies, Medizin- und Gesundheitsforschung, Science & Technology Studies, Ästhetik und Kunst, Kosmopolitik.

<https://socialsciences.exeter.ac.uk/>

<https://socialsciences.exeter.ac.uk/sociology/staff/schillmeier/>



Modelle von Behinderung in den Disability Studies

Marianne Hirschberg

Zusammenfassung

Modelle von Behinderung prägen das gesellschaftliche Verständnis von Behinderung und haben Implikationen für die Lebensbedingungen behinderter Menschen. Die Disability Studies haben verschiedene eigene Modelle entwickelt: Das Minderheitenmodell, das soziale, das affirmative, das kulturelle und das Menschenrechtsmodell werden in dem Beitrag dargestellt und von dem individuellen und dem relationalen Modell von Behinderung abgegrenzt. Abschließend werden die Modelle miteinander verglichen.

Schlüsselwörter

Begriffsbestimmung · Gesellschaft · Kultur · Menschenrechte · Minderheit

1 Einleitung¹

Modelle von Behinderung wurden seit den 1970er Jahren im Rahmen der Disability Studies erarbeitet; sie wurden außerdem durch die regionalen und internationalen Behindertenbewegungen stark geprägt (Waldschmidt, 2005, 2020a). Prominent ist vor allem das soziale Modell von Behinderung, welches in Abgrenzung zu einer

¹Der Beitrag ist Christian Papadopoulos (1973–2020) gewidmet.

M. Hirschberg (✉)
Universität Kassel, Kassel, Deutschland
E-Mail: hirschberg@uni-kassel.de

individualisierenden Sicht auf Behinderung entwickelt wurde. Gleichzeitig wurden in jüngster Zeit auch das kulturelle Modell und das Menschenrechtsmodell verstärkt rezipiert. Die unterschiedlichen Modelle von Behinderung bilden das jeweilige Verständnis von Behinderung als vereinfachte Abbilder ab. Neben den in diesem Beitrag behandelten Modellen gibt es weitere Vorschläge, wie beispielsweise das religiöse Behinderungsmodell (Wheatley, 2010), die jedoch weniger bedeutsam sind und daher nicht vertieft werden. Der Beitrag beginnt mit einer allgemeinen Begriffsbestimmung von ‚Modell‘, um anschließend das individuelle und das relationale Modell von Behinderung zu beschreiben. Anschließend werden die Modelle der Disability Studies gewürdigt, die sich in Abgrenzung zur individuellen Sichtweise herausgebildet haben: das soziale Modell, das Minderheitenmodell, das kulturelle Modell, das affirmative Modell und das Menschenrechtsmodell. Zunächst werden die einzelnen Modelle charakterisiert; zum Schluss werden ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten gegenübergestellt, der Stand der Modelldiskussion zusammengefasst und Forschungsdesiderata benannt.

2 Begriffsbestimmung: Was ist ein ‚Modell‘?

Während eine Theorie sich als ein System wissenschaftlich begründeter Aussagen zur Erklärung bestimmter Sachverhalte beschreiben lässt, bildet ein Modell einen Gegenstand vereinfacht ab und repräsentiert diesen (Stachowiak, 1973, S. 131). Ein Modell ist also nicht mit einer Theorie gleichzusetzen.

Auch sind Modelle keine Definitionen von bestimmten Sachverhalten. Denn eine Definition bestimmt ihren Begriff, indem sie dessen Reichweite und Tiefe sowie dessen Grenzen absteckt. Definitionen lassen sich unterscheiden in juristische Definitionen, die Rechtswirksamkeit haben (wie die Behinderungsdefinition im Sozialgesetzbuch IX), medizinische Definitionen, die – als Krankheitsdiagnosen – in Verbindung mit einer gesetzlichen Begründung die Basis für die Zuweisung von Sozialleistungen bilden, sowie wissenschaftliche Definitionen, die Geltung in einem Fachdiskurs haben (Altman, 2001, S. 99–101).

Modelle von Behinderung basieren auf Theorien, welche jedoch in den Modellen auf ihre Kernaspekte reduziert werden. Auch enthalten sie Definitionen von Behinderung, gehen jedoch über diese hinaus. Beispielsweise wurde, wie unten ausgeführt wird, im sozialen Modell von Behinderung die definitorische Unterscheidung zwischen *impairment* und *disability* einer britischen Behindertenrechtsorganisation aufgegriffen. Modelle reflektieren gesellschaftliche Sichtweisen auf Behinderung, ohne dass dies explizit thematisiert wird. Sie sind entscheidend dafür, wie Behinderung verstanden, repräsentiert und produziert wird, und haben somit auch Einfluss darauf, welche Lebensmöglichkeiten und welchen Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen behinderte Menschen haben (Gregory, 1997, S. 488). Robert Gregory (1997, S. 487) hebt hervor, dass mit Modellen eine Definitionsmacht über Behinderung einhergeht und spezifische gesellschaftliche Politiken verbunden sein können.

3 Das individuelle Modell von Behinderung

Das individuelle Modell von Behinderung, auch als medizinisches Modell bekannt, ist kein von den Disability Studies befürworteter Ansatz; vielmehr wurde es konstruiert, um sich in Opposition zu dieser Sichtweise zu positionieren. Im Wesentlichen versteht es Behinderung als die individuelle Abweichung einer Person von gesellschaftlich konstruierten körperlichen, mentalen und kognitiven Normalitäten (Hirschberg, 2009, S. 105).

Laut Colin Barnes et al. (2002, S. 21) ist die seit Beginn des 20. Jahrhundert vorherrschende individualisierende Perspektive auf Behinderung weiterhin in der Gesellschaft verankert. Das individuelle Modell beruht auf medizinischen Definitionen von Behinderung und einem biophysischen Begriff von Normalität. Es setzt Behinderung mit funktionaler Beeinträchtigung gleich, deren individuelle Bewältigung durch medizinische und therapeutische Behandlung unterstützt werden soll. Im Fokus steht, Behinderung zu vermeiden, sie zu heilen und, wenn beides nicht gelingt, behinderte Menschen zu versorgen. Diese befinden sich somit in einer von der staatlichen Wohlfahrt und privaten Fürsorge abhängigen Situation.

Der mit dem individuellen Modell verbundene rehabilitative Ansatz, der sich in den westlichen Industrienationen im 20. Jahrhundert durchgesetzt hat, folgt der Idee, dass beeinträchtigte Menschen durch Behandlungs- und Arbeitsmarktprogramme in die Gesellschaft eingegliedert und soweit wie möglich an ihre Umwelt angepasst werden können. Diese Orientierung findet sich in medizinischen und psychologischen Ansätzen (Marks, 1997, S. 86–87), in der Pädagogik und den Sozialwissenschaften (Waldschmidt, 2005, S. 16) sowie in den Gesundheits- und Rehabilitationswissenschaften (Hirschberg, 2009, S. 109). Auch die erste von der Weltgesundheitsorganisation herausgegebene Behinderungsklassifikation, die *International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps* (ICIDH) von 1980, ist von dieser Denkweise geprägt (> Naeue & Waldschmidt und Wesselmann in diesem Band).

Theoretisch herleiten lässt sich das individuelle Modell im Rückgriff auf Talcott Parsons' Strukturfunktionalismus oder auch Erving Goffmans Stigmatheorie (Waldschmidt, 2005, S. 17; > Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band), die beide in den Disability Studies kritisch diskutiert werden. Den Disability Studies-Vertreterinnen Ani Satz und Anita Silvers (2000, S. 173) zufolge wird im individuellen Modell Behinderung über eine Verknüpfung von zwei Merkmalen definiert: erstens eine Funktionsstörung, die als biologische Anomalie konstruiert wird, und zweitens eine Leistungsfähigkeit, die geringer als üblich ist.

In der Heilpädagogik hat das individuelle Modell durch das personenorientierte Paradigma eine lange Tradition. Behinderung und soziale Benachteiligung werden gemäß Ulrich Bleidick (1985, S. 254) „als persönliches, weitgehend unabänderliches Schicksal hingenommen“ und „der Defekt [...] kausalätiologisch in der Person lokalisiert“. Nach Alfred Sander (2002, S. 104) ist die Heilpädagogik dadurch gekennzeichnet, dass sie Behinderung auf eine körperliche oder geistige Beeinträchtigung zurückführt.

Auch die Debatte um schulische Inklusion zeigt die Verbreitung des individuellen Modells, etwa wenn Bernd Ahrbeck (2017, S. 9) sich für eine stärkere Beachtung der individuellen Schwierigkeiten anstatt der sozialen Bedingungen ausspricht. Politische Entscheidungsträger*innen folgen ebenfalls einem individuellen Ansatz, wenn sie sich an der Verteilungshäufigkeit von Behinderung und der Notwendigkeit orientieren, Behandlungsmöglichkeiten, Dienstleistungen und finanzielle Unterstützung bereitzustellen (Marks, 1997, S. 86).

Kritisch zu beurteilen ist das Hauptanliegen dieser Sichtweise, die Abweichung des Einzelnen von der gesellschaftlich erwarteten Funktionsfähigkeit festzustellen und dann zu behandeln. Obwohl Krankheiten und Beeinträchtigungen unterschiedliche Phänomene sind, wird in diesem Modell die medizinische Perspektive von Krankheit auf Behinderung übertragen. Die britische Soziologin Carol Thomas argumentiert deshalb, Behinderung werde auf Beeinträchtigung reduziert (2002, S. 40).

4 Das relationale Modell von Behinderung

Das relationale Modell basiert auf dem Normalisierungsprinzip, das von Niels Erik Bank-Mikkelsen (1969) in Dänemark, Bengt Nirje (1969) in Schweden und Wolf Wolfensberger (1972) in Nordamerika begründet und entwickelt wurde. Hauptsächlich in den nordischen europäischen Ländern im Rahmen der Sozialstaatspolitik entstanden, misst das relationale Modell den Dienstleistungen und Tätigkeiten professioneller Fachkräfte eine hohe Bedeutung für das Leben behinderter Menschen zu. Das Normalisierungsprinzip, das von Wohlfahrtseinrichtungen mit Unterstützung akademischer Einrichtungen entwickelt wurde und mit einer hohen Expertenorientierung verbunden ist (Goodley, 2017, S. 16), umfasst einen Katalog gewöhnlicher Alltagsmuster, an denen sich die Dienstleistungen für behinderte Menschen orientieren sollen: Alle sollen ‚so normal wie möglich‘ leben können, wobei Normalität als Konstrukt nicht hinterfragt, sondern von den Lebenspraktiken der Mehrheitsbevölkerung abgeleitet wird. Das Normalisierungsprinzip wird eingesetzt, um zu bewerten, ob Dienstleistungen, professionelle Handlungen und die Wirkung von sozialpolitischen Maßnahmen befähigend oder benachteiligend sind. Es verfolgt das Ziel, die Teilhabe behinderter Menschen in der Gemeinschaft zu fördern.

Das relationale Modell gründet sich auf drei Prämissen: Erstens entstehe Behinderung durch eine fehlende Passung zwischen Individuum und Umwelt. Zweitens sei Behinderung grundsätzlich situations- und kontextabhängig. Drittens sei Behinderung ein relatives Phänomen (Goodley, 2017, S. 17). In Deutschland griff Walter Thimm (2005) das Denken von Behinderung als relationale Kategorie auf und trug seit 1979 zur Entwicklung und Umsetzung des Normalisierungsprinzips entscheidend bei. Positiv anzumerken ist, dass Anti-Psychiatriebewegung und Enthospitalisierung wesentlichen Antrieb durch dieses Modell erhalten haben.

In der weiteren Diskussion machen Berth Danermark und Lotta Gellerstedt (2004, S. 350) deutlich, dass sich Behinderung weder ausschließlich durch kulturelle oder sozio-ökonomische noch durch biologische Mechanismen beschreiben lässt: „In sum, only by taking different levels, mechanisms and contexts into account, can disability as a phenomenon be analytically approached.“ Sie beziehen damit Position gegen eine kulturelle, sozio-ökonomische oder biologische Verkürzung des Behinderungsbegriffs.

Im Gegensatz zu den folgenden Modellen wurzelt das relationale Modell nicht in der Behindertenbewegung und spielt im Diskurs der Disability Studies keine große Rolle. Zwar berücksichtigt es den Aspekt gesellschaftlicher Teilhabe behinderter Menschen, jedoch weist Dan Goodley (2017, S. 18) kritisch darauf hin, dass eine medizinische Perspektive auf behinderte Menschen durch dieses Modell wieder mehr Einfluss erhalten könne. Dies begründet er mit der starken Orientierung des Modells an professionellen Dienstleistungen des Wohlfahrtsstaates, der geringen Involviertheit der Behindertenbewegung sowie der fehlenden Trennung zwischen Beeinträchtigung und Behinderung.

5 Behinderungsmodelle der Disability Studies

In den Disability Studies sind mehrere Modelle (Waldschmidt, 2005, 2020a, S. 72–91) entwickelt worden, um Benachteiligungsstrukturen gegenüber behinderten Menschen zu identifizieren, Diskurse über Behinderung, Nichtbehinderung und Normalität zu analysieren und eigene Perspektiven wie beispielsweise die Forderungen nach gleichberechtigter gesellschaftlicher Partizipation und Anerkennung von Behinderung als Teil gesellschaftlichen Lebens durchzusetzen. Diese Entwicklung wurde durch die Konjunktur der kritischen Sozialwissenschaften unterstützt.

5.1 Das soziale Modell

Das in Großbritannien in den 1970er Jahren entwickelte soziale Modell von Behinderung gründet im Wesentlichen auf der marxistischen Analyse der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse. Mit der Entstehung des industriellen Kapitalismus wurde der ‚Standardkörper‘ als erforderlich für die Fließbandproduktion in Fabriken erachtet; abweichende Körper wurden deshalb ausgesondert und auf Wohlfahrtseinrichtungen verwiesen (Thomas, 2002, S. 46–47). Unterschiedliche Vorstellungen von Behinderung sind daher vor dem jeweiligen zeitlichen, räumlichen und ökonomischen Kontext ihrer Entstehung zu beurteilen.

1976 veröffentlichte die britische Behindertenrechtsorganisation Union of the Physically Impaired Against Segregation (UPIAS) ihr Grundsatzpapier *Fundamental Principles of Disability*, in dem sie konzeptionell zwischen einer individuellen Beeinträchtigung (*impairment*) und einer gesellschaftlich verursachten Behinderung (*disability*) unterschied (Oliver, 2009, S. 42–46; Thomas, 2007, S. 51–53). Als zwei

voneinander zu trennende Phänomene wurden Beeinträchtigung und Behinderung wie folgt definiert: „[...] impairment as lacking part of or all of a limb, or having a defective limb, organ or mechanism of the body; and disability as the disadvantage or restriction of activity caused by a contemporary social organisation which takes no or little account of people who have [...] impairments and thus excludes them from the mainstream of social activities.“ (UPIAS, 1976, S. 14)

Das Verhältnis der beiden Phänomene wurde so bestimmt: „In our view it is society which disables physically impaired people. Disability is something imposed on top of our impairments, by the way we are unnecessarily isolated and excluded from full participation in society.“ (UPIAS, 1976, S. 14) Bezog sich die UPIAS-Definition zuerst ausschließlich auf physische Beeinträchtigungen, so hat die Organisation Disabled Peoples' International (DPI) sie 1986 um sensorische, psychische und kognitive Beeinträchtigungen erweitert (Oliver, 1998, S. 1447).

Der historisch-materialistische Hintergrund zeigt sich auch im Verständnis des sozialen Modells als „social oppression theory“ (Oliver, 2009, S. 45). Im Gegensatz zur individuellen Perspektive wird Behinderung im sozialen Modell nicht als Leiden oder Störung eines Menschen, sondern als Folge gesellschaftlicher Verhältnisse verstanden (Thomas, 2002, S. 38). So nennen Vertreter*innen des sozialen Modells die gesellschaftliche Unterdrückung behinderter Menschen als Ursache von Behinderung: „[...] if disability is defined as social oppression, then disabled people will be seen as the collective victims of an uncaring or unknowing society rather than as individual victims of circumstance.“ (Oliver & Barnes, 2012, S. 17)

Während in der UPIAS-Definition Behinderung als durch gesellschaftlich benachteiligende Lebensbedingungen hergestellt und somit als veränderbar verstanden wurde, wurde Beeinträchtigung als individuelles Merkmal betrachtet. Vic Finkelstein (2001, S. 1) betonte zwar bereits 1980 die Verbindung beider Kategorien, legte jedoch den Schwerpunkt auf die gesellschaftlichen Dimensionen von Behinderung, die verändert werden müssten.

So bedeutsam und anschlussfähig das soziale Modell für die Disability Studies, die politische Behindertenbewegung und die individuelle Lebenspraxis war, so sehr wurde es auch kritisch diskutiert und dadurch weiterentwickelt. Besonders feministische Wissenschaftlerinnen kritisierten, dass die Relevanz der persönlichen Erfahrung und des Körpers bei der Fokussierung auf die gesellschaftlichen Benachteiligungen ignoriert werde. Die persönliche Dimension einer Behinderung sei nicht von der gesellschaftlichen Dimension zu trennen, argumentierte Thomas (1999, S. 65–120). Diese Trennung entspreche der traditionellen patriarchalischen Trennung zwischen dem Privaten und dem Politischen, erklärte Jenny Morris (1991, S. 9).

Bill Hughes und Kevin Paterson (1997, S. 329) bemängelten die fehlende Beachtung des Körpers; sie entspreche der traditionellen kartesischen Spaltung zwischen Körper und Geist, die es zu überwinden gilt. Ebenso schlug auch Thomas (2007) vor, eine Soziologie der Beeinträchtigung zu entwickeln. Sie würdigte das soziale Modell als politisches Instrument, jedoch bemängelte sie, dass eine soziologische

Konzeptualisierung der Kategorien *impairment* und *disability* fehlt. Als theoretische Fundierung entwickelte sie eine historisch-materialistische Ontologie von Beeinträchtigungen, die weder biologistisch noch kulturell reduktionistisch ist und den Körper auch nicht als rein linguistisch konstruierte Differenz versteht (Thomas, 2007, S. 122–128). Weitere Wissenschaftler*innen wie Tom Shakespeare und Nicholas Watson (1997, S. 299) plädierten dafür, das soziale Modell aufgrund seiner Verdienste zu würdigen, es jedoch mithilfe feministischer und postmoderner Theorien zu erweitern, um Behinderung umfassender zu konzeptualisieren.

In Deutschland entwickelte die Behindertenbewegung ab den 1970er Jahren einen mit dem sozialen Modell britischer Prägung vergleichbaren Ansatz, um sich vom individualistischen Paradigma abzugrenzen (Köbsell, 2012). In der von Horst Frehe und Franz Christoph (1953–1996) gegründeten Bremer Krüppelgruppe und weiteren Aktionsgruppen behinderter Menschen setzte sich die westdeutsche Behindertenbewegung mit dem Rehabilitations- und Hilfesystem sowie auch mit Disziplinen wie der Behindertenpädagogik auseinander. Wie die Analyse der Mehrfachdiskriminierung behinderter Frauen (Ewinkel et al. 2002 [1985]) oder die Kritik der Pränataldiagnostik (Degener & Köbsell, 1992) zeigen, wurde der deutschsprachige Ansatz eines sozialen Modells über die Forderung nach gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe hinaus weiterentwickelt.

5.2 Das Minderheitenmodell

Das Minderheitenmodell ist US-amerikanischen Ursprungs und wurde in den 1980er Jahren durch den Medizinsoziologen Irving Kenneth Zola (1982) sowie den Politikwissenschaftler Harlan Hahn (1983) entwickelt. Dabei wurden Erfahrungen der Civil Rights Movement sowie anderer gesellschaftlicher Minderheitsgruppen in ihrem Kampf gegen strukturelle, rechtliche und politische Benachteiligung aufgegriffen (Goodley, 2017, S. 13).

Erstmals wurden in den USA behinderte Menschen als gesellschaftliche Minderheit bezeichnet, als John Gliedman und William Roth (1980) einen Beitrag mit dem Titel ‚The Unexpected Minority – Handicapped Children in America‘ veröffentlichten. Der Fokus des Minderheitenmodells auf gesellschaftliche Benachteiligung – ob durch physische Barrieren, Vorurteile oder soziale und/oder kulturelle Exklusionsprozesse und -strukturen – reflektiert nach David T. Mitchell und Sharon L. Snyder (2012, S. 42) gesellschaftliche Bedingungen auch in ihren disziplinierenden wie neoliberalen Diskursen und Praktiken.

Auch wenn die Gruppe behinderter Menschen nicht – wie zum Beispiel ethnische Minderheiten – auf eine gemeinsame Tradition zurückgreifen kann, gibt es nach Hahn (1983, S. 38) drei Gründe, behinderte Menschen als soziale Minderheit zu betrachten: Erstens seien behinderte Menschen wie andere Minderheiten mit einer Vielzahl gesellschaftlicher Vorurteile, Stereotypisierungen und Stigmatisierungen konfrontiert.

So müssten behinderte Kinder Sonderschulen besuchen, erwachsene behinderte Menschen seien überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen und von sozialstaatlichen Leistungen abhängig. Durch eine Vielzahl von Barrieren in der architektonischen Gestaltung, der Verkehrsmobilität und in öffentlichen Angeboten seien sie vom allgemeinen gesellschaftlichen Leben sowie wirtschaftlichen und politischen Aktivitäten ausgeschlossen. Zweitens ermöglichten sichtbare Beeinträchtigungen es anderen Menschen, sich von dieser Gruppe abzugrenzen und deren Mitgliedern eine untergeordnete Rolle zuzuschreiben. Diese Zuschreibungen beruhten auf Vorurteilen und nicht auf den Fähigkeiten oder Beeinträchtigungen einer Person. Auch dieser Aspekt habe die Minderheit behinderter Menschen mit anderen diskriminierten und ausgegrenzten Gruppen gemeinsam. Drittens würden behinderte Menschen als Minderheit betrachtet, da die Auffassung existiere, dass der körperliche Zustand unveränderbar sei (Hahn, 1983, S. 39). Körperliche Merkmale seien weder Ergebnis einer persönlichen Entscheidung, noch könnten sie abgelegt oder aufgehoben werden.

Auch in der deutschsprachigen Debatte wurden ähnlich wie im Minderheitenmodell Forderungen nach persönlicher Autonomie oder rechtlicher Gleichstellung und Selbstvertretung (Theben, 2001) erhoben, jedoch eher in einem sozialwissenschaftlichen oder menschenrechtlichen Kontext diskutiert.

5.3 Das affirmative Modell

Das affirmative Modell von Behinderung wurde in den 1990er Jahren von den britischen Vertreter*innen der Disability Studies Sally French und John Swain entwickelt. Ziel war es, dem individuellen Modell mit seiner Perspektive auf Behinderung als persönliche Tragödie ein positives, behinderte Menschen stärkendes Modell entgegenzusetzen. Gemäß Swain und French (2000, S. 570) ist diese Stärkung durch das soziale Modell nicht ausreichend erfolgt: Da die individuellen Lebenssituationen und damit verbunden die Erfahrungen mit dem eigenen Körper nicht thematisiert würden, seien auch die identitätsstiftenden Aspekte von Behinderung und Beeinträchtigung ignoriert worden. Der Zusammenhang zwischen der persönlichen und der politischen Dimension werde dadurch deutlich, dass sich einzelne Menschen zu einer Bewegung zusammenschließen und dadurch eine gemeinsame ‚Wir‘-Identität entstehe (French & Swain, 2004, S. 38). Das Leben mit einer Beeinträchtigung sei folglich keine persönliche Tragödie, sondern die Beeinträchtigung sei vielmehr Teil einer nicht notwendigerweise als negativ empfundenen Identität (French & Swain, 2004, S. 35–37).

Parallel zur Fokussierung des sozialen Modells auf die Kategorie Behinderung und zu dem kollektiven Kampf für die Beseitigung gesellschaftlicher Benachteiligungen soll nach Swain und French (2000, S. 579) die Beeinträchtigung aus einer affirmativen Perspektive verstanden werden. Beispielsweise sollen behinderte Menschen durch die Entwicklung einer „Disability Arts Movement“ mit unterschiedlichen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten eine positive Identität mit ihren jeweiligen Beeinträchtigungen

aufbauen können (Swain & French, 2000, S. 580; >Saerberg in diesem Band). Der Fokus dieses Modells liegt darauf, dass behinderte Menschen mit ihren Körpern und Beeinträchtigungen positive identitätsstiftende Erfahrungen machen können. Kunst wird zum Medium der Identitätsstärkung und Mittel des Ausdrucks eigener Erfahrungen, wodurch Stärke und Stolz (*disability pride*) erlangt werden können (Swain & French, 2000, S. 578). Gegen Scham und für Selbstrespekt soll durch künstlerische Gestaltung eine positive Identität geschaffen werden; wie beispielsweise in der Gehörlosenkultur soll die Beeinträchtigung nicht ignoriert werden.

Mit der Referenz auf die Disability Arts Movement wird im affirmativen Modell auf Möglichkeiten des künstlerischen Ausdrucks verwiesen. Es bietet ein Spektrum an Möglichkeiten, wie behinderte Menschen ihr Leben und ihre Identität mit ihren Beeinträchtigungen und nicht trotz dieser gestalten können. Mit diesem Modell wird versucht, beide Kategorien Behinderung und Beeinträchtigung einzubeziehen, um eine positive Identität zu verwirklichen (Swain & French, 2000, S. 569). Für die Disability Studies stellt das affirmative Modell eher eine konstruktive Weiterentwicklung des Sozialen Modells dar und weniger ein eigenständiger neuer Ansatz.

5.4 Das kulturelle Modell

Das zuerst in den USA in den 1980er Jahren begründete und inzwischen international verbreitete kulturelle Modell von Behinderung (Waldschmidt, 2005; 2020a, S. 86–88) wurde interdisziplinär in den Kultur-, Sprach- und Literaturwissenschaften entwickelt, um die Produktion von (Nicht-)Behinderung in Diskursen und Repräsentationsweisen zu diskutieren und zu problematisieren (> Ochsner und Helduser in diesem Band). Die Werke von Mitchell und Snyder (1997), Rosemarie Garland-Thomson (2017) und Lennard J. Davis (2002) gelten als Ausdruck des kulturellen Modells.

Mit dem kulturellen Modell kommt es zu einer Verschiebung des Analysefokus: Behinderung wird nicht von vornherein als Problem, sondern als eine spezifische Form der Problematisierung körperlicher Differenz betrachtet (Waldschmidt, 2017). Die Analyse zielt auf die Re- und Dekonstruktion des Zusammenspiels „zwischen den vorherrschenden Deutungen von körperlicher Normalität/Anormalität und den jeweiligen stigmatisierenden Praktiken, den Prozessen der Ein- und Ausschließung der als behindert definierten Subjekte.“ (Gugutzer & Schneider, 2007, S. 34) Zugleich wird erforscht, welche Fremd- und Selbstzuschreibungsprozesse von Behinderung in welchen verkörperten Identitätsmustern und leibbezogenen Subjektbildungsprozessen wirksam sind.

Behinderung und Nichtbehinderung werden in Abhängigkeit von vorherrschenden symbolischen Ordnungen und institutionellen Praktiken untersucht, die Normalität und Abweichung hervorbringen (Gugutzer & Schneider, 2007, S. 35–36). Entlang kultureller Ordnungen und Praktiken werde das behinderte Selbst in Abgrenzung von dem Anderen konstruiert. Darüber hinaus ermöglicht es das kulturelle Modell, den Fokus von den behinderten Menschen auf Gesellschaft und Kultur im Allgemeinen zu verschieben.

Im Kern geht es darum zu analysieren, wie Gesundheit, Normalität und Leistungsfähigkeit als gesellschaftlich vorherrschend konzeptionalisiert werden und wie Wissen über den Körper produziert, verändert und vermittelt wird. Damit verbunden ist die Untersuchung der Entstehungs- und Wirkungsweisen von Institutionen wie Kliniken oder anderen segregierenden Einrichtungen im Anschluss an Michel Foucaults (1969 [1961], 1973 [1963], 1976 [1975]) umfassende Analysen, die er beispielsweise zur Konstruktion des Wahnsinns vorgelegt hat (Davis, 2017, S. 25; >Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band).

Anne Waldschmidt (2017, S. 25) hebt hervor, dass das kulturelle Modell mit einer grundlegenden Veränderung der epistemologischen Perspektive einhergehe, weil es sich nicht mit Abweichungen oder den Rändern von Gesellschaft und Kultur, sondern mit deren Zentrum befasse. Als Folge entwickelten sich die Disability Studies zu Disability Studies (Waldschmidt, 2018, S. 74–77). Das kulturelle Modell eröffne somit eine Perspektive, um neue Identitäten und Formen subjektiven Erlebens zu verhandeln und um *disability* als kontingente und intersektionale Differenzvariante zu verstehen (Waldschmidt, 2018, S. 74). Hierzu gehören beispielsweise Analysen, wie Nichtbehinderung kulturell repräsentiert wird (Hirschberg, 2020), oder die Diskussion, wie Behinderung als variable Körper jenseits einer Orientierung an Normalitäten und Abweichungen reflektiert werden kann (Mitchell & Snyder, 2012, S. 49).

Im deutschsprachigen Diskurs lassen sich die Arbeiten von Christian Mürner (2003), Volker Schönwiese und Petra Flieger (2007) als Disability Culture einordnen, da sie tradierte Betrachtungsweisen von Behinderung und gleichzeitig den herrschenden Kunstbegriff infrage stellen.

Mit dem kulturellen Modell reflektieren die Disability Studies in interdisziplinärer Verbindung von Cultural Studies und poststrukturalistischer Differenzdebatte Körper, Subjekt und Identität als historisch und kulturell geformte Phänomene und problematisieren, wie Diskurse, Wissen und Macht als realitätskonstruierende Strategien fungieren. Wie Waldschmidt (2018, S. 76) pointiert, soll das kulturelle Modell jedoch nicht das soziale Modell ersetzen, sondern als dessen Ergänzung verstanden werden.

5.5 Das Menschenrechtsmodell

Das letzte hier betrachtete Modell lässt sich auf die Thematisierung der Rechte behinderter Menschen als Menschenrechtsfrage in den 1990er Jahren durch das Forum behinderter Jurist*innen in Deutschland (Theben, 2001) sowie auf den Einfluss der internationalen Behindertenbewegungen und ihren Kampf für eigene Rechte mit dem Slogan „Nothing about us without us“ (Sabatello, 2014, S. 14) zurückführen. In der von den Vereinten Nationen in Auftrag gegebenen Studie *Human Rights and Disability* überprüften Gerard Quinn und Theresia Degener (2002) die bisherigen Menschenrechtsinstrumente darauf, ob und wie sie Behinderung berücksichtigten. Sie empfahlen, das

Menschenrechtssystem zu stärken, und plädierten dafür, eine eigenständige Konvention über die Rechte behinderter Menschen zu erarbeiten.

Mit der anschließend entwickelten und 2006 von den Vereinten Nationen verabschiedeten Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) wurde die Menschenwürde – wie in den übrigen internationalen Menschenrechtsverträgen – als Fundament des Umgangs mit Menschen mit Behinderungen explizit hervorgehoben (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017; >Röbler in diesem Band). Als Kernproblem des vorherigen Menschenrechtssystems stellten Quinn und Degener (2002, S. 15–18) die Unsichtbarkeit bzw. gesellschaftliche Unsichtbarmachung behinderter Menschen heraus. Diesem Problem wird nun mit der Anerkennung der Menschenrechte behinderter Menschen begegnet, um Missachtung und Unterdrückung entgegenzuwirken. Besonders die Beseitigung der intersektionalen Diskriminierung und Benachteiligung behinderter Kinder und Frauen sowie von ethnischen Minderheiten wird als Aufgabe des neuen Menschenrechtsansatzes bezeichnet (Präambel p, q, r, s sowie Artikel 6 und 7 UN-BRK; Quinn & Degener, 2002, S. 15).

Die Definition, dass „Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbezogenen Barrieren entsteht, die sie an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern“ (Präambel e UN-BRK), bildet das Fundament für die Umsetzungsverpflichtung der Vertragsstaaten. Behinderte Menschen haben gleichberechtigten Anteil an der Gesellschaft und einen Anspruch darauf, unabhängig vom Nachweis ihres sozialen oder wirtschaftlichen Nutzens wertgeschätzt zu werden. Der Menschenrechtsansatz erkennt an, dass eine Beeinträchtigung nicht als Rechtfertigung für die Verweigerung oder Begrenzung von Menschenrechten genutzt werden darf (Degener, 2016, S. 1). Zugleich wird die gesellschaftliche Praxis kritisiert, Menschen nach ihrer Verwertbarkeit einzuordnen und sie anhand wahrnehmbarer Unterschiede auszugrenzen (Quinn & Degener, 2002, S. 14). Aus menschenrechtstheoretischer Sicht haben die Menschenrechte universelle Gültigkeit, sie können nicht aufgrund persönlicher oder zugeschriebener Eigenschaften zu- oder aberkannt werden (Degener, 2015, S. 64).

Die UN-BRK und der ihr zugrunde liegende Ansatz enthalten einen Paradigmenwechsel für eine Behindertenpolitik, in dem alle behinderten Menschen als Träger*innen von Rechten und als Rechtssubjekte angesehen werden. Der theoretische Hintergrund für diesen Paradigmenwechsel ist unter anderem in den Disability Studies verortet. Im Gegensatz zur generellen, individuumorientierten Rechtsprechung bezieht der Menschenrechtsansatz auch Gruppen als Rechtssubjekte in die menschenrechtsbasierte Rechtsprechung ein (Degener, 2016, S. 1). Das Menschenrechtsmodell basiert historisch auf den Behindertenbewegungen, gegenwärtig wird es hauptsächlich juristisch diskutiert (> Röbler in diesem Band). Auch elf Jahre nach Inkrafttreten der UN-BRK ist weiterhin zivilgesellschaftlicher Einsatz erforderlich, damit die theoretischen Rechte auch praktisch umgesetzt werden.

6 Modelle von Behinderung im Vergleich

Wie diese Übersicht zeigt, positionieren sich die dargestellten Modelle – mit Ausnahme des relationalen Modells, das einen integrierenden Ansatz verfolgt – in Opposition zum individuellen Modell, das auf die Abweichung des Individuums von gesellschaftlich konstruierten Normalitäten fokussiert (Hirschberg, 2009, S. 105; Waldschmidt, 2020b). Alle Modelle der Disability Studies unterscheiden außerdem zwischen den Kategorien *impairment* und *disability*.

Abgesehen von der normativen Dimension der Modelle (> Dederich & Seitzer in diesem Band) gibt es zwischen ihnen Auseinandersetzungen, Bezugnahmen und Abgrenzungslinien: Beim Minderheiten-, affirmativen und Menschenrechtsmodell werden sowohl Verbindungen als auch Unterschiede zum sozialen Modell herausgestellt. Ebenso verfolgt das kulturelle Modell dessen Weiterentwicklung, wie Waldschmidt (2018, S. 78) betont: „The cultural model cannot do without the social model that highlights the role of systems, structures and conditions; at the same time the latter cannot renounce the former either, since conditions, practices and experiences are essentially cultural, and culture and society are necessarily entangled with each other“.

Aufgrund der Ähnlichkeit des sozialen Modells und des Minderheitenmodells versteht Gareth Williams (2001, S. 125) sie als zwei Varianten des sozialen Modells; beide haben eine materialistische Prägung, sehen Behinderung als Form sozialer Unterdrückung an und grenzen sich vom individuellen Modell ab. Während in der jüngeren Entwicklung des sozialen Modells und im kulturellen Modell – wenn auch in unterschiedlichem Maß – die gesellschaftliche Konstruktion von (Nicht-)Behinderung, Beeinträchtigung und Normalität hervorgehoben wird, betont das Menschenrechtsmodell die staatliche und zivilgesellschaftliche Verantwortung für gleichberechtigte Lebensverhältnisse aller Menschen.

Zwischen dem Menschenrechts-, Minderheiten-, dem affirmativen und dem sozialen Modell von Behinderung besteht eine Gemeinsamkeit in der Annahme, dass gesellschaftliche Prozesse zum Ausschluss behinderter Menschen aus der Mehrheitsgesellschaft führen. Diese Prozesse werden eng verknüpft mit gesellschaftlichen Unterdrückungsmechanismen, die an konstruierten Unterschieden wie zum Beispiel *disabled/abled* festgemacht werden. Das Menschenrechtsmodell betrachtet die Unterdrückung behinderter Menschen als Verletzung von Menschenwürde und Gleichberechtigung (Quinn & Degener, 2002, S. 15), das soziale Modell versteht sie als gesellschaftlich verursacht. Von letzterem übernimmt das Menschenrechtsmodell etliche Forderungen, wie diejenige nach der Verabschiedung von Gesetzen, die architektonische und institutionelle Hindernisse als diskriminierend und „Sonderschulen als eine mit dem Apartheid-System vergleichbare Segregation bewerten“ (Degener, 2015, S. 64). Das affirmative Modell kann wiederum als kritische Ergänzung des sozialen Modells verstanden werden, da keine unabhängige Weiterentwicklung zu erkennen ist.

Das relationale Modell dagegen grenzt sich nicht vom individuellen Modell ab und bezieht sich generell nicht auf die anderen Ansätze. Es unterscheidet sich von diesen

erstens durch die Betonung von Dienstleistungen und Professionalität für die Teilhabe behinderter Menschen in der Kommune. Zweitens besteht nur eine geringe Verbindung des relationalen Modells mit der Behindertenbewegung. Wie das individuelle Modell unterscheidet es nicht zwischen Beeinträchtigung und Behinderung.

Für die Debatte in den deutschsprachigen Ländern ist festzuhalten, dass sie weniger ausgeprägt ist als die internationale. An der ‚Internationalen Forschungsstelle Disability Studies‘ (iDiS) an der Universität zu Köln wird auf der theoretischen Basis der Cultural Disability Studies geforscht. Hingegen wird im ‚Bochumer Zentrum für Disability Studies‘ (BODYS) an der dortigen Hochschule menschenrechtsbasiert gearbeitet.

7 Fazit

Für die Weiterentwicklung der Modelle regt der Beitrag an, verstärkt an die interdisziplinäre Diskussion anzuschließen und intersektionale Diskriminierung und Privilegierung behinderter Menschen in unterschiedlichen Kontexten zu erforschen. Quer zu den Modellen steht die aktuelle Frage, ob und wie die Anliegen und Forderungen der Behindertenbewegung heutzutage unter neoliberalen Regimen Bestand haben können. Gegebenenfalls müssten erneut soziale Bewegungen behinderter (und anderer) Menschen für die gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe in radikaler Weise forschend und politisch aktiv werden.

Literatur

- Ahrbeck, B. (2017). *Der Umgang mit Behinderung. Besonderheit und Vielfalt, Gleichheit und Differenz* (3. Aufl.). Kohlhammer.
- Altman, B. (2001). Disability definitions, models, classification schemes, and applications. In G. Albrecht, K. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 97–122). Sage.
- Bank-Mikkelsen, N. E. (1969). A metropolitan area in denmark: Copenhagen. In R. Kugel, & W. Wolfensberger (Hrsg.), *Changing patterns in residential services for mental retarded* (S. 227–254). President's Committee on Mental Retardation.
- Barnes, C., Mercer, G., & Shakespeare, T. (2002). *Exploring disability. A sociological introduction* (3. Aufl.). Polity.
- Bleidick, U. (1985). Historische Theorien: Heilpädagogik, Sonderpädagogik, Pädagogik der Behinderten. Theorie der Behindertenpädagogik. In U. Bleidick (Hrsg.), *Handbuch der Sonderpädagogik* (Bd. 1, S. 253–272). Marhold.
- Danermark, B., & Gellerstedt, L. (2004). Social justice: Redistribution and recognition: A non-reductionist perspective on disability. *Disability & Society*, 19(4), 339–353.
- Davis, L. J. (2002). *Bending over backwards. Disability, dismodernism, and other difficult positions*. New York University Press.
- Davis, L. J. (2017). Introduction: Disability, normality, and power. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (5. Aufl., S. 23–43). Routledge.

- Degener, T. (2015). Die UN-Behindertenrechtskonvention. Ein neues Verständnis von Behinderung. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention: Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 55–74). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Degener, T. (2016). Disability in a human rights context. *Laws*, 5(35), 24. <https://www.mdpi.com/2075-471X/5/3/35/htm>. Zugegriffen: 2. März 2021.
- Degener, T., & Köbsell, S. (1992). „Hauptsache, es ist gesund“? *Weibliche Selbstbestimmung unter humangenetischer Kontrolle*. Konkret Literatur.
- Ewinkel, C., Boll, S., Degener, T., Hermes, G., Kroll, B., Lübbers, S., & Schnartendorf, S. (Hrsg.). (2002). *Geschlecht: Behindert – Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen*. AG SPAK (Erstveröffentlichung 1985).
- Finkelstein, V. (2001). A personal journey into disability politics. <https://www.independentliving.org/docs3/finkelstein01a.pdf>. Zugegriffen: 15. Okt. 2020.
- Foucault, M. (1969). *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1961).
- Foucault, M. (1973). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Hanser (Erstveröffentlichung 1963).
- Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1975).
- French, S., & Swain, J. (2004). Whose tragedy? Towards a personal non-tragedy view of disability. In J. Swain, S. French, C. Barnes, & C. Thomas (Hrsg.), *Disabling barriers – Enabling environments* (2. Aufl., S. 34–40). Sage.
- Garland-Thomson, R. (2017). Integrating disability, transforming feminist theory. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (5. Aufl., S. 333–353). Routledge.
- Gliedman, J., & Roth, W. (1980). The unexpected minority – Handicapped children in America. *International Journal of Rehabilitation Research*, 3(4), 601–604.
- Goodley, D. (2017). *Disability studies. An interdisciplinary introduction* (2. Aufl.). Sage.
- Gregory, R. (1997). Definitions as power. *Disability and Rehabilitation*, 19(11), 487–489.
- Gugutzer, R., & Schneider, W. (2007). Der ‚behinderte‘ Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursociologie und Soziologie der Behinderung: Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 31–54). transcript.
- Hahn, H. (1983). Paternalism and public policy. *Society*, 20(3), S. 36–46.
- Hirschberg, M. (2009). *Behinderung im internationalen Diskurs: Die flexible Klassifizierung der Weltgesundheitsorganisation*. Campus.
- Hirschberg, M. (2020). Eine Aufgabe für die Lehre: Analyse der machtvollen Konstruktion von Nicht_behinderung. In C. Nolte (Hrsg.), *Dis/ability History Goes Public. Praktiken und Perspektiven der Wissensvermittlung* (S. 51–75). transcript.
- Hughes, B., & Paterson, K. (1997). The social model of disability and the disappearing body: Towards a sociology of impairment. *Disability and Society*, 12(3), 325–340.
- Köbsell, S. (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. AG SPAK.
- Marks, D. (1997). Models of disability. *Disability and Rehabilitation*, 19(3), 85–91.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (Hrsg.). (1997). *The body and physical difference. Discourses of disability*. The University of Michigan Press.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2012). Minority model: From liberal to neoliberal futures of disability. In N. Watson, A. Roulstone, & C. Thomas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (S. 42–50). Routledge.
- Morris, J. (1991). *Pride against prejudice: A personal politics of disability*. Women’s Press.

- Mürner, C. (2003). *Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung*. Beltz.
- Nirje, B. (1969). The normalization principle and its human management implications. *The International Social Role Valorization Journal*, 1(2), 19–23.
- Oliver, M. (1998). Theories of disability in health practice and research. *British Medical Journal*, 317(7170), 1446–1449.
- Oliver, M. (2009). *Understanding disability: From theory to practice* (2. Aufl.). Palgrave Macmillan.
- Oliver, M., & Barnes, C. (2012). *The new politics of disablement*. Palgrave Macmillan.
- Quinn, G., & Degener, T. (2002). *Human rights and disability: The current use and future potential of United Nations human rights instruments in the context of disability*. United Nations.
- Sabatello, M. (2014). A short history of the international disability rights movement. In M. Sabatello, & M. Schulze (Hrsg.), *Human Rights and Disability Advocacy* (S. 13–24). University of Pennsylvania Press.
- Sander, A. (2002). Behinderungsbegriffe und ihre Integrationsrelevanz. In H. Eberwein, & S. Knauer (Hrsg.), *Handbuch Integrationspädagogik: Kinder mit und ohne Beeinträchtigung lernen gemeinsam* (6. Aufl., S. 99–108). Beltz.
- Satz, A., & Silvers, A. (2000). Disability and biotechnology. In T. Murray (Hrsg.), *Encyclopedia of ethical, legal, and policy issues in biotechnology* (S. 173–187). Wiley.
- Schönwiese, V., & Flieger, P. (2007). Disability Studies, partizipatorische Forschung und das Bildnis eines behinderten Mannes. In H. Peskoller, M. Ralser, & M. Wolf (Hrsg.), *Texturen von Freiheit* (S. 127–144). Innsbruck University Press.
- Shakespeare, T., & Watson, N. (1997). Defending the social model. *Disability & Society*, 12(2), 293–300.
- Stachowiak, H. (1973). *Allgemeine Modelltheorie*. Springer.
- Swain, J., & French, S. (2000). Towards an affirmation model of disability. *Disability & Society*, 15(4), 569–582.
- Theben, B. (2001). Die Diskussion um ein Gleichstellungsgesetz – Zur Interdependenz von Rechtsetzung und Rechtswirklichkeit. In G. Igl, & F. Welti (Hrsg.), *Die Verantwortung des sozialen Rechtsstaats für Personen mit Behinderung und für die Rehabilitation* (S. 33–63). Chmielorz.
- Thimm, W. (2005). Das Normalisierungsprinzip – Eine Einführung (1979). In W. Thimm (Hrsg.), *Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts* (S. 12–31). Lebenshilfe.
- Thomas, C. (1999). *Female forms: Experiencing and understanding disability*. Open University Press.
- Thomas, C. (2002). Disability theory: Key ideas, issues, and thinkers. In C. Barnes, M. Oliver, & L. Barton (Hrsg.), *Disability studies today* (S. 38–57). Polity.
- Thomas, C. (2007). *Sociologies of disability and illness. Contested ideas in disability studies and medical sociology*. Palgrave Macmillan.
- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Union of the Physically Impaired Against Segregation (UPIAS). (1976). Fundamental principles of disability. <https://disability-studies.leeds.ac.uk/wp-content/uploads/sites/40/library/UPIAS-fundamental-principles.pdf>. Zugegriffen: 25. Sept. 2019.

- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2017). Disability goes cultural. The cultural model of disability as an analytical tool. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability: Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 19–28). transcript.
- Waldschmidt, A. (2018). Disability – Culture – Society: Strengths and weaknesses of a cultural model of dis/ability. *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue Européenne De Recherche Sur Le Handicap*, 12(2), 67–80.
- Waldschmidt, A. (2020a). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Waldschmidt, A. (2020b). Jenseits der Modelle. Theoretische Ansätze in den Disability Studies. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum: Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 56–73). Beltz Juventa.
- Wheatley, E. (2010). *Stumbling blocks before the blind: Medieval constructions of a disability*. University of Michigan Press.
- Williams, G. (2001). Theorizing disability. In G. Albrecht, K. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 123–144). Sage.
- Wolfensberger, W. (1972). *The principle of normalization in human services*. National Institute on Mental Retardation.
- Zola, I. K. (1982). *Missing pieces. A chronicle of living with a disability*. Temple University Press.

Marianne Hirschberg, Dr. phil., Professorin, Fachgebiet: Behinderung, Inklusion und Soziale Teilhabe, Fachbereich Humanwissenschaften, Universität Kassel. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Menschenrechte behinderter Menschen, Inklusiver Erwachsenenbildung, Behinderungs- und Normalitätsforschung.

<https://www.uni-kassel.de/fb01/institute/sozialwesen/fachgebiete/behinderung-inklusion-und-soziale-teilhabe/startseite.html>



Partizipatorische und emanzipatorische Forschung in den Disability Studies

Birgit Behrisch

Zusammenfassung

Disability Studies thematisieren und fordern die Selbstvertretung und Beteiligung von Menschen mit Behinderungen in Forschung und Wissenschaft. Die entsprechenden partizipativen Forschungsansätze – emanzipatorische Forschung, partizipatorische Handlungsforschung, inklusive Forschung und betroffenenkontrollierte Forschung – werden in ihren Grundannahmen erläutert. Der ihnen zugrunde liegende Anspruch, Forschung von und mit behinderten Menschen zu realisieren und zu empirischen und theoretischen Debatten der Disability Studies beizutragen, wird anschließend kritisch reflektiert.

Schlüsselwörter

Betroffenenkontrollierte Forschung · Emanzipation · Inklusive Forschung · Methodologie · Wissenschaftskritik

1 Einleitung

Disability Studies fokussieren in ihren Analysen von Beeinträchtigung und Behinderung auf die sozialen und kulturellen Faktoren in einer behindernden Umgebung oder auf diskursive Praktiken der Herstellung des Phänomens ‚Behinderung‘. Damit steht der Ansatz grundsätzlich dem medizinisch-therapeutisch-rehabilitativen Paradigma des ‚klinischen Blicks‘ (Foucault, 1973 [1963]) kritisch gegenüber. Dieser Blick versteht Behinderung

B. Behrisch (✉)

Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin, Berlin, Deutschland

E-Mail: birgit.behrisch@khsb-berlin.de

vorrangig als individualisierte Problemlage und richtet die Erkenntnis- und Handlungsabsichten auf Bewältigung, Adaption und Heilung aus. Die Disability Studies kritisieren demgegenüber die Marginalisierung und Ausblendung der Sichtweisen und Erfahrungen behinderter Menschen in Wissenschaft und Forschung (Hermes & Köbsell, 2003; Oliver, 1990).

Für die (empirische) Forschung werden entscheidende Veränderungen von der Sichtbarmachung der Perspektiven der Betroffenen bis hin zum gleichberechtigten Einbezug von Menschen mit Behinderungen in wissenschaftliche Untersuchungen gefordert. International startete die wissenschaftskritische und methodologische Debatte in den Disability Studies bereits in den 1990er Jahren (Abberley, 1992; Oliver, 1990; Zola, 1994). Spätestens mit der Verabschiedung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (UN-BRK) in 2006 und deren anschließenden Ratifizierung in den verschiedenen Ländern findet unter dem Slogan ‚Nichts über uns ohne uns‘ eine breitere Debatte über die Partizipation behinderter Menschen im Bereich Forschung und Wissenschaft statt.

Im Folgenden werden zunächst die Wissenschaftskritik der Disability Studies skizziert und allgemeine Grundprämissen partizipativer Forschungsansätze vorgestellt. Darauf aufbauend werden die vier für die Disability Studies relevanten partizipativen Forschungsansätze – emanzipatorische Forschung, partizipatorische Handlungsforschung, inklusive Forschung und betroffenenkontrollierte Forschung – in ihren Entwicklungslinien und Positionierungen erläutert. Abschließend wird diskutiert, welche Beiträge die verschiedenen Ansätze leisten können, um den Anspruch von Forschung von und mit behinderten Menschen in der Praxis zu realisieren.

2 Wissen, Wissenschaft und Macht: Wissenschaftskritik aus Sicht der Disability Studies

Ähnlich wie Gender Studies oder Postcolonial Studies kritisieren auch die Disability Studies das positivistische Wissenschaftsverständnis, welches auf der Prämisse einer neutralen und objektiven Forschung beruht (> Klein in diesem Band). Bereits in den 1990er Jahren wurde in den britischen Disability Studies (Oliver, 1992; Shakespeare, 1996; Zarb, 1992) kontrovers diskutiert, inwieweit empirische Forschungsergebnisse durch methodologische und methodische Entscheidungen in Datenerhebung und -analyse bereits im Vorhinein bestimmt sind und daher Forschung zum Thema Behinderung verändert werden muss. Zeitgleich fand im nordamerikanischen Raum eine ähnlich gelagerte Debatte statt (Rioux & Bach, 1994; Woodill, 1992; Zola, 1994).

Beispielsweise demonstriert Michael Oliver (1990, S. 7–8), Sozialwissenschaftler und erster Professor für Disability Studies in Großbritannien, anhand der Fragenformulierung in der Bevölkerungsstudie des britischen Office of Population, Censuses and Surveys (OPCS), wie Behinderung als individuelles Problem konstruiert wird. Anhand von Fragen, die sich am sozialen Modell orientieren, zeigt er ein alternatives Vorgehen

auf. Paul Abberley (1992, S. 154) kritisiert an den OPCS-Daten, dass Behinderung auf der Basis des Modells der persönlichen Tragödie erhoben wird und behindernde gesellschaftliche Umstände ignoriert werden; wissenschaftliche Untersuchungsdesigns könnten in diesem Sinne nicht als neutral angesehen werden. Colin Barnes (1997) bezeichnet die Figur des unabhängig Forschenden als einen Mythos, da wissenschaftliche Forschung an das universitäre System angekoppelt und durch Vorgaben der Forschungsförderung vorstrukturiert ist.

Rob Kitchin (2000) sowie Paul S. Duckett und Rebekah Pratt (2001) problematisieren, dass wissenschaftliche Studien selten Themen untersuchen, welche von Betroffenen als bedeutsam angesehen werden. Entscheidende Lebenserfahrungen behinderter Menschen finden in wissenschaftlichen Erkenntnissen einen geringen Niederschlag. Denn weiterhin werden allein Wissenschaftler_innen das Wissen und die Fertigkeiten zugeschrieben, um als Spezialist_innen über Themen und den gesamten Forschungsprozess zu entscheiden (Oliver, 1992, S. 113). Inwieweit Forschung einen unmittelbaren Nutzen für behinderte Menschen zu erbringen hat, stellt einen Hauptdiskussionspunkt in der Debatte dar. Während einerseits bereits auf der Ebene von Forschungsprojekten positive Effekte auf die Lebensqualität oder die Gestaltung sozialer Dienste für behinderte Menschen gefordert werden (Barnes, 1992), wird andererseits auf die beschränkte gesellschaftliche Wirkung von Forschungsergebnissen hingewiesen (Shakespeare, 1996). Nicht zuletzt steht der Vorwurf im Raum, dass traditionelle Forschung einen Beitrag zur Unterdrückung behinderter Menschen leistet und im Anschluss an Shulamit Reinharz als „rape model of research“ (Oliver, 1992, S. 107) anzusehen ist, bei welchem Forschende die Erfahrungen behinderter Menschen lediglich zur eigenen Karrieregestaltung ausbeuten, während die befragten Personen keine Verbesserung ihrer sozialen Umstände erfahren.

In der Entwicklung der Disability Studies im deutschsprachigen Raum seit der Jahrtausendwende haben ähnliche wissenschaftskritische Argumentationen eine entscheidende Rolle gespielt (> Bruhn & Homann und Klein in diesem Band). Bereits die Behindertenbewegung der 1970er Jahre hatte sich immer wieder kritisch mit Wissenschaft und Forschung über und an Menschen mit Behinderungen auseinandergesetzt (Köbsell, 2012). Auf der ersten Sommeruniversität der deutschsprachigen Disability Studies 2003 in Bremen bildete die kritisch-methodologische Auseinandersetzung über Objektivität als ausschlaggebendes Gütekriterium von Wissenschaft und das Subjekt-Objekt-Verhältnis in der Wissenschaft ebenfalls einen Schwerpunkt (Hermes & Köbsell, 2003). Die besondere Rolle behinderter Wissenschaftler_innen für die Entwicklung der Disability Studies als Forschung über, mit und für behinderte Menschen arbeitete Anne Waldschmidt (2004) als Ansatz des *peer research* (angelehnt an das Konzept des *peer counseling*) heraus. Indem behinderte Wissenschaftler_innen als Betroffene ihre eigenen Lebenserfahrungen und damit einhergehende Kompetenzen für einen wissenschaftlichen Perspektivenwechsel und neue Fragestellungen nutzen, werden „mit Hilfe betroffenenorientierter Forschung [...] die Lebensrealität von behinderten Menschen in ihrer Komplexität, Widersprüchlichkeit und Verschiedenheit“ (Waldschmidt, 2004,

S. 373) sichtbar. Im Verhältnis von Disability Studies und Behindertenbewegung wird in der Rückkopplung von Forschungsergebnissen die Chance gesehen, sowohl gesellschaftliche Veränderungen im Sinne behinderter Menschen zu erreichen als auch „neue Impulse für die Analyse und Auseinandersetzung der Behindertenbewegung“ (Hermes, 2006, S. 27) zu erhalten.

Im Zusammenhang mit der Umsetzung der UN-BRK erlebt die Partizipation von Menschen mit Behinderungen in der Wissenschaft derzeit einen Aufschwung. Neben den Disability Studies hat sich das neue Feld der Teilhabeforschung (Levke Brütt et al., 2016) formiert, welches die Forderung nach Partizipation behinderter Menschen ebenfalls erhebt, im Unterschied zu den Disability Studies aber nicht von einem emanzipatorisch ausgerichteten Wissenschaftsverständnis ausgeht (Waldschmidt, 2017). In diesem Zusammenhang wird die Selbstvertretung in Forschung und Wissenschaft weniger auf der Basis wissenschaftskritischer Auseinandersetzungen begründet, sondern als menschenrechtliche Forderung nach Teilhabe behinderter Menschen an Forschung. Dieses Argument spielt z. B. in der Debatte über die Förderung behinderter Wissenschaftler_innen in der Teilhabe- und Inklusionsforschung eine Rolle (Kellermann et al., 2018).

3 Entwicklung, Methodologie und Methodik partizipativer Forschung

Kurt Lewin, ein deutsch-jüdischer Wissenschaftler, der nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in die USA emigrierte, forderte in den 1940er Jahren eine Sozialforschung, die im Prozess der wissenschaftlichen Erarbeitung handelnd auf das untersuchte Feld in Form konkreter praxisrelevanter Entwicklungen einwirkt (Lewin, 1946; > Zander in diesem Band). Lewin nannte diese Verbindung von Forschen und Handeln *action research* (Aktionsforschung). In ihr könne die gesamte Breite empirischer Methodik zum Einsatz kommen und sie sei nicht weniger wissenschaftlich als die herkömmliche akademische Forschung (Unger et al., 2007). Die Arbeiten des brasilianischen Pädagogen Paulo Freire (1971) zum kritischen Bewusstsein, welche auf seiner praktischen Tätigkeit zur Alphabetisierung marginalisierter Gruppen basierten, führten zur Weiterentwicklung des Ansatzes als Participatory Action Research (PAR). Dieser ist geprägt von verschiedenen feministischen, postkolonialen und gesellschaftskritischen Theorien aus unterschiedlichen Ländern (Unger, 2014). International existiert eine Vielfalt entsprechender Ansätze, welche kontinuierlich weiterentwickelt werden (einen Überblick bieten Reason & Bradbury, 2008).

Im deutschsprachigen Raum wurde Lewins Aufforderung zu einer neuen Sozialforschung erst in den 1970er Jahren im Zusammenhang mit dem ‚Positivismusstreit‘ in der Soziologie (> Klein in diesem Band) und der Studentenbewegung mit zeitlicher Verzögerung als Aktions- oder Handlungsforschung rezipiert. Auch hier ging es darum,

dass Wissenschaftler_innen mit (Rand-)Gruppen in deren bestehenden sozialen Bezügen gemeinsam forschen. Allerdings wurde der Ansatz bereits wenige Jahre später aufgrund fehlender theoretischer Fundierung bei gleichzeitiger Überbetonung des praktischen Nutzens stark kritisiert und verlor an Bedeutung (Unger et al., 2007). Momentan erfolgt eine Weiterführung bzw. Neubesprechung der Aktionsforschung im Rahmen der mit dem Oberbegriff ‚partizipative Forschung‘ benannten Ansätze. Das aktuelle Feld partizipativer Forschung ist enorm breit und zeichnet sich durch eine Diversität an Strömungen in verschiedenen Wissenschaftsfeldern aus (Unger, 2018).

Kern partizipativer Forschung ist die Kritik an einem Ideal wissenschaftlich-objektiven Wissens, welches davon ausgeht, dass Wissen allein aus der Distanz zum Erkenntnisgegenstand heraus entstehen kann, woraus das Postulat der Trennung in Forschungsobjekt und Forschungssubjekt resultiert (Behrisch & Wright, 2018). Nach einer Systematisierung und methodologischen Bestimmung von Hella von Unger (2018) ähnelt partizipative Forschung anderen Forschungsstilen auf der Basis des interpretativen Paradigmas der Sozialforschung, allerdings gibt es drei wesentliche Unterscheidungen: Erstens werden in der partizipativen Forschung diejenigen Personen, welche in traditioneller wissenschaftlicher Herangehensweise die zu beforschenden Objekte darstellen, als Co-Forschende und gleichberechtigte Partner_innen in allen Phasen des Forschungsprozesses beteiligt. Der wertschätzende Einbezug der Wissensbestände und Kompetenzen der Co-Forschenden in die wissenschaftliche Zusammenarbeit zielt zweitens auf individuelle und kollektive Stärkungs- und Ermächtigungsprozesse im Sinne des *empowerments* marginalisierter Gruppen. Damit kommt drittens eine wertebasierte Grundhaltung (Unger, 2018, S. 162) zum Ausdruck, welche neben der Wissensgenerierung auch auf die Veränderung gesellschaftlicher Praxis abzielt.

Der Terminus Partizipation bezieht sich auf eine möglichst umfassende Beteiligung von Nicht-Wissenschaftler_innen im Forschungsprozess, d. h. allen Beteiligten sollte eine gleichberechtigte Definitions- und Entscheidungsmacht innerhalb der Forschung zukommen (Unger, 2014). Dabei stellt die in der Realität ungleiche Machtverteilung zwischen Wissenschaftler_innen und Co-Forschenden im Hinblick von Ressourcen, Wissen und Kompetenzen in partizipativen Projekten eine enorme Herausforderung dar, welche die Gefahr der Entfremdung und Entmachtung der Co-Forschenden in sich birgt (Kitchin, 2000). Partizipation ist ein voraussetzungsvolles Geschehen, welches im Forschungsprozess immer wieder aktiv über Kommunikation, Vertrauensbildung sowie Empowerment und Kompetenzerwerb der Beteiligten hergestellt werden muss.

Um Partizipation von ‚Schein-Partizipation‘ abzugrenzen, werden verschiedene Stufenmodelle zur genaueren Qualifizierung herangezogen, welche auf das Modell der Bürgerbeteiligung von Sherry R. Arnstein (1969) zurückgehen. Als tatsächliche Partizipation zählen Verfahren, bei denen die Beteiligung in Formen von Mitbestimmung, Entscheidungskompetenz oder Selbstorganisation ermöglicht wird, während Formen von Instrumentalisierung, Information oder Anhörung als Nicht-Beteiligung oder Vorstufen von Partizipation gewertet werden (z. B. Wright et al., 2010).

4 Partizipative Forschungsansätze in den Disability Studies – Konzeptionen und Beispiele

Im Zusammenhang mit der Beteiligung behinderter Menschen in der Forschung existieren in den Disability Studies mittlerweile vier Varianten: emanzipatorische Forschung, partizipatorische Handlungsforschung, inklusive Forschung und betroffenenkontrollierte Forschung. Im Folgenden werden diese Ansätze in ihrer Entwicklung, den Grundannahmen und Vorgehensweisen skizziert. Da es derzeit an systematischen Überblicksdarstellungen über vorhandene Umsetzungen der Ansätze fehlt und zudem die Studien oftmals nicht den Weg in wissenschaftliche Publikationsorgane schaffen, sondern als graue Literatur veröffentlicht werden, müssen Hinweise auf exemplarische Forschungsprojekte im Kursorischen verbleiben.

4.1 Emanzipatorische Forschung

Anfangs der 1990er Jahre entwickelte sich in Großbritannien der Ansatz der emanzipatorischen Forschung, welcher explizit auf die Wissenschaftskritik der Behindertenbewegung und deren Forderung nach einer veränderten Forschungspraxis zurückgreift. Emanzipatorische Forschung versteht sich als Forschungsparadigma im Sinne des sozialen Modells von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) und verfolgt das Ziel, unter Einbezug relevanter kollektiver Erfahrung behinderter Menschen auf den Abbau von Barrieren der behindernden Gesellschaft einzuwirken (Oliver, 1997; Zarb, 1992).

Nach Gerry Zarb (1992), einem britischen Wissenschaftler, ermöglicht es partizipatorische Forschung, dass Wissenschaftler_innen in der Zusammenarbeit mit behinderten Menschen und ihren Organisationen die Sichtweise behinderter Menschen kennenlernen und damit empfänglicher für deren Belange werden. Zwar stelle eine partizipatorische Herangehensweise einen ersten Schritt hin zu einem emanzipativen Ansatz dar, jedoch werde auch die größtmögliche Partizipation behinderter Menschen letztendlich nicht die materiellen und sozialen Bedingungen in Forschungsprozessen verändern, die nötig wären, damit Forschung die Emanzipation behinderter Menschen unterstützt. Dies könne nur dort gelingen, wo behinderte Menschen über die maßgebliche Kontrolle, Mitwirkung und Entscheidungsmacht im Forschungsprozess verfügen (Zarb, 1992, S. 128).

Bereits Oliver (1990) hatte darauf hingewiesen, dass Empowerment – im Gegensatz zum partizipatorischen Ansatz – nicht als Aufgabe und Ziel des Forschungsprozesses verstanden werden kann. Die entscheidende Frage sei nicht, wie Menschen zu *empowern* seien, sondern wie Forschung dazu beitragen könne, behinderte Menschen zu unterstützen, die sich entschlossen hätten, sich selbst zu *empowern* (Oliver, 1992, S. 111). Im emanzipatorischen Ansatz gelinge dies, indem Wissenschaftler_innen ihr Wissen und Können den Forschungsobjekten in der Art und Weise, wie von diesen

benötigt, zur Verfügung stellen (Oliver, 1992). Genaue Handlungsanweisungen für emanzipatorische Forschungsprozesse werden abgelehnt (z. B. Oliver, 1997), allerdings formulieren sowohl Zarb (1992), als auch Emma Stone und Mark Priestley (1996) Kriterienkataloge, die eine Einordnung von Forschung als emanzipatorisch ermöglichen sollen. Beide Kataloge fordern eine hohe Steuerungsmacht behinderter Menschen über den Forschungsprozess, die Anpassung der Methodik an die Bedürfnisse behinderter Menschen und die Orientierung der Forschung an relevanten Zielsetzungen, wobei die Ergebnisse den Belangen behinderter Menschen eine Stimme geben und zur Durchsetzung politischer und sozialer Forderungen zur Verfügung gestellt werden sollen. Stone und Priestley (1996) formulieren zudem, dass das soziale Modell von Behinderung die epistemologische Basis des emanzipatorischen Ansatzes darstelle, wobei sich aber die Frage stelle, wie mit Eigenpositionierungen behinderter Menschen jenseits des sozialen Modells umgegangen werden soll (Stone & Priestley, 1996, S. 713).

Da die Interessenvertretungen behinderter Menschen selten über Ressourcen verfügen, um selbst Forschung durchführen zu können, findet sich mittlerweile in der britischen Debatte auch das Modell der ‚kollaborativen Forschung‘, in der Wissenschaft und Selbstvertretungsorganisationen zusammenarbeiten (Priestley et al., 2010). Nicht zuletzt, weil etablierte Forschungsstrukturen letztlich nur durch politische Entscheidungen verändert werden können, wird emanzipatorischer Forschung (selbst-)kritisch eine utopische Zielsetzung zugeschrieben (Oliver, 1997).

In diesem Sinne erfolgt auch die (geringe) Rezeption im deutschsprachigen Raum (Flieger, 2009). Auch wenn die Bezugnahme auf den emanzipatorischen Ansatz hierzulande noch selten ist, stehen einige Forschungsprojekte in dessen Tradition, z. B. das Zeitzeugen-Projekt des Bildungs- und Forschungsinstituts zum selbstbestimmten Leben Behinderter e. V. (Vieweg, 2019). Auch die Studien zum Thema Behinderung und Alter des Bundesselbsthilfeverbandes Kleinwüchsiger Menschen e. V. (Behrisch & Prinz, 2014) sowie des Allgemeinen Behindertenverbandes in Deutschland e. V. (Scheier et al., 2017) können der emanzipatorischen Forschung zugerechnet werden.

4.2 Partizipatorische Handlungsforschung (Participatory Action Research)

Nahezu zeitgleich begann in den USA Anfang der 1990er Jahre das National Institute on Disability and Rehabilitation Research (NIDRR), die Beteiligung behinderter Menschen in Forschungsprozessen zu fördern und als Leitlinie zu implementieren (Zola, 1994). Dabei wurde auf die etablierte Forschungstradition der bereits erwähnten partizipatorischen Handlungsforschung (PAR) zurückgegriffen, die allerdings noch kaum in der Forschung zum Thema Behinderung zum Einsatz gekommen war. Der US-amerikanische Psychologieprofessor Fabricio Balcazar und seine Arbeitsgruppe formulierten einen Kriterienkatalog zur genaueren Bestimmung partizipatorischer Handlungsforschung in Zusammenarbeit mit behinderten Menschen (Balcazar et al., 2006).

PAR zeichnet sich demzufolge dadurch aus, dass in Forschungsprozessen die Definition des Forschungsinteresses von Menschen mit Behinderungen vorgenommen wird und diese an allen Prozessen des Definierens, Analysierens und Lösens direkt partizipieren. Das vorrangige Ziel der Forschung liegt dabei in der Verbesserung der Lebensqualität der Beteiligten mit Behinderungen. Die Partizipation behinderter Menschen soll einerseits eine genauere Analyse der sozialen Realität ermöglichen und andererseits sollen behinderte Menschen im Forschungsprozess genauere Kenntnis über ihre Ressourcen und Stärken erlangen können.

PAR-Strategien sind ohne weiteres an den emanzipatorischen Ansatz anschlussfähig, da diese Form der Aktionsforschung grundsätzlich dem kritisch-emanzipatorischen Paradigma zuzuordnen ist (Kramer-Roy, 2015). Obwohl teilweise auf die britische Debatte über eine soziale Theorie von Behinderung Bezug genommen wird und Menschen mit Behinderungen als gesellschaftlich unterdrückte oder marginalisierte Gruppe beschrieben werden, agieren PAR-Studien nicht auf der Basis eines einheitlichen (sozialen) Modells von Behinderung.

Über die österreichische Forscherin Petra Flieger (2009), welche in ihren Veröffentlichungen auf die internationalen Arbeiten Bezug nimmt, fand der Ansatz Verbreitung in den deutschsprachigen Disability Studies. In ihrer Gegenüberstellung mit der emanzipatorischen Forschung wird der PAR-Ansatz als Kooperation und gemeinsamer Bildungsprozess aller Beteiligten aufgefasst, wodurch behinderte Menschen Kompetenzen erlangen sollen, um Missstände ihrer Lebenssituation zu verbalisieren und verantwortliche Instanzen zu adressieren. Empowerment und Emanzipation ist damit in PAR-Projekten Aufgabe und Ziel und nicht Voraussetzung zur Initiierung von Forschung wie im emanzipatorischen Ansatz (Flieger, 2009, S. 165–167). Flieger war zudem am wegweisenden partizipatorischen Forschungsprojekt ‚Das Bildnis eines behinderten Mannes‘ (2005–2008) an der Universität Innsbruck beteiligt. In diesem Projekt forschten Wissenschaftler_innen mit und ohne Behinderungen aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen zusammen mit einer Referenzgruppe von Menschen mit Behinderungen über das Portrait eines behinderten Mannes aus dem 16. Jahrhundert (Flieger & Schönwiese, 2007).

4.3 Inklusive Forschung

Inklusive Forschung (*inclusive research*) steht als eigenständiger Begriff für die Partizipation von Menschen mit intellektuellen Behinderungen (auch ‚Menschen mit Lernschwierigkeiten‘ genannt) in Forschungsprozessen und ist zu Beginn der 2000er Jahre in Großbritannien entstanden. Entscheidend für die Entwicklung waren ab den 1980er Jahren die Debatten über das ‚Normalisierungsprinzip‘ (> Hirschberg in diesem Band), welches für Menschen mit Lernschwierigkeiten eine Gestaltung des Alltags in gleicher Weise wie für nichtbehinderte Menschen forderte und zu maßgeblichen Veränderungen im Bereich der sozialen Unterstützung führte. Im wissenschaftlichen

Diskurs, der bis dahin vorrangig von der Unmündigkeit und fehlenden geistigen Befähigung der Personengruppe ausgegangen war, setzte sich die Ansicht durch, dass Menschen mit intellektuellen Behinderungen ‚valide‘ Interviewpartner_innen sind, die über eigene Belange befragt werden und reflektiert berichten können und sollten (Buchner et al., 2011). Zudem wurde in Großbritannien im staatlichen Strategiepapier ‚Valuing People‘ von 2001 die Forschungsförderung, besonders bei der Dienstleistungsevaluation, an den Einbezug von Betroffenen in Forschungsprozesse gebunden (Koenig et al., 2016).

Mit Forscher_innen wie Chris Kiernan (1999), Anne Louise Chappell (2000) oder Jan Walmsley (2001), welche bereits gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschten, beginnt Ende der 1990er Jahre in Großbritannien eine kritische Auseinandersetzung mit den Ansätzen emanzipatorischer und partizipatorischer Forschung in den Disability Studies. Aufgrund der vulnerablen gesellschaftlichen Positionierung von Menschen mit Lernschwierigkeiten, denen eine akademische Laufbahn derzeit nicht ermöglicht wird und die deshalb auf die Unterstützung von akademisch Forschenden angewiesen sind, wird eher der partizipatorische Ansatz als anschlussfähig und umsetzbar für die Forschung mit Menschen mit Lernschwierigkeiten angesehen (Chappell, 2000, S. 42). Für Kiernan (1999, S. 46) bleibt es aber weiter offen, wie die Perspektive von Menschen mit schweren intellektuellen Behinderungen in Forschungsprozessen vertreten werden kann. Weiterhin wird am sozialen Modell von Behinderung als der Grundlage des emanzipatorischen Ansatzes kritisiert, dass die Perspektive von intellektuell behinderten Menschen vernachlässigt werde, da diese exkludierende Erfahrungen weniger durch verkörperte Barrieren als durch die negative Bewertung kognitiver Funktionsfähigkeiten auf der Ebene der Beeinträchtigung erlebten (Chappell et al., 2001).

Unter dem Begriff *inclusive research* führt Walmsley (2001) beide Ansätze zusammen und konzipiert Forschung in diesem Zusammenhang als advokatorische Forschung in einem Teamansatz von Menschen mit und ohne Lernschwierigkeiten, welche der Interessenvertretung intellektuell behinderter Menschen dienen sollte (Walmsley, 2001). Melanie Nind (2016) spricht mittlerweile von einer zweiten Generation inklusiver Forschung, die Forschungsvorgänge und Wissenserträge noch stärker reflexiv und (macht-)kritisch hinterfragt, um Forschung als Lernprozess von Wissenschaftler_innen sowie Menschen mit Lernschwierigkeiten und mit schweren intellektuellen Behinderungen aufzufassen und den dialogischen Charakter und die Offenheit für verschiedene Wissenstypen zu betonen.

Mitte der 2000er Jahre wurde der Ansatz im deutschsprachigen Raum aufgegriffen und es gelang relativ bald ein Anschluss an internationale Debatten. Im Vergleich zu anderen Ansätzen im Bereich der Disability Studies fällt in der inklusiven Forschung eine größere Breite an Projekten und Methodenentwicklung auf (Buchner et al., 2011; Koenig et al. 2016). Dabei bilden sowohl die Lebens- und Biografieforschung (z. B. Hedderich et al., 2015, Kreamsner, 2017) als auch Projekte zur Barrierefreiheit (Kohlmann, 2011) die Schwerpunkte.

4.4 Betroffenenkontrollierte Forschung (Survivor-Controlled Research)

Über die kritische Auseinandersetzung mit der Situation in psychiatrischen Einrichtungen und der psychosozialen Gesundheitsversorgung gewann im Laufe der 1990er Jahre die Perspektive der Nutzer_innen mit psychosozialen Diagnosen im angloamerikanischen Raum im Forschungskontext an Bedeutung. Zum einen starteten erste partizipative Projekte mit Betroffenen wie das US-amerikanische ‚The Well-Being Projekt‘ von Jean Campbell und John Schraiber (1989), welches eine Pyramide des Wohlergehens aus Klient_innen-Sicht modelliert. Zum anderen erfolgten infrastrukturelle Implementierungen, welche den Einbezug von Betroffenen in Forschungsprozesse selbstverständlich forderten. In Großbritannien wurde z. B. im Gesundheitsministerium 1996 die Abteilung Consumers in NHS Research (INVOLVE) geschaffen. Infolge dessen entwickelten sich verschiedene Ansätze partizipativer Forschung wie *service user research* (Europa) oder *consumer research* (Australien, Neuseeland und USA), welche das Ziel verfolgten, das psychiatrische System zu reformieren (Russo, 2012).

Die derzeit überwiegend in Großbritannien geführte Debatte der betroffenenkontrollierten Forschung sieht die national installierten Beteiligungsformen des ‚Patient and Public Involvement‘ (PPI) kritisch und formuliert teilweise radikal ablehnende, methodologische Anfragen an das herrschende biomedizinische Paradigma im Bereich der Psychiatrie sowie die daraus resultierende Wissensproduktion für Diagnosen und Interventionen (Faulkner, 2017). Diana Rose (2017, S. 786), Professorin für User-Led Research in London, kritisiert, dass das Wissen von Betroffenen aus Alltagsbezügen mittels Vorwürfen von Irrationalität und Inkonsistenz abgewertet wird und letztendlich den wissenschaftlichen Wissensbeständen hierarchisch untergeordnet ist; damit findet es auch bei politischen Entscheidungsträger_innen weniger Gehör. Analog zum emanzipatorischen Ansatz ist es daher in der Betroffenenkontrollierten Forschung für den Forschungsprozess ausschlaggebend, dass „die Entscheidungsbefugnis in allen Kernfragen Psychiatrie-Betroffenen obliegt“ (Sweeney, 2013, S. 17). Die überwiegende Verwendung quantitativer Methodik und randomisiert kontrollierter Studien wird durch britische Wissenschaftler_innen eher abgelehnt, während Campbell (2009), führende betroffenenkontrollierte Forscherin im US-amerikanischen Raum, dies zur Absicherung des Ansatzes fordert (Rose, 2017).

Seitens psychosozial behinderter Menschen wird das soziale Modell von Behinderung mit seinem Fokus auf behindernde soziale Faktoren als hilfreich angesehen. Die Annahme, dass es sich bei psychiatrischen Diagnosen um Beeinträchtigungen im Sinne von *impairment* handelt, wird allerdings problematisiert und teilweise abgelehnt (Beresford et al., 2010). Daher plädieren verschiedene Wissenschaftler_innen (Faulkner, 2017; Rose, 2017) dafür, in der methodologischen und theoretischen Verortung der betroffenenkontrollierten Forschung auf den sich entwickelnden, interdisziplinären Ansatz der Mad Studies (> Lüthi in diesem Band) zurückzugreifen, auch weil die

Perspektive psychosozial behinderter Menschen im konzeptionellen Rahmen der Disability Studies als marginalisiert angesehen wird.

Über Jasna Russo, welche in Deutschland und Großbritannien von und für Menschen mit Psychiatrieerfahrung forscht (z. B. im ‚Evaluations- und Praxisprojekt: Personenzentrierte Hilfe aus Sicht der Nutzer/innen‘ [2006–2009] des Berliner Paritätischen Wohlfahrtsverbandes), beginnt gerade die Rezeption der Betroffenenkontrollierten Forschung im deutschsprachigen Raum. Allgemein hat der Ansatz noch kaum Eingang in die deutsche Forschungslandschaft gefunden (Russo, 2012).

5 Partizipatorisch-emanzipatorische Forschung in den Disability Studies: Möglichkeiten und Grenzen

Die Forderung, dass vorrangig Menschen mit eigenen Erfahrungen von Behinderung forschen sollten, kennzeichnet die Disability Studies als emanzipatorisches Projekt. Aufbauend auf der Wissenschaftskritik der Disability Studies hat der Beitrag die partizipativen Ansätze vorgestellt, welche die Wissensproduktion in empirischen Studien kritisch in den Blick nehmen und Herrschafts- und Machtverhältnisse im Forschungsprozess problematisieren. Im Folgenden werden nun noch die Möglichkeiten und Grenzen der Forschungsansätze diskutiert.

Durch die Zusammenarbeit von Wissenschaftler_innen und Menschen mit Behinderungen als Expertinnen und Experten ihrer eigenen Lebenssituation entsteht die Möglichkeit, subjektive und kollektive Sichtweisen behinderter Menschen in ihrer Eigeninterpretation als Forschungsobjekte verstärkt einzubringen. Zugleich gelingt es, Zugang zu und Aufschluss über Lebenswelten zu erhalten, welche bis dato in der wissenschaftlichen Forschung und darüber hinaus auch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung und Beachtung marginalisiert sind. Die unkonventionelle Macht- und Rollenverteilung in partizipativen Forschungsprojekten bietet neue Perspektiven auf eingespielte soziale Handlungspraxen und -routinen; sie erarbeitet und erprobt institutionelle und individuelle Verbesserungen der Lebensumstände.

Auf der Ebene des Erkenntnisgewinns ermöglicht die Verschränkung der verschiedenen Perspektiven innerhalb und außerhalb des akademischen Raums die Qualität der Daten und ihre kontext- und kultursensible Einordnung (Unger, 2014, S. 94). Hierbei ist zu beachten, dass in Anbetracht der Vielfalt von Beeinträchtigungen und Behinderungen und trotz einer Erhöhung der Perspektivenvielfalt dennoch reduktionistische und exkludierende Sichtweisen hervorgebracht werden können (Barnes, 1992). Außerdem stellen die derzeitigen Rahmenbedingungen in Forschungsförderung und im Wissenschaftsbetrieb vielfältige Barrieren dar, welche die partizipative Gestaltung wissenschaftlicher Projekte erschweren oder verunmöglichen (Schönwiese, 2020).

Generell gilt für partizipative Forschung, dass die wissenschaftliche „Möglichkeit zur disziplinären Theoriebildung“ (Unger, 2018, S. 177) eingeschränkt ist, da hier auf

die Weiterentwicklung und Transformation von Alltagstheorien sowie auf praktische Umsetzung der erarbeiteten Lösungsstrategien und soziale Veränderungen fokussiert wird. Somit ist partizipative Forschung nicht für jede Fragestellung der geeignete Ansatz. Im Sinne einer demokratischen Forschung ist es aber dort ratsam, mit Menschen gemeinsam zu forschen, wo diese von einer Fragestellung und ihrer Bearbeitung unmittelbar betroffen sind. Demgegenüber liegt im Ansatz des *peer research*, bei welchem Wissenschaftler_innen mit Behinderungen ihre Erfahrungen für neue Ansätze und Fragestellungen nutzen, verstärkt die Chance, die wissenschaftliche Theoriebildung zum Phänomen Behinderung weiterzuentwickeln.

Die verschiedenen partizipativen Ansätze in den Disability Studies bilden nicht nur unterschiedliche Kooperationsmodelle zwischen Wissenschaft und behinderten Menschen aus, sondern sind auch durch unterschiedliche Sichtweisen auf Behinderung bestimmt. Allein der emanzipatorische Ansatz benennt das soziale Modell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) als Ankerpunkt, erfährt aber auch Kritik. So wird gefragt, ob damit nicht die Bildung eines Dogmas mit neuen Ausschlüssen und Marginalisierungen riskiert wird (Danieli & Woodhams, 2005). Zumeist wird offengelassen, wie Behinderung als Forschungsgegenstand gefasst wird und in welcher Weise partizipative Prozesse Behinderung konzeptionieren, wobei die Gruppe behinderter Menschen als unterdrückt oder marginalisiert beschrieben wird. Es muss auch ernst genommen werden, dass Wissenschaftler_innen und Co-Forschende unterschiedliche Erkenntnisinteressen verfolgen (können) und aufseiten behinderter Menschen weniger Interesse an Theoretisierung und Modellierung von Behinderung besteht (Kitchin, 2000). Für die Verortung der Disability Studies stellt sich damit die Frage, inwieweit mittels partizipativer Forschung vor allem Erkenntnisse zur Lebenssituation behinderter Menschen generiert werden oder ob damit auch Forschung stattfinden kann, welche den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn stärker auf das gesellschaftliche Phänomen von (Nicht-)Behinderung fokussiert. Dieser Aspekt muss durch eine weitere methodische Entwicklung und vor allem durch verstärkte methodologische Debatte noch ausgelotet werden.

6 Fazit

Anstatt einer Zusammenfassung sei abschließend der Hinweis auf offene Fragen erlaubt: Bislang ist wenig diskutiert worden, was unterschiedliche Grundprämissen von Kontrolle im Forschungsprozess oder Empowerment für das wissenschaftskritische und emanzipative Projekt der Disability Studies bedeuten. Die Ansicht, dass Emanzipation und Empowerment allein von den Betroffenen zu leisten sei und Ausgangspunkt von Forschung sein müsse (emanzipatorische und betroffenenkontrollierte Forschung), steht der Position gegenüber, genau darin ein zu erreichendes Ziel der Forschung zu sehen (partizipatorische und inklusive Forschung). Die vier betrachteten Forschungsansätze stehen somit in einem Spannungsverhältnis. Nicht zuletzt werden derzeit die

Bezeichnungen ‚partizipativ‘, ‚partizipatorisch‘ sowie ‚emanzipatorisch‘ teilweise synonym verwendet und konzeptionell kaum getrennt. Wenn im Zuge der Umsetzung der UN-BRK die normative Forderung der Partizipation behinderter Menschen an Forschung stärker an den wissenschaftlichen Mainstream herangetragen wird, wird es ratsam sein, den Begriff der Partizipation genauer zu bestimmen und dabei explizit an die Debatten der Disability Studies anzuschließen.

Literatur

- Abberley, P. (1992). Counting us out: A discussion of the OPCS disability surveys. *Disability, Handicap & Society*, 7(2), 139–155.
- Arnstein, S. R. (1969). A ladder of citizen participation. *Journal of the American Institute of Planners*, 35(4), 216–224.
- Balcazar, F. E., Keys, C. B., Kaplan, D. L., & Suarez-Balcazar, Y. (2006). Participatory action research and people with disabilities: Principles and challenges. *Canadian Journal of Rehabilitation*, 12(2), 105–112.
- Barnes, C. (1992). Qualitative research: Valuable or irrelevant? *Disability, Handicap & Society*, 7(2), 115–124.
- Barnes, C. (1997). Disability and the myth of the independent researcher. In L. Barton, & M. Oliver (Hrsg.), *Disability studies. Past, present and future* (S. 239–243). Disability Press.
- Behrisch, B., & Prinz, A. (2014). Älter werden mit Kleinwuchs, Anforderungen an Präventionsmaßnahmen. https://www.imew.de/fileadmin/Dokumente/Volltexte/Behrisch_Birgit_Prinz_Alicia.pdf. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- Behrisch, B., & Wright, M. T. (2018). Die Ko-Produktion von Wissen in der Partizipativen Gesundheitsforschung. In S. Selke, & A. Treibel (Hrsg.), *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven* (S. 307–321). Springer.
- Beresford, P., Nettle, M., & Perring, R. (2010). Towards a social model of madness and distress? Exploring what service users say. Joseph Rowntree Foundation. <https://www.jrf.org.uk/sites/default/files/jrf/migrated/files/mental-health-service-models-full.pdf>. Zugegriffen: 28. März 2019.
- Buchner, T., Koenig, O., & Schuppener, S. (2011). Gemeinsames Forschen mit Menschen mit intellektueller Behinderung. Geschichte, Status quo und Möglichkeiten im Kontext der UN-Behindertenrechtskonvention. *Teilhabe*, 50(1), 4–10.
- Campbell, J. (2009). Methods. In J. Wallcraft, B. Schrank, & M. Amering (Hrsg.), *Handbook of service user involvement in research* (S. 113–138). Wiley.
- Campbell, J., & Schraiber, J. (1989). *The well-being project: Mental health clients speak for themselves*. The California Department of Mental Health.
- Chappell, A. L. (2000). Emergence of participatory methodology in learning difficulty research: Understanding the context. *British Journal of Learning Disabilities*, 28(1), 38–43.
- Chappell, A. L., Goodley, D., & Lawthom, R. (2001). Making connections: The relevance of the social model of disability for people with learning difficulties. *British Journal of Learning Disabilities*, 29(2), 45–50.
- Danieli, A., & Woodhams, C. (2005). Emancipatory research methodology and disability: A critique. *International Journal of Social Research Methodology*, 8(4), 281–296.
- Duckett, P. S., & Pratt, R. (2001). The researched opinions on research: Visually impaired people and visual impairment research. *Disability & Society*, 16(6), 815–835.

- Faulkner, A. (2017). Survivor research and mad studies: The role and value of experiential knowledge in mental health research. *Disability & Society*, 32(4), 500–520.
- Flieger, P. (2009). Partizipatorische Forschung: Wege zur Entgrenzung der Rollen von Forscherinnen und Beforschten. In J. Jerg, K. Merz-Atalik, R. Thümmeler, & H. Tiemann (Hrsg.), *Perspektiven auf Entgrenzung. Erfahrungen und Entwicklungsprozesse im Kontext von Inklusion und Integration* (S. 159–171). Julius Klinkhardt.
- Flieger, P., & Schönwiese, V. (Hrsg.). (2007). *Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. Wissenschaftlicher Sammelband*. AG SPAK.
- Freire, P. (1971). *Pädagogik der Unterdrückten*. Kreuz.
- Foucault, M. (1973). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Hanser (Erstveröffentlichung 1963).
- Hedderich, I., Egloff, B., & Zahnd, R. (Hrsg.). (2015). *Biografie, Partizipation, Behinderung*. Klinkhardt.
- Hermes, G. (2006). Der Wissenschaftsansatz Disability Studies – Neue Erkenntnisgewinne über Behinderung? In G. Hermes, & E. Rohmann (Hrsg.), *Nichts über uns – Ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung* (S. 15–30). AG SPAK.
- Hermes, G., & Köbsell, S. (Hrsg.). (2003). *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken! Dokumentation der Sommeruni 2003*. Bifos.
- Kellermann, G., Offergeld, J., & Ulutas, S. (2018). Partizipation im Wissenschaftsbetrieb durch Inklusion in der Teilhabeforschung – „Nichts über uns ohne uns.“ In H. Sebastien, A. S. Kampmeier, S. Kraehmer, & K. Michels (Hrsg.), *Exklusion INKLUSIV* (S. 247–257). Hochschule Neubrandenburg.
- Kiernan, C. (1999). Participation in research by people with learning disability: Origins and issues. *British Journal of Learning Disabilities*, 27(2), 43–47.
- Köbsell, S. (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung: Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. AG SPAK.
- Koenig, O., Buchner, T., & Schuppener, S. (2016). Inklusive Forschung im deutschsprachigen Raum: Standortbestimmung, Herausforderungen und ein Blick in die Zukunft. In T. Buchner, O. Koenig, & S. Schuppener (Hrsg.), *Inklusive Forschung* (S. 320–333). Julius Klinkhardt.
- Kohlmann, K. (2011). Teilhabe am kulturellen Leben der Gesellschaft. Inklusive Forschung als Wegbereiter. *Teilhabe*, 50(1), 23–28.
- Kitchin, R. (2000). The researched opinions on research: Disabled people and disability research. *Disability & Society*, 15(1), 25–47.
- Kramer-Roy, D. (2015). Using participatory and creative methods to facilitate emancipatory research with people facing multiple disadvantage: A role for health and care professionals. *Disability & Society*, 30(8), 1207–1224.
- Kremsner, G. (2017). *Vom Einschluss der Ausgeschlossenen zum Ausschluss der Eingeschlossenen*. Julius Klinkhardt.
- Levke Brütt, A., Buschmann-Steinhage, R., Kirschning, S., & Wegschneider, K. (2016). Teilhabeforschung. Bedeutung, Konzepte, Zielsetzung und Methoden. *Bundesgesundheitsblatt*, 59(9), S. 1068–1074.
- Lewin, K. (1946). Action research and minority problems. *Journal of Social Issues*, 2(4), 34–46.
- Nind, M. (2016). Towards a second generation of inclusive research. In T. Buchner, O. Koenig, & S. Schuppener (Hrsg.), *Inklusive Forschung* (S. 186–198). Julius Klinkhardt.
- Oliver, M. (1990). *The politics of disablement: A sociological approach*. Macmillan Education.
- Oliver, M. (1992). Changing the social relations of research production? *Disability & Society*, 7(2), 101–113.

- Oliver, M. (1997). Emancipatory research: Realistic goal or impossible dream? In C. Barnes & G. Mercer (Hrsg.), *Doing disability research* (S. 15–31). Disability Press.
- Priestley, M., Waddington, L., & Bessozi, C. (2010). Towards an agenda for disability research in Europe: Learning from disabled people's organisations. *Disability & Society*, 25(6), 731–746.
- Reason, P., & Bradbury, H. (2008). *The Sage handbook of action research. Participative inquiry and practice*. Sage.
- Rioux, M. H., & Bach, M. (Hrsg.). (1994). *Disability is not measles*. G Allan Roeher Inst Kinsman.
- Rose, D. (2017). Service user/survivor-led research in mental health: Epistemological possibilities. *Disability & Society*, 32(6), 773–789.
- Russo, J. (2012). Survivor-controlled research: A new foundation for thinking about psychiatry and mental health. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 13(1), Art. 8. <http://www.qualitative-research.net/>. Zugegriffen: 9. Juli 2019.
- Scheier, E., Schmalenberg, A., Kaulfuß, L., & Köbsell, S. (2017). „Alt werden mit Behinderung – Mittendrin ein Leben lang“. Allgemeiner Behindertenverband in Deutschland e. V. & Alice-Salomon-Hochschule. https://www.abid-ev.de/wp-content/uploads/Abschlussbericht_AwmB_barrierefrei-1.pdf. Zugegriffen: 3. März 2021.
- Schönwiese, V. (2020). Partizipativ und emanzipatorisch. Ansprüche an Forschung im Kontext der Disability Studies. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum* (S. 114–131). Beltz Juventa.
- Shakespeare, D. (1996). Rules of engagement: Doing disability research. *Disability & Society*, 11(1), 115–119.
- Stone, E., & Priestley, M. (1996). Parasites, pawns and partners: Disability research and the role of non-disabled researchers. *The British Journal of Sociology*, 47(4), 699–716.
- Sweeney, A. (2013). Einführung in die Betroffenenkontrollierte Forschung. In Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt e. V. (Hrsg.), *Auf der Suche nach dem Rosengarten: Echte Alternativen zur Psychiatrie umsetzen* (S. 15–21). Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt e. V. http://www.weglaufhaus.de/wp-content/uploads/2013/08/Dokumentation_Rosengarten_v2013.pdf. Zugegriffen: 9. Juli 2019.
- von Unger, H. (2014). *Partizipative Forschung*. Springer.
- von Unger, H. (2018). Partizipative Forschung. In L. Akremi, B. Traue, H. Knoblauch, & N. Baur (Hrsg.), *Handbuch interpretativ forschen* (S. 161–182). Beltz Juventa.
- von Unger, H., Block, M., & Wright, M. T. (2007). *Aktionsforschung im deutschsprachigen Raum: Zur Geschichte und Aktualität eines kontroversen Ansatzes aus Public Health Sicht*. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Discussion Paper 2007–303. <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/2007/i07-303.pdf>. Zugegriffen: 17. Sept. 2019.
- Vieweg, B. (2019). *Wir sind mutig, stark und schön. 12 Gespräche mit Frauen und Männern der Selbstbestimmt Leben Bewegung*. Bifos.
- Waldschmidt, A. (2004). „Behinderung“ revisited – Das Forschungsprogramm der Disability Studies aus soziologischer Sicht. *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 73(4), 365–376.
- Waldschmidt, A. (2017). Disability Studies und/oder Teilhabeforschung? Wissenschaftliche Diskurse im Vergleich. https://www.ifes.fau.de/files/2019/07/Tagungsdokumentation_AKTIF_2019-2.pdf. Zugegriffen: 17. Sept. 2019.
- Walmsley, J. (2001). Normalisation, emancipatory research and inclusive research in learning disability. *Disability & Society*, 16(2), 187–205.
- Woodill, G. (1992). Independent living and participation in research: A critical analysis. <http://citeseerx.ist.psu.edu/viewdoc/download?doi=10.1.1.528.2199&rep=rep1&type=pdf>. Zugegriffen: 9. Juli 2019.

- Wright, M. T., Unger, H., & von & Block, M. (2010). Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention. In M. T. Wright (Hrsg.), *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention* (S. 35–52). Huber.
- Zarb, G. (1992). On the road to damascus: First steps towards changing the relations of disability research production. *Disability, Handicap & Society*, 7(2), 125–138.
- Zola, I. K. (1994). Towards inclusion: The role of people with disabilities in policy and research issues in the United States. A historical and political analysis. In M. H. Rioux & M. Bach (Hrsg.), *Disability is not measles* (S. 49–66). G Allan Roeher Inst Kinsman.

Birgit Behrisch, Dr. phil., Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Pädagogik der Kindheit an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin. Forschungsschwerpunkte: Inklusive Pädagogik / Inklusive Bildung, Soziologie der Behinderung / Disability Studies, Partizipative Forschung und Wissenssoziologie, Familiäre Bildungsprozesse.

<https://www.khsb-berlin.de/de/profile-personal/4004>

Interdisziplinarität in den Disability Studies



Disability History

Elsbeth Bösl und Bianca Frohne

Zusammenfassung

Sowohl in den Disability Studies als auch in der Geschichtswissenschaft ist die Disability History ein eigenes Forschungsfeld. Sie setzt Behinderung, d. h. Disability als erkenntnisleitende Kategorie ein, um zu untersuchen, wie historisch mit Vielfalt, Anderssein und Differenz umgegangen wird. Der Beitrag führt in das Feld ein und liefert einen Überblick über die Grundannahmen, Vorgehensweisen und Erträge der internationalen und deutschsprachigen Disability History.

Schlüsselwörter

Diversität · Geschichtswissenschaft · Institutionen · Quellen · Verkörperte Differenz

1 Einleitung

Die Geschichtswissenschaft als Reflexionsinstanz der Gesellschaft nimmt die aus Gegenwartsproblemen resultierenden Fragestellungen auf und erschließt mit ihnen anhand einer Auswahl von Quellen die Vergangenheit. Sie liefert Beiträge zu Fragen des gesellschaftlichen Wandels, kann aber weder Rezeptwissen noch Zukunftsprognosen bieten (Jordan, 2009). Sie zeigt zwar historische Alternativen zu dem in der Gegenwart

E. Bösl (✉)

Universität der Bundeswehr München, Neubiberg, Deutschland

E-Mail: elsbeth.boesl@unibw.de

B. Frohne

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Kiel, Deutschland

E-Mail: bfrohne@histosem.uni-kiel.de

Erlebten auf, doch ein ‚Lernen aus der Geschichte‘ ist aufgrund der Einzigartigkeit jeder historischen Situation nicht möglich (Borsay, 2002, S. 115). Stattdessen besteht die Kompetenz der Geschichtswissenschaft darin, soziokulturelle Entwicklungs- und Wirkungsprozesse über lange Zeiträume hinweg aufzuspüren. Dabei wird seit einigen Jahrzehnten auch die Kategorie Behinderung berücksichtigt.

Geschichte zu betreiben ist eine bestimmte Art, die Welt zu sehen. Mitglieder der deutschsprachigen Behindertenbewegung wählten diesen Weg in den 1980er Jahren, um die eigene Perspektive sichtbar zu machen (Sierck & Radtke, 1984). Ihre Arbeiten waren Teil eines sich formierenden emanzipatorischen Diskurses, der dazu führte, dass Behinderung explizit eine eigene Geschichtlichkeit zuerkannt wurde (Fuchs, 2001). In den 2000er Jahren genügten HistorikerInnen aus dem angelsächsischen Raum die kompensatorischen Geschichtserzählungen nicht mehr (Longmore & Umansky, 2001a). Catherine Kudlick (2003) zeigte als eine der ersten auf, dass Disability als historische Analysekategorie weit mehr zu leisten vermag. „Disability is central to understanding history“ (Burch & Rembis, 2014, S. 1) ist nunmehr auch in einer neueren Anthologie der US-amerikanischen Disability History zu lesen.

Der allgemeinen Geschichtswissenschaft tritt die Disability History als Erweiterung gegenüber, denn sie eröffnet eine neue und kritische Perspektive auf deren Meistererzählungen wie Fortschritt, Individualisierung, Liberalisierung oder Pluralisierung. Mithilfe geschichtswissenschaftlicher Methodik und durch die Linse der Analysekategorie Disability werden unterschiedliche Geschichts- und Gesellschaftsbilder erkennbar und Wege eröffnet, um die allgemeine Sozial- und Kulturgeschichte, unter maßgeblichem Einschluss von ökonomischen und politischen Wandlungsprozessen, breitflächig zu untersuchen (Waldschmidt, 2006, S. 31–46; 2013, S. 101–120). Nicht nur gesellschaftliche Strukturen und Gruppen, Politiken, Interventionen und materielle Be-Hinderungen werden beforscht, sondern auch Wissensordnungen und Prozesse der Kategorisierung ebenso wie Inszenierungen, Bild- und Textsprachen von Behinderung. Zum Forschungsprogramm gehören zudem die Kategorien Erfahrung, Identität und Repräsentation (z. B. Bösl et al., 2010; Longmore & Umansky, 2001a; Nolte et al., 2017). Somit eröffnet die Disability History weitreichende Einblicke in die soziokulturellen Dynamiken historischer Gesellschaftsordnungen.

Dieser Beitrag bietet einen Überblick über das Anliegen und die Grundlagen des geschichtswissenschaftlichen Zugangs zu Behinderung. Dabei stellen wir den aktuellen Forschungsstand exemplarisch und auch im Rückgriff auf unsere eigenen Arbeitsschwerpunkte anhand ausgewählter Forschungsfelder und Debatten aus unterschiedlichen Epochen vor.

2 Disability History: Anliegen und Entwicklung des Feldes

Die Disability History setzt Behinderung als erkenntnisleitende Kategorie ein, um zu untersuchen, wie vergangene Gesellschaften mit menschlicher Diversität umgingen. Das innovative Potential der Disability History fällt umso stärker ins Auge, wenn man sich

die Schwerpunkte der deutschsprachigen Geschichtsschreibung im Wandel der letzten Jahrzehnte und in Bezug auf Behinderung vergegenwärtigt. Bis in die 1960er Jahre konzentrierte sich die Geschichtswissenschaft auf die politische Ereignis-, Verfassungs- und Ideengeschichte (Raphael, 2003) und klammerte Behinderung als Forschungsgegenstand weitgehend aus. Auch im Rahmen der Historischen Sozialwissenschaft, die verstärkt seit den 1960er Jahren Impulse aus Ökonomie und Sozialwissenschaften aufgriff (Kocka, 1986; Nathaus, 2012), wurden Menschen mit Behinderungen fast ausschließlich als Kollektiv und im Kontext der Randgruppenforschung thematisiert. Dies galt auch für die allgemeine Gesellschaftsgeschichte, die den historischen Wandel ganzer Gesellschaften mit Wechselwirkungen zwischen Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur erklärte: Behinderung wurde hier ebenfalls nicht zum eigenen Thema, sondern verblieb in der Randgruppenforschung (Hergemöller, 2001; Mommsen, 1972). Am Anfang der 1980er Jahre entstand allerdings ein starkes Interesse an der historischen Aufarbeitung der Eugenik und der nationalsozialistischen Verbrechen (Bock, 1986; Klee, 1983; Schmuhl, 1987); damit geriet auch Behinderung vermehrt in den Blick.

Außerhalb der Geschichtswissenschaft befassten sich ab den 1970er Jahren ForscherInnen aus Sonderpädagogik, Rehabilitationswissenschaft und Medizin mit der Geschichte ihrer eigenen Professionen. In der Regel waren sie keine methodisch trainierten HistorikerInnen (Thomann, 1995; Thümmel, 2003). In diesen Arbeiten erscheinen Menschen mit Behinderungen meist als Objekte des Handelns anderer – beispielsweise der Expertenschaft aus Politik, Medizin, Bürokratie – oder Behinderung wird als zu lösendes wissenschaftliches oder politisches Problem dargestellt. Zudem neigen diese Studien zu Erfolgsnarrativen und greifen auf das medizinische Modell zurück, das Behinderung als individuellen Defekt auffasst (Duschka, 1988; Möckel, 1988; Sandler, 1984).

Impulse der internationalen Disability Studies beeinflussten hierzulande erst in den 2000er Jahren einige, eigentlich eher klassische politik-, institutionen- und sozialstaatsgeschichtliche Studien (Bösl, 2009; Cohen, 2001; Rudloff, 2003, 2016). Diese bezogen sich vor allem auf die Geschichte der BRD; Arbeiten zur DDR wurden erst in jüngerer Zeit vorgelegt (Boldorf, 2004; Coché, 2017; Werner, 2015; Wiethoff, 2017). Zeitlich parallel zeichnete sich infolge der kulturwissenschaftlichen Wende innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften in der angelsächsischen Forschungslandschaft der Disability History eine Erweiterung des sozialen Modells von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) ab. Der Untersuchungshorizont wurde um das Moment des Kulturellen ergänzt.

In dem Maße, wie sich die Disability History zu Beginn des 21. Jahrhunderts als eine breite Forschungsperspektive konstituierte, eröffneten sich Möglichkeiten, sie auf der institutionellen und fachlichen Ebene zu verankern und systematisch auf weitere historische Epochen auszudehnen. Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben sich im deutschsprachigen Raum – unter anderem in Köln, Bremen und Kiel sowie in Zürich, Wien und Innsbruck – Forschungszentren, Arbeitsgruppen und Projekte gebildet, die Disability History anhand verschiedener Epochen und aus interdisziplinärer Perspektive betreiben.

Das Vorliegen einer Reihe deutschsprachiger Literaturberichte und handbuchartiger Einführungen zeigt, dass sich die Disability History hierzulande etabliert hat (z. B. Bösl et al., 2010; Lingelbach & Schlund, 2014; Nolte et al., 2017). Weitere sowohl englisch- als auch deutschsprachige Sammelbände und Themenhefte wie auch Handbücher und Enzyklopädien dokumentieren die beachtlichen Erträge des Forschungsfeldes (z. B. Barsch et al., 2013; Burch, 2009; Burch & Rembis, 2014; Burch & Sutherland, 2006; Degener & Miquel, 2019; Eyler, 2010; Kudlick, 2003; Lingelbach & Waldschmidt, 2016; Longmore & Umansky, 2001a; Nolte, 2009, 2013; Rembis et al., 2018; Turner & Pearman, 2010).

3 Disability History: Einblicke in Forschungsstand und theoretische Grundlagen

Da die Disability History nicht Behinderungswissenschaft ist und auch nicht nur die Geschichte behinderter Menschen untersucht, sondern sich allgemeiner für den Umgang mit menschlicher Diversität interessiert, nimmt sie die ganze Gesellschaft und nicht nur einzelne Bereiche in den Blick. Im Anschluss an die Annahme der Disability Studies, dass auf allen Ebenen des Gesellschaftlichen Konstruktions- und Benennungsprozesse ablaufen, als deren Folge Kategorien wie ‚behindert‘, ‚siech‘ oder ‚irre‘ entstehen, greift die Disability History vielfältige Forschungsgegenstände und Herangehensweisen auf. Der folgende Überblick kann dem umfangreichen Forschungsstand nicht gerecht werden. Unser Ziel ist es lediglich, die theoretischen Grundlagen und wichtige Teilgebiete knapp und exemplarisch vorzustellen.

3.1 Konzepte von Behinderung in der Geschichte

Die historische Perspektive kann Varianten des kulturellen und sozialen Umgangs mit Alterität erkennbar werden lassen, die der heutige Kollektivbegriff ‚behindert‘ nicht adäquat beschreibt, da er Homogenität suggeriert und wesentliche Machtfragen verdeckt (Longmore & Umansky, 2001b, S. 5–7; Mitchell & Snyder, 1997, S. 7; Schmuhl, 2010).

Mit jeder Studie, gleichgültig, welche Epoche sie behandelt, ob sie mikrohistorisch, national oder global ausgerichtet ist bzw. den Schwerpunkt auf Sozial-, Kultur- oder Politikgeschichte setzt, wird klarer, wie divers die Konzepte sind, die wir gegenwärtig unter Disability zusammenfassen (Horn & Frohne, 2013). Je nach Diskursfeld, Sprachgebrauch und Beschreibungsmodell können damit verschiedene Phänomene gemeint sein. Der Begriff Behinderung ist auf unterschiedlichen Analyseebenen historiografisch operationalisierbar (Frohne, 2017; Nolte, 2013). So kann es aus zeit-historischer Perspektive aufschlussreich sein, Behinderung als eng umrissene, etwa rechtliche, medizinische oder politische Kategorie zum Ausgangspunkt zu nehmen. Für die Historiografie der Vormoderne eignet sich aber diese Herangehensweise kaum, da

in diesem Zeitraum die moderne Kategorie Behinderung nicht zu finden ist. Ein übergreifender, in seinen Grundzügen akademisch geprägter und zunehmend medial vermittelter Behinderungsdiskurs, wie er in modernen Gesellschaften feststellbar ist, fehlte damals weitgehend (Frohne & Nuckel, 2017). Für die Geschichte der Vormoderne gibt es andere Wege: In ihrer Studie zum Umgang mit *physical impairment* im hohen und späten Mittelalter anhand medizinischer und theologischer Texte trennt beispielsweise Irina Metzler (2006) *impairment* und *disability* voneinander und schafft auf diese Weise einen sinnvoll abgegrenzten Untersuchungsbereich. Dem sozialen Modell folgend versteht sie Impairment als ‚beeinträchtigt‘ und ‚beeinträchtigend‘ und Disability als soziale Konstruktion (Metzler, 2006, S. 3). Inzwischen gibt es zusätzlich zahlreiche Arbeiten zur Vormoderne, die dem kulturwissenschaftlichen Modell entsprechend sowohl Disability als auch Impairment als soziokulturell hergestellt ansehen und in ihrem Wechselverhältnis untersuchen (z. B. Eyler, 2010; Singer, 2011).

Aufschlussreiche Perspektiven eröffnet auch das Konzept der verkörperten Differenz (*embodied difference*), da damit danach gefragt werden kann, welche Phänomene in welchen sozialen Kontexten überhaupt als Beeinträchtigung (bzw. als Krankheit, Schwäche oder Bedürftigkeit) sicht- und abgrenzbar gemacht werden und welche soziokulturellen Bedeutungen sich damit verbinden (Frohne, 2014; Waldschmidt, 2006, S. 32). *Embodied difference* lässt ein Untersuchungsdesign zu, bei dem die Beziehungen zwischen kollektiven Diskursen, Strukturen, Materialitäten und subjektiven Erfahrungen untersucht werden. Dabei hat die Erforschung epochenspezifischer Wissensordnungen mit ihren jeweils eigenen Begrifflichkeiten und Konzepten große Bedeutung für das Verständnis von Disability (z. B. Metzler, 2006; Nolte et al., 2017; Turner & Pearman, 2010). Phänomene verkörperter Differenz werden in der Disability History als historisch und kulturell variabel aufgefasst, nicht als biologische, vorsoziale oder außerkulturelle Konstanten. So lässt sich nach soziokulturellen Deutungen von oder diskursiven Strategien im Zusammenhang mit Körperlichkeit forschen.

Insbesondere die Auseinandersetzung mit der Vormoderne ist dadurch in der Disability History zu einem produktiven Forschungsfeld geworden (z. B. Anderson & Haydon, 2020; Hsy et al., 2020; Laes, 2020; Nolte et al., 2017), doch haben sich Disability Historians auch in Studien über Freak Shows und mediale Repräsentationen des 19. und 20. Jahrhunderts (Garland-Thomson, 1996; Möhring, 2007; Mürner, 2003; Mürner & Schönwiese, 2006) damit auseinandergesetzt, wie Menschen aufgrund verkörperter Differenzen kategorisiert und auf je spezifische Weise markiert werden. Die kulturwissenschaftlich inspirierte Disability History des 18. bis 20. Jahrhunderts befasst sich beispielsweise mit der Visualisierung von Normalität und Andersheit (Ochsner & Grebe, 2012; Turner, 2012) und den Repräsentationen von Menschen mit Behinderungen in Literatur, Film, Presse und Anzeigenkampagnen (Mürner, 2010; Poore, 2007; Schmidt, 2017). Es zeigen sich Objektivierungen, die Andersheit und Abweichung von der jeweiligen kulturellen Normerwartung geradezu überzeichnen – entweder im überhöhenden Sinne oder abwertend als Symbol für das Dämonische und Böse (Ellis, 2008; Longmore, 1987). Historisch lange zurückverfolgen lassen sich auch kulturelle

Stereotype, etwa Mitleidsbedürftigkeit, Hilflosigkeit und medizinisch-körperliche Devianz (Donaldson, 2002; Fore, 2007).

3.2 Der Körper in der Geschichte

Körper werden geschichtswissenschaftlich als Faktoren im historischen Prozess verstanden und einerseits in diskursiver Hinsicht untersucht, zum Beispiel in Wissenschaftsgeschichten über medizinische Konstruktionen von Behinderung und Interventionen (Goodey, 2011; Zürcher, 2004). Andererseits gerät die materielle Dimension in den Blick, wenn ärztliche, technische oder kosmetische Interventionen erforscht werden (Anderson, 2011; Hausse, 2016; Kienitz, 2008; Perry, 2014). Dabei zeigt sich, unter anderem mithilfe von mikrohistorischen Ansätzen, dass die Praxis lang angelegter, rehabilitativ ausgerichteter Therapien nicht erst im Rahmen von Professionalisierung, Bürokratisierung und Politisierung des Gesundheits- und Fürsorgewesens im 18. und 19. Jahrhundert entstanden ist (Kinzelbach, 1995; Nolte et al., 2017). Normalisierungsbestrebungen und Anpassungsstrategien haben auch vor der Moderne eine bedeutende Rolle gespielt. Aufwändige, schmerzhaft, kosten- und zeitintensive Langzeittherapien kamen beispielsweise bereits im 16. Jahrhundert bei minderschweren funktionellen Einschränkungen, welche die Arbeitsfähigkeit nicht direkt betrafen, oder aufgrund rein ästhetischer Erwägungen zum Tragen (Frohne & Sonntag, 2017).

3.3 Menschen und Institutionen in der Disability History

Die Disability History verfolgt das Anliegen, Menschen, gleichgültig ob sie die Markierung ‚behindert‘ tragen oder nicht, als AkteurInnen und Subjekte in ihrer Pluralität von sozialen Rollen, Funktionen und Positionen sichtbar werden zu lassen. In den Quellen verschiedener Epochen sowie unterschiedlicher geografischer und kultureller Kontexte suchen die ForscherInnen nach Hinweisen auf Selbstorganisation und Selbstbestimmtheit, sozialer und politischer Partizipation, Alltagshandeln und Erleben (Blackie, 2010; Frohne, 2014; Scalenghe, 2014; Turner, 2012, 2013; Vanja, 2013).

In den Studien, die zum Beispiel Interessenorganisationen, Selbsthilfe, politische Betätigung und soziale Bewegungen von Menschen mit Behinderungen (Fuchs, 2001; Jennings, 2014; Köbsell, 2016; Lingelbach & Stoll, 2013; Söderfeldt, 2012; Stoll, 2017; Zander, 2010) oder die Freizeitgestaltung und den Behindertensport (Schlund, 2017) untersuchen, zeigen sich die multiplen Handlungsspielräume und Expressivität von Menschen mit Behinderungen.

Dokumentiert ist für alle untersuchten Epochen eine große Varianz gelebter Erfahrung(en) und an Aktivitäten von Menschen mit Behinderungen. Zu den entsprechenden Zugängen gehören sowohl biografische Studien, etwa zu Helen Keller (Nielsen, 2009), als auch Gruppenbiografien, die aufzeigen, wie sich weitere

Identitätsbegriffe wie Geschlecht, Ethnizität, Alter oder sexuelle Orientierung mit Behinderung vermengen (Kaba, 2006; Lawrie, 2014; Williams-Searle, 2001). Die Bedeutung von Geschlecht und Behinderung in der Humangenetischen Beratung der BRD hat beispielsweise Britta-Marie Schenk (2016) herausgearbeitet. Dabei wird erkennbar, dass selbst in der Moderne Behinderung nicht immer den gleichen Effekt auf soziale Lebenslagen hat, sondern abhängig von anderen gesellschaftlichen Strukturkategorien zu unterschiedlichen Situationen und Erfahrungen führt.

In der Disability History der Vormoderne ist in den letzten Jahren das Zusammenspiel von obrigkeitlichen und informellen Netzwerken in den Fokus gerückt; vor allem geht es hier um die Rollen und das Verhalten von Familienmitgliedern, Angehörigen und weiteren Menschen aus dem näheren Umfeld und um die Bedeutung von Nachbarschaft, beruflichen Kontexten und Klientelbeziehungen. Diese Netzwerke sind auf oft sehr individuelle Weise mit Institutionen bzw. obrigkeitlich organisierten Fürsorgesystemen verbunden gewesen (Frohne, 2014; Kuuliala, 2016; Nolte et al., 2017, bes. Kap. 4 und 7; Ritzmann, 2013; Schattner, 2012; Turner, 2012). Studien zur Neueren und Neuesten Geschichte haben Familienangehörige bisher kaum berücksichtigt (als Ausnahme für die USA z. B. Blackie, 2014); jedoch sind Kindheit und Jugend ein Forschungsthema (Ritzmann, 2008; Shakespeare, 2015). Für die Disability History ist es jedenfalls unerlässlich, den Blick über institutionelle und staatliche Akteure hinaus zu erweitern (Stiker, 1999).

In der Disability History des 20. Jahrhunderts arbeiten die neueren institutionengeschichtlichen Studien zu Heimen und Einrichtungen die Erfahrungen und Handlungsspielräume der dort lebenden und arbeitenden Menschen – unter anderem auf der Basis von Erinnerungsinterviews – heraus (Frings, 2012; Winkler, 2012; Winkler & Schmuhl, 2011). Gezeigt wird, wie in der Praxis Grenzen zwischen ‚Andersheit‘ bzw. ‚Normalität‘ abgesteckt, inszeniert und im Alltag gelebt werden (Schmuhl, 2013; Schmuhl & Winkler, 2013). Dabei zeigen sich Menschen mit Behinderungen sowohl als passive Opfer von Vernachlässigung oder Ausgrenzung als auch als ‚ganz normale‘ Menschen, die aktiv handeln und leben (Schmuhl & Winkler, 2012, 2015).

4 Die Historiografie von ‚Disability‘ und ihre Quellen

Zugänglich wird die untersuchte Vergangenheit über Spuren, die in der Geschichtswissenschaft als Quellen bezeichnet werden. Darunter fallen alle Repräsentationen vergangener Wirklichkeit, anhand derer sich unter einer Fragestellung Kenntnis über die Vergangenheit gewinnen lässt. Die Bandbreite des Materials ist am größten, je näher die untersuchte Epoche zur Gegenwart ist. Leicht zugänglich sind gedruckte und digitalisierte Schrift- und Bildquellen – beispielsweise Fachbücher, religiöse Traktate, parlamentarische Sitzungsprotokolle, Ratgeberliteratur, Konversationslexika und Zeitungen. Hinzu kommen Archivalien und graues Schrifttum wie Liedtexte oder Pamphlete, Plakatkunst, Egodokumente wie Tagebücher oder Briefe, Fotos, veröffentlichte Tagebücher und Autobiografien oder auch technische Hilfsmittel sowie

baulich-technische Umweltgestaltungen. Die Historiografie der Gegenwart nutzt zusätzlich leitfadengestützte Expert*innen- oder Erinnerungsinterviews. Für vormoderne Epochen sind unter anderem Gerichts- und Spitalsakten, Bittgesuche, hagiographische Quellen, aber auch diverses medizinisches, theologisches oder administratives Schrifttum sowie literarische Texte und bildliche Darstellungen von Interesse. Wer einen objektgeschichtlichen Zugang verfolgt, kann auf Artefakte zurückgreifen: Im archäologischen Fundgut früherer Epochen sind beispielsweise Prothesen und chirurgische Instrumente vertreten (Kahlow, 2009). Menschliche Überreste können ebenfalls untersucht werden. Auch baugeschichtliche Forschungen nutzt die Disability History.

Bei der Analyse begnügt sich die Disability History nicht damit, das Quellenmaterial anhand von Stichwörtern wie ‚Behinderung‘ oder ‚Beeinträchtigung‘ zu durchsuchen. Im Gegenteil interessiert sie sich besonders für die Quellen, in denen die Kategorie Disability nicht explizit auftaucht. Trifft sie auf eine Leerstelle, ist dies als Ergebnis zu thematisieren (Frohne, 2015; Frohne & Nuckel, 2017). Auf diese Weise ist es möglich, Denkweisen, Praktiken und Strukturen zum Vorschein zu bringen, die sonst unerkannt geblieben wären. Eine Herausforderung der Disability History besteht darin, Menschen als Subjekte auch dann sichtbar werden zu lassen, wenn eine Quelle primär die Institution oder den Blick der ExpertInnen hervortreten lässt (Fuchs, 2010).

GeschichtswissenschaftlerInnen bringen Quellen mithilfe der historisch-kritischen Methode ‚zum Sprechen‘. Diese besteht aus dem Dreischritt Heuristik – Quellenkritik – Interpretation. Die Heuristik dient der Suche nach den Spuren der Vergangenheit. Quellenkritik meint die prüfende Behandlung des Materials, um aus den Relikten der Vergangenheit zuverlässige Informationen zu gewinnen. Dabei muss beurteilt werden, wie authentisch, repräsentativ und perspektivisch eine Quelle ist (einführend zur historischen Methode Jordan, 2009). Ziel der anschließenden Interpretation ist es, intersubjektiv überprüfbar die ermittelten Informationen zu Zeitverläufen zusammenzufügen und als ‚Geschichte‘ darzustellen, indem sie im Licht einer Fragestellung gedeutet werden. Die Interpretation stellt einen plausiblen und möglichst präzisen Sinnzusammenhang zwischen der Forschungsfrage und den Informationen über die Vergangenheit her. Die hermeneutische Herausforderung besteht darin, sich zu fragen, was die Quellen über den Wortsinn bzw. ihre manifeste Bedeutung hinaus noch aussagen und wie sie ausgelegt werden können. Interpretation ist immer eine individuelle Leistung und bietet immer nur eine Deutungsmöglichkeit. Gewissheit und Eindeutigkeit sind von der Geschichtswissenschaft nicht zu erwarten (Jordan, 2009, S. 18–19, 49–50).

Historiografie ist die Wissenschaft von der historischen Anschauung und Erfahrung dessen, was sich zugetragen hat, nicht von den Ereignissen selbst. Sie kann historische Phänomene nicht aus ihren Raum-Zeit-Kontexten lösen, weil diese singulär sind. Sie kann nur die Phänomene vergleichen, auf Wandel befragen und Ähnlichkeiten und Unterschiede zum Davor und Danach erforschen. Die resultierende historische Interpretation ist notwendigerweise komplex. Sie lässt sich nicht in elegante logische Formeln pressen. Aussagen über Kausalzusammenhänge sind zwangsläufig relativ, weil in Rechnung zu stellen ist, dass es neben den bekannten Ursachen auch unerkannte

Bedingungen geben kann. Eine vermeintliche historische Tatsache ist letztlich nur eine Konstruktion innerhalb eines an das Quellenmaterial herangetragenen Koordinatensystems, beispielsweise von Raum und Zeit. Die wissenschaftliche Redlichkeit gebietet es, den Konstruktionscharakter jeder historischen Darstellung offen zu legen und ein möglichst hohes Distanzierungsniveau aufzubauen. Dies fällt in der Disability History angesichts emanzipatorischer oder advokativer Ansprüche an die eigene Arbeit nicht immer leicht. Engagement kann Erkenntnis jedoch auch gefährden.

5 Disability History als Korrektiv von Geschichtswissenschaft und Disability Studies

Abschließend ist die Aufgabe der Disability History in ihren beiden Bezugsdisziplinen zu klären. Im Anschluss an Anne Waldschmidt und Elsbeth Bösl (2017) gehen wir von einer doppelt korrektiven Funktion aus.

Der Geschichtswissenschaft wird die Disability History zum Korrektiv, denn diese ignorierte Behinderung bisher oder deutete sie konventionell und ontologisierend als individuelles biologisches Merkmal. Die Historizität von Behinderung wurde damit verkannt. Typisch waren Erfolgsgeschichten der medizinischen und fürsorglichen Interventionen in der Moderne (für Beispiele Waldschmidt & Bösl, 2017, S. 46–47). Solche Traditionsbildungen stellt die Disability History in Frage (Barsch, 2016; Hampton, 2016; Jennings, 2016). Ebenso löst sie vereinfachende teleologische Ausgrenzungsnarrative (z. B. Jantzen, 1982), die Behinderung primär mit dem Industriekapitalismus begründen oder als Kontrastfolie ahistorische Bilder behinderungsfreier Epochen wie der Vormoderne schaffen, durch differenzierte Analysen ab. Zudem macht die Disability History darauf aufmerksam, dass viele Symbole und Motive, die in den Quellen auftauchen und heute als geschichtsträchtig wahrgenommen werden, nicht der zeitgenössischen Alltagswahrnehmung entstammen, sondern eine andere Erklärung haben. Das ‚Narrenschiff‘ zum Beispiel wurde irrtümlich zu einer sozialen Praxis umgedeutet (Bredberg, 1999, S. 195). Es ist nicht möglich, aus vormodernen Abbildungen linear grundlegende gesellschaftliche Haltungen abzuleiten. Vielfach handelt es sich um bloße Verweise auf gelehrte Diskurse mit einer eigentlich ganz anderen inhaltlichen Ausrichtung. Es geht oft gar nicht um Phänomene, die wir heute als Behinderung beschreiben würden. Des Weiteren sensibilisiert die Disability History für die Notwendigkeit, Unterschiede zwischen Norm und Praxis als maßgebliche Forschungsaufgabe der Geschichtsschreibung zu berücksichtigen, gleichgültig, welche Epoche oder historische Konstellation untersucht wird (z. B. Nolte et al., 2017).

Den Disability Studies gegenüber hat die Disability History ebenfalls eine korrigierende Funktion, indem sie darauf hinweist, dass das Forschungsfeld seine eigene Geschichtlichkeit hat. Es genügt zum Beispiel nicht, die Erfolge der Behindertenbewegung isoliert von ihren gesellschaftlichen Kontexten zu betrachten (Köbsell, 2012; Mürner & Sierck, 2012). Zu fragen ist, wie eine Gesellschaft historisch verfasst sein

muss, damit eine Emanzipationsbewegung überhaupt möglich wird. Überprüft werden müssen auch die Geschichten der Unterdrückung, Ausgrenzung und Ausbeutung, welche die frühen historisch angelegten Arbeiten der Disability Studies berichten. Darin werden Menschen mit Behinderungen vorrangig als hilflose Opfer einer übermächtigen Gesellschaft von ‚Normalen‘ und deren fürsorglichen Interventionen beschrieben (für die USA z. B. Gannon, 1981; Koestler, 1976; für Deutschland Fandrey, 1990; Sierck & Radtke, 1984). Diese Beschreibungen waren zunächst für den sich damals erst noch formierenden emanzipatorischen Diskurs wichtig, entsprechen heute aber nicht mehr dem Anspruch der Disability History (Borsay, 2002, S. 98–119).

6 Fazit

Unter historischer Perspektive lassen sich reduktionistische Sichtweisen der Gegenwartsgesellschaft infrage stellen. Die Geschichtsschreibung kann zeigen, dass es viele Möglichkeiten gibt, mit Diversität umzugehen. Disability History schreibt nicht Behindertengeschichte, sondern Gesellschafts- und Kulturgeschichte. Disability muss umsichtig in den gesamtgesellschaftlichen und kulturellen Kontext einer untersuchten Epoche eingeordnet werden und die ‚Linse‘ Behinderung dient dazu, diesen Kontext zu lesen.

Disability History ist nicht zuletzt auch praxisrelevant. Sie bietet Orientierung, um gegen Missachtung und Exklusion anzutreten, und unterstützt den Kampf für Gleichheit und Inklusion (Nolte, 2020). Das Wissen über die Geschichte von Behinderung kann helfen, Normen, die Menschen abwerten und ausgrenzen, zu identifizieren und zu problematisieren. Um ihrem kritischen Anspruch gerecht zu werden, muss sich die Disability History aber auch selbst befragen, denn als Teil des wissenschaftlichen Systems produziert und verbreitet sie ein bestimmtes Wissen über Behinderung. Sie sollte selbstkritisch immer wieder prüfen, ob und wie sie als Wissenschaft Exklusion betreibt, zum Beispiel bei der Wahl ihrer Themen und Begriffe, durch die Form ihrer Publikationen oder bei der Gestaltung von Studiengängen und Karrierewegen.

Literatur

- Anderson, J. (2011). *War, disability and rehabilitation in Britain: ‚Soul of a Nation‘*. Manchester University Press.
- Anderson, S., & Haydon, L. (Hrsg.). (2020). *A cultural history of disability in the renaissance*. Bloomsbury.
- Barsch, S. (2016). Der ‚geschädigte‘ Mensch in der Rehabilitationspädagogik der DDR – Entfaltung und Wirkung eines sozialistischen Modells von Behinderung. In G. Lingelbach, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte* (S. 191–213). Campus.

- Barsch, S., Klein, A., & Verstraete, P. (Hrsg.). (2013). *The imperfect historian. Disability histories in Europe*. Lang.
- Blackie, D. (2010). *Disabled revolutionary war veterans and the construction of disability in the early United States, c.1776–1840*. Helsinki University Print.
- Blackie, D. (2014). Disability, dependency, and the family in the early United States. In S. Burch, & M. A. Rembis (Hrsg.), *Disability histories* (S. 17–34). University of Illinois Press.
- Bock, G. (1986). *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Westdeutscher Verlag.
- Boldorf, M. (2004). Rehabilitation und Hilfen für Behinderte. In D. Hoffmann, & M. Schwartz (Hrsg.), *Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland. Deutsche Demokratische Republik. Im Zeichen des Aufbaus des Sozialismus* (S. 453–474). Nomos.
- Borsay, A. (2002). History, power and identity. In C. Barnes, M. Oliver, & L. Barton (Hrsg.), *Disability studies today* (S. 98–119). Polity.
- Bösl, E. (2009). *Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland*. transcript.
- Bösl, E., Klein, A., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2010). *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*. transcript.
- Bredberg, E. (1999). Writing disability history: Problems, perspectives and sources. *Disability & Society*, 14(2), 189–201.
- Burch, S. (Hrsg.). (2009). *Encyclopedia of American disability history*. Facts on File.
- Burch, S., & Rembis, M. A. (Hrsg.). (2014). *Disability histories*. University of Illinois Press.
- Burch, S., & Sutherland, I. (2006). Who's not yet here? American disability history. *Radical History Review*, 6(94), 127–147.
- Coché, S. (2017). *Psychiatrie und Gesellschaft. Psychiatrische Einweisungspraxis im „Dritten Reich“, der DDR und der BRD 1941–1963*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Cohen, D. (2001). *The war come home. Disabled veterans in Britain and Germany, 1914–1939*. University of California Press.
- Donaldson, E. (2002). The corpus of the madwoman: Toward a feminist disability studies theory of embodiment and mental illness. *National Women's Studies Association Journal*, 14(3), 99–119.
- Degener, T., & von Miquel, M. (Hrsg.). (2019). *Aufbrüche und Barrieren. Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er Jahren*. transcript.
- Duschka, K. (1988). *Vom Krüppelheim zur modernen orthopädischen Universitätsklinik. Die Entwicklung des Oskar-Helene-Heims*. Freie Universität Berlin, medizin. Dissertation.
- Ellis, K. (2008). *Disabling diversity: The social construction of disability in 1990s Australian National Cinema*. VDM.
- Eyler, J. R. (Hrsg.). (2010). *Disability in the Middle Ages. Reconsiderations and reverberations*. Ashgate.
- Fandrey, W. (1990). *Krüppel, Idioten, Irre. Zur Sozialgeschichte behinderter Menschen in Deutschland*. Silberburg.
- Fore, D. (2007). Life unworthy of life? Masculinity, disability, and guilt in *The sun also rises*. *The Hemingway Review*, 26(2), 74–88.
- Frings, B. (2012). *Heimerziehung im Essener Franz Sales Haus 1945–1970. Strukturen und Alltag in der „Schwachsinnigen-Fürsorge“*. Aschendorff.
- Frohne, B. (2014). *Leben mit „kranckhait“. Der gebrechliche Körper in der häuslichen Überlieferung des 15. und 16. Jahrhunderts. Überlegungen zu einer Disability History der Vormoderne*. Didymos.
- Frohne, B. (2015). Infirmity. Vorschläge für eine Diskursgeschichte des gebrechlichen Körpers in der Vormoderne. *Werkstatt Geschichte*, 65, 9–27.

- Frohne, B. (2017). Moderne Begriffe und Definitionen. So unentbehrlich wie problematisch. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 52–58). Didymos.
- Frohne, B., & Nuckel, I. (2017). Mit vormodernen Quellen arbeiten: Schriftquellen. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 75–79). Didymos.
- Frohne, B., & Sonntag, J. (2017). Langzeittherapien und Rehabilitationsbestrebungen im 16. Jahrhundert. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 340–343). Didymos.
- Fuchs, Petra. (2001). „Körperbehinderte“ zwischen Selbstaufgabe und Emanzipation: Selbsthilfe – Integration – Aussonderung. Luchterhand.
- Fuchs, P. (2010). „Sei doch dich selbst“. Krankenakten als historische Quellen von Subjektivität im Kontext der Disability History. In E. Bösl, A. Klein, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung* (S. 105–123). transcript.
- Gannon, J. (1981). *Deaf heritage: A narrative history of deaf America*. National Association of the Deaf.
- Garland-Thomson, R. (Hrsg.). (1996). *Freakery. Cultural spectacles of the extraordinary body*. New York University Press.
- Goodey, C. F. (2011). *A history of intelligence and 'Intellectual Disability'. The shaping of psychology in early modern Europe*. Ashgate.
- Hampton, J. (2016). *Disability and the welfare state in Britain: Changes in perception and policy 1948–1979*. Policy Press.
- Hausse, H. L. (2016). *Life and limb: Technology, surgery, and bodily loss in early modern Germany, 1500–1700*. Princeton University.
- Hergemöller, B.-U. (Hrsg.). (2001). *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Neu bearbeitete Ausgabe*. Fahlbusch.
- Horn, K.-P., & Frohne, B. (2013). On the fluidity of „Disability“ in medieval and early modern societies: Opportunities and strategies in a new field of research. In S. Barsch, A. Klein, & P. Verstraete (Hrsg.), *The imperfect historian. Disability histories in Europe* (S. 17–40). Lang.
- Hsy, J., Pearman, T. V., & Eyler, J. R. (Hrsg.). (2020). *A cultural history of disability in the Middle Ages*. Bloomsbury.
- Jantzen, W. (1982). *Sozialgeschichte des Behindertenbetreuungswesens*. Deutsches Jugendinstitut.
- Jennings, A. (2014). Engendering and regendering disability activism in postwar America. In S. Burch, & M. A. Rembis (Hrsg.), *Disability histories* (S. 345–363). University of Illinois Press.
- Jennings, A. (2016). *Out of the horrors of war: Disability politics in World War II America*. University of Pennsylvania Press.
- Jordan, S. (2009). *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft. Orientierung Geschichte*. UTB.
- Kaba, M. (2006). Quelle place pour une perspective genre dans la „Disability History“? Histoire du corps des femmes et des hommes à travers le handicap. *Traverse. Zeitschrift für Geschichte, Revue d'Histoire*, 13(3), 47–60.
- Kahlow, S. (2009). Prothesen im Mittelalter – Ein Überblick aus archäologischer Sicht. In C. Nolte (Hrsg.), *Homo debilis. Behinderte – Kranke – Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters* (S. 203–223). Didymos.
- Kienitz, S. (2008). *Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923*. Ferdinand Schöningh.
- Kinzelbach, A. (1995). *Gesundbleiben, Krankwerden, Armsein in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Gesunde und Kranke in den Reichsstädten Überlingen und Ulm, 1500–1700*. Steiner.

- Klee, E. (1983). „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Fischer.
- Kocka, J. (1986). *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme* (2., erw. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Köbsell, S. (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. AG SPAK.
- Köbsell, S. (2016). „Besondere Körper“ – Geschlecht und Körper im Diskurs der westdeutschen Behindertenbewegung der 1980er und 1990er Jahre. In G. Lingelbach, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte* (S. 239–261). Campus.
- Koestler, F. A. (1976). *Unseen minority. A social history of blindness in the United States*. David McKay.
- Kudlick, C. (2003). Disability history: Why we need another „Other“. *American Historical Review*, 108(3), 763–793.
- Kuuliala, J. (2016). *Childhood disability and social integration in the Middle Ages. Constructions of impairments in thirteenth- and fourteenth-century canonization processes*. Brepols.
- Laes, C. (Hrsg.). (2020). *A cultural history of disability in antiquity*. Bloomsbury.
- Lawrie, P. R. D. (2014). „Salvaging the Negro“: Race, rehabilitation, and the body politics in World War I America, 1917–1924. In S. Burch, & M. A. Rembis (Hrsg.), *Disability histories* (S. 321–344). University of Illinois Press.
- Lingelbach, G., & Schlund, S. (2014). Disability history, Version 1.0. In *Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung*. http://docupedia.de/zg/Disability_History?oldid=106233. Zugegriffen: 14. Sept. 2020.
- Lingelbach, G., & Stoll, J. (2013). Die 1970er Jahre als Umbruchsphase der bundesrepublikanischen disability history? Eine Mikrostudie zu Selbstadvokation und Anstaltskritik Jugendlicher mit Behinderung. *Moving the Social: Journal of Social History and the History of Social Movements*, (50), S. 25–52. <https://moving-the-social.ub.rub.de/index.php/MTS/article/view/7504> <https://doi.org/10.13154/mts.50.2013.25-51e>
- Lingelbach, G., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2016). *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte*. Campus.
- Longmore, P. K. (1987). Screening stereotypes: Images of disabled people in television and motion pictures. In A. Gartner, & T. Joe (Hrsg.), *Images of the disabled, disabling images* (S. 65–78). Praeger.
- Longmore, P. K., & Umansky, L. (Hrsg.). (2001a). *The new disability history: American perspectives*. New York University Press.
- Longmore, P. K., & Umansky, L. (2001b). Disability history: From the margins to the mainstream. In P. K. Longmore & L. Umansky (Hrsg.), *The new disability history: American perspectives* (S. 1–29). New York University Press.
- Metzler, I. (2006). *Disability in medieval Europe. Thinking about physical impairment during the high Middle Ages, c. 1100–1400*. Routledge.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (1997). Introduction: Disability studies and the double bind of representation. In D. T. Mitchell, & S. L. Snyder (Hrsg.), *The body and physical difference. Discourses of disability* (S. 1–34). University of Michigan Press.
- Möckel, A. (1988). *Geschichte der Heilpädagogik*. Klett-Cotta.
- Möhring, M. (2007). Kriegsversehrte Körper. Zur Bedeutung der Sichtbarkeit von Behinderung. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 175–197). transcript.
- Mommsen, W. J. (1972). *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus* (2., überarb. Aufl.). Droste.
- Mürner, C. (2003). *Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung*. Beltz.

- Mürner, C. (2010). *Erfundene Behinderungen. Bibliothek behinderter Figuren*. AG SPAK.
- Mürner, C., & Schönwiese, V. (Hrsg.). (2006). *Das Bildnis eines behinderten Mannes: Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. Ausstellungskatalog und Wörterbuch*. AG SPAK.
- Mürner, C., & Sierck, U. (2012). *Behinderung. Chronik eines Jahrhunderts*. Beltz Juventa.
- Nathaus, K. (2012). Sozialgeschichte und Historische Sozialwissenschaft, Version: 1.0. *Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung*. <http://docupedia.de/zg/>. Zugegriffen: 14. Sept. 2020.
- Nielsen, K. E. (2009). *The radical lives of Helen Keller*. New York University Press.
- Nolte, C. (Hrsg.). (2009). *Homo debilis. Behinderte – Kranke – Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters*. Didymos.
- Nolte, C. (2013). Begriffe und Merkmale vormoderner „Disability“ – Beobachtungen zum Arbeitsstand. In C. Nolte (Hrsg.), *Phänomene der „Behinderung“ im Alltag – Bausteine zu einer Disability History der Vormoderne* (S. 345–352). Didymos.
- Nolte, C. (Hrsg.). (2020). *Dis/ability History Goes Public – Praktiken und Perspektiven der Wissensvermittlung*. transcript.
- Nolte, C., Frohne, B., Halle, U., & Kerth, S. (Hrsg.). (2017). *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion*. Didymos.
- Ochsner, B., & Grebe, A. (Hrsg.). (2012). *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur*. transcript.
- Perry, H. (2014). *Recycling the disabled. Army, medicine and modernity in WWI Germany*. Manchester University Press.
- Poore, C. (2007). *Disability in twentieth-century German culture*. University of Michigan Press.
- Raphael, L. (2003). *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorie, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*. Beck.
- Rembis, M., Kudlick, C., & Nielsen, K. E. (Hrsg.). (2018). *The Oxford handbook of disability history*. Oxford University Press.
- Ritzmann, I. (2008). *Sorgenkinder: Kranke und behinderte Mädchen und Jungen im 18. Jahrhundert*. Böhlau.
- Ritzmann, I. (2013). Abschied von Zuhause. Grenzen familiärer Betreuung „behinderter“ Kinder und Jugendliche im 18. Jahrhundert. In C. Nolte (Hrsg.), *Phänomene der „Behinderung“ im Alltag – Bausteine zu einer Disability History der Vormoderne* (S. 69–77). Didymos.
- Rudloff, W. (2003). Überlegungen zur Geschichte der bundesdeutschen Behindertenpolitik. *Zeitschrift für Sozialreform*, 49(6), 863–886.
- Rudloff, W. (2016). Lebenslagen, Aufmerksamkeitszyklen und Periodisierungsprobleme der bundesdeutschen Behindertenpolitik bis zur Wiedervereinigung. In G. Lingelbach & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte* (S. 54–81). Campus.
- Scalenghe, S. (2014). *Disability in the Ottoman Arab World 1500–1800*. Cambridge University Press.
- Schattner, A. (2012). *Zwischen Familie, Heilern und Fürsorge. Das Bewältigungsverhalten von Epileptikern in deutschsprachigen Gebieten des 16.–18. Jahrhunderts*. Steiner.
- Schenk, B.-M. (2016). *Behinderung verhindern. Humangenetische Beratungspraxis in der Bundesrepublik Deutschland (1960er bis 1990er Jahre)*. Campus.
- Schlund, S. (2017). *Behinderung überwinden. Zur Geschichte des organisierten Behindertensports in Westdeutschland*. Campus.
- Schmidt, P. (2017). *Bettler, Kriegsinvaliden, Körpersensationen. Beeinträchtigte Menschen in printmedialen Diskursen des 17. und 18. Jahrhunderts*. Campus.

- Schmuhl, Hans-Walter. (1987). *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, 1890–1945*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schmuhl, Hans-Walter. (2010). *Exklusion und Inklusion durch Sprache – Zur Geschichte des Begriffs Behinderung*. Institut Mensch Ethik Wissenschaft.
- Schmuhl, H.-W. (2013). Lebensbedingungen und Lebenslagen von Menschen mit geistiger Behinderung in den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel seit 1945. Theoretische Vorüberlegungen und empirische Streiflichter. In H.-W. Schmuhl, & U. Winkler (Hrsg.), *Welt in der Welt. Heime für Menschen mit geistiger Behinderung in der Perspektive der Disability History* (S. 133–160). Kohlhammer.
- Schmuhl, H.-W., & Winkler, U. (2012). „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört.“ *Der Wittekindshof – Eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012*. Verlag für Regionalgeschichte.
- Schmuhl, H.-W., & Winkler, U. (Hrsg.). (2013). *Welt in der Welt. Heime für Menschen mit geistiger Behinderung in der Perspektive der Disability History*. Kohlhammer.
- Schmuhl, H.-W., & Winkler, U. (2015). Die Entdeckung des Geschlechts. Der Umgang mit Sexualität und Partnerschaft in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel im Wandel. *Westfälische Forschungen*, 65, 193–219.
- Sendler, P. (1984). *Von der Krüppelheilanstalt zum Universitätsklinikum. Die Hüfferstiftung in Münster, Westfalen*. Murken-Altrogge.
- Shakespeare, T. (Hrsg.). (2015). *Disability research today. International perspectives*. Routledge.
- Sierck, U., & Radtke, N. (1984). *Die WohlTÄTER-Mafia. Vom Erbgesundheitsgericht zur Humangenetischen Beratung*. Selbstverlag.
- Singer, J. (2011). *Blindness and therapy in late medieval French and Italian poetry*. Brewer.
- Söderfeldt, Y. (2012). *From pathology to public sphere. The German deaf movement 1848–1914*. transcript.
- Stiker, H.-J. (1999). *A history of disability*. University of Michigan Press.
- Stoll, J. (2017). *Behinderte Anerkennung? Interessenorganisationen von Menschen mit Behinderung in Westdeutschland seit 1945*. Campus.
- Thomann, K.-D. (1995). *Das behinderte Kind. „Krüppelfürsorge“ und Orthopädie in Deutschland 1886–1920*. Fischer.
- Thümmel, I. (2003). *Sozial- und Ideengeschichte der Schule für Geistigbehinderte im 20. Jahrhundert. Zentrale Entwicklungslinien zwischen Ausgrenzung und Partizipation*. Beltz.
- Turner, D. M. (2012). *Disability in eighteenth-century England. Imagining physical impairment*. Routledge.
- Turner, W. J. (2013). *Care and custody of the mentally ill, incompetent, and disabled in medieval England*. Brepols.
- Turner, W. J., & Pearman, T. V. (Hrsg.). (2010). *The treatment of disabled people in medieval Europe. Examining disability in the historical, legal, literary, medical and religious discourses of the Middle Ages*. Edwin Mellen Press.
- Vanja, C. (2013). Die Sichtweise eines Küchenmeisters. Menschen mit Behinderungen im Spiegel frühneuzeitlicher Quellen zur Alltagsversorgung im hessischen Hospital Haina. In C. Nolte (Hrsg.), *Phänomene der „Behinderung“ im Alltag – Bausteine zu einer Disability History der Vormoderne* (S. 213–235). Didymos.
- Waldschmidt, A. (2006). Soziales Problem oder kulturelle Differenz? Zur Geschichte von „Behinderung“ aus der Sicht der „Disability Studies“. *Traverse. Zeitschrift für Geschichte, Revue d’Histoire* 13(3), 31–46.
- Waldschmidt, A. (2013). Eine andere Geschichte schreiben? Überlegungen zur Historiografie von ‚Behinderung‘ im Anschluss an die Disability Studies. In O. Musenberg (Hrsg.), *Kultur – Geschichte – Behinderung. Die kulturwissenschaftliche Historisierung von Behinderung* (S. 101–120). Athena.

- Waldschmidt, A., & Bösl, E. (2017). Nacheinander/Miteinander: Disability Studies und Disability History. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 40–49). Didymos.
- Werner, A. (2015). Die gehörlosen Menschen sollen auch begeistert am Aufbau des sozialistischen Vaterlandes teilnehmen: Gehörlosenpädagogik in Ostdeutschland, 1945–1990. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 29(99), 6–21.
- Wiethoff, C. (2017). *Arbeit vor Rente. Soziale Sicherung bei Invalidität und berufliche Rehabilitation in der DDR (1949–1989)*. be.bra.
- Williams-Searle, J. (2001). Cold charity: Manhood, brotherhood, and the transformation of disability, 1870–1900. In P. K. Longmore, & L. Umansky (Hrsg.), *The new disability history: American perspectives* (S. 157–186). New York University Press.
- Winkler, U. (2012). „Es war eine enge Welt“. *Menschen mit Behinderungen, Heimkinder und Mitarbeitende in der Stiftung kreuznacher diakonie, 1945–1975*. Verlag für Regionalgeschichte.
- Winkler, U., & Schmuhl, H.-W. (2011). *Heimwelten. Quellen zur Geschichte der Heimerziehung in Mitgliedereinrichtungen des Diakonischen Werkes der Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers e. V. von 1945 bis 1978*. Institut für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel.
- Zander, M. (unter Mitarbeit von Thomas Wagner). (2010). ‚Revolutionäre Taubstummenebewegung.‘ Der Brief eines linken Gehörlosen aus dem Jahr 1931. *Das Zeichen: Zeitschrift für Kultur und Sprache Gehörloser*, 24(84), 20–23.
- Zürcher, U. (2004). *Monster oder Laune der Natur – Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780–1914*. Campus.

Elsbeth Bösl, PD Dr. phil., Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Universität der Bundeswehr München. Forschungsschwerpunkte: Disability History, Wissenschafts- und Technikgeschichte, Geschlechtergeschichte.

<https://www.unibw.de/elsbeth.boesl>

Bianca Frohne, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Forschungsschwerpunkte: Disability History der Vormoderne, Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Public Disability History, Geschichte chronischen Schmerzes, (Nicht-)Visuelle Kulturen von Behinderung in der Vormoderne.



Soziologische Disability Studies

Sarah Karim

Zusammenfassung

Soziologische Theorien und die Methoden der empirischen Sozialforschung haben die interdisziplinären Disability Studies seit ihren Anfängen geprägt. Der Beitrag zeichnet die Geschichte und Ansätze soziologischer Disability Studies auf internationaler Ebene und in den deutschsprachigen Ländern nach, grenzt sie von der Soziologie der Behinderung ab und behandelt die zentralen Theorien und Methoden. Zusätzlich werden wichtige thematische Forschungsfelder beschrieben.

Schlüsselwörter

Empirische Sozialforschung · Gesellschaft · Konstruktivismus · Materialismus · Theorie

1 Einleitung

Im Alltagsverständnis wird Behinderung zumeist mit Krankheit, Funktionsdefiziten und abweichenden Körpern, weniger mit sozialer Ungleichheit, Benachteiligung und Diskriminierung assoziiert. Durch die Einführung des sozialen Modells von Behinderung in den 1970er Jahren (> Hirschberg in diesem Band) ist es jedoch möglich geworden, Behinderung als soziale Zuschreibung jenseits pathologisierender und naturalisierender Erklärungen zu denken. Dabei haben soziologische Konzepte im Allgemeinen und die

S. Karim (✉)

Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies, Universität zu Köln,
Humanwissenschaftliche Fakultät, Köln, Deutschland

E-Mail: sarah.karim@uni-koeln.de

materialistische Sozialtheorie (insbesondere für die britischen Disability Studies) eine wesentliche Rolle gespielt. Trotz internationaler Vorbilder und der Möglichkeit, an eine in Deutschland bereits bestehende Soziologie der Behinderung anzuknüpfen, ist in den deutschsprachigen Ländern eine systematische Institutionalisierung der soziologischen Disability Studies bisher ausgeblieben.

Dieses Ausbleiben lässt sich unter anderem auf die Pluralität der allgemeinen Soziologie zurückführen. Grundsätzlich ist die Soziologie sowohl eine theorieorientierte als auch eine empirische Wissenschaft (für einen Überblick Lamla et al., 2014). Wissenschaftstheoretisch lassen sich realistische von konstruktivistischen Positionen unterscheiden: Erstere gehen von der Möglichkeit einer methodisch kontrollierten Abbildung eines in der Welt tatsächlich vorfindbaren Gegenstandes aus; letztere gestehen der Forschung einen konstitutiven Anteil an der Herstellung gesellschaftlicher Realität zu. Damit verbunden ist auch die Frage nach der empirischen Ausrichtung soziologischer Forschung: Idealtypisch wird zwischen hypothesenprüfenden quantitativen und hypothesengenerierenden qualitativen Methoden unterschieden. Weitere gängige Unterscheidungen differenzieren entlang gesellschaftlicher Makro-, Meso- und Mikrophenomene und danach, ob Analyseperspektiven vornehmlich struktur- oder handlungsorientiert sind.

Inwiefern sich die soziologische Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand ‚Behinderung‘ in dieses Spannungsfeld einreicht und welche Rolle die relativ jungen Disability Studies dabei spielen, wird dieser Beitrag beleuchten. Zuerst geht es um die Entstehung der internationalen Disability Studies und insbesondere um das soziale Modell von Behinderung, welches in den letzten fünf Jahrzehnten die Soziologisierung von Behinderung vorangetrieben hat. Anschließend werden die Entwicklungslinien der deutschsprachigen soziologischen Disability Studies nachgezeichnet. Ein weiterer Abschnitt widmet sich den Theorien und empirischen Methoden; im letzten Teil werden die zentralen Forschungsfelder skizziert.

2 Soziologie in den internationalen Disability Studies

Die Ursprünge der Disability Studies werden auf die 1970er Jahre datiert. Grundlegend war die Etablierung des sozialen Modells von Behinderung. Soziologen wie Michael (Mike) Oliver (1990) in Großbritannien und Irving Kenneth Zola (1982) in den USA, die selbst mit einer Beeinträchtigung lebten, nutzten zur Etablierung dieses Modells zum einen die politischen Forderungen der Behindertenbewegung, zum anderen ihre eigenen Behinderungserfahrungen und nicht zuletzt ihr akademisches Wissen. Sie legten damit den Grundstein für die Entwicklung der interdisziplinär ausgerichteten Disability Studies. Angestrebt wurden Verbesserungen im gesellschaftlichen Umgang mit behinderten Menschen und eine Veränderung in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Behinderung. Um einen ersten Paradigmenwechsel weg von der ausschließlich pathologisierenden Betrachtung hin zu einer gesellschaftsorientierten

Sicht von Behinderung einzuleiten, war vor allem die Kritik an der traditionellen Medizinsoziologie bedeutsam (Albrecht, 1992, S. 71–73; Thomas, 2007, S. 15–19). Zusätzlich lieferten die Arbeiten der soziologischen Klassiker Karl Marx (1818–1883), Erving Goffman (1911–1982) und Michel Foucault (1926–1984) wichtige Impulse (Oliver & Barnes, 2012; Tremain, 2015; Waldschmidt, 2011; >Klein und Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band).

An dieser Stelle ist zu betonen, dass zwischen einer konventionellen Soziologie der Behinderung und den Disability Studies verschiedene Schnittmengen, aber auch Unterschiede bestehen. Ihr Verhältnis kann für die internationale Ebene folgendermaßen charakterisiert werden: Gary L. Albrecht (2010) versteht die Soziologie der Behinderung als Teil der Medizinsoziologie. Allerdings zeichnet sich die klassische medizinsoziologische Sicht auf Behinderung vor allem durch die Verwendung von Theorien sozialer Devianz und Stigmatisierung aus (Thomas, 2007, S. 4). Damit liegt der Medizinsoziologie – ähnlich wie dem Alltagsverständnis von Behinderung – meist eine individualisierende und pathologisierende Sicht auf behinderte Menschen zugrunde (Thomas, 2007, S. 12), auch wenn – wie Michael R. Bury (1986) konstatiert – bereits für die 1980er Jahre eine Zunahme konstruktivistischer Ansätze in der Medizinsoziologie zu verzeichnen ist.

Laut Carol Thomas (2007, S. 40) sind die Disability Studies dagegen eher multi- bzw. interdisziplinär orientiert und in erster Linie durch konstruktivistische Ansätze geprägt. Die Disability Studies verstehen nicht die im weitesten Sinne körperlichen, psychischen oder kognitiven Beeinträchtigungen einer Person, sondern die gesellschaftlichen Teilhabebarrrieren als ‚Behinderung‘; der Bezug auf soziale und kulturelle Behinderungsmodelle ist dabei grundlegend (Priestley, 1998, S. 75–80). Darüber hinaus privilegieren die Disability Studies Forschungsperspektiven von Personen, die selbst mit einer Beeinträchtigung leben.

3 Entwicklung soziologischer Disability Studies in den deutschsprachigen Ländern

Im Folgenden geht es vornehmlich um die Entwicklung in Deutschland, da in Österreich und der Schweiz die Entwicklung der Disability Studies weniger an die Soziologie angeknüpft zu sein scheint. In der früheren Bundesrepublik bildete sich in den 1970er Jahren ein Forschungsweig, der sich die Selbstbezeichnung ‚Soziologie der Behinderten‘ gab (Cloerkes, 2007; Thimm, 1975). Christian von Ferber, Walter Thimm und Günther Cloerkes verstanden darunter die Forschung über die Lebenslagen behinderter Menschen mit Hilfe soziologischer Theorie und Methodik. Im Anschluss an Goffman und den symbolischen Interaktionismus beschäftigten sie sich vor allem mit Stigmatisierungsprozessen und den gesellschaftlichen Reaktionen auf behinderte Menschen (Brusten & Hohmeier, 1975).

Der Soziologie der Behinderten ging es laut Cloerkes (2007, S. 3; Hervorh. i. O.) „[a]nders als in der Pädagogik [...] nicht primär um die ‚Behinderung‘, sondern um die *gesamte* Lebensrealität von Menschen, denen ein derartiges Attribut zugeschrieben wurde.“ Im Vergleich zu den zuvor dominierenden medizinischen Problematisierungen von Behinderung trug diese Betrachtung der Lebenslagen behinderter Menschen zu einer Soziologisierung des Diskurses bei. Jedoch verblieb die Soziologie der Behinderten aufgrund ihrer akademischen Ansiedlung in sonderpädagogischen Einrichtungen und der damit verbundenen, weiterhin vorherrschenden individualisierenden Sichtweise auf Behinderung lange Zeit im Status einer „pädagogischen Hilfswissenschaft“ (Waldschmidt & Schneider, 2007b, S. 12).

Man könnte auch von einer ‚halbierten Soziologisierung‘ sprechen, da die Soziologie der Behinderten zwar die Lebenslagen behinderter Menschen, nicht aber die dazugehörigen Kategorisierungsprozesse zu verstehen versuchte. Im Unterschied zu Cloerkes verwiesen deshalb Anne Waldschmidt und Werner Schneider (2007b, S. 13) darauf, dass die Disability Studies eben nicht behinderte Menschen untersuchen, sondern „Wissen zu Behinderung, zum Verhältnis von Abweichung und Normalität und deren jeweilige[n] Bewertung“ generieren wollen. Die beginnende Rezeption der Disability Studies in den deutschsprachigen Ländern um die Jahrtausendwende brachte deshalb einen zweiten Paradigmenwechsel mit sich, welcher nicht mehr nur die Reaktionen auf behinderte Menschen in den soziologischen Blick nahm, sondern auch die Kategorisierung und Konstruktion der Personengruppe untersuchte.

Der von Waldschmidt und Schneider (2007a) herausgegebene Sammelband *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung* bot Anregungen für die Entwicklung einer eigenständigen deutschsprachigen Richtung soziologischer Disability Studies, indem er einen Überblick über die verschiedenen Ansätze und die Bandbreite der Forschungsarbeiten lieferte. Der Band zeigt, dass sowohl soziologische Theorie als auch vor allem qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung ihren festen Platz in den Disability Studies haben. Eine konsequent soziologische Betrachtung von Behinderung ist möglich, ohne essentialisierende und naturalisierende Erklärungen aus anderen Disziplinen zu übernehmen. In den Folgejahren ist es zu einer Reihe von Studien gekommen (z. B. Behrisch, 2014; Pfahl, 2011; Pieper, 2016), die zu den soziologischen Disability Studies gehören. Jedoch fehlt weiterhin in allen deutschsprachigen Ländern eine breitere Rezeption der Disability Studies in der soziologischen Hochschul- und Forschungslandschaft.

Nicht jede soziologische Forschung, die das Phänomen ‚Behinderung‘ zum Gegenstand hat, kann somit als Disability Studies bezeichnet werden. Eine Grundhaltung, die Behinderung als soziale Konstruktion und Ungleichheitskategorie versteht und zudem essentialisierende, pathologisierende und interventionsorientierte Erklärungsansätze ablehnt, ist dazu vonnöten. Trotz der noch unzureichenden soziologischen Institutionalisierung des Forschungszweiges werden, wie in diesem Beitrag gezeigt wird, in zahlreichen Arbeiten Theorien und Methoden aus der allgemeinen Soziologie herangezogen, um die Lebenswelten von Menschen mit Behinderungen sowie Behinderung als gesellschaftliches Phänomen zu analysieren.

4 Zentrale Theorieansätze und empirische Methoden

Die Stärke der Soziologie als wissenschaftliche Disziplin liegt in der konsequenten Verschränkung und gegenseitigen Befruchtung von theoretischer und empirischer Arbeit. Im Folgenden werden die hauptsächlich verwendeten Theorien und Methoden in den soziologischen Disability Studies skizziert, wobei im Wesentlichen deutschsprachige und neuere Forschungsarbeiten behandelt werden.

4.1 Theorieansätze in den soziologischen Disability Studies

Bei der Betrachtung der wichtigen Theorieansätze (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) in den soziologischen Disability Studies kann unterschieden werden, ob es sich erstens um die Nutzung klassischer soziologischer Theorie oder zweitens um die (Weiter-)Entwicklung eigener theoretischer Ansätze handelt.

Für die Untersuchung von Behinderung im Anschluss an die soziologischen Disability Studies werden unterschiedliche klassische Theorieansätze verwendet und miteinander kombiniert. Oliver, Colin Barnes und weitere Vertreter der Disability Studies britischer Prägung beziehen sich für die Begründung des sozialen Modells von Behinderung auf (neo-)marxistische Zugänge. Theoretische Bezugspunkte sind neben dem Werk von Marx vor allem Antonio Gramscis (1891–1937) Hegemonietheorie und Louis Althusser (1918–1990) Theorie der Anrufung. Behinderung (*disability*) ist laut Oliver und Barnes (2012, S. 33) kein körperlicher Zustand, sondern wird durch die behindernden Barrieren und Vorurteile in der Gesellschaft den verschiedenen Beeinträchtigungen (*impairments*) lediglich ‚aufgesetzt‘. In Anlehnung an den historischen Materialismus und dessen These, dass das ‚Sein‘ das ‚Bewusstsein‘ bestimmt, datieren sie die Genese der individualisierenden Sicht auf Behinderung auf die industrielle Revolution. Behinderung ist demzufolge vor allem eine Frage sozialer Ungleichheit und sozialer Schichtung; die historisch kontingente Bewertung von beeinträchtigungsspezifischer Abweichung wird auf wandelnde ökonomische und materielle Bedingungen zurückgeführt (Oliver & Barnes, 2012, S. 33).

Auch wenn diese Sichtweise in den letzten Jahrzehnten theoretisch wenig weiterentwickelt wurde und überdies das soziale Modell häufig verkürzt genutzt wird, bemüht sich beispielsweise die US-amerikanische Erziehungswissenschaftlerin Nirmala Erevelles (2011) um eine erneute Rezeption marxistischer Theorie in den Disability Studies. Die kürzlich erschienene Anthologie mit Schriften der US-amerikanischen Schriftstellerin und Behindertenrechtsaktivistin Marta Russell (Rosenthal, 2019), die stark neomarxistisch argumentiert, bietet einen weiteren Hinweis auf eine Renaissance marxistischer Ansätze in den Disability Studies. Im deutschsprachigen Raum plädiert Barbara Neukirchinger (2020) für eine Erweiterung der materialistischen Ansätze des sozialen Modells um die Kritische Theorie.

Während die (neo-)marxistische Theorie mit dem sozialen Modell von Behinderung verbunden wird, zeichnet sich das kulturelle Behinderungsmodell (Waldschmidt, 2020, S. 66–69) durch den Einbezug poststrukturalistischer Theorie aus, welche vor allem mit den Arbeiten des französischen Philosophen Foucault (1973 [1963], 1976 [1975]) verbunden wird. Auf internationaler Ebene ist in diesem Zusammenhang insbesondere der 2005 erstmals und 2015 in erweiterter Auflage erschienene Sammelband der kanadischen Philosophin Shelley Tremain (2015) *Foucault and the Government of Disability* von Bedeutung.

Auch im deutschsprachigen Raum wird Foucaults Werk aufgegriffen. Relevant sind vor allem die Arbeiten Waldschmidts (2004, 2011), die sich diskurs- und dispositivanalytisch mit dem Verhältnis von Behinderung und Normalität befassen. Auch diskursive Konstruktionen des behinderten Körpers stehen häufig im Mittelpunkt einschlägiger Arbeiten, wobei sowohl auf wissenschaftliches Wissen (Freitag, 2005; Schneider, 2005) als auch auf Alltagswissen (Bruner, 2005) Bezug genommen wird. Darüber hinaus sind dekonstruktivistische Arbeiten zu nennen, die sich einem intersektionalen Forschungsinteresse verschrieben haben und Behinderung im Wechselverhältnis mit anderen Differenzkategorien analysieren (Raab, 2007).

Etwa zeitgleich mit den Arbeiten Foucaults entwickelte in Nordamerika der Soziologe Goffman eine interaktionistische Gesellschaftstheorie. Nicht nur in der Soziologie der Behinderten (Cloerkes, 2007) wird sein Werk herangezogen; seine Arbeiten zu totalen Institutionen (*Asyle*, 1973 [1961]) und zur Identitätstheorie (*Stigma*, 1967 [1963]) spielen auch in neueren, den Disability Studies zuzurechnenden Arbeiten eine wesentliche Rolle (Geese, 2017; Kotsch, 2012). Trotz Goffmans naturalistisch gefärbter Sicht auf Behinderung (Waldschmidt, 2011, S. 93) bietet seine Soziologie durchaus Ansatzpunkte, um den Umgang mit und die Herstellung von Behinderung und Beeinträchtigung in sozialen Interaktionen untersuchen zu können.

Darüber hinaus lohnt es sich, die theoretische Perspektive des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1976) in den soziologischen Disability Studies zu berücksichtigen. Bisher ist dies – trotz eines Systematisierungsvorschlags von Waldschmidt (2011) – eher wenig geschehen, obwohl Bourdieus Praxistheorie, seine Arbeiten zu sozialer Ungleichheit und seine Konzeption von symbolischer Gewalt prädestiniert erscheinen, Behinderung zu theoretisieren. Die Arbeiten von Thomas Becker (2007) und Arne Müller (2018) stellen nennenswerte Ausnahmen dar; Becker bezieht sich auf Bourdieus Begriffs des Feldes, Müller auf dessen Ungleichheitstheorie.

Weitere Ansätze, die vornehmlich Alltag und Interaktionen thematisieren, werden vor allem bei Fragen nach dem *Doing Dis/ability* herangezogen; der Schrägstrich zeigt an, dass die alltägliche Herstellung und Reproduktion nicht nur von Behinderung, sondern auch von Nichtbehinderung in sozialen Praktiken und Interaktionen analysiert werden soll. So nutzt Siegfried Saerberg (2006) die von Alfred Schütz (1899–1959) begründete Sozialphänomenologie; die auf Gilles Deleuze (1925–1995) und Félix Guattari (1930–1992) zurückgehende Theorie der Assemblage wendet Marianne Pieper (2016) an; Michael Schillmeier (2010) greift auf die Akteur-Netzwerk-Theorie nach Bruno Latour

zurück und Miklas Schulz (2018) arbeitet mit der Praxistheorie im weitesten Sinne. Auffällig ist, dass sich vor allem die kritische Forschung über Blindheit und Sehen (> Schulz & Geese in diesem Band) auf phänomenologische, praxis- und handlungstheoretische Ansätze stützt.

Neben den Bezügen auf die erwähnten Klassiker haben die soziologischen Disability Studies – unter den Stichworten Normalismus, Inklusion, Intersektionalität und Ableismus – auch eigene Theoriekonzepte (weiter-)entwickelt, die im Folgenden kurz referiert werden. Waldschmidt (2004) untersucht z. B. im Anschluss an Foucault und Jürgen Link das Verhältnis zwischen Behinderung und Normalität. Behinderung werde in modernen Gesellschaften stets anhand von Vorstellungen des ‚Normalen‘ gemessen, welche jedoch „nur selten eingehend reflektiert“ (Waldschmidt, 2004, S. 142) würden. Eine Veränderung in der Betrachtung von Behinderung sei zwar in den letzten Jahrzehnten zu beobachten, dabei könne aber nicht von einer kompletten Abkehr von normalisierenden Praktiken gesprochen werden. Eher stellt Waldschmidt (2004, S. 151–152) eine Flexibilisierung und die Etablierung ‚weicherer‘ Strategien fest, die zwar zu einer Erweiterung des Normalitätsfeldes führen, die Grenzen zwischen ‚normal‘ und ‚behindert‘ aber nicht auflösen.

Nicht zuletzt durch die UN-Behindertenrechtskonvention (Degener & Diehl, 2015) stellt das Konzept der Inklusion einen wichtigen Bezugspunkt für soziologische Disability Studies dar. Die gegenwärtige öffentliche Debatte dreht sich vor allem um die schulische Inklusion behinderter Kinder und Jugendlicher und bezieht sich auf einen normativen Inklusionsbegriff (> C. Tillmann in diesem Band). Aus soziologischer Sicht ist dagegen die Theoretisierung von Inklusion und Exklusion nötig; dabei werden gesellschaftliche In- und Ausschlüsse kritisch-analytisch, d. h. möglichst ohne normative Bewertung betrachtet. Tobias Peter & Waldschmidt (2017, S. 31) identifizieren drei Hauptstränge des soziologischen Diskurses: Die Systemtheorie sieht Inklusion als gesellschaftliche Integrationsleistung; poststrukturalistische Arbeiten fokussieren die Machteffekte gesellschaftlicher Ausschließungsprozesse und die Ungleichheitsforschung beschäftigt sich mit Exklusion im Rahmen der ‚sozialen Frage‘. In diesem Zusammenhang sind vor allem die Arbeiten von Gudrun Wansing (2005, 2015) zu nennen, die von der Systemtheorie nach Niklas Luhmann (1927–1998) ausgeht, um Prozesse der Ein- und Ausschließung behinderter Menschen zu untersuchen. Aus kapitalismuskritischer Sicht betrachtet Martin Kronauer (2018) gesellschaftliche Ausschlüsse als Folgen sozialer Ungleichheit.

Außerdem erfährt derzeit nicht nur forschungsbezogen, sondern auch in der öffentlichen Debatte das Konzept der Intersektionalität erhöhte Aufmerksamkeit. In den Disability Studies wird es herangezogen, um Anknüpfungen an eine Reihe nahestehender Felder zu erlauben, wie etwa die Gender & Queer Studies (Raab, 2007; > Raab & Ledder in diesem Band) oder Postcolonial Studies bzw. Migrationssoziologie (Pieper, 2016; Wansing und Westphal, 2014; > Pieper in diesem Band).

Mit Blick auf die Mehrheitsgesellschaft haben die Disability Studies schließlich den Begriff Ableismus entwickelt (> Pieper, Waldschmidt & Schillmeier und Wesselmann in

diesem Band). Fiona Kumari Campbell (2009), die das Konzept international bekannt machte, betont, dass das ‚Normale‘ meist anhand des Abweichenden konstruiert wird. Ableismus fungiere als Netzwerk von Praktiken und Diskursen, die bestimmte Vorstellungen eines menschlichen Normkörpers produzieren; behinderte Körper würden in dieser Vorstellung als minderwertig gelten (Campbell, 2009, S. 5). Der Ansatz bietet die Erweiterung des älteren Konzepts der Behindertenfeindlichkeit (Rommelspacher, 1999) auf die potenziell diskriminierende Bewertung von Fähigkeiten im Allgemeinen; aus diesem Grund ist das Konzept auch für die deutschsprachigen Disability Studies interessant geworden (Maskos, 2010; Pieper & Mohammadi, 2014; Pfahl & Buchner, 2015).

Des Weiteren haben sich in der soziologischen Theoretisierung von Behinderung seit einigen Jahren Ansätze herauskristallisiert, die theorieintegrierend arbeiten und Disability als multiple Verwebungen verschiedener sozialer Ebenen verstehen. Dabei wird einem allgemeinen Trend in der Soziologie gefolgt, der neben Methodenpluralismus auch komplexere Theorieansätze nutzt.

Eine entgrenzende Perspektive auf (Nicht-)Behinderung schlägt beispielsweise Schillmeier (2010) vor: In der Tradition von Foucault und des Dekonstruktivismus, mithilfe der Science and Technology Studies und des Pragmatismus deessentialisiert er Behindert-Werden, indem er es als ‚Erfahrung‘ und ‚Ereignis‘ konzipiert. Nach John Dewey (1859–1952) sei die Trennung zwischen Natur und Kultur oder Subjekt und Objekt forschungspragmatisch unnötig, da Erfahrungen immer unmittelbar erlebt würden. Die Auflösung des ‚Entweder/Oder-Denkens‘ (Schillmeier, 2010, S. 18–20) führe zu einer fluideren, weniger purifizierenden Denkweise über Dis/ability, in der Relationen, Verbindungen und Assemblagen berücksichtigt werden könnten (Schillmeier, 2010, S. 34).

Axel Groenemeyer (2014) fordert, Behinderung auf den Ebenen von sozialer Praxis, Institutionen, Diskursen und Erfahrung/Biographie zu untersuchen. Jede Ebene folge eigenen Logiken und müsse mit jeweils spezifischen Methoden empirisch untersucht werden. Groenemeyer schließt mit seinem Behinderungsverständnis an die Soziologie der sozialen Probleme an: Wichtig sei „nicht, was Behinderung eigentlich ist, sondern warum und in welcher Weise die Kategorie verwendet wird und welche sozialen und individuellen Folgen mit dieser Verwendung verknüpft sind.“ (Groenemeyer, 2014, S. 152)

Waldschmidt (2011) und Waldschmidt et al. (2020) verfolgen ebenfalls eine integrierende Perspektive auf die verschiedenen Ebenen der gesellschaftlichen Herstellung von Dis/ability und arbeiten dabei mit dem auf Foucault zurückgehenden Konzept des Dispositivs. Das Behinderungsdispositiv konstruiere sich durch die Verschränkung von verschiedenen wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Diskursen mit politischen Programmen, rechtlichen Regelungen, Architekturen, Materialitäten und Subjektivierungspraktiken. Aufgrund dieser Verschränkungen sei in der Methodologie ein Neudenken notwendig.

4.2 Empirische Methoden in den soziologischen Disability Studies

Neben der Entwicklung von Theorie hat die allgemeine Soziologie den Anspruch, ihre Erkenntnisse gegenstandsbezogen, d. h. aus der empirischen Arbeit heraus zu generieren. Auffällig ist, dass in den soziologischen Untersuchungen der Disability Studies fast ausschließlich qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung zum Einsatz kommen. In quantitativen Befragungen und größer angelegten Bevölkerungsumfragen finden sich keine aus den Disability Studies hervorgegangenen Konzepte; auch umgekehrt nutzen Disability Studies statistische Auswertungen und quantitatives Datenmaterial eher selektiv und illustrativ. Um Artikel 31 (Statistik und Datensammlung) der UN-Behindertenrechtskonvention gerecht zu werden, sollte aber eigentlich auch quantitative Forschung zumindest durch die Disability Studies informiert werden. Die Vorliebe für qualitative Methoden in den Disability Studies kann damit erklärt werden, dass sie als grundsätzlich emanzipatorisch verortete Forschungsrichtung versuchen, kritische Forschung zu betreiben, und deshalb offene und explorative Herangehensweisen bevorzugen (> Behrisch in diesem Band).

Methodisch kann aktuell eine Konjunktur diskursanalytischer Arbeiten konstatiert werden. Dies liegt vor allem darin begründet, dass die Diskursanalyse, versteht man sie als de- und rekonstruktives Verfahren von (Spezial-)Wissensformationen, mit der Grundintention der Disability Studies – nämlich Behinderung zu dekonstruieren oder zumindest zu rekontextualisieren – gut in Einklang zu bringen ist. Diskursanalytische Arbeiten beschäftigen sich häufig mit diskursiven Konstruktionen des behinderten Körpers (Freitag, 2005; Schneider, 2005) und der Wirkung von diskursiven Formationen auf die Alltagspraxis bzw. das Alltagswissen (Bruner, 2005; Waldschmidt et al., 2009).

Viele Studien verwenden überdies qualitative Befragungsmethoden. Diese eignen sich, um subjektiven Sinn zu explizieren und die ‚Innensicht‘ und Erfahrungen der befragten Personen zu erkunden. Bei thematisch fokussierten Arbeiten, die sich beispielsweise mit diskriminierenden Praktiken beschäftigen, wird häufig das leitfadengestützte, problemzentrierte Interview genutzt (Müller, 2018; Pieper & Mohammadi, 2014; Schreiner, 2017; Waldschmidt, 2012). Allgemein kann in den soziologischen Disability Studies außerdem eine Konjunktur biographieanalytischer Arbeiten festgestellt werden (Bruner, 2005; Freitag, 2005; Pfahl, 2011; für einen Überblick Karačić & Waldschmidt, 2018).

Schließlich folgen soziologische Disability Studies einem ethnografischen Forschungsstil und wenden insbesondere die Methode der teilnehmenden Beobachtung an. Dieser Ansatz findet sich in empirischen Studien, die sich mit Assistenzinteraktionen (Kotsch, 2012), *mixed abled*-Interaktionen im Alltag (Geese, 2017; Saerberg, 2006), Arbeitssituationen (Karim & Waldschmidt, 2019; Karim, 2021; Modes, 2016) und Praktiken des Hörens (Schulz, 2018) beschäftigen. Vor allem Arbeiten im Bereich der Critical Blindness Studies setzen die Autoethnografie ein, welche es ermöglicht, die Erfahrungen der Forschenden selbst in den Mittelpunkt der Analyse zu rücken und

so den in den Disability Studies geforderten Perspektivwechsel empirisch umzusetzen (Geese & Schulz, 2020).

In der Zukunft sind die soziologischen Disability Studies aufgerufen, sich verstärkt an der Erarbeitung partizipativer Forschungsmethoden (> Behrlich in diesem Band) zu beteiligen, da es zur Grundkompetenz der Soziologie im Allgemeinen gehört, Methoden der empirischen Sozialforschung zu entwickeln. Im Besonderen ist es das Ziel der qualitativen Sozialforschung, die Sichtweisen der Praxisteilnehmenden zu erheben; damit lässt sie sich gut mit den Disability Studies verbinden.

5 Forschungsfelder soziologischer Disability Studies

Die Allgemeine Soziologie hat sich in den letzten Dekaden verschiedenen Themenfeldern zugewandt, die ursprünglich als wenig relevant für die Gesellschaftsanalyse angesehen wurden. Dabei hat sich eine Reihe neuer Bindestrich-Soziologien ausdifferenziert, wie etwa die Kulturosoziologie, die Umweltsoziologie oder die Wissenschafts- und Technikforschung. Der Soziologie der Behinderung ist es allerdings bisher nicht gelungen, sich als von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) anerkannte Sektion zu etablieren; gleiches gilt für die Österreichische Gesellschaft für Soziologie (ÖGS) und die Schweizerische Gesellschaft für Soziologie (SGS). Um die Forschungsfelder der deutschsprachigen soziologischen Disability Studies zu skizzieren, orientieren sich die folgenden Ausführungen deshalb an thematisch relevanten DGS-Sektionen, wobei insbesondere die Biographieforschung, die Körpersoziologie, die Soziologie sozialer Ungleichheit, die Bildungs- und Erziehungssoziologie sowie die Arbeitssoziologie bedeutsam sind; zusätzlich werden der Alltag und die sozialen Interaktionen als Untersuchungsfelder behandelt.

5.1 Biographieforschung

Wie der englische Soziologe Mark Priestley (2003) herausgearbeitet hat, beeinflussen gesellschaftliche Strukturen und Politiken unmittelbar die Ausgestaltung von Biographien behinderter Menschen. Nach Anemari Karačić & Waldschmidt (2018, S. 417) können die deutschsprachigen Arbeiten in der Biographieforschung entlang eines Phasenmodells entsprechend der Behinderungsmodelle unterschieden werden: Zunächst wurde Behinderung als persönliches Schicksal verstanden (individuelles Modell); es folgte eine Auseinandersetzung mit Behinderung als Unterdrückungskategorie (soziales Modell); neuere Ansätze fragten schließlich „mithilfe des kulturellen Behinderungsmodells nach den gesellschaftlichen Konstruktionsprozessen von Behinderung“ (Karačić & Waldschmidt, 2018, S. 417).

Claudia Franziska Bruner (2005) untersuchte beispielsweise anhand von acht narrativ-biografischen Interviews mit sichtbar körperbehinderten Frauen die

(geschlechts-)spezifischen Sozialisierungen. Walburga Freitag (2005) führte sieben biografisch-narrative Interviews durch und widmete sich dem Zusammenhang von wissenschaftlichen Diskursen und biografischem Wissen; sie kontrastierte die Ergebnisse einer Diskursanalyse zu dem Medikament Contergan in den medizinischen Wissenschaften mit den Biographien contergangeschädigter Männer und Frauen. Lisa Pfahl (2011) analysierte die Subjektivierungsweisen von Schülern und Schülerinnen mit sogenannter ‚Lernbehinderung‘; dazu untersuchte sie den historischen Diskurs der Heilpädagogik zu Lernbehinderung und konfrontierte ihn mit den biografischen Erzählungen ehemaliger Sonderschüler und -schülerinnen. Allen drei Arbeiten ist gemeinsam, dass sie biographische Erzählungen und die Analyse gesellschaftlicher Strukturen miteinander verbinden.

5.2 Körpersoziologie

Körpertheoretische Fragestellungen wurden in den Disability Studies erst ab Ende der 1990er Jahre durch die Nutzung sowohl poststrukturalistischer Ansätze in Anlehnung an Foucault als auch der von Maurice Merleau-Ponty (1908–1961) begründeten Phänomenologie des Leibes aufgeworfen (Hughes & Paterson, 1997; Turner, 2001). Diesen Ansätzen ist trotz ihrer Differenzen gemeinsam, dass sie sich gegen die Trennung von Körper und Geist richten (Turner, 2001, S. 255). Robert Gugutzer und Schneider verweisen in ihrem Grundlagentext auf beide Ansätze und beschreiben den menschlichen Körper als „Produkt wie auch Produzent von Gesellschaft“ (Gugutzer & Schneider, 2007, S. 36), welcher aus den Perspektiven des Körperdiskurses, der Körperpraxis und als ‚leib-körperliche Erfahrung‘ untersucht werden kann.

Durch die körpersoziologisch informierte Erweiterung des sozialen Modells wurden der behinderte und – damit auch – der normale Körper zum Ausgangspunkt theoretischer Auseinandersetzungen (Junge & Schmincke, 2007) und empirischer Studien (Bruner, 2005; Freitag, 2005). Einen aktuellen Überblick über körpersoziologische Arbeiten in den Disability Studies bietet Waldschmidt (2022).

5.3 Soziale Ungleichheit

Obwohl die soziologischen Disability Studies sich aus dem sozialen Modell von Behinderung heraus entwickelt und insofern eine ungleichheitstheoretische Orientierung haben, beziehen sich nur wenige Arbeiten auf ressourcen- und klassenbezogene Ansätze. Michael Maschke (2007) fasst Behinderung als Ausprägung horizontaler sozialer Ungleichheit, die quer zu den klassischen vertikalen Kategorien sozialer Ungleichheit wie Einkommen, Bildung und Vermögen liegt, und betont so die materiellen Grundlagen sozialer Ungleichheit. Pfahl (2011) verbindet Biographie- und Diskursforschung mit einer Sozialstrukturanalyse. Auch Müller (2018) nutzt einen ungleichheitstheoretischen

Zugang für seine Studie zu den Diskriminierungserfahrungen von Frauen und Männern mit und ohne Behinderung, indem er sich auf Bourdieu bezieht und das Kriterium soziale Klasse in seiner Fallauswahl berücksichtigt.

5.4 Bildung und Schule

In der pädagogischen Debatte hat der Stellenwert inklusiver Bildung seit Inkrafttreten der UN-BRK enorm an Zuwachs gewonnen. Auch bildungssoziologische Arbeiten interessieren sich vermehrt für die (inklusive) Beschulung behinderter Kinder. Justin J.W. Powell (2007) vergleicht aus Sicht des Neoinstitutionalismus die Schulsysteme in Deutschland und den USA. Mit dem Begriff der ‚schulischen Behinderung‘ benennt er die institutionalisierte Exklusion und Chancenungleichheit, die aufgrund historisch gewachsener Strukturen zur Benachteiligung behinderter Kinder und Jugendlicher führen. Nicht die Schüler und Schülerinnen selbst seien behindert, sondern sie würden systematisch durch die Schule behindert gemacht. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Pfahl (2011) im diskursanalytischen Teil ihrer Arbeit über *Techniken der Behinderung*. Aktuell zeigt Tobias Buchner (2018), dass auch inklusiv beschulte Kinder Erfahrungen mit Diskriminierung machen; gleichzeitig erleben sie aber auch Förderung und Befähigung. Eine international vergleichende Perspektive nimmt Julia Biermann (2019) ein, indem sie die Umsetzung der UN-BRK im Bildungswesen in Deutschland und Nigeria untersucht; sie stellt fest, dass der sonderpädagogische Diskurs bei der Frage nach Inklusion dominiert.

5.5 (Erwerbs-)Arbeit und Arbeitsalltag

Ogbleich Erwerbsarbeit in der öffentlichen Debatte über die Inklusion behinderter Menschen eine wesentliche Rolle spielt und es vor allem in Großbritannien eine lebhafteste, kritische Debatte über Sinn und Zweck der Lohnarbeit gibt (exemplarisch Grover & Piggott, 2015), haben die deutschsprachigen Disability Studies dieses Thema noch zu entdecken. Zwei kürzlich erschienene Sammelbände (Misselhorn & Behrendt, 2017; Wansing et al., 2018) behandeln das durch die UN-BRK proklamierte Recht auf Arbeit für Menschen mit Behinderungen eher unkritisch.

Pieper und Jamal Haji Mohammadi (2014) analysieren die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund auf dem deutschen Arbeitsmarkt und nutzen dazu die Theorie der Assemblage. In ihrer ethnografischen Studie eines integrativen Hotelbetriebs, in dem behinderte und nichtbehinderte Menschen gemeinsam arbeiten, setzt sich Marie-Theres Modes (2016) vornehmlich mit raumtheoretischen Fragestellungen auseinander. Mario Schreiner (2017) befragt Beschäftigte in Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) zu ihren Einstellungen zur Arbeit in der Einrichtung. Sarah Karim und Waldschmidt (2019) interessieren sich für die strukturellen

und praktischen Fähigkeitskonstruktionen im Rahmen des Arbeitsalltags in einer WfbM. Karim (2021) nutzt das Repertoire der praxeologischen Subjektivierungsanalyse und vergleicht Werkstattbeschäftigung mit dem Arbeiten in Inklusionsbetrieben.

5.6 Soziale Interaktionen und Alltag

Neben Bildung und Arbeit sind die privaten Kontakte und das Alltags(er)leben ein relevantes Handlungsfeld in der Behindertenhilfe, soziologisch dominiert die Untersuchung von sozialen Interaktionen. In den soziologischen Disability Studies widmen sich Waldschmidt (2012) und Lakshmi S. Kotsch (2012) der Bedeutung von Selbstbestimmung im Alltag. Waldschmidt (2012) erforscht anhand mehrerer Einzelfallstudien die Alltagstheorien körperbehinderter Männer und Frauen und kontrastiert diese mit wissenschaftlichen Diskursen um Autonomie. In ihrer Studie zur persönlichen Assistenz orientiert sich Kotsch (2012) an Goffmans Konzept der Interaktionsordnung und analysiert Videoaufnahmen von Assistenzsituationen. Birgit Behrisch (2014) untersucht den Alltag, die Selbstdeutungen und Aushandlungsprozesse von Paaren, von denen eine Person eine körperliche Beeinträchtigung hat.

Mit dem Alltag beschäftigen sich außerdem mehrere Studien, die den Critical Blindness Studies zugerechnet werden können (> Schulz & Geese in diesem Band). Saerbergs (2006) autoethnografische Studie über den Zusammenhang von Blindheit und Raum gilt mittlerweile als Klassiker des Feldes. Natalie Geese (2017) untersucht ebenfalls autoethnografisch die Interaktionen in sogenannten Triaden, d. h. zwischen blinder Person, ihrem Führhund und zufällig im Alltag angetroffenen, anderen Personen. Schulz (2018) widmet sich aus autoethnografischer Perspektive der Praxis des Hörens.

6 Fazit

Die deutschsprachigen soziologischen Disability Studies haben sich seit ihrem Beginn in unterschiedliche Forschungsbereiche ausdifferenziert und mittlerweile ein vertieftes Wissen über Behinderung und Gesellschaft hervorgebracht. Dabei lässt sich ein Trend in Richtung komplexer Theorieansätze und Methoden beobachten (Groenemeyer, 2014; Waldschmidt et al., 2020). Trotz der vielfältigen Bezüge auf soziologische Theorie-traditionen lassen sich gleichzeitig Lücken in der eigenen Theoriebildung feststellen (Waldschmidt, 2020). Gegenwärtig ist die Diskussion noch häufig von der Anwendungsorientierung des sozialen Behinderungsmodells bestimmt. Die heuristische Nutzung von Dis/ability ist jedoch für die Erforschung ganzer kultureller Systeme und nicht nur der Lebenswelten behinderter Menschen sinnvoll. Wichtig ist zu betonen, dass die soziologischen Disability Studies mehr sind als Forschung *über* Behinderung und behinderte Menschen; sie halten vielmehr Erkenntnisgewinne für alle Gesellschaftsbereiche und -mitglieder bereit. Wie in den Gender & Queer Studies sollten deshalb Forschung und

Lehre der Disability Studies nicht nur an pädagogischen Fakultäten und Hochschulen angeboten werden, sondern künftig auch ihren Platz in der allgemeinen Soziologie erhalten.

Literatur

- Albrecht, G. L. (1992). *The disability business. Rehabilitation in America*. Sage.
- Albrecht, G. L. (2010). The sociology of disability. Historical foundations and future directions. In C. E. Bird, P. Conrad, A. M. Fremont, & S. Timmermans (Hrsg.), *Handbook of medical sociology* (Bd. 6., S. 192–209). Vanderbilt University.
- Becker, T. (2007). Vom Blick auf den deformierten Menschen zum deformierten Maßstab der Beobachter. Versuch einer feldtheoretischen Genealogie des normalisierenden Beobachterhabitus in den Human- und Lebenswissenschaften. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursociologie und Soziologie der Behinderung* (S. 151–173). transcript.
- Behrisch, B. (2014). „Ein Stück normale Beziehung“. *Zum Alltag mit Körperbehinderung in Paarbeziehungen*. transcript.
- Biermann, J. (2019). „Sonderpädagogisierung der Inklusion“. Artikel 24 UN-BRK und die Diskurse über die Entwicklung inklusiver Schulsysteme in Nigeria und Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 69(6–7), 19–23.
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Suhrkamp.
- Bruner, C. F. (2005). *KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*. transcript.
- Brusten, M., & Hohmeier, J. (Hrsg.). (1975). *Stigmatisierung. Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen*. Luchterhand.
- Buchner, T. (2018). *Die Subjekte der Integration. Schule, Biographie und Behinderung*. Klinkhardt.
- Bury, M. R. (1986). Social constructionism and the development of medical sociology. *Sociology of Health and Illness*, 8(2), 137–169.
- Campbell, F. K. (2009). *Contours of Ableism. The production of disability and abledness*. Palgrave Macmillan.
- Cloerkes, G. (2007). *Soziologie der Behinderten. Eine Einführung* (3. Aufl.). Universitätsverlag Winter, Edition S.
- Degener, T., & Diehl, E. (Hrsg.). (2015). *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht, Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe*. Bundeszentrale für politische Bildung.
- Erevelles, N. (2011). *Disability and difference in global contexts*. Palgrave Macmillan.
- Freitag, W. (2005). *Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen*. Waxmann.
- Foucault, M. (1973). *Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Hanser (Erstveröffentlichung 1963).
- Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1975).
- Geese, N. (2017). Stigmatisierungen in Mensch-Führhund-Triaden: Ursachen, Verwirklichung und Management. In N. Burzan, & Roland Hitzler (Hrsg.), *Auf den Hund gekommen. Interdisziplinäre Annäherungen an ein Verhältnis* (S. 139–155). Springer VS.
- Geese, N., & Schulz, M. (2020). Autoethnografie in den Critical Blindness Studies. Überlegungen zum Verhältnis von Forschenden zum Erkenntnisgegenstand. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 165–171). Beltz Juventa.

- Goffman, E. (1967). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1963).
- Goffman, E. (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1961).
- Groenemeyer, A. (2014). Soziale Praxis – Institutionen – Diskurse – Erfahrung. Behinderung im Problematisierungsprozess. *Soziale Probleme: Zeitschrift für Soziale Probleme und Soziale Kontrolle*, 25(2), 151–172.
- Grover, C., & Piggott, L. (Hrsg.). (2015). *Disabled people, work and welfare. Is employment really the answer?* Policy Press.
- Gugutzer, R., & Schneider, W. (2007). Der ‚behinderte‘ Körper in den Disability Studies. Eine körpersoziologische Grundlegung. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung* (S. 31–53). transcript.
- Hughes, B., & Paterson, K. (1997). The social model of disability and the disappearing body: Towards a sociology of impairment. *Disability and Society*, 12(3), 325–340.
- Junge, T., & Schmincke, I. (Hrsg.). (2007). *Marginalisierte Körper: Zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*. Unrast-Verlag.
- Karačić, A., & Waldschmidt, A. (2018). Biographie und Behinderung. In H. Lutz, M. Schiebel, & E. Tuidar (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung* (2. Aufl., S. 415–425). Springer.
- Karim, S. (2021). *Arbeit und Behinderung. Praktiken der Subjektivierung in Werkstätten und Inklusionsbetrieben*. transcript.
- Karim, S., & Waldschmidt, A. (2019). Ungeahnte Fähigkeiten? Behinderte Menschen zwischen Zuschreibung von Unfähigkeit und Doing Ability. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 44(3), 269–288.
- Kotsch, L. S. (2012). *Assistenzinteraktionen. Zur Interaktionsordnung in der persönlichen Assistenz körperbehinderter Menschen*. Springer VS.
- Kronauer, M. (2018). Erwerbsarbeit zwischen Inklusion und Exklusion. In G. Wansing, F. Welti, & M. Schäfers (Hrsg.), *Das Recht auf Arbeit für Menschen mit Behinderungen. Internationale Perspektiven* (S. 131–144). Nomos.
- Lamla, J., Laux, H., Rosa, H., & Strecker, D. (Hrsg.). (2014). *Handbuch der Soziologie*. Universitätsverlag Konstanz.
- Maschke, M. (2007). Behinderung als Ungleichheitsphänomen – Herausforderungen an Forschung und die politische Praxis. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung* (S. 299–320). transcript.
- Maskos, R. (2010). *Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft*. <http://arranca.org/43/was-heisst-ableism>. Zugegriffen: 17. Aug. 2018.
- Misselhorn, C., & Behrendt, H. (Hrsg.). (2017). *Arbeit, Gerechtigkeit, Inklusion. Wege zu gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe*. J.B. Metzler.
- Modes, M.-T. (2016). *Raum und Behinderung. Wahrnehmung und Konstruktion aus raumsoziologischer Perspektive*. transcript.
- Müller, A. (2018). *Diskriminierung im Kontext von Behinderung, sozialer Lage und Geschlecht: Eine qualitative Analyse im Anschluss an Pierre Bourdieu*. transcript.
- Neukirchinger, B. (2020). Kritische Theorie als Perspektive für das britische soziale Modell von Behinderung. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 74–81). Beltz Juventa.
- Oliver, M. (1990). *The politics of disablement: A sociological approach*. Macmillan Education.
- Oliver, M., & Barnes, C. (2012). *The new politics of disablement*. Palgrave Macmillan.
- Peter, T., & Waldschmidt, A. (2017). Inklusion. Genealogie und Dispositivanalyse eines Leitbegriffs der Gegenwart. *Sport und Gesellschaft*, 14(1), 29–52.

- Pfahl, L. (2011). *Techniken der Behinderung. Der deutsche Lernbehinderungsdiskurs, die Sonderschule und ihre Auswirkungen auf Bildungsbiografien*. transcript.
- Pfahl, L., & Buchner, T. (2015). Editorial zum Heftthema *Ableism: Behinderung und Befähigung im Bildungswesen*. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/306/270>. Zugegriffen: 17. März 2020.
- Pieper, M. (2016). Assemblagen von Rassismus und Ableism. Selektive Inklusion und die Fluchtlinien affektiver Politiken in emergenten Assoziationen. *Movements: Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung*, 2(1), 91–116.
- Pieper, M., & Mohammadi, J. H. (2014). Partizipation mehrfach diskriminierter Menschen am Arbeitsmarkt. Ableism und Rassismus – Barrieren des Zugangs. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 221–254). Springer VS.
- Powell, J. J. W. (2007). Behinderung in der Schule, behindert durch Schule? Die Institutionalisierung der ‚schulischen Behinderung‘. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung* (S. 321–343). transcript.
- Priestley, M. (1998). Constructions and creations: Idealism, materialism and disability theory. *Disability and Society*, 13(1), 75–94.
- Priestley, M. (2003). *Disability: A life course approach*. Polity Press.
- Raab, H. (2007). Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung* (S. 127–148). transcript.
- Rommelspacher, B. (Hrsg.). (1999). *Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen*. Lamuv.
- Rosenthal, K. (Hrsg.). (2019). *Capitalism & disability. Selected writings by Marta Russell*. Haymarket Books.
- Saerberg, S. (2006). „Geradeaus ist einfach immer geradeaus“. *Eine lebensweltliche Ethnographie blinder Raumorientierung*. Universitätsverlag Konstanz.
- Schillmeier, M. (2010). *Rethinking disability. Bodies, senses, and things*. Routledge.
- Schneider, W. (2005). Der Prothesen-Körper als gesellschaftliches Grenzproblem. In M. Schroer (Hrsg.), *Soziologie des Körpers* (S. 371–397). Suhrkamp.
- Schreiner, M. (2017). *Teilhabe am Arbeitsleben. Die Werkstatt für behinderte Menschen aus Sicht der Beschäftigten*. Springer VS.
- Schulz, M. (2018). *Hören als Praxis. Sinnliche Wahrnehmungsweisen technisch (re-)produzierter Sprache*. Springer VS.
- Thimm, W. (Hrsg.). (1975). *Soziologie der Behinderten. Materialien*. G. Schindele.
- Thomas, C. (2007). *Sociologies of disability and illness. Contested ideas in disability studies and medical sociology*. Palgrave Macmillan.
- Tremain, S. (Hrsg.). (2015). *Foucault and the government of disability* (2., erw. Aufl.). University of Michigan Press.
- Turner, B. S. (2001). Disability and the sociology of the body. In G. L. Albrecht, K. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 252–266). Sage.
- Waldschmidt, A. (2004). Normalität – Ein Grundbegriff in der Soziologie der Behinderung. In R. Forster (Hrsg.), *Soziologie im Kontext der Behinderung. Theoriebildung, Theorieansätze und singuläre Phänomene* (S. 142–157). Klinkhardt.
- Waldschmidt, A. (2011). Symbolische Gewalt, Normalisierungsdispositiv und/oder Stigma? Soziologie der Behinderung im Anschluss an Goffman, Foucault und Bourdieu. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 36(4), 89–106.

- Waldschmidt, A. (2012). *Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer* (2., korr. Aufl.). Springer VS.
- Waldschmidt, A. (2020). Jenseits der Modelle. Theoretische Ansätze in den Disability Studies. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 56–73). Beltz Juventa.
- Waldschmidt, A. (2022). Disability Studies. In R. Gugutzer, G. Klein, & M. Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie. Bd. 2. Forschungsfelder* (2., akt. Aufl., im Erscheinen). Springer VS.
- Waldschmidt, A., & Schneider, W. (Hrsg.). (2007a). *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. transcript.
- Waldschmidt, A., & Schneider, W. (2007b). Disability Studies und Soziologie der Behinderung. Kulturosoziologische Grenzgänge – Eine Einführung. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 9–28). transcript.
- Waldschmidt, A., Karim, S., & Ledder, S. (2020). Wie lässt sich ‚dis/ability‘ mit Hilfe des Dispositivkonzepts nach Michel Foucault theoretisch denken und empirisch untersuchen? Eine Einführung. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 158–164). Beltz Juventa.
- Waldschmidt, A., Klein, A., & Tamayo Korte, M. (2009). *Das Wissen der Leute. Bioethik, Alltag und Macht im Internet*. VS Verlag.
- Wansing, G. (2005). *Teilhabe an der Gesellschaft. Menschen mit Behinderung zwischen Inklusion und Exklusion*. VS Verlag.
- Wansing, G. (2015). Was bedeutet Inklusion? Annäherungen an einen vielschichtigen Begriff. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht, Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 43–54). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Wansing, G., & Westphal, M. (Hrsg.). (2014). *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität*. Springer VS.
- Wansing, G., Welti, F., & Schäfers, M. (Hrsg.). (2018). *Das Recht auf Arbeit für Menschen mit Behinderungen. Internationale Perspektiven*. Nomos.
- Zola, I. K. (1982). *Missing pieces. A chronicle of living with a disability*. Temple University Press.

Sarah Karim, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Subjektivierungsanalyse, Körpersoziologie, Praxistheorie, Diskurs- und Dispositivanalyse, Ethnografie.

<https://www.hf.uni-koeln.de/36445>



Politikwissenschaftliche Disability Studies

Ursula Naue und Anne Waldschmidt

Zusammenfassung

Die Disability Studies fokussieren auf die Partizipation und Inklusion von Menschen mit Behinderungen. Entsprechend hat die Analyse des politischen Handelns einen hohen Stellenwert im Diskurs. Mithilfe gesellschaftskritischer und (de-)konstruktivistischer Perspektiven untersuchen die politikwissenschaftlichen Disability Studies die Bedingungen, Prozesse, Akteurskonstellationen, Interessenlagen und Ergebnisse von (Behinderten-)Politik. Neben politikwissenschaftlichen Grundlagen bietet der Beitrag mit Schwerpunkt auf den deutschsprachigen Raum einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand.

Schlüsselwörter

Behindertenpolitik · Behindertenrechtskonvention · Partizipation · Staat · Zivilgesellschaft

U. Naue (✉)

Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien, Wien, Österreich

E-Mail: ursula.naue@univie.ac.at

A. Waldschmidt

Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies, Universität zu Köln,

Humanwissenschaftliche Fakultät, Köln, Deutschland

E-Mail: anne.waldschmidt@uni-koeln.de

1 Einleitung

In den letzten Jahrzehnten haben sich zunehmend Sichtweisen auf Behinderung etabliert, die das Sozio-Politische und die Menschenrechte in den Vordergrund stellen. Die politikwissenschaftlichen Disability Studies, deren Entwicklung bis in die 1970er Jahre zurück verfolgt werden können (Waldschmidt, 2020, S. 44, 47–50, 156, 170), haben wesentliche Beiträge zu dieser Transformation geleistet. Zuerst im angloamerikanischen Raum im Kontext der internationalen Behindertenbewegungen entstanden und mittlerweile weltweit betrieben (> Biermann & Powell in diesem Band), untersuchen diese Studien die Politikgestaltung mithilfe der wissenschaftlichen ‚Werkzeugkästen‘ der Disability Studies und der Politikwissenschaft. Dabei verfolgen sie dezidiert gesellschafts- und kulturkritische Ansprüche (> Karim, Klein und Ochsner in diesem Band). Motiviert durch die Selbsterfahrung von Behinderung und den damit verbundenen Barrieren im Alltag sowie unter der Maßgabe, Partizipation und Inklusion zu verwirklichen und die Lebensbedingungen behinderter Menschen zu verbessern, wird im Rückgriff auf emanzipatorisch-partizipative Forschungsmethoden (> Behrlich in diesem Band) analysiert, welche Behinderungsbegriffe es in welchen (sozial-)politischen Systemen gibt, wie sich die Kategorisierungen mit normativen Leitideen verbinden, in welche konkreten Politikmaßnahmen diese übersetzt werden, welche Interessen dabei verfolgt werden, ob und wie die Politik Menschen mit Behinderungen erreicht und welche Barrieren durch politisches Handeln errichtet oder abgebaut werden. Zudem wollen die politikwissenschaftlichen Disability Studies praktisch-politische Anstöße zur Politikgestaltung liefern.

Dieser Beitrag erläutert zunächst die relevanten Begriffe Behinderung und Politik und stellt anschließend die Behindertenpolitik als Untersuchungsgegenstand vor. Des Weiteren werden Theorieansätze und Konzepte beschrieben, bevor im letzten Teil der aktuelle Forschungsstand dargelegt wird. Dabei werden vornehmlich die Staaten Deutschland, Österreich und Schweiz¹ berücksichtigt.

2 ‚Behinderung‘ und ‚Politik‘: Begriffsbestimmungen

Die politikwissenschaftlichen Disability Studies thematisieren und hinterfragen, erstens, was der politische Diskurs unter ‚Behinderung‘ versteht und, zweitens, welche Personengruppe(n) die politischen Maßnahmen adressieren. Während es in der Praxis

¹Die beiden Autorinnen sind mit der Situation in Deutschland und Österreich vertraut. Für Information zum Forschungsstand in der Schweiz danken wir Urs Germann, Leiter der Fachstelle Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen, Direktion für Bildung, Soziales und Sport, Alters- und Versicherungsamt der Stadt Bern; Bruno Trezzini, Participation & Social Integration Unit, Schweizer Paraplegiker-Forschung, Nottwil; und Christoph Tschanz, Universität Freiburg (CH), Bereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit. Wertvolle Anregungen verdanken wir außerdem Frieder Kurbjeweit, Universität zu Köln.

der (Behinderten-)Politik als die entscheidende Frage gilt, wer zu einer bestimmten ‚Zielgruppe‘ gerechnet und wer vom Bezug (behinderten-)politischer Leistungen oder dem Recht auf spezielle Ansprüche und Nachteilsausgleiche ausgeschlossen wird, problematisieren die politikwissenschaftlichen Disability Studies die benutzten Behinderungsbegriffe und die dahinter stehenden impliziten Vorannahmen.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich der Begriff Behinderung (*disability*) im Feld des Politischen sowohl im deutschsprachigen Raum (> Fuchs in diesem Band) als auch auf internationaler Ebene etabliert. Zunächst diente er vornehmlich als Bezeichnung eines ‚sozialen Problems‘ (Waldschmidt, 2012), das (sozial-)politischer Regulierung bedarf. Entscheidenden Anteil an dieser Konzeptionalisierung hatte die Politikgestaltung auf internationaler Ebene. Ein wichtiger Akteur war z. B. die Weltgesundheitsorganisation (WHO), die 1980 die *International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps* (ICIDH) veröffentlichte. Seit 2001 gibt es eine Weiterentwicklung dieses Klassifikationssystems: die *International Classification of Functioning, Disability and Health* (ICF). Sie unterscheidet zwischen den Komponenten ‚Körper(-funktionen und -strukturen)‘ sowie ‚Aktivitäten und Partizipation‘ und ‚Kontextfaktoren‘; der Begriff *disability* als übergeordnete Kategorie bezeichnet dabei die Partizipationsrestriktionen, die sich aus Schädigungen und Aktivitätsbeschränkungen ergeben (Hirschberg, 2009; >Wesselmann in diesem Band). Im Unterschied zu den Rehabilitationswissenschaften, welche die ICF als konzeptionelle Grundlage nutzen, wird in den Disability Studies das WHO-Modell kritisch diskutiert (Barnes, 2020, S. 22; Waldschmidt, 2003).

Einen neueren Ansatz, der die Behindertenpolitik um die menschenrechtliche Perspektive erweitert hat (> Rößler in diesem Band) und auch für die Disability Studies insgesamt von Bedeutung ist, bieten das von den Vereinten Nationen 2006 verabschiedete *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* (auch Behindertenrechtskonvention oder UN-BRK genannt) und das dazugehörige Fakultativprotokoll. Beide völkerrechtlichen Verträge (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017; United Nations, o. J.) sind formal eigenständig, gehören jedoch inhaltlich zusammen: Während das Übereinkommen den Katalog der Menschenrechte für die Gruppe der Menschen mit Behinderungen ausbuchstabiert, dient das Fakultativprotokoll zur Umsetzung und Überwachung der Konvention. UN-BRK und Fakultativprotokoll wurden in Österreich 2008 und in Deutschland 2009 ratifiziert; die Schweiz hat die Konvention in 2014 ratifiziert, nicht aber das Fakultativprotokoll (Stand: März 2022). Unabhängig von der Umsetzungspraxis gibt es in allen drei Ländern – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen – Konflikte und Reibungen zwischen den nationalen Konzeptionen von Behindertenpolitik und den internationalen Vorgaben. Deren genaue Analyse stellt noch ein Desiderat der politikwissenschaftlichen Disability Studies dar.

Was den Behinderungsbegriff betrifft, verzichtet die UN-BRK im Unterschied zur ICF auf eine enge Definition und versteht Behinderung als ein sich entwickelndes

Konzept. Artikel 1 UN-BRK (United Nations, o. J.) hebt auf die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Beeinträchtigungen und Barrieren ab, welche die Partizipation am gesellschaftlichen Leben ‚be-hindern‘. Die Herausforderung dieser offenen Begriffsbestimmung liegt darin begründet, dass auf nationaler und europäischer Ebene Regelungen existieren, die den Begriff Behinderung (noch) eher medizinisch, auf der Grundlage des individuellen Behinderungsmodells (> Hirschberg in diesem Band) definieren. In Deutschland hat man zwar bei der Formulierung eines neuen Behinderungsbegriffs im Rahmen der 2016 erfolgten Novellierung des Sozialgesetzbuches IX durch das Bundesteilhabegesetz auf die Konvention zurückgegriffen (> Rößler in diesem Band), jedoch wird die veränderte Begriffsbestimmung weiterhin der UN-BRK nicht wirklich gerecht.

Wie Behinderung erweist sich auch der Politikbegriff als facettenreich. Nach dem Soziologen Max Weber (1992 [1919], S. 7) ist Politik das Streben nach Machtanteil oder Beeinflussung der Machtverteilung innerhalb eines Staates oder zwischen Menschengruppen. In einem jüngeren Grundlagenwerk der Politikwissenschaft formulieren Manfred G. Schmidt et al. (2013, S. 7): „Politik meint im Kern: die Gesamtheit der Bestrebungen und Spielregeln, die darauf gerichtet sind, die öffentlichen Angelegenheiten gesamtgesellschaftlich verbindlich zu regeln.“ War ursprünglich, von der griechisch-römischen Antike bis zur Moderne, die Beteiligung an öffentlichen Angelegenheiten vorzugsweise den (freien und reichen) Männern vorbehalten, gilt es in der heutigen repräsentativen Demokratie, wie sie in den deutschsprachigen Ländern existiert, als selbstverständlich, dass zu Politik die Zivilgesellschaft und die Möglichkeit der politischen Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern gehören. Entsprechend stellt sich auch in der Forschung die Frage, wie (Behinderten-)Politik gestaltet wird: im Sinne eines ‚vertikalen‘, hierarchischen Regierens oder eher und auch als ‚horizontales‘ Aushandeln (Wolf, 2002, S. 37, 45).

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Partizipation und Selbstvertretung durch eigene Organisationen und Netzwerke in den (politikwissenschaftlichen) Disability Studies als *hot issues* eine große Rolle spielen. (Selbst-)kritisch fragt etwa Michael Oliver, Soziologe und Begründer der britischen Disability Studies, aus welchen Gründen ab Ende der 1990er Jahre „disability corporatism, managerialism and special pleading“ (Oliver, 2019, S. 1030–1032) in der Behindertenbewegung dominierten.

3 Was ist ‚Behindertenpolitik‘?

Bei der Politikgestaltung im Feld von Behinderung, d. h. der Behindertenpolitik, handelt es sich um eine klassische Querschnittmaterie, die nicht nur sozialpolitische Facetten hat, auch wenn traditionell in den Regierungen die Ressorts für Arbeit und soziale Sicherung dafür die Federführung haben (Waldschmidt, 2007, S. 61). Vor allem

seit Inkrafttreten der UN-BRK gilt es als ausgemacht, dass nahezu alle Lebensbereiche relevant sind. Zudem ist der Fokus dieses Politikfelds zwar auf Unterstützungsleistungen für eine bestimmte soziale Gruppe ausgerichtet; zugleich sind jedoch alle Maßnahmen für Menschen ohne Behinderungen ebenfalls von Bedeutung (Zola, 1989).

Behindertenpolitik ist auch deshalb ein komplexer Untersuchungsgegenstand, weil sie gleichzeitig auf unterschiedlichen politischen, miteinander interagierenden Ebenen stattfindet: Von den Kommunen und Landkreisen bzw. Bezirken über die Bundesländer in Deutschland und Österreich oder die Kantone in der Schweiz und der nationalstaatlichen Ebene bis hin zur Europäischen Union (EU) und der internationalen Politik gibt es verschiedene Zuständigkeiten und Verpflichtungen, in deren Rahmen die Politikgestaltung für und von Menschen mit Behinderungen angesiedelt ist.

Die innerhalb des EU-Forschungskonsortiums *DISCIT – Making Persons with Disabilities Full Citizens* entwickelte Begriffsbestimmung von Behindertenpolitik kann deshalb auch für den deutschsprachigen Raum Gültigkeit beanspruchen: „We use this term to refer to the totality of policy measures, with intended or unintended consequences, for the welfare, living conditions, autonomy, participation and dignity of persons with disabilities [...]. We see disability policy as covering broad areas of policy and sectors of society that may or may not have ‚disability‘ or similar terms in their names [...]“ (Halvorsen et al., 2017b, S. 13). Diese umfassende Definition ist jedoch forschungspraktisch kaum umzusetzen, deshalb wird in der empirischen Arbeit in der Regel auf Material zurückgegriffen, in dem Behinderung und behinderte Menschen explizit erwähnt werden (Halvorsen et al., 2017b, S. 13).

Aus Sicht der politikwissenschaftlichen Disability Studies ist die Begriffsbestimmung auch zu deskriptiv und zu allgemein. Im Forschungsfeld wird z. B. die zunehmende Verrechtlichung der Behindertenpolitik und die entsprechende Fokussierung der Diskurse auf Behindertenrecht (z. B. Blanck & Flynn, 2017; Maydell et al., 2009; Welti, 2005) als problematisch angesehen, da dadurch *The Politics of Disablement* (Oliver, 1990) aus dem Blick gerät, nämlich die Tatsache, dass Behindertenpolitik wesentlich daran beteiligt ist, Behinderung als soziale Ungleichheit herzustellen und zu verfestigen. Im deutschsprachigen Diskurs hat Michael Maschke (2008, S. 51–54) herausgearbeitet, dass Behindertenpolitik neben den offiziellen Zielen der Teilhabe und Inklusion weitere ‚sekundäre‘ Ziele wie etwa die Vermeidung volkswirtschaftlicher Kosten verfolgt.

Stärker als die traditionelle Politikwissenschaft wollen die politikwissenschaftlichen Disability Studies außerdem untersuchen, auf welche Weise Behindertenpolitik nicht nur *für* Menschen mit Behinderungen, sondern auch – im Sinne der UN-BRK – *von* ihnen selbst gestaltet wird. Zudem ist ihnen die international vergleichende Analyse ein wichtiges Anliegen, hat doch die Ratifikation der Behindertenrechtskonvention nicht nur in den deutschsprachigen Ländern, sondern auch auf globaler Ebene zur Internationalisierung der Behindertenpolitik und verstärktem *disability rights activism* (Berghs et al., 2019; Pateisky, 2021) geführt.

4 Wie lässt sich Behindertenpolitik wissenschaftlich untersuchen?

Wie bereits erwähnt, ist das Feld des Politischen komplex und vielgestaltig. Entsprechend handelt es sich, wie Gerry Stoker und David Marsh (2002) betonen, bei der traditionellen Politikwissenschaft um ein diverses Feld mit einer Vielzahl von Forschungsperspektiven. Je nach individuellem Fokus und der Fragestellung benötigen die politikwissenschaftlichen Disability Studies Wissen über die Teilgebiete Politische Theorie und Ideengeschichte, Politische Systeme, Internationale Beziehungen, EU-Forschung und Vergleichende Politikwissenschaft. Zusätzlich kommen hier die Theorieansätze der interdisziplinären und internationalen Disability Studies (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) zur Geltung.

Um die Komplexität des politischen Geschehens systematisch erfassen zu können, unterscheidet die Politikwissenschaft mithilfe der englischen Begriffe *polity*, *policy* und *politics* drei analytische Dimensionen (Schubert & Bandelow, 2009, S. 3), welche für eine Heuristik der Behindertenpolitik ebenfalls genutzt werden können: Die *Polity* bezeichnet das politische System, die Verfahrensregelungen, Grundprinzipien und Staatsziele sowie grundlegende Normen, wie sie z. B. im deutschen Grundgesetz oder der österreichischen Bundesverfassung formuliert sind; die *Policy* umfasst politische Maßnahmen, Programme und Inhalte, z. B. die Sozialpolitik oder Barrierefreiheit und deren Gestaltung; die *Politics* meint politische Prozesse und Interessenskonflikte, die z. B. in Gesetzgebungsverfahren und den Aushandlungsprozessen zwischen zivilgesellschaftlichen Organisationen, etwa den Behindertenorganisationen, und staatlichen Instanzen zum Tragen kommen.

Über den Governance-Ansatz als neueren Forschungsstrang im Anschluss an Nikolas Rose (1999) hat Politikwissenschaft überdies einen direkten Bezug zu den Disability Studies. Im Sinne des englischen Begriffs *governance* (Führung, Steuerung) geht es dabei um Ansätze, die sich den Fragen widmen, wie das Aushandeln sozio-politischer Entscheidungen abläuft (Rose, 1999, S. 16–17), wie in neuen politischen Räumen Akteursgruppen (z. B. Menschen mit Behinderungen und deren Organisationen) miteinander interagieren, wie zuvor unbeachtete Themen (z. B. Gleichstellung und Antidiskriminierung) auf die politische Agenda gelangen und wie neue Ziele (z. B. Selbstbestimmung und Selbstvertretung) verfolgt werden (Hajer & Wagenaar, 2003, S. 3). Wesentlich ist das Augenmerk auf Policy Wandel, d. h. auf die Veränderung der Grundlagen, Strategien und Ziele von politischen Entscheidungsprozessen.

Als nachteilig für das Nachzeichnen von Policy Wandel und damit auch für die Policy Evaluation wirkt sich die aktuelle Datenlage zu den Lebenssituationen behinderter Menschen aus. Im Zeitalter der UN-BRK muss deren Sammlung eigentlich dem (mensen-)rechtsbasierten Ansatz entsprechen; die regierungsamtliche Statistik hat jedoch erst vor kurzem damit begonnen, die eigenen Repräsentativbefragungen – wie etwa den neuen Teilhabesurvey in Deutschland – an den Prinzipien Partizipation, Inklusion, Barrierefreiheit und Gleichstellung zu orientieren. Folglich ist es schwierig,

konkrete behindertenpolitische Ergebnisse, d. h. Outputs (z. B. ausgezahlte Leistungen), und Wirkungen, d. h. Outcomes (z. B. Selbstbestimmung bei persönlicher Assistenz), nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ zu messen und diese miteinander zu vergleichen (Stone, 2002, S. 167).

5 Welche politikwissenschaftlichen Methoden werden angewandt?

Als Untersuchungsmethoden stehen den politikwissenschaftlichen Disability Studies die bewährten Methodologien und Methoden sowohl der Sozialwissenschaften (Flick, 1999) als auch die Forschungsansätze der Disability Studies (> Behrlich in diesem Band) zur Verfügung.

Aus der traditionellen Politikwissenschaft erweist sich z. B. der empirisch orientierte Ansatz der Politikfeldanalyse (Blum & Schubert, 2011) als hilfreich. Unter der Leitfrage, was politische Akteure tun, warum sie es tun und was sie letztlich bewirken (Schubert & Bandelow, 2009, S. 4), wird damit konkrete Politikgestaltung vom Agenda-Setting bis hin zur Implementierung nachvollzogen. Derartige Analysen können auf verschiedene Weise durchgeführt werden (Caramani, 2014). Qualitativ wie auch quantitativ durchgeführte Fallstudien (Caramani, 2014; Yin, 2003, S. 1, 13) können sich dabei nur auf einen einzelnen Fall beziehen oder als Vergleichsstudien mehrere Fälle berücksichtigen und über nationalstaatliche Grenzen hinweg angelegt sein (Jahn, 2007, S. 14), wobei das Spektrum der methodischen Durchführung von der Quellen- und Dokumentenanalyse bis hin zu Interviews und teilnehmender Beobachtung reicht.

Aus Sicht der politikwissenschaftlichen Disability Studies genügt es aber nicht, lediglich traditionell zu forschen. Vielmehr gilt es, wissenschaftskritische Methodologien wie die Frankfurter Schule, (de-)konstruktivistische oder ideologiekritische Ansätze (> Klein und Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) aufzugreifen und die Forschungsfragen auf der Basis der sozialen und kulturellen Modelle von Behinderung zu formulieren (Oliver, 1990, S. 7–9; Waldschmidt, 2018, S. 76–78). Außerdem ist es wichtig, jeweils passend zum Untersuchungsgegenstand und Forschungsinteresse die emanzipatorischen, partizipativen, inklusiven oder betroffenenkontrollierten Forschungsansätze der Disability Studies (> Behrlich in diesem Band) anzuwenden.

Vor allem an dieser Stelle zeigt sich der Unterschied zwischen den politikwissenschaftlichen Disability Studies und der allgemeinen Politikwissenschaft, versteht doch letztere die partizipatives Forschen eher als „radikale Variante der demokratietheoretisch orientierten Politikfeldanalyse“ (Schneider & Janning, 2006, S. 213) und nicht als Möglichkeit, Forschungsfragen mit direktem Erfahrungs- und Praxisbezug zu untersuchen. Dagegen arbeiten politikwissenschaftliche Disability Studies oft mit einer Selbsterfahrungsperspektive oder fokussieren auf partizipative Politikgestaltung im Sinne des Mottos ‚Nichts über uns ohne uns!‘ der Behindertenbewegung (Waldschmidt et al., 2015).

6 Theoretische Ansätze in den politikwissenschaftlichen Disability Studies

Was die Theorie betrifft, basieren politikwissenschaftliche Disability Studies, wie einleitend erwähnt, grundsätzlich auf einer gesellschaftskritischen Perspektivierung, wie sie in den Disability Studies allgemein üblich ist. Damit geht es um die Fragen, wie (Nicht-) Behinderung (*dis/ability*) im Feld des Politischen problematisiert wird, welchen Anteil die Politik an der Konstruktion der Differenzkategorie als Sachverhalt hat und welche gesellschaftlichen Problemfelder mit welchen behindertenpolitischen Maßnahmen und welchen – beabsichtigten oder nicht intendierten – Effekten bearbeitet werden. Vor allem interessieren sich die politikwissenschaftlichen Disability Studies für die Auswirkungen von Behindertenpolitik auf die Lebensbedingungen und Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen.

6.1 Vielfalt der Konzepte

Im internationalen Diskurs hat sich Deborah A. Stone (1984) bereits früh, jedoch aus einem traditionellen Blickwinkel, mit der Frage beschäftigt, welche Bedeutung Behinderung für den (Sozial-)Staat hat und wie diese administrative Kategorie funktioniert. Sowohl Oliver (1986) als auch Irving Kenneth Zola (1989), ebenfalls Soziologe und Protagonist der Disability Studies in den USA, kritisierten ihren Ansatz. Während Oliver (1986, S. 12) einwandte, dass Stone zwar einen sozialkonstruktivistischen Blickwinkel, aber keinen „socially created“ view of disability“ habe und auch keine Orientierung dafür biete, „how the ‚state of disability‘ might be resolved in modern industrial societies“, argumentierte Zola (1989, S. 420), dass ihr Fokus auf „special needs, wants, and rights“ zu kurz greife; im Gegenteil werde ein universalistischer Ansatz benötigt, da letztlich alle Menschen zumindest potenziell Adressaten von Behindertenpolitik werden könnten. Damit sprach er den Querschnittscharakter von Behindertenpolitik an und plädierte für die Orientierung am Lebenslauf.

Betrachtet man die Entstehungsphase der angloamerikanischen Disability Studies, zeigt sich, dass politische Fragestellungen von Anfang an eine große Rolle gespielt haben (Barnes, 2020; Waldschmidt, 2020; Zola, 1994; >Biermann & Powell in diesem Band). In den USA entwickelte der Politikwissenschaftler und Behindertenaktivist Harlan Hahn (1983) die Begründung für das Minderheitenmodell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band). In Großbritannien ging aus der Kritik an reformistischen Konzepten der Behindertenpolitik, die von Aktivisten der Behindertenbewegung als entmündigend angesehen wurden, das soziale Modell von Behinderung hervor (UPIAS & Disability Alliance, 1976). Im Anschluss daran erarbeitete Robert F. Drake (1999) eine Typologie von Behindertenpolitik mit fünf Varianten. Mark Priestley (2003) verknüpfte die Lebens(ver)laufsperspektive mit den politikwissenschaftlichen Disability Studies. Er beschrieb diesen Ansatz als „an alternative framework for thinking about disability as

it affects people of all generations and at all points of life course transition.“ (Priestley, 2003, S. 1)

In Deutschland, Österreich und der Schweiz verstand sich die Behindertenbewegung ebenfalls von Anfang an als politisch (Köbsell et al., 2020); allerdings dominierten bis zum Ende der 1990er Jahre der politische Protest und die Interessenvertretung. Politikwissenschaftliche Studien entstanden zuerst im allgemeinen Diskurs. Für Westdeutschland leistete z. B. Albert Haaser (1975) mit seiner frühen, kapitalismuskritisch und historisch angelegten Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen von Behindertenpolitik Pionierarbeit, diese Studie gehört jedoch nicht zu den Disability Studies im engeren Sinne. In jüngerer Zeit legte Maschke (2008) eine Konzeption vor, die auf Ziele, Funktionen und Programmatiken fokussiert und – ähnlich wie Drake (1999) – Behindertenpolitiken typologisiert. Die Leitprinzipien Kompensation, Rehabilitation und Partizipation sind nach Maschke charakteristisch für unterschiedliche und zugleich interdependente Ansätze in der Behindertenpolitik. Während dieser Autor zwar Bezüge zu den Disability Studies herstellte, sich aber vornehmlich in der allgemeinen Politikwissenschaft verortete, brachte Anne Waldschmidt (2005) mit dem Normalismusansatz nach Jürgen Link eine Perspektive ein, die sich dezidiert als Sichtweise der Disability Studies verstand (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band). Sie argumentierte, dass sich aktuelle Behindertenpolitik in einem Spannungsfeld von flexibler Normalisierung und normierender Grenzziehung bewege. Einerseits würden die Ziele der Selbstbestimmung, Inklusion und Teilhabe verfolgt; andererseits werde weiter an Sonderräumen festgehalten.

Wie bereits erläutert, hat mittlerweile ein konzeptioneller Wandel in der Behindertenpolitik begonnen, der sich zum einen auf die Verabschiedung der UN-BRK in 2006 zurückführen lässt. Zum anderen spielen in den letzten Jahrzehnten sowohl die EU als auch der Europarat sowie weitere internationale Organisationen eine maßgebliche Rolle als *change agents* (Priestley, 2007; Sturm et al., 2017; Waldschmidt, 2019). In den aktuellen, sowohl internationalen als auch deutschsprachigen politikwissenschaftlichen Disability Studies schlagen sich die Transformationen insofern nieder, als nun vermehrt Menschenrechts- und Bürgerschaftstheorien als analytische Bezugspunkte dienen (Degener & Diehl, 2015; Halvorsen et al., 2017a, b; Waldschmidt & Sépulchre, 2019).

6.2 Vergleichende Wohlfahrtsstaatstheorie

Angesichts fortschreitender Europäisierung und Globalisierung ist auch für die politikwissenschaftlichen Disability Studies die international vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung nach Gøsta Esping-Andersen (1990) von Bedeutung. In der allgemeinen Politikwissenschaft gilt dieser Ansatz mittlerweile als Klassiker, der sich wie folgt skizzieren lässt:

Unterschieden werden drei Idealtypen von Wohlfahrtsstaaten: das vor allem in skandinavischen Ländern praktizierte, sozialdemokratisch-universalistische Modell, das

einen nicht diskriminierenden Zugang zu Sozial- und Versorgungsleistungen gewährleistet; das im angloamerikanischen Raum verbreitete, wirtschaftsliberale Modell, dem zufolge Sozialpolitik sich weitgehend der Logik der Marktwirtschaft zu unterwerfen hat; und das in kontinental europäischen Ländern existierende, konservativ-korporatistische Modell, das eine Mischung aus staats- und unternehmensorientiertem Paternalismus und katholischer Soziallehre bzw. protestantischer Leistungsorientierung darstellt. Deutschland und Österreich werden dem konservativ-korporatistischen Modell zugeordnet (O'Brien, 2015; Tálos, 2001), während die Schweiz entweder als *welfare mix* aller drei Ansätze (Knöpfel, 2015, S. 23) oder als konservativer Sozialstaat (O'Brien, 2015, S. 3; Tschanz, 2018, S. 23) gilt. Trotz der weit verbreiteten Rezeption wird der Entwurf von Esping-Andersen in der allgemeinen Politikwissenschaft auch kritisiert, etwa wegen seiner Fokussierung auf Westeuropa (Arts & Gelissen, 2002; Lessenich & Ostner, 1998). Mittlerweile wird der Ansatz um weitere Typen wie etwa das postsozialistische-osteuropäische Modell ergänzt (Fenger, 2007). Gleichzeitig ist zu bedenken, dass ursprünglich konservative Sozialstaaten wie Deutschland und Österreich sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr dem liberalen Modell angenähert haben. Der damit verbundene Rückzug des Staates aus sozialpolitischen Verpflichtungen (Tálos, 2001) hat Auswirkungen auch auf die Behindertenpolitik (O'Brien, 2015).

Die politikwissenschaftlichen Disability Studies nutzen die vergleichende Wohlfahrtsstaatstypologie, um z. B. nationalstaatliche Unterschiede in der Verteilung von Unterstützungsleistungen zu untersuchen (Aselmeier, 2008; Maschke, 2008; Tschanz & Staub, 2017; Tschanz, 2018). In jüngerer Zeit hat die europäische Forschungsgruppe DISCIT (Halvorsen et al., 2017b, 2018) eine Typologie redistributiver Behindertenpolitik entwickelt, bei der die nationalen Wohlfahrtsstaaten in *high*, *mixed* und *low spenders* differenziert und für die Subkategorisierung die unterschiedliche Relevanz von Bedarfsprüfungen (*means-testing*) herangezogen werden. Die drei Länder Deutschland, Österreich und Schweiz werden wegen ihres hohen Niveaus an Geld- und Dienstleistungen sowie einer starken Orientierung an individueller Bedürftigkeit in die Kategorie der *high spenders* eingeordnet (Halvorsen et al., 2017b, S. 26–28).

Aus Sicht der politikwissenschaftlichen Disability Studies lässt sich jedoch die implizite Vorannahme der allgemeinen, international vergleichenden Wohlfahrtsstaatstheorie, Behindertenpolitik sei grundsätzlich mit der gleichen Problematik wie Sozialpolitik insgesamt konfrontiert, kritisch hinterfragen. Waldschmidt arbeitet heraus, dass bei Politiken für Menschen mit Behinderungen vielmehr „eine [...] umgekehrte Konstellation [existiere]: Während sich der soziale Kampf üblicherweise darum dreht, in welchem Maß die Abhängigkeit des Individuums vom Markt (konkret: der Zwang, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen) erhöht oder verringert werden kann [...], geht es in der Behindertenpolitik vorrangig um die Herstellung der [...] Marktfähigkeit derjenigen, deren ‚Arbeitskraft [als von] minderere Güte‘ [...] gilt.“ (Waldschmidt, 2007, S. 71) Die Personengruppe der Menschen mit Behinderungen gebe letztlich den Prüfstein dafür ab, inwieweit soziale Rechte – und zwar ohne den Preis von Diskriminierung und gesellschaftlicher Isolation – auch denjenigen gewährt werden, denen der Verkauf ihrer

Arbeitskraft nicht (mehr) gelingt. Außerdem werden in jüngerer Zeit im internationalen Diskurs vermehrt der Neoliberalismus, die Rolle des Staates und die Auswirkungen von ‚weichen‘ Regierungstechniken auf die Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen problematisiert und untersucht. Im Anschluss an dekonstruktivistische Ansätze hebt z. B. Karen Soldatic (2020, S. 238) hervor, „that neoliberal disability governmentalities represent an assemblage of general tendencies and conditions that render a certain class of ‚disabled people‘ as ‚surplus‘.“

Indem die politikwissenschaftlichen Disability Studies den ‚Fall Behinderung‘ benutzen, um politische Theorie zu hinterfragen, können sie der allgemeinen Politikwissenschaft Anregungen geben. Ähnlich wie die Disability History (> Bösl & Frohne in diesem Band) üben sie zugleich mit ihrem kritischen Blick eine korrektive Funktion aus, indem sie den Diskurs darauf aufmerksam machen, dass Behinderung nicht mit Beeinträchtigung gleichzusetzen ist und die ‚Regierung der Behinderung‘, *the government of disability* (Tremain, 2006), auch von ‚Politiken des Behindertwerdens‘, *the politics of disablement* (Oliver, 1990), geprägt ist.

6.3 Integrierte Ansätze

Bislang fehlen allerdings in den politikwissenschaftlichen Disability Studies noch integrierte Ansätze, welche die Komplexität aktueller Behindertenpolitiken erfassen. Einen entsprechend ambitionierten, verschiedene Theorien und Analyseebenen aufeinander beziehenden Entwurf hat bislang nur die erwähnte Forschungsgruppe DISCIT vorgelegt (Halvorsen et al., 2017a, b, 2018). In enger Anlehnung an die Behindertenrechtskonvention geht sie von einem mehrdimensionalen Konzept der „Aktiven Bürgerschaft“ (Hvinden et al., 2017) aus, das die interdependenten Dimensionen soziale Sicherheit, persönliche Autonomie und politisch-öffentlicher Einfluss umfasst. Um zu untersuchen, ob Behindertenpolitik die Zielvorstellung einer tatsächlich praktizierten und gleichberechtigten Bürgerschaft von Menschen mit Behinderungen als „outcome“ verwirklicht, wird vorgeschlagen, sowohl die „initial conditions“, d. h. das politische System, die relevanten Institutionen und Rahmenbedingungen, als auch die „mediating mechanisms“, d. h. Maßnahmen, Prozesse und das Handeln der Akteure, in den Blick zu nehmen (Hvinden et al., 2017, S. 3).

Für die theoretische Fundierung dieses Konzepts wird neben der vergleichenden Wohlfahrtstypologie nach Esping-Andersen (1990) zusätzlich auf die Arbeiten von Thomas H. Marshall (1992 [1949]) zu Bürgerschaft und sozialen Klassen, die Strukturationstheorie nach Anthony Giddens (1984) und Rob Stones (2005), den Capability-Ansatz (Nussbaum & Sen, 1993) und die Anerkennungstheorie nach Axel Honneth und Nancy Fraser (Fraser & Honneth, 2003) zurückgegriffen. Beansprucht wird, sowohl auf normativ-programmatischer Ebene als auch für die Strukturen und Praktiken das Grundgerüst der Behindertenpolitik in Europa analytisch bestimmen zu können.

7 Forschungsstand der politikwissenschaftlichen Disability Studies

Trotz der hier kurz beschriebenen Ansätze erweist sich vertiefte Theorieentwicklung als weiter notwendig. Der Eindruck von Nachholbedarf stellt sich auch bei der Betrachtung des Forschungsstandes ein, der seit 2000 in Deutschland, Österreich und der Schweiz erarbeitet wurde. Grob systematisiert lassen sich drei Arbeitsschwerpunkte feststellen; die dabei auffallenden Forschungslücken werden abschließend benannt.

7.1 Disability Policy History

Ein Spezifikum des deutschsprachigen Diskurses ist, dass es relativ viele Arbeiten zur Geschichte der Behindertenpolitik gibt. Ein Pionier der Disability Policy History, die als Teilgebiet der Disability History (> Bösl & Frohne in diesem Band) betrieben wird, ist in Deutschland Wilfried Rudloff (2003, 2016), dessen Arbeiten systematisierende Orientierung über das Forschungsfeld bieten. Hans-Walter Schmuhl (2010) analysierte die Etablierung des Behinderungsbegriffs als (sozial-)politische Kategorie unter Beteiligung gerade auch staatlicher Akteure. In ihrer Studie zur westdeutschen Behindertenpolitik von 1949 bis Mitte der 1970er Jahre zeigte Elsbeth Bösl (2009), dass die Behindertenpolitik in der rehabilitationspolitischen Modernisierungsphase der 1970er Jahre nicht auf Gleichstellung abzielte, sondern vornehmlich Menschen mit Behinderungen in den Arbeitsprozess integrieren wollte. Drei Sammelbände (Bösl et al., 2010; Degener & Miquel, 2019; Lingelbach & Waldschmidt, 2016) bieten Fallstudien zur Geschichte der Behindertenpolitik nach 1945, etwa zum Contergan-Skandal, zur Bildungspolitik oder der Reformdebatte über die ‚Eingliederungshilfe‘. Außerdem wurden zur Geschichte der deutschen Behindertenbewegung verschiedene Arbeiten vorgelegt (Fischer, 2019; Heiden, 2019; Köbsell, 2012; Stoll, 2017).

Für Oberösterreich setzte sich Angela Wegscheider (2012, 2016) mit der institutionellen Versorgung von Menschen mit Behinderungen im Zeitraum 1918–1938 auseinander. Auch wird die Frage diskutiert, inwiefern sich das Politikfeld seit dem Ersten Weltkrieg verändert hat (Naue, 2009). In der österreichischen Behindertenpolitik lassen sich nach Volker Schönwiese (2016, S. 24) vier Phasen unterscheiden: Nach der „Institutionalisierung“ im 19. Jahrhundert sei es zu einer „Verbesserung der Heime“ ab den 1950er Jahren und seit den 1960er Jahren zur „Normalisierung“ und „institutionelle[n] Regionalisierung“ gekommen; seit den 1980er Jahren solle vorrangig „Leben mit Unterstützung“ realisiert werden.

In der Schweiz haben Urs Germann (2010) und Alan Canonica (2013, 2017, 2020) zur sozialen Sicherung bei Behinderung im 20. Jahrhundert geforscht. Dabei wird nachgewiesen, dass die Aussicht, durch Arbeitsintegration langfristig finanzielle Entlastung des Sozialstaats zu erreichen und zusätzliche Arbeitskräfte zu mobilisieren, maßgeblich für die Einführung der schweizerischen Invalidenversicherung war (Germann, 2010).

Außerdem wurden Öffentlichkeitskampagnen der größten schweizerischen Behindertenorganisation analysiert (Germann & Nienhaus, 2006).

7.2 Gegenwartsbezogene politikwissenschaftliche Disability Studies

Arbeiten zur gegenwärtigen Behindertenpolitik stammen in Deutschland zumeist aus den allgemeinen Sozialwissenschaften und sind auf wohlfahrtsstaatliche Themen fokussiert. Mehrere empirische Studien zu (De-)Institutionalisierung, Persönlichem Budget und Assistenz (z. B. Wacker et al., 2009), die unter die anwendungsorientierte Versorgungsforschung zu subsumieren sind, greifen Fragen der Behindertenpolitik zwar auf, thematisieren die Politikgestaltung jedoch nicht. Relativ viele Beiträge lieferte bisher die rechtswissenschaftliche Forschung, die sich aber zumeist auf Aspekte der Rechtssetzung, Anwendung und Evaluation von Gesetzeswerken konzentriert (Maydell et al., 2009; Welti, 2005). Dagegen gibt es bislang kaum Arbeiten zur Politikgestaltung in den 16 deutschen Bundesländern; lediglich die länderspezifischen Gleichstellungsgesetze wurden hinsichtlich ihrer Partizipationsmöglichkeiten miteinander verglichen (Sergeev, 2015). Mehrere Studien beschäftigten sich mit der Kommune als politische Ebene; dabei liegen die Schwerpunkte auf Sozialraum und Inklusion (z. B. Becker et al., 2013; Wacker, 2013), örtliche Teilhabeplanung (Lampke et al., 2011) und barrierefreie Partizipation in der kommunalen Politikgestaltung (Düber et al., 2015).

Explizite Anschlüsse an die Disability Studies stellen in Deutschland vornehmlich Beiträge her, die sich mit der Interessenvertretung von Menschen mit Behinderungen beschäftigen (Kniel & Windisch, 2005; Nieß, 2016; Spörke, 2008) und dabei unter anderem das Konzept der Politikfähigkeit bzw. der ‚schwachen Interessen‘ (Willems & Winter, 2000) benutzen. Im Übrigen konzentriert sich die aktuelle Debatte auf die Behindertenrechtskonvention, deren Monitoring und Implementierung auf nationaler Ebene (Degener & Diehl, 2015; Degener & Miquel, 2019; Graumann, 2011).

Für Österreich hat Schönwiese Pionierarbeit geleistet (Flieger & Schönwiese, 2014; Plangger & Schönwiese, 2015), wobei politikwissenschaftliche Disability Studies im engeren Sinne erst seit den 2000er Jahren in diesem Land ausgemacht werden können. So verglich Ursula Naue (2008, 2009) Österreich mit Schweden und Kalifornien und zeichnete nach, auf welche Art und Weise Policy Lernen bei der Gestaltung der österreichischen Behindertenpolitik stattfindet. Zusammen mit Wegscheider arbeitete sie außerdem zur politischen Partizipation von Menschen mit Behinderungen in Österreich (Naue & Wegscheider, 2015; Wegscheider, 2013). Doris Aigner (2015) unterzog Zwangsmaßnahmen in der österreichischen Psychiatrie einer politikwissenschaftlichen Analyse und schloss dabei an die Mad Studies an (> Lüthi in diesem Band). Marianne Schulze (2009, 2016) beschäftigte sich mit den Menschenrechten für psychisch behinderte Menschen und dem Monitoring-Prozess der Behindertenrechtskonvention.

Hubert Stockner (2011) befasste sich sowohl mit der Umsetzung der UN-BRK in Österreich als auch mit Persönlicher Assistenz.

In der Schweiz ist das Forschungsfeld noch überschaubarer als in Deutschland und Österreich. Nur punktuell wird Behinderung thematisiert; Arbeiten im expliziten Anschluss an die Disability Studies gibt es ebenfalls nur vereinzelt. Eva Nadai (2017) und Martina Koch (2016) befassten sich mit der Invalidenversicherung, der Rehabilitationspolitik und der in diesem Zusammenhang betriebenen neoliberalen Austeritäts- und Aktivierungspolitiken. In Zusammenhang mit der Invalidenversicherung nahm die Publikationstätigkeit in jüngerer Zeit zu (Caduff & Budowski, 2012; Gonon & Rotzetter, 2017; Hassler, 2016; Nadai et al., 2019; Tschanz, 2017; Wicki, 2018). Mit der Ratifizierung der UN-BRK durch die Schweiz in 2014 ist auch die Aussicht verbunden, dass die Interessenvertretung behinderter Menschen (Wehrli, 2016) mehr Beachtung in der politikwissenschaftlichen Forschung dieses Landes erfahren könnte.

7.3 International vergleichende Forschung

Auch wenn die effektive Ausgestaltung der Behindertenpolitik weiterhin als Domäne der Nationalstaaten gilt, haben internationale Einflussfaktoren in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. Entsprechend wenden Beiträge aus dem deutschsprachigen Raum ebenfalls vermehrt eine international vergleichende Perspektive an und publizieren öfter auch auf Englisch (Schär & Angermann, 2015; Schulte, 2003; Waldschmidt, 2009; Waldschmidt et al., 2015, 2017).

Verschiedene Vergleichsstudien liegen mittlerweile vor: So wurde z. B. die Behindertenpolitik in Deutschland im Vergleich mit den USA und Japan (Heyer, 2015) sowie mit Großbritannien, Dänemark und Schweden untersucht (Aselmeier, 2008; Maschke, 2008). Für Österreich führte Naue (2008) einen Vergleich mit den USA und Schweden durch. Christoph Tschanz (2018) verglich die Umsetzung der Persönlichen Assistenz in Deutschland und der Schweiz mit der Praxis in Großbritannien und Schweden. Des Weiteren analysierte das Forschungskonsortium DISCIT die Auswirkungen der UN-BRK auf verschiedene Politikfelder – z. B. Arbeit und Beschäftigung, Barrierefreiheit, ‚Selbstbestimmt Leben‘ und politische Interessenvertretung – in neun europäischen Ländern, darunter Deutschland und die Schweiz (Halvorsen et al., 2017a, 2018).

Tschanz und Ivo Staub (2017) arbeiteten in einer quantitativ-empirischen Analyse die behindertenpolitischen Profile der EU-Mitgliedsstaaten vor Inkrafttreten der UN-BRK heraus. Ihre Studie lässt den Schluss zu, dass in der europäischen Behindertenpolitik die dreidimensionale Wohlfahrtstypologie nicht mehr vorherrscht. Vielmehr gibt es mittlerweile ein umfassendes Modell der Behindertenpolitik in den nordischen Ländern, einen südeuropäischen Ansatz mit Präferenz für sozialen Schutz anstatt Aktivierung und Rehabilitation, ein aktivierendes und rehabilitierendes Modell in den mitteleuropäischen Ländern sowie einen osteuropäischen Typus mit relativ wenigen garantierten Bürgerrechten.

Auch in der Forschung zur Interessenvertretung finden sich international vergleichende Arbeiten. So unterzog z. B. Joachim Malleier (2011) das Europäische Behindertenforum einer Analyse; Klaus Lachwitz (2015) beschrieb das Zusammenwirken der Weltverbände von Menschen mit Behinderungen auf UN-Ebene. Jan Stoll (2015) gab ein Schwerpunktheft zu transnationalen Perspektiven der europäischen Behindertenbewegungen heraus. Im Rahmen von DISCIT entstanden Arbeiten zu der Umsetzung des Selbstvertretungsprinzips in den nationalen Behindertenräten (Waldschmidt et al., 2015), der Interessenvertretung bei dem Europarat und der Europäischen Union (Sturm et al., 2017), zu den länderspezifischen Strategien der Interessenvertretung (Waldschmidt et al., 2017) und zum Zusammenhang von individueller Identität und politischer Partizipation (Karačić et al., 2018).

8 Fazit

Unser Überblick über die politikwissenschaftlichen Disability Studies mit Schwerpunkt auf den deutschsprachigen Raum zeigt eine ausgeprägte Interdisziplinarität des Feldes; genuin politikwissenschaftliche Arbeiten gibt es bislang eher selten. Umgekehrt stellt die allgemeine Politikwissenschaft nur vereinzelt Anschlüsse an die Disability Studies her. Zugleich existieren in den drei betrachteten Ländern erhebliche Forschungslücken. Beispielsweise fehlen Arbeiten zu den behindertenpolitischen Systemen beziehungsweise zu den Strukturen und Prozessen des politischen Handelns. Im Sinne des Governance-Ansatzes müsste auch der Fokus stärker auf die Politikgestaltung gelegt und dabei sowohl Policy Wandel untersucht also auch Policy Evaluation betrieben werden.

Gerade auch die angewandte Forschung benötigt eine theoretische Rahmung, um die Praxis angemessen erfassen zu können. Die vorhandenen Arbeiten nutzen verschiedene theoretische Bezüge; eine eigenständige Theorieentwicklung zeigt sich jedoch nur in Ansätzen. Insbesondere fehlt es noch an integrierenden Perspektiven, welche sowohl das Repertoire der allgemeinen Politikwissenschaft verwenden als auch explizit an die internationalen politikwissenschaftlichen Disability Studies anschließen. Was die Methodik betrifft, gibt es ebenfalls Nachholbedarf; dies gilt vor allem für die partizipative Forschung. Schließlich sollte der Anspruch, gelebte Erfahrung, wissenschaftliche Analyse und politische Praxis miteinander zu verbinden, auch künftig im Zentrum der politikwissenschaftlichen Disability Studies stehen.

Literatur

- Aigner, D. (2015). *Wahnsinn: Eine Frage der Macht*. Universität Wien, politikwiss. Dissertation. http://othes.univie.ac.at/39554/1/2015-09-24_0305414.pdf. Zugegriffen: 6. Juni 2018.
- Arts, W., & Gelissen, J. (2002). Three worlds of welfare capitalism or more? A state-of-the-art report. *Journal of European Social Policy*, 12(2), 137–158.

- Aselmeier, L. (2008). *Community Care und Menschen mit geistiger Behinderung*. Springer VS.
- Barnes, C. (2020). Understanding the social model of disability: Past, present and future. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge Handbook of disability studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 14–31). Routledge.
- Becker, U., Wacker, E., & Banafsche, M. (Hrsg.). (2013). *Inklusion und Sozialraum. Behindertenrecht und Behindertenpolitik in der Kommune*. Nomos.
- Berghs, M., Chataika, T., El-Lahib, Y., & Dube, K. (Hrsg.). (2019). *The Routledge Handbook of disability activism*. Routledge.
- Blanck, P., & Flynn, E. (Hrsg.). (2017). *Routledge Handbook of disability law and human rights*. Routledge.
- Blum, S., & Schubert, K. (2011). *Politikfeldanalyse. Eine Einführung* (2., akt. Aufl.). Springer VS.
- Bösl, E. (2009). *Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland*. transcript.
- Bösl, E., Klein, A., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2010). *Disability History: Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*. transcript.
- Caduff, P., & Budowski, M. (2012). „Scheininvalid“? Zum Problem der Grenzziehung zwischen legitimen und „illegitimen“ Krankheitsbildern. In M. Budowski, M. Nollert, & C. Young (Hrsg.), *Delinquenz und Bestrafung: Diskurse, Institutionen und Strukturen* (S. 62–82). Seismo.
- Canonica, A. (2013). Missbrauch und Reform. Dimensionen und Funktionen der Missbrauchsdebatten in der schweizerischen Invalidenversicherung aus historischer Perspektive. *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit*, 13(12), 24–37.
- Canonica, A. (2017). Konventionen der Arbeitsintegration. Die Beschäftigung von Behinderten in Schweizer Unternehmen (1950 bis 1980). *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, 62(2), 233–255.
- Canonica, A. (2020). *Beeinträchtigte Arbeitskraft. Konventionen der beruflichen Eingliederung zwischen Invalidenversicherung und Arbeitgeber (1945–2008)*. Chronos.
- Caramani, D. (Hrsg.). (2014). *Comparative politics* (3. Aufl.). Oxford University Press.
- Degener, T., & Diehl, E. (Hrsg.). (2015). *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe*. Bundeszentrale für politische Bildung.
- Degener, T., & Miquel, M. von (Hrsg.). (2019). *Aufbrüche und Barrieren. Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er Jahren*. transcript.
- Drake, R. F. (1999). *Understanding Disability Policies*. Macmillan.
- Düber, M., Rohrmann, A., & Windisch, M. (Hrsg.). (2015). *Barrierefreie Partizipation. Entwicklungen, Herausforderungen und Lösungsansätze auf dem Weg zu einer neuen Kultur der Beteiligung*. Beltz Juventa.
- Esping-Andersen, G. (1990). *The three worlds of welfare capitalism*. Polity Press.
- Fenger, H. J. M. (2007). Welfare regimes in Central and Eastern Europe: Incorporating post-communist countries in a welfare regime typology. *Contemporary Issues and Ideas in Social Sciences*, 3(2), 1–30.
- Fischer, J. (2019). Umstrittene Interessenvertretung von Menschen mit Behinderungen. Zur Geschichte von Kriegsopferverbänden, Elterninitiativen, Clubs, VHS-Kursen und Krüppelgruppen. In T. Degener, & M. von Miquel (Hrsg.), *Aufbrüche und Barrieren. Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er Jahren* (S. 213–242). transcript.
- Flick, U. (1999). *Qualitative Forschung*. Rowohlt.
- Flieger, P., & Schönwiese, V. (2014). Behindertenheime: Die Stiefkinder der Aufarbeitung von Missbrauch und Gewalt. In M. Jarosch, E. Gensluckner, M. Haselwanter, E. Hussl, & H. Schreiber (Hrsg.), *Gegenstimmen: Gaismair-Jahrbuch 2015* (S. 144–150). StudienVerlag.

- Fraser, N., & Honneth, A. (2003). *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Suhrkamp.
- Germann, U. (2010). Integration durch Arbeit? Behindertenpolitik und die Entwicklung des schweizerischen Sozialstaats 1900–1960. In E. Bösl, A. Klein, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Disability History: Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung* (S. 151–168). transcript.
- Germann, U., & Nienhaus, A. (2006). Behinderung im Bild. Plakatkampagnen von Pro Infirmis 1941–2005. *Traverse. Zeitschrift für Geschichte, Revue d'Histoire*, 13(3), 87–99.
- Giddens, A. (1984). *The constitution of society. Outline of the theory of structuration*. Polity Press.
- Gonon, A., & Rotzetter, F. (2017). Zückerchen für Arbeitgebende. Sozialstaatliche Anreize zur beruflichen Eingliederung von Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen in der Schweiz. *Soziale Passagen*, 9(1), 153–168.
- Graumann, S. (2011). *Assistierte Freiheit. Von einer Behindertenpolitik der Wohltätigkeit zu einer Politik der Menschenrechte*. Campus.
- Haaser, A. (1975). *Entwicklungslinien und gesellschaftliche Bedingungen der Behindertenpolitik in Deutschland: Zur Sozialgeschichte und Soziologie der Rehabilitation*. Universität Konstanz, sozialwiss. Dissertation.
- Hahn, H. (1983). Paternalism and public policy. *Society*, 20(3), 36–46.
- Hajer, M., & Wagenaar, H. (2003). Introduction. In M. Hajer, & H. Wagenaar (Hrsg.), *Deliberative policy analysis* (S. 1–30). Cambridge University Press.
- Halvorsen, R., Hvinden, B., Bickenbach, J., Ferri, D., & Guillén Rodriguez, A. M. (Hrsg.). (2017a). *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 1. The changing disability policy system*. Routledge.
- Halvorsen, R., Waldschmidt, A., Hvinden, B., & Bøhler, K. K. (2017b). Diversity and dynamics of disability policy in Europe – An analytical framework. In R. Halvorsen, B. Hvinden, J. Bickenbach, D. Ferri, & A. M. Guillén Rodriguez (Hrsg.), *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 1. The changing disability policy system* (S. 12–33). Routledge.
- Halvorsen, R., Hvinden, B., Beadle Brown, J., Biggeri, M., Tøssebro, J., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2018). *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 2. Understanding the lived experiences of persons with disabilities in nine countries*. Routledge.
- Hassler, B. (2016). Arbeitsmarktfähigkeit unter Beobachtung. „Scheininvalidität“ in der Schweiz. In W. Aschauer, E. Donat, & J. Hofmann (Hrsg.), *Solidaritätsbrüche in Europa: Konzeptuelle Überlegungen und empirische Befunde* (S. 171–190). Springer VS.
- Heiden, H.-G. (2019). Trotz alledem: Behinderte Menschen verändern die Republik. Behindertenbewegung und Behindertenpolitik in den 1990er und 2000er Jahren. In T. Degener, & M. von Miquel (Hrsg.), *Aufbrüche und Barrieren. Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er Jahren* (S. 293–319). transcript.
- Heyer, K. (2015). *Rights enabled. The disability revolution, from the US, to Germany and Japan, to the United Nations*. University of Michigan Press.
- Hirschberg, M. (2009). *Behinderung im internationalen Diskurs. Die flexible Klassifizierung der Weltgesundheitsorganisation*. Campus.
- Hvinden, B., Halvorsen, R., Bickenbach, J., Ferri, D., Guillén Rodriguez, A. M. (2017). Introduction: Is public policy in Europe promoting the active citizenship of persons with disabilities? In R. Halvorsen, B. Hvinden, J. Bickenbach, D. Ferri, & A. M. Guillén Rodriguez (Hrsg.), *Active Citizenship and disability in Europe. Bd. 1. The changing disability policy system* (S. 1–11). Routledge.
- Jahn, D. (2007). Was ist Vergleichende Politikwissenschaft? Standpunkte und Kontroversen. *Zeitschrift für Vergleichende Politikwissenschaft*, 1(1), 9–27.

- Karačić, A., Sturm, A., Waldschmidt, A., & Dins, T. (2018). Identity and political participation throughout the life course – The experience of persons with disabilities in European countries. Understanding the lived experiences of persons with disabilities in nine countries. In R. Halvorsen, B. Hvinden, J. Bickenbach, D. Ferri, & A. M. Guillén Rodríguez (Hrsg.), *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 2. Understanding the lived experiences of persons with disabilities in nine countries* (S. 83–101). Routledge.
- Kniel, A., & Windisch, M. (2005). *People First: Selbsthilfegruppen von und für Menschen mit geistiger Behinderung*. Ernst Reinhardt.
- Knöpfel, C. (2015). Sozialstaatliche Rahmenbedingungen in der Schweiz. In B. Wüthrich, J. Amstutz, & A. Fritze (Hrsg.), *Soziale Versorgung zukunftsfähig gestalten* (S. 23–35). Springer VS.
- Koch, M. (2016). *Arbeits(un)fähigkeit herstellen: Arbeitsintegration von gesundheitlich eingeschränkten Erwerbslosen aus ethnografischer Perspektive*. Seismo.
- Köbsell, S. (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. Mabuse.
- Köbsell, S., Hermes, G., Kuppers, P., Schönwiese, V., & Wehrli, P. (2020). Wie war das damals eigentlich? Wie die Disability Studies Deutsch sprechen lernten. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 24–40). Beltz Juventa.
- Lachwitz, K. (2015). Exkurs: Das globale Zusammenwirken der Weltverbände von Menschen mit Behinderungen. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 377–381). Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Lampke, D., Rohrmann, A., & Schädler, J. (Hrsg.). (2011). *Theorie und Praxis örtlicher Teilhabeplanung mit und für Menschen mit Behinderungen*. Springer VS.
- Lessenich, S., & Ostner, I. (Hrsg.). (1998). *Welten des Wohlfahrtskapitalismus: Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive*. Campus.
- Lingelbach, G., & Waldschmidt, A. (Hrsg.). (2016). *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte*. Campus.
- Malleier, J. (2011). *Lobbying für Behinderte. Interessenvermittlung am Beispiel des europäischen Behindertenforums in der Europäischen Union*. Lang.
- Marshall, T. H. (1992). *Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates*. Campus (Erstveröffentlichung 1949).
- Maschke, M. (2008). *Behindertenpolitik in der Europäischen Union. Lebenssituation behinderter Menschen und nationale Behindertenpolitik in 15 Mitgliedstaaten*. Springer VS.
- Maydell, B. von, Pitschas, R., Pörtner, P., & Schulte, B. (Hrsg.). (2009). *Politik und Recht für Menschen mit Behinderungen in Europa und Asien*. Nomos.
- Nadai, E. (2017). Asymmetrische Responsibilisierung oder wie man Arbeitgeber vom Wert von ‚Behinderten‘ überzeugt. In O. Bilgi, M. Frühauf, & K. Schulze (Hrsg.), *Widersprüche gesellschaftlicher Integration: Zur Transformation Sozialer Arbeit* (S. 111–128). Springer VS.
- Nadai, E., Canonica, A., Gonon, A., Rotzetter, F., & Lengwiler, M. (2019). *Werten und Verwerten: Konventionen der Beschäftigung von Menschen mit Behinderungen in Wirtschaft und Wohlfahrtsstaat*. Springer VS.
- Naue, U. (2008). *Behindertenpolitik heute: Zwischen alten Inhalten und neuen Möglichkeiten. Eine vergleichende Studie*. VDM Verlag Dr. Müller.
- Naue, U. (2009). Österreichische Behindertenpolitik im Kontext nationaler Politik und internationaler Diskurse zu Behinderung. *SWS-Rundschau*, 49(3), 274–292.
- Naue, U., & Wegscheider, A. (2015). Politische Partizipation von Menschen mit Behinderungen in Österreich. *Juridikum*, 1, 84–94.

- Nieß, M. (2016). *Partizipation aus Subjektperspektive: Zur Bedeutung von Interessenvertretung für Menschen mit Lernschwierigkeiten*. Springer VS.
- Nussbaum, M., & Sen, A. (Hrsg.). (1993). *The quality of life*. Clarendon Press.
- O'Brien, R. L. (2015). Disability and the worlds of welfare capitalism. *Sociological Science*, 2(o. H.), 1–19.
- Oliver, M. (1986). Social policy and disability: Some theoretical issues. *Disability, Handicap & Society*, 1(1), 5–17.
- Oliver, M. (1990). *The politics of disablement: A sociological approach*. Macmillan Education.
- Oliver, M. (2019). Activism and the academy: Losing the ideological and material battles. *Disability & Society*, 34(7–8), 1028–1033.
- Pateisky, D. (2021). *International disability rights advocacy. Languages of moral knowledge and institutional critique*. Routledge.
- Planger, S., & Schönwiese, V. (2015). Behinderung und Gerechtigkeit. *Juridikum*, 1, 74–84.
- Priestley, M. (2003). *Disability: A life course approach*. Polity Press.
- Priestley, M. (2007). In search of European disability policy: Between national and global. *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue européenne de recherche sur le handicap*, 1(1), 61–74.
- Rose, N. (1999). *Powers of freedom. Reframing political thought*. Cambridge University Press.
- Rudloff, W. (2003). Überlegungen zur Geschichte der bundesdeutschen Behindertenpolitik. *Zeitschrift für Sozialreform*, 49(6), 863–886.
- Rudloff, W. (2016). Lebenslagen, Aufmerksamkeitszyklen und Periodisierungsprobleme der bundesdeutschen Behindertenpolitik bis zur Wiedervereinigung. In G. Lingelbach, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte* (S. 54–81). Campus.
- Schär, W., & Angermann, W. (2015). Die Europäische Union als Vertragspartei der UN-Behindertenrechtskonvention. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 352–364). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Schmidt, M. G., Wolf, F., & Wurster, S. (2013). Einleitung. In M. G. Schmidt, F. Wolf, & S. Wurster (Hrsg.), *Studienbuch Politikwissenschaft* (S. 7–17). Springer VS.
- Schmuhl, H.-W. (2010). *Exklusion und Inklusion durch Sprache – Zur Geschichte des Begriffs Behinderung*. Institut Mensch Ethik Wissenschaft.
- Schneider, V., & Janning, F. (2006). *Politikfeldanalyse. Akteure, Diskurse und Netzwerke in der öffentlichen Politik*. Springer VS.
- Schönwiese, V. (2016). Wege der Österreichischen Behindertenpolitik. In J. Erking, V. Richter, & T. Schmid (Hrsg.), *Aufbruch/Ausbruch. Baustellen der Gleichstellung* (S. 24–33). LIT.
- Schubert, K., & Bandelow, N. C. (2009). Politikfeldanalyse: Dimensionen und Fragestellungen. In K. Schubert, & N. C. Bandelow (Hrsg.), *Lehrbuch der Politikfeldanalyse 2.0* (S. 1–22). Oldenbourg.
- Schulte, B. (2003). Behindertenrecht und Behindertenpolitik in der Europäischen Union. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 8, 46–54.
- Schulze, M. (2009). Effective exercise of the rights of persons with disabilities: National monitoring mechanisms. In W. Benedek, C. Gregory, J. Kozma, M. Nowak, C. Strohal, & E. Theuermann (Hrsg.), *Global Standards – Local Action. 15 Years Vienna World Conference on Human Rights* (S. 217–226). Neuer Wissenschaftlicher Verlag.
- Schulze, M. (2016). Human rights principles in developing and updating policies and laws on mental health. *Global Mental Health*, 3(o. H.), e10, 7. https://www.cambridge.org/core/services/aop-cambridge-core/content/view/E394AA7D1A7B7E11714360E2A4A01D50/S2054425116000054a.pdf/human_rights_principles_in_developing_and Updating_policies_and_laws_on_mental_health.pdf. Zugegriffen: 25. Sept. 2020.

- Sergeev, T. (2015). Die Vertretung von Menschen mit Behinderungen in der Gleichstellungsgesetzgebung der Länder – Ein Überblick. In M. Düber, A. Rohrmann, & M. Windisch (Hrsg.), *Barrierefreie Partizipation. Entwicklungen, Herausforderungen und Lösungsansätze auf dem Weg zu einer neuen Kultur der Beteiligung* (S. 150–161). Beltz Juventa.
- Soldatic, K. (2020). Social suffering in the Neoliberal age. Surplusity and the partially disabled subject. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge Handbook of disability studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 237–240). Routledge.
- Spörke, M. (2008). *Behindertenpolitik im aktivierenden Staat. Eine Untersuchung über die wechselseitigen Beziehungen zwischen Behindertenverbänden und Staat*. Kassel University Press.
- Stockner, H. (2011). *Persönliche Assistenz als Ausweg aus der institutionellen Segregation von Menschen mit Behinderungen*. Bericht für Selbstbestimmt Leben Österreich. <http://bidok.uibk.ac.at/library/stockner-assistenz.html>. Zugegriffen: 16. Apr. 2018.
- Stoker, G., & Marsh, D. (2002). Introduction. In D. Marsh, & G. Stoker (Hrsg.), *Theory and methods in political science* (2., überarb. Aufl., S. 1–16). Palgrave Macmillan.
- Stoll, J. (2015). The West German disability movement as a transnational, entangled new social movement. *Moving the Social: Journal of Social History and the History of Social Movements*, 53(o. H.), 63–86.
- Stoll, J. (2017). *Behinderte Anerkennung? Interessenorganisationen von Menschen mit Behinderung in Westdeutschland seit 1945*. Campus.
- Stone, D. A. (1984). *The disabled state*. Temple University Press.
- Stone, D. A. (2002). *Policy paradox. The art of political decision making*. Norton & Company.
- Stones, R. (2005). *Structuration theory*. Palgrave Macmillan.
- Sturm, A., Waldschmidt, A., Karačić, A., & Dins, T. (2017). Exercising influence at the European level: Political opportunity structures of disability rights advocacy and the impact of the UN CRPD. The changing disability policy system. In R. Halvorsen, B. Hvinden, J. Bickenbach, D. Ferri, & A. M. Guillén Rodríguez (Hrsg.), *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 1. The changing disability policy system* (S. 159–176). Routledge.
- Tálos, E. (2001). Sozialstaat Österreich. Zur Notwendigkeit und Wichtigkeit des ‚Sozialstaat‘-Volksbegehrens. *WISO – Wirtschafts- und sozialpolitische Zeitschrift*, 24(4), 24–25.
- Tremain, S. (2006). On the government of disability: Foucault, power, and the subject of impairment. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (2. Aufl., S. 185–196). Routledge.
- Tschanz, C. (2017). Zwischen Barrierefreiheit, Aktivierung und Marktradikalismus. Der Zugang zum Arbeitsmarkt durch die Invalidenversicherung. *Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik*, 23(3), 27–35.
- Tschanz, C. (2018). Theorising disability care (non-)personalisation in European countries: Comparing personal assistance schemes in Switzerland, Germany, Sweden, and the United Kingdom. *Social Inclusion*, 6(2), 22–33.
- Tschanz, C., & Staub, I. (2017). Disability-policy models in European welfare regimes: Comparing the distribution of social protection, labour-market integration and civil rights. *Disability & Society*, 32(8), 1199–1215.
- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.

- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Disability. (o. J.). *Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD)*. <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html>. Zugegriffen: 25. Sept. 2020.
- UPIAS & Disability Alliance. (1976). *Fundamental principles of disability. Being a summary of the discussion held on 22nd November, 1975, and containing commentaries from each organization*. Union of the Physically Impaired Against Segregation. <https://disability-studies.leeds.ac.uk/wp-content/uploads/sites/40/library/UPIAS-fundamental-principles.pdf>. Zugegriffen: 17. Juli 2018.
- Wacker, E. (2013). Versorgung und Inklusion behinderter Menschen in lokalen Strukturen. In E.-W. Luthe (Hrsg.), *Kommunale Gesundheitslandschaften, Gesundheit* (S. 243–261). Springer VS.
- Wacker, E., Wansing, G., & Schäfers, M. (2009). *Personenbezogene Unterstützung und Lebensqualität. Teilhabe mit einem Persönlichen Budget* (2. Aufl.). Springer VS.
- Waldschmidt, A. (2003). Die Flexibilisierung der „Behinderung“ – Anmerkungen aus normalismustheoretischer Sicht, unter besonderer Berücksichtigung der „International Classification of Functioning, Disability and Health“ (ICF). *Ethik in der Medizin*, 15(3), 191–202.
- Waldschmidt, A. (2005). Behindertenpolitik im Spannungsverhältnis zwischen Normierung und Normalisierung. In S. Graumann, & K. Grüber (Hrsg.), *Anerkennung, Ethik und Behinderung. Beiträge aus dem Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft* (S. 175–194). LIT.
- Waldschmidt, A. (2007). Existenzsicherung – ein soziales Recht? Überlegungen zur Theorie der Behindertenpolitik unter besonderer Berücksichtigung von Menschen mit schwerer Behinderung. In K. Grüber, & M. Dederich (Hrsg.), *Herausforderungen – Mit schwerer Behinderung leben. Eine Veröffentlichung des Instituts Mensch, Ethik und Wissenschaft* (S. 61–74). Mabuse.
- Waldschmidt, A. (2009). Disability policy of the European Union: The supranational level. *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue européenne de recherche sur le handicap*, 3(1), 8–23.
- Waldschmidt, A. (2012). (Körper-)Behinderung als soziales Problem. In G. Albrecht, & A. Groenemeyer (Hrsg.), *Handbuch Soziale Probleme. Bd. 1* (2., überarb. Aufl., S. 716–751). Springer VS.
- Waldschmidt, A. (2018). Disability – Culture – Society: Strengths and weaknesses of a cultural model of disability. *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue européenne de recherche sur le handicap*, 12(2), 67–80.
- Waldschmidt, A. (2019). Behindertenpolitik (in) der Europäischen Union: Geschichte und aktueller Stand. In T. Degener, & M. von Miquel (Hrsg.), *Aufbrüche und Barrieren. Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er Jahren* (S. 79–105). transcript.
- Waldschmidt, A. (2020). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Waldschmidt, A., & Sépulchre, M. (2019). Citizenship: Reflections on a relevant but ambivalent concept for persons with disabilities. *Disability & Society*, 34(3), 421–448.
- Waldschmidt, A., Karačić, A., Sturm, A., & Dins, T. (2015). „Nothing About Us Without Us“: Disability rights activism in European countries – A comparative analysis. *Moving the Social: Journal of Social History and the History of Social Movement*, 53(o. H.), 103–137.
- Waldschmidt, A., Sturm, A., Karačić, A., & Dins, T. (2017). Implementing the UN CRPD in European countries – A comparative study on the involvement of organisations representing persons with disabilities. In R. Halvorsen, B. Hvinden, J. Bickenbach, D. Ferri, & A. M. Guillén Rodríguez (Hrsg.), *Active citizenship and disability in Europe. Bd. 1. The Changing Disability Policy System* (S. 177–195). Routledge.

- Weber, M. (1992). *Politik als Beruf*. Universal-Bibliothek Nr. 8833. Reclam (Erstveröffentlichung 1919).
- Wegscheider, A. (2012). Die institutionelle Versorgung von Menschen mit Behinderungen in Oberösterreich 1918–1938. *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin*, 11(o. H.), 115–131.
- Wegscheider, A. (2013). Politische Partizipation von Menschen mit Behinderungen. *SWS-Rundschau*, 53(2), 216–234.
- Wegscheider, A. (2016). Zwischen Heilanstalt und Armenhaus? Menschen mit Behinderungen in Oberösterreich 1918–1938. In Oberösterreichisches Landesarchiv (Hrsg.), *Oberösterreich 1918–1938. Band IV* (S. 261–324). Modern Times.
- Wehrli, P. (2016). Selbsthilfe. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger, & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 528–532). Klinkhardt.
- Welti, F. (2005). *Behinderung und Rehabilitation im sozialen Rechtsstaat. Freiheit, Gleichheit und Teilhabe behinderter Menschen*. Mohr Siebeck.
- Wicki, A.-K. (2018). *Zurück ins aktive Leben. Von „Eingliederung vor Rente“ zu „Eingliederung dank Rente“ – die Politik und die schweizerische Invalidenversicherung*. Schweizerische Gesellschaft für Gesundheitspolitik.
- Willems, U., & Winter, T. von (Hrsg.). (2000). *Politische Repräsentation schwacher Interessen*. Leske + Budrich.
- Wolf, K. D. (2002). Contextualizing normative standards for legitimate governance beyond the state. In J. R. Grote, & B. Gbikpi (Hrsg.), *Participatory governance. Political and societal implications* (S. 35–50). Leske + Budrich.
- Yin, R. K. (2003). *Case study research. Design and methods*. Sage.
- Zola, I. K. (1989). Toward the necessary universalizing of a disability policy. *The Milbank Quarterly*, 67(Supplement 2, Part 2), 401–428.
- Zola, I. K. (1994). Towards inclusion: The role of people with disabilities in policy and research issues in the United States. A historical and political analysis. In M. H. Rioux, & M. Bach (Hrsg.), *Disability is not measles* (S. 49–66). G Allan Roeher Inst Kinsman.

Ursula Naue, MMag. DDr. Phil., Senior Lecturer am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Politik der Behinderung, Politik des Alter(n)s, Umsetzung von Menschenrechten, Policy Analyse, Governance Analyse, vergleichende Analyse von Politik.

<http://homepage.univie.ac.at/ursula.naue>

Anne Waldschmidt, Dr. rer. pol., Professorin für Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Wissenssoziologie, Körpersoziologie, Politische Soziologie, Behindertenpolitik im europäischen Vergleich, Zeitgeschichte der Behinderung (Disability History), Intersektionalitätsforschung, Diskurs- und Dispositivanalyse.

<https://idis.uni-koeln.de/>

<https://www.hf.uni-koeln.de/30711>



Rechtswissenschaft in den Disability Studies

Carl-Wilhelm Rößler

Zusammenfassung

Der Beitrag behandelt die Frage, welche Rolle die Rechtswissenschaft innerhalb der Disability Studies in Deutschland spielt und welche Aufgaben sie hat, um die aktuelle rechtliche Situation behinderter Menschen zu analysieren und Ansätze für eine Verbesserung der gesellschaftlichen Teilhabe zu entwickeln und durchzusetzen. Dabei stellen die UN-Behindertenrechtskonvention und das damit verbundene menschenrechtliche Modell wesentliche Orientierungspunkte dar.

Schlüsselwörter

Behindertenrechtskonvention · Gleichstellung · Menschenrechte · Sozialrecht · Teilhabe

1 Einleitung

Die Sichtweisen auf das Thema Behinderung haben sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts deutlich verändert. Dies spiegelt sich in den verschiedenen Modellen von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) wider, aus welchen sich unterschiedliche Rollenzuweisungen und Teilhabeperspektiven für behinderte Menschen ergeben. Maßgeblich zu den Veränderungen beigetragen haben die Disability Studies, die sich

C.-W. Rößler (✉)

Kompetenzzentrum Selbstbestimmt Leben Köln, Köln, Deutschland

E-Mail: roessler@ksl-koeln.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

A. Waldschmidt (Hrsg.), *Handbuch Disability Studies*,

https://doi.org/10.1007/978-3-531-18925-3_11

183

als interdisziplinäres Forschungsfeld sowohl auf die Politikwissenschaft (> Naue & Waldschmidt in diesem Band) als auch auf die Rechtswissenschaft beziehen. Aus Sicht der Disability Studies muss die Rechtswissenschaft kritisch hinterfragen, inwieweit sie dazu beiträgt, bestehende Teilhabedefizite für Menschen mit Behinderungen zu legitimieren und aufrecht zu halten. Zugleich stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, welche Rolle die Rechtswissenschaft innerhalb der Disability Studies übernehmen kann, um die Teilhabe behinderter Menschen zu verbessern. Im Vordergrund stehen dabei die Prinzipien der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (im Folgenden: UN-BRK) sowie die damit verbundene Wandlung von Behinderung von einer vornehmlich sozialrechtlichen Angelegenheit hin zu einem menschenrechtlichen Thema.

Nach dem Verständnis der Konvention (United Nations, o. J.), die auf eine konkrete Definition von Behinderung verzichtet, entsteht Behinderung aus den Wechselwirkungen zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- bzw. umweltbedingten Barrieren, die Betroffene an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern (Trenk-Hinterberger et al., 2012, S. 66). Solche Barrieren werden häufig durch Rechtsordnungen und Rechtsnormen errichtet und legitimiert. Entsprechend zahlreich sind die Anknüpfungspunkte für eine Rechtswissenschaft, die darauf abzielt, Barrieren abzubauen und deren erneute Entstehung zu verhindern. Besonderes Augenmerk ist hierbei auf die Bestimmungen zum Schutz behinderter Menschen vor Diskriminierung zu richten; außerdem ist das Sozialrecht von Bedeutung, das Leistungen für die Personengruppe bereitstellt.

Der Beitrag klärt zunächst die Begriffe Recht und Rechtswissenschaft im Allgemeinen und bietet anschließend eine Skizze der Rechtsgeschichte von Behinderung. Im dritten Teil werden für behinderte Menschen relevante Rechtsgebiete dargestellt. Anschließend wird das für die Rechtswissenschaft in den Disability Studies maßgebliche menschenrechtliche Modell von Behinderung erläutert. Zum Schluss werden Aufgaben und Forschungslücken der rechtswissenschaftlichen Disability Studies umrissen. Die rechtlichen Ausführungen in diesem Beitrag beziehen sich auf die frühere bzw. geltende Rechtslage in (West-)Deutschland; die Rechtssituation in der DDR konnte nicht ausführlich berücksichtigt werden. Das nationale Recht von Österreich und der Schweiz konnte aus Platzgründen ebenfalls keine Berücksichtigung finden.

2 Begriff und Funktion der Rechtswissenschaft

Um die rechtliche Situation von Menschen mit Behinderungen bewerten zu können, muss man sich mit dem Begriff des Rechts im Allgemeinen und dessen grundlegenden Strukturprinzipien auseinandersetzen.

2.1 Zum allgemeinen Begriff des Rechts

Menschliches Zusammenleben und der Bestand einer modernen Gesellschaft sind ohne geltendes und durchsetzbares Recht nicht denkbar. Bei der Definition von Recht wird zwischen Recht im objektiven und subjektiven Sinne unterschieden.

Recht im objektiven Sinne meint die Rechtsordnung, d. h. die Gesamtheit der Rechtsvorschriften, insbesondere Gesetze und Verordnungen. Ein solches Recht kann ausdrücklich und willentlich, etwa durch den Gesetzgeber, gesetzt werden oder es bildet sich durch langjährige Praxis als Gewohnheitsrecht heraus (Creifelds & Weber, 2017, S. 1062).

Recht im subjektiven Sinne ist eine Befugnis, die sich für eine berechtigte Person unmittelbar aus dem objektiven Recht ergibt oder aufgrund dieses Rechts erworben wird. Subjektive Rechte können die Varianten Herrschaftsrecht, Anspruch oder Gestaltungsrecht annehmen (Creifelds & Weber, 2017, S. 1062). Beispielsweise verleiht das Eigentum als Herrschaftsrecht über eine Sache die Befugnis, diese zu verwenden und andere von deren Nutzung auszuschließen. Unter einem Anspruch versteht man das Recht, von anderen ein bestimmtes Tun, Dulden oder Unterlassen zu verlangen. Wer z. B. eine Sache käuflich erwirbt, hat einen Anspruch darauf, dass diese Sache übergeben wird. Gestaltungsrechte gehören ebenfalls zu den subjektiven Rechten; ihre Ausübung wirkt einseitig und unmittelbar auf ein bestehendes Rechtsverhältnis ein und verändert dieses (Creifelds & Weber, 2017, S. 1063). Die einseitige Kündigung eines Arbeitsvertrages ist hierfür ein Beispiel.

Das geltende Recht untergliedert sich in die beiden Rechtsgebiete des öffentlichen Rechts und des Zivilrechts. Im Zivilrecht spricht man von Rechtsbeziehungen zwischen gleichrangigen Rechtssubjekten, etwa den Beteiligten eines Kaufvertrages. Demgegenüber regelt das öffentliche Recht die Rechtsbeziehungen der Träger hoheitlicher Gewalt untereinander oder deren Verhältnis zu den einzelnen Bürgerinnen und Bürgern. Öffentliches Recht ist geprägt durch ein Verhältnis der Über- und Unterordnung und beinhaltet Regelungen, die speziell an die Aufgaben des Staates anknüpfen. Zum öffentlichen Recht zählen Verfassungsrecht, Strafrecht, Steuerrecht, Sozialrecht sowie Verwaltungsrecht (Kohler-Gehrig, 2017, Kap. V.2.).

2.2 Gegenstandsbereiche der Rechtswissenschaften

Recht und Rechtsordnung sind nicht als statische Systeme zu verstehen, sondern unterliegen gesellschaftlichen Dynamiken. Das jeweils geltende Recht wird ständig hinterfragt und weiterentwickelt, um es an sich verändernde gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Sichtweisen anzupassen. Dabei kommt den Rechtswissenschaften eine zentrale Bedeutung zu.

Rechtswissenschaft beschäftigt sich mit dem systematischen Erkennen der rechts-erheblichen Dinge. Ihr Gegenstand umfasst das gesamte Recht in Idee und Wirklichkeit

sowie in Theorie und Praxis (Giese, 1962, S. 55). Rechtswissenschaft beteiligt sich außerdem an der Lösung von Rechtsfragen im Rahmen und auf der Grundlage einer bestimmten, historisch gewachsenen Rechtsordnung (Larenz & Canaris, 1995, Einleitung). Sie untergliedert sich in eine Vielzahl von Einzelwissenschaften und Disziplinen. Hierzu zählen insbesondere die Rechtsgeschichte, die Rechtswissenschaften im engeren Sinne, die Rechtsphilosophie, die Rechtstheorie, die Rechtspolitik, die Rechtssoziologie sowie die Rechtsvergleichung.

In der Rechtsgeschichte geht man von der Überlegung aus, dass Gegenwartsprobleme des Rechts oft ihre Ursache in der Vergangenheit haben und die Kenntnis der Geschichte das Verständnis für geltendes Recht zu schärfen vermag. Aktuelle Rechtsprobleme lassen sich besser beurteilen, wenn man weiß, welche Vorstellungen den Gesetzgeber im Prozess der Entwicklung und Verabschiedung geleitet haben und welcher Wandel sich seit der In-Kraft-Setzung in der Gesellschaft vollzogen hat (Kohler-Gehrig, 2017, Kap. II.6.). Aus diesen Erkenntnissen lassen sich Ansätze für eine Weiterentwicklung des bestehenden Rechts ableiten.

Die Rechtswissenschaft im engeren Sinne befasst sich mit dem geltenden Recht, seiner konkreten Ausgestaltung, Wirkungsweise und Anwendung auf dem Weg zur Rechtsfindung. Diskutiert werden offene Rechtsfragen und es wird Kritik am bestehenden Recht geübt. Damit liefert die Rechtswissenschaft dem Gesetzgeber wichtige Impulse zur Fortentwicklung des geltenden Rechts. Hierzu gehören auch Auseinandersetzungen mit den Entscheidungen der Gerichte und Behörden in rechtlichen Fragen und mit deren Inhalten.

Bei der Rechtsphilosophie handelt es sich um einen Zweig der Philosophie, der sich mit juristischen Grundsatzfragen befasst und die Frage nach dem Sinn des Rechts und den Maßstäben des juristisch richtigen Handelns stellt. In der Rechtsphilosophie werden verschiedene Strömungen vertreten, wobei die Naturrechtslehre und der Gesetzespositivismus die wichtigsten sind. Gemäß der Naturrechtslehre leitet sich das Recht aus der menschlichen Natur ab und hat seine Wurzel in der reinen Vernunft, die allen Menschen eigen ist. Das Naturrecht ist für alle Zeiten gültig und von Raum und Zeit unabhängig (Creifelds & Weber, 2017, S. 1078). Als Gegensatz dazu postuliert der Gesetzespositivismus, dass der Staat als Souverän Gesetze erlässt, die genauso unfehlbar und unumstößlich sind wie der Staat selbst. Diese Sichtweise fand ihre extreme Ausprägung im Unrechtsstaat des Nationalsozialismus (Kohler-Gehrig, 2017, Kap. II.2.); die Rechtsanwendung erfolgte damals ausschließlich nach Wortlaut und Inhalt des Gesetzes (Creifelds & Weber, 2017, S. 573).

Zwischen Rechtsphilosophie und Rechtswissenschaft bewegt sich die Rechtstheorie. Sie befasst sich mit logischen Strukturen im Recht (Kohler-Gehrig, 2017, Kap. II.3.) und möchte das Recht theoretisch beschreiben. Dabei geht sie weitestgehend ohne Rücksicht auf die konkrete Rechtslage und ohne Bezug zum geltenden Recht vor.

Die Rechtssoziologie untersucht die Wechselwirkungen zwischen der Rechtsordnung und der sozialen Wirklichkeit. Sie beschäftigt sich einerseits mit dem Einfluss der gesellschaftlichen Gegebenheiten auf das Rechtssystem und andererseits mit den

Auswirkungen rechtlicher und anderer Normen auf die gesellschaftliche Wirklichkeit (Creifelds & Weber, 2017, S. 1079).

Die Rechtspolitik untersucht die Absichten, das Streben und die Entscheidungen der politischen Akteure und befasst sich unter anderem mit dem Einfluss und dem Wirken politischer Parteien und gesellschaftlicher Interessengruppen bei der Entwicklung des Rechts. In diesem Zusammenhang wird diskutiert, welche politischen Ziele mit dem Recht verfolgt werden sollen und ob das Recht in den Dienst wirtschaftlicher oder sozialer Interessen zu stellen ist. Die Schaffung von Rechtsnormen dient den Regierungen auch zur Durchsetzung ihrer politischen Programme und Ziele und ermöglicht die Steuerung politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen. Rechtspolitik fragt auch, mit welchen rechtlichen Instrumenten auf gesellschaftliche und politische Herausforderungen reagiert werden soll und kann. Juristische Argumentationen sind regelmäßig von rechtspolitischen Erwägungen geleitet (Kohler-Gehrig, 2017, Kap. II.4.).

Schließlich befasst sich die Rechtsvergleichung mit dem Recht anderer Staaten, Rechtskreise und Kulturen. Einem Rechtsvergleich lassen sich Anregungen für die Gestaltung und Fortentwicklung des nationalen Rechts entnehmen (Kohler-Gehrig, 2017, Kap. II.7.).

3 Von den Anfängen der Sozialversicherung bis zum Bundesteilhabegesetz: Zur Rechtsgeschichte von Behinderung

Die rechtliche Kategorie Behinderung und die staatliche Unterstützung behinderter Menschen haben sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart maßgeblich gewandelt (> Fuchs in diesem Band). Die Veränderungen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind nicht zuletzt auch auf die Behindertenbewegung (> Köbsell in diesem Band) zurückzuführen; der von ihr formulierte Anspruch auf selbstbestimmtes Leben und Gleichberechtigung ist nicht ohne Einfluss auf die Gesetzgebung in Deutschland geblieben. Konkret ist an dieser Stelle das Forum behinderter Juristinnen und Juristen (FbJJ) zu nennen. Als fachlicher Zusammenschluss, dessen Mitglieder auch in der Behindertenbewegung aktiv waren und sind, entwickelt und vertritt das FbJJ regelmäßig Alternativvorschläge für behindertenpolitische Gesetze.

Am Ende des 19. Jahrhunderts existierten Gesetze zur Versorgung von Menschen mit Behinderungen zunächst nur für Militärangehörige. Erst mit der Einführung der zivilen Sozialversicherungen im Deutschen Reich wurde der Anwendungsbereich der Sozialpolitik auch auf behinderte Menschen außerhalb des militärischen Kontextes ausgeweitet. Hier sind insbesondere die Gesetzliche Krankenversicherung (1883), die Unfallversicherung (1884) und die Rentenversicherung (1889) zu nennen, deren damalige Leistungen Zwecken dienten, die den heutigen Teilhabeleistungen entsprechen (Lachwitz et al., 2009, S. 3).

Der Erste Weltkrieg (1914–1918) ließ ca. 1,5 Mio. Kriegsversehrte im erwerbsfähigen Alter zurück. Um diese große Gruppe wieder in Gesellschaft und Erwerbsleben zu integrieren, kam es in der Weimarer Republik zum Ausbau der Kriegsoferversorgung und später zur Schaffung des Schwerbeschädigtenrechts von 1920 (Lachwitz et al., 2009, S. 3). Das Augenmerk galt dabei vornehmlich dem Arbeitsmarkt. Indem Verpflichtungen der Arbeitgeber und besondere Rechte der Kriegsbeschädigten eingeführt wurden, wurde das Arbeitsrecht in den Dienst der Teilhabe gestellt. Behinderte Menschen wurden allerdings anhand des Kriteriums möglicher Arbeitsfähigkeit unterschiedlich beurteilt. Als einziger Ausweg aus gesellschaftlicher Stigmatisierung und Ausgrenzung in sogenannten Krüppelheimen wurde die Berufstätigkeit gesehen; Arbeit galt mithin als die beste Therapie. Bei der Arbeitsmarktteilhabe stand allein der Aspekt der Produktivität im Vordergrund, während die Idee von beruflicher Tätigkeit als Möglichkeit der Selbstverwirklichung noch keine Rolle spielte (Sierck, 2012).

Immerhin wurde in der Weimarer Republik mit dem Preußischen Krüppelfürsorgegesetz von 1920 auch für behinderte Menschen, die weder zu den erwerbstätigen Sozialversicherten noch zu den Kriegsopfern gehörten und als ‚Krüppel‘ galten, eine gesetzliche Grundlage für Hilfsmaßnahmen geschaffen (Lachwitz et al., 2009, S. 4). In jene Zeit fallen auch erste Ansätze, Menschen mit Behinderungen in der Sozialpolitik nicht länger als bloße Fürsorgeobjekte anzusehen. Der 1917 gegründete Reichsbund der Kriegsoffer und der 1919 gegründete Selbsthilfebund für Körperbehinderte (> Fuchs in diesem Band) brachten als neuere Akteure den Gedanken der Selbsthilfe in die Fürsorge ein. Erstmals organisierten sich auch Menschen mit ‚zivilen‘ Behinderungen in größerer Zahl und konnten in der Demokratie die Gesetzgebung beeinflussen (Welti, 2005, S. 214).

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 wurde die Entwicklung zum sozialen Rechtsstaat abgebrochen. Die bestehenden Systeme der Sozialversicherung und Fürsorge wurden zwar nicht abgeschafft, wohl aber im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie umgestaltet. Fürsor geleistungen sollten primär nur noch dem Erhalt von Produktivität und Arbeitsfähigkeit dienen. Behinderten Menschen, die nicht als arbeitsfähig galten, wurde der soziale Schutz entzogen. Durch das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses von 1933 und das Ehegesundheitsgesetz von 1935 wurden verschiedene Krankheiten, Beeinträchtigungen und sozial auffälliges Verhalten als Erbkrankheiten definiert. Auf der Grundlage der beiden Gesetze wurden eine große Zahl an Zwangssterilisationen durchgeführt und Eheverbote ausgesprochen (Welti, 2005, S. 216). Menschen mit Behinderungen wurden zunehmend als Belastung für die Gesellschaft angesehen und stigmatisiert. Die menschenverachtende Politik des Nationalsozialismus gipfelte in der staatlich verordneten und systematisch durchgeführten Ermordung von Menschen mit Behinderungen, der in der Zeit von 1939 bis 1941 mehrere hunderttausend Betroffene in den Anstalten zum Opfer fielen. Dieser sogenannten ‚Euthanasie‘ fehlte eine formale gesetzliche Grundlage; es lag lediglich ein Geheimbefehl Adolf Hitlers vor, der als Vollmacht zur Durchführung dieser Aktion T4 genannten Tötungsaktion angesehen wurde (Klee, 2014, S. 115). Ein Gesetz über Sterbehilfe bei unheilbar Kranken wurde vorbereitet, trat jedoch nicht mehr in Kraft.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 galt es, etwa zwei Millionen Menschen, die als Angehörige des Militärs oder als Zivilpersonen während des Krieges Beeinträchtigungen erlitten hatten, zu versorgen. 1949 kam es vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs zur Gründung der zwei deutschen Staaten, deren Behindertenrecht sich in der Folge unterschiedlich entwickelte.

In der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) wurde eine Versorgungsstruktur in Anlehnung an das Gesundheitssystem der Sowjetunion geschaffen. Außerdem wurden ein betriebliches Gesundheitssystem sowie Polikliniken und Sanatorien für chronisch kranke oder behinderte Menschen errichtet. Alle Betriebe und Verwaltungen wurden verpflichtet, sogenannte ‚Schwerbeschädigte‘ einzustellen. Gleichzeitig tendierte die staatliche Behindertenpolitik der DDR dazu, behinderte Menschen eher abzusondern als sie in die Gesellschaft zu integrieren. Besonders ungünstig entwickelte sich die Versorgung von Menschen mit geistiger Behinderung; teilweise kam es hier zu reiner Verwahrung (Neumann, 2004, S. 10).

In der Bundesrepublik Deutschland (BRD) entstanden zum Ende der 1950er Jahre verschiedene Gesetze zum Schutz der ‚Schwerbeschädigten‘. Das Bundesversorgungsgesetz von 1950 regelte die Entschädigung von Personen, die im Zusammenhang mit militärischem bzw. militärähnlichem Dienst oder im Zuge sonstiger Kriegsereignisse gesundheitlich beeinträchtigt worden waren. Mit der Rentenreform von 1957 wurde der Rehabilitationsauftrag der Rentenversicherung um Leistungen zur beruflichen Rehabilitation erweitert (Lachwitz et al., 2009, S. 4). Mit dem Gesetz über die Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung von 1957 wurde erstmals die berufliche Rehabilitation in den Leistungskatalog der Bundesanstalt für Arbeit aufgenommen.

Darüber hinaus wurde mit dem Körperbehindertengesetz (1957) und dem Gesetz über die Tuberkulosehilfe (1959) spezielles Recht geschaffen, das den besonderen Bedarfen behinderter Menschen Rechnung trug. Beide Fürsorgegesetze wurden Anfang der 1960er Jahre als Hilfe in besonderen Lebenslagen in das neue Bundessozialhilfegesetz (BSHG) aufgenommen (Neumann, 2004, S. 8). Die sogenannte Eingliederungshilfe des BSHG gab dem einzelnen behinderten Menschen erstmals ein subjektives Recht auf spezifische Leistungen, beschränkte sich aber im Wesentlichen auf Leistungen der medizinischen und beruflichen Rehabilitation. So sah § 40 BSHG keine Leistungen zur Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft vor, sondern ermöglichte lediglich Maßnahmen zur Verhütung, Beseitigung oder Minderung von Behinderung. Laut einer Sanktionsnorm in § 45 BSHG konnten Hilfen ganz oder teilweise versagt werden, wenn deren Erfolg durch den behinderten Menschen schuldhaft gefährdet wurde. Zur Frage der schuldhaften Gefährdung waren auch der behandelnde Arzt, der Ausbilder, der Heimleiter etc. anzuhören (Schellhorn et al., 1962, S. 89). Ab 1969 wurden im BSHG auch Leistungen für seelisch behinderte Menschen geregelt (Lachwitz et al., 2009, S. 5).

1974 wurde mit dem Schwerbehindertengesetz das Kausalitätsprinzip durch das Finalitätsprinzip abgelöst; seitdem wird nicht mehr die Ursache, sondern die Tatsache der Beeinträchtigung an sich als maßgeblich für die Hilfestellung angesehen. Grundsätzlich begründen Kriegsbeschädigung oder Arbeitsunfälle nicht mehr eine

Privilegierung; vielmehr erhalten mittlerweile alle schwerbehinderten Menschen im Bedarfsfall den Zugang zu besonderen Hilfen. Das Finalitätsprinzip gilt bis heute unverändert fort und stellt einen wichtigen Schritt zur Gleichstellung behinderter Menschen untereinander dar. Ebenfalls 1974 trat das Reha-Angleichungsgesetz in Kraft. Dessen Ziel war es, das zergliederte System der Hilfen besser zu verzahnen. Kompetenzstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Leistungsträgern sollten nicht mehr auf dem Rücken behinderter Menschen ausgetragen werden und alle Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen sollten auf Dauer in Arbeit, Beruf und Gesellschaft eingegliedert werden.

Nach der deutschen Wiedervereinigung kam es zu zwei weiteren, wichtigen Rechtsentwicklungen. Im Jahre 1990 wurde die Jugendhilfe zum eigenständigen Rehabilitationsträger für seelisch behinderte Jugendliche im Sinne des § 35a SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfe) bestimmt. Außerdem wurde 1994 der Artikel 3, Absatz 3 des Grundgesetzes um das Benachteiligungsverbot bei Behinderung ergänzt; auf diese Änderung wird unten nochmals eingegangen.

Auch zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurde das Behindertenrecht weiterentwickelt. Neben dem Gleichstellungsrecht, das unten näher behandelt wird, sollte mit dem 2001 in Kraft getretenen Neunten Buch Sozialgesetzbuch (SGB IX) das gesamte Recht der Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen in einem Sozialgesetzbuch zusammengefasst werden. Diese Erwartung wurde allerdings nicht erfüllt. Lediglich die wesentlichen Gemeinsamkeiten der verschiedenen Rehabilitationssysteme wurden zusammengeführt. Über eine Öffnungsklausel blieb jedem Rehabilitationsträger die Möglichkeit, über Leistungsanträge nach eigenen Vorschriften zu entscheiden. Ungeachtet dieser Systemkritik enthielt das SGB IX wichtige Reformansätze wie etwa die Ziele der Selbstbestimmung und gleichberechtigten Teilhabe behinderter Menschen. Es umfasste zudem konkrete Gleichstellungsvorschriften, wenngleich es an einer Definition von behinderungsspezifischer Benachteiligung fehlte (Degener, 2003).

Die seit 2009 in Deutschland geltende UN-BRK verleiht der Diskussion um die Teilhabe behinderter Menschen eine neue Dynamik. Um diese Menschenrechtskonvention umzusetzen, sah der Koalitionsvertrag der Bundesregierung aus dem Jahre 2013 vor, die Möglichkeit zur Schaffung eines Bundesteilhabegesetzes (BTHG) zu prüfen. Menschen mit wesentlicher Teilhabebeeinträchtigung sollten aus dem bisherigen ‚Fürsorgesystem‘ herausgeführt und die Eingliederungshilfe sollte zu einem modernen Teilhaberecht weiterentwickelt werden. Die Leistungen sollten sich am persönlichen Bedarf orientieren und personenzentriert bereitgestellt werden. Allerdings wurde betont, dass sich aus den Neuregelungen des BTHG keine neue finanzielle Dynamik entwickeln solle.

Bereits 2013 stellte das oben erwähnte FbJJ mit seinem Entwurf für ein Gesetz zur Sozialen Teilhabe einen Vorschlag für ein Bundesteilhabegesetz vor, der viel Beachtung fand. Außerdem wurden Menschen mit Behinderungen und ihre Verbände entsprechend der UN-BRK an dem Gesetzgebungsprozess frühzeitig und kontinuierlich beteiligt. Der erste, vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales veröffentlichte Arbeitsentwurf zum

BTHG vom Dezember 2015 stieß jedoch bei den Betroffenen auf heftige Kritik. Dabei ging es unter anderem um die vorgesehene Möglichkeit, mehrere behinderte Menschen aus Kostengründen auf eine gemeinsame Inanspruchnahme von Teilhabeleistungen zu verweisen (sogenanntes ‚Zwangspoolen‘). Auch die Neuregelungen zur Anrechnung von Einkünften, die individuelle Besonderheiten nicht länger berücksichtigen, stießen auf Ablehnung. Unter dem Druck zahlreicher Protestaktionen wurde der Entwurf mehrfach überarbeitet. Letztendlich wurde die Eingliederungshilfe aus dem SGB XII (Sozialhilfe) herausgelöst und in das SGB IX (Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit Behinderungen) überführt und dort ab 2020 in einem eigenständigen Teil 2 geregelt.

Das BTHG ist zum 1. Januar 2017 in einem ersten Schritt in Kraft getreten. Es beschränkt sich nicht allein auf die Neuregelung der Eingliederungshilfe, sondern ist ein sogenanntes Artikelgesetz, d. h. mit diesem Gesetz haben sich die Bestimmungen in einer ganzen Reihe von Rechtsgebieten geändert. Beispielsweise wurde der Behinderungsbegriff neu gefasst und bezieht nun gesellschaftliche Barrieren als Ursache von Behinderungen mit ein. Auch wurde der Vermögensfreibetrag in der Eingliederungshilfe und unter bestimmten Bedingungen auch in der Hilfe zur Pflege erhöht. Die eigentliche Reform der Eingliederungshilfe gilt seit 1. Januar 2020. Teilhabeleistungen und Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts sind nunmehr voneinander getrennt. Wenngleich für die Eingliederungshilfe an mehreren Stellen abweichende Regelungen gelten, soll es grundsätzlich ein einheitliches Verfahren zur Ermittlung des individuellen Leistungsbedarfs geben.

Trotz einiger positiver Weiterentwicklungen ist aus Sicht der rechtswissenschaftlichen Disability Studies problematisch, dass die Eingliederungshilfe im System der Fürsorge verbleibt. Sie wird weiterhin grundsätzlich nachrangig und bei wirtschaftlicher Bedürftigkeit erbracht und orientiert sich kaum am menschenrechtlichen Leitbild einer vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe. Nach wie vor fehlt es in Deutschland an einem Teilhaberecht, das die Vorgaben der UN-BRK konsequent umsetzt. Obwohl z. B. Art. 19 UN-BRK ausdrücklich regelt, dass Menschen mit Behinderungen nicht verpflichtet sind, in besonderen Wohnformen zu leben, können sie auch künftig gegen ihren Willen auf stationäre Einrichtungen verwiesen werden. Deren Bewohnerinnen und Bewohnern werden jedoch elementare Lebensmöglichkeiten vorenthalten, die ansonsten als selbstverständliche Grund- und Menschenrechte in Anspruch genommen werden (Rohrman, 2006, S. 189).

Festzuhalten ist, dass in Deutschland ein breites Spektrum an Leistungen zur Förderung und Teilhabe von Menschen mit Behinderungen existiert, dieses jedoch noch nicht den Maßstäben der UN-BRK gerecht wird. Allerdings hängt die Teilhabe behinderter Menschen nicht allein vom Umfang staatlicher Hilfen ab. Genauso wichtig ist die Haltung, die behinderten Menschen in der Gesellschaft entgegengebracht wird. Vorbehalte und Vorurteile spielen dabei eine zentrale Rolle. Aus diesem Grund kommt dem Schutz vor Benachteiligung und Diskriminierung große Bedeutung zu.

4 Behinderung und behinderte Menschen im deutschen Recht

Grundsätzlich unterliegen behinderte Menschen der Rechtsordnung in der gleichen Art und Weise wie Menschen ohne Behinderungen. Auch ihre Menschenwürde ist durch das Grundgesetz geschützt. Ebenso gilt für sie das Strafrecht und sie nehmen in der gleichen Art und Weise am Zivilrechtsverkehr teil. An einigen Stellen der verschiedenen Rechtsgebiete finden sich Rechtsvorschriften, die besondere behinderungsbedingte Umstände regeln. Hierzu zählen beispielsweise die strafrechtlichen Bestimmungen zur Schuldfähigkeit, die im Einzelfall durch eine Beeinträchtigung entfallen kann, sowie das gesamte Betreuungsrecht. Um den Rahmen dieses Beitrags nicht zu sprengen, können im Folgenden lediglich drei besonders relevante Rechtsgebiete vorgestellt werden: das Sozialrecht, das Anti-Diskriminierungsrecht und die UN-BRK. Dabei orientiert sich die Darstellung wiederum grob an der historischen Reihenfolge der Rechtsentwicklung.

4.1 Sozialgesetze zum Thema Behinderung und behinderte Menschen

Wie oben erwähnt, kam es bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts im Sozialrecht zu Regelungen, die für behinderte Menschen von besonderer Bedeutung waren. Nach dem Sozialstaatsprinzip des deutschen Grundgesetzes, das seit 1949 in Kraft ist, dient heute das Sozialrecht der Schaffung der sozialen Gerechtigkeit und sozialen Sicherheit. Dabei geht es um die Sicherung eines menschenwürdigen Daseins, die Voraussetzungen für die freie Entfaltung der Persönlichkeit, den Schutz und die Förderung der Familie, die Möglichkeit des Erwerbs des Lebensunterhalts durch eine frei gewählte Tätigkeit und den Ausgleich besonderer Belastungen des Lebens etwa aufgrund einer Behinderung; ein weiterer Grundsatz ist die Hilfe zur Selbsthilfe (§ 1 Abs. 1 Satz 2 SGB I [Sozialgesetzbuch – Allgemeiner Teil]).

Zur sozialen Gerechtigkeit gehört, dass jeder Mensch die Chance hat, die seinen individuellen Kräften und Fähigkeiten entsprechende Stellung in Staat und Gesellschaft zu erlangen. Unter dem Aspekt der Chancengleichheit bedürfen Menschen mit Behinderungen in gesteigertem Maß einer Förderung, um Selbstbestimmung und gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu erreichen (§ 10 SGB I). Soziale Sicherheit umfasst die Möglichkeit des oder der Einzelnen, auf einer verlässlichen Lebensbasis das eigene Leben in einer der menschlichen Würde entsprechenden Weise zu gestalten. Beide Ziele stehen in einem funktionalen Abhängigkeitsverhältnis, da soziale Gerechtigkeit nicht ohne soziale Sicherheit denkbar ist (Igl & Welti, 2007, S. 2).

Die einzelnen Sozialgesetze werden seit Mitte der 1970er Jahre schrittweise im Sozialgesetzbuch (SGB) zusammengeführt. Vorgesehen ist die vollständige Eingliederung der auf Dauer angelegten Sozialleistungsbereiche in das SGB. Das Sozialgesetzbuch regelt allerdings noch nicht das gesamte Sozialrecht. Außerhalb des SGB

finden sich weitere Sozialgesetze, unter anderem das Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG), die Opferentschädigung (OEG), das Bundeskindergeldgesetz (BKGG), das Wohngeldgesetz (WoGG) etc.

Derzeit sind zwölf Bücher des Sozialgesetzbuches in Kraft, die für Menschen mit Behinderungen von unterschiedlicher Relevanz sind: Das SGB I (Allgemeiner Teil), das SGB IV (Gemeinsame Vorschriften für die Sozialversicherung) und das SGB X (Sozialverwaltungsverfahren und Datenschutz) enthalten nur wenige besondere Bestimmungen zum Thema Behinderung. Das SGB II (Grundsicherung für Arbeitssuchende) regelt Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts für Arbeitssuchende und zu deren beruflichen Eingliederung und wird im Volksmund als ‚Hartz IV‘ bezeichnet. Das SGB III (Arbeitsförderung) bildet die Rechtsgrundlage für die Leistungen der Bundesagentur für Arbeit, wozu auch die berufliche Rehabilitation gehört. Im SGB V (Gesetzliche Krankenversicherung) sind zahlreiche Leistungen für Menschen mit Behinderungen geregelt, beispielsweise die Hilfsmittelversorgung, z. B. mit einem Rollstuhl, und die Heilmittelversorgung in Form von Physiotherapie oder Ergotherapie. Im SGB VI (Gesetzliche Rentenversicherung) sind neben Bestimmungen zur Altersrente oder Rente wegen Erwerbsminderung auch Leistungen zur beruflichen Rehabilitation zu finden. Das SGB VII (Gesetzliche Unfallversicherung) regelt Leistungen zur Verhinderung oder zum Ausgleich von Gesundheitsschäden im Zusammenhang mit einem Arbeitsunfall, Wegeunfall oder einer Berufskrankheit. Das SGB VIII enthält die Vorschriften der Kinder- und Jugendhilfe; in § 35a SGB VIII ist die Eingliederungshilfe für seelisch behinderte Kinder und Jugendliche geregelt.

Das bereits erwähnte SGB IX (Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen) ist für behinderte Menschen von zentraler Bedeutung. Es enthält im Teil 1 die Definition von Behinderung und allgemeine Regelungen für Menschen mit Behinderungen und von Behinderung bedrohte Menschen. Zudem gibt es Bestimmungen zum Verfahren zur Feststellung des Teilhabebedarfs sowie die Grundsätze über die verschiedenen Leistungsbereiche. Seit 2020 ist in Teil 2 des SGB IX die Eingliederungshilfe für behinderte Menschen geregelt, die bis Ende 2019 im Sozialhilferecht verortet war. Im Teil 3 des SGB IX ist das Schwerbehindertenrecht zu finden. Das Recht der sozialen Pflegeversicherung ist im SGB XI geregelt. Die im SGB XII angesiedelte Sozialhilfe hält für behinderte Menschen insbesondere die Grundsicherung im Alter und bei voller Erwerbsminderung sowie die ergänzende Hilfe zur Pflege bereit.

4.2 Gesetze zum Schutz behinderter Menschen vor Benachteiligung und Diskriminierung

Ab Ende des 20. Jahrhunderts traten in Deutschland zahlreiche Bestimmungen zum Schutz vor Diskriminierung und Benachteiligung in Kraft, die auch auf das Merkmal Behinderung abstellen. Dabei lieferte das Gleichheitsgebot in Art. 3 des Grundgesetzes (GG) den Ausgangspunkt.

Wie bereits erwähnt, erfolgte die Ergänzung des Art. 3 Abs. 3 GG um ein Benachteiligungsverbot aufgrund von Behinderung im Jahr 1994. Damit wurden erstmals Menschen mit Behinderungen als gleichberechtigte Staatsbürgerinnen und Staatsbürger der Bundesrepublik sowie als Trägerinnen und Träger von Grundrechten explizit anerkannt. Rechtspolitisch wurde eingestanden, dass behinderte Menschen in Deutschland diskriminiert werden und diesbezüglich Handlungsbedarf besteht. Gleichzeitig wurde ein historisches Versäumnis nachgeholt: Bei der Formulierung des Grundgesetzes 1949 war vergessen worden, die Personengruppe in Art. 3 GG zu nennen, obwohl der Gleichheitsgrundsatz als Reaktion auf die Verbrechen im Nationalsozialismus formuliert wurde und ausdrücklich diejenigen Gruppen schützen sollte, die der nationalsozialistischen Verfolgung in besonderem Maße ausgesetzt waren (Degener, 2003).

Im Jahre 2002 trat das Behindertengleichstellungsgesetz (BGG) des Bundes in Kraft, welches schrittweise durch entsprechende Gesetze der 16 Bundesländer ergänzt wurde. Auch für diese Neuerungen stammen maßgebliche inhaltliche Impulse vom FbJJ. Als eine der wichtigsten Errungenschaften schuf das Behindertengleichstellungsgesetz eine praxisnahe Definition von Barrierefreiheit (Heiden, 2006, S. 199;>Günther in diesem Band), die heute in vielen anderen Gesetzen zur Anwendung kommt. Das Gesetz soll die Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen beseitigen und verhindern, ihren besonderen Bedürfnissen Rechnung tragen sowie ihre gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft gewährleisten. Behinderten Menschen soll außerdem eine selbstbestimmte Lebensführung ermöglicht werden. Kritisiert wird jedoch, dass die Behindertengleichstellungsgesetze des Bundes und der Länder lediglich die Träger öffentlicher Gewalt verpflichten, nicht jedoch die Privatwirtschaft (Heiden, 2006, S. 201). Gegenüber letzterer bleibt lediglich die Möglichkeit, Zielvereinbarungen abzuschließen, um Verbesserungen zugunsten behinderter Menschen zu erreichen.

Mit dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG), das 2006 in Kraft trat, wurde das Gleichstellungsrecht erweitert. Es soll eine Vielzahl unterschiedlicher Personengruppen, darunter Menschen mit Behinderungen, vor Diskriminierung schützen. Jedoch gelingt dieser Schutz nur unzureichend: Zwar dürfen behinderte Menschen im allgemeinen Zivilrechtsverkehr oder im Arbeitsleben nicht anders behandelt werden als Menschen ohne Behinderung, jedoch wird bei Vorliegen eines relevanten sachlichen Grunds eine Ungleichbehandlung als zulässig erachtet. Im Vergleich mit den anderen geschützten Personengruppen wird eine solche Rechtfertigung häufiger angewendet, wenn es um behinderte Menschen geht. Insbesondere Sicherheitsaspekte werden angeführt, um die Ungleichbehandlung behinderter Menschen zu rechtfertigen.

4.3 Die UN-Behindertenrechtskonvention

Nicht zuletzt hat mit dem *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* – so der offizielle Titel der bereits erwähnten Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (United Nations, o. J.) – eine neue Ära des Behindertenrechts

begonnen. Die Entstehung der 2006 von der Generalversammlung der Vereinten Nationen verabschiedeten Konvention wurde von behinderten Menschen maßgeblich vorangetrieben und inhaltlich mitgestaltet. Von der Bundesrepublik Deutschland wurde sie 2009 ohne Vorbehalte ratifiziert.

Mit diesem internationalen Abkommen wurde Behindertenpolitik zu einem menschenrechtlichen Thema, mit der Folge, dass nunmehr Forderungen nach Veränderungen und Verbesserungen deutlich gestärkt und unter menschenrechtlichen Gesichtspunkten legitimiert sind. Eine Aussonderung behinderter Menschen aus der Gesellschaft in eine lebenslange ‚Sonderwelt‘ und die damit verbundene Entrechtung der Betroffenen ist nach der UN-BRK als Menschenrechtsverletzung zu qualifizieren. Diese kann auch nicht durch den Verweis auf ‚Sonderbedarfe‘ der Betroffenen gerechtfertigt werden. So haben, wie erwähnt, nach Art. 19 UN-BRK behinderte Menschen das Recht, frei zu entscheiden, wo und mit wem sie leben wollen, und sind nicht verpflichtet, gegen ihren Willen auf besondere Wohnformen verwiesen zu werden.

Außerdem haben sich mit dem Partizipationsgebot in Art. 4 Abs. 3 UN-BRK die Möglichkeiten politischer Interessenvertretung für Menschen mit Behinderungen und deren Verbände deutlich verbessert. So bestimmt die UN-BRK z. B., dass die Vertragsstaaten mit den Menschen mit Behinderungen und den sie vertretenden Organisationen enge Konsultationen führen und sie aktiv einbeziehen müssen (Arnade, 2015, S. 93). Menschen mit Behinderungen werden somit als Expertinnen und Experten in eigener Sache angesehen. Auch wenn ihnen in der Praxis die Rolle von Fachleuten nur zögerlich zugestanden wird, werden sie mittlerweile an politischen Prozessen wirksamer beteiligt als in der Vergangenheit.

Die Anwendbarkeit der UN-BRK zur Durchsetzung konkreter Teilhabeleistungen ist noch nicht abschließend geklärt; ihre Tragweite wird von staatlichen Institutionen bislang noch erheblich unterschätzt. In jedem Fall können die Bestimmungen der Konvention als Auslegungsmaßstab bei der Anwendung des Sozialrechts herangezogen werden, etwa wenn es um die Frage der Angemessenheit beantragter Leistungen geht. Im Falle einer konsequenten Umsetzung der Konvention sind weitreichende positive Veränderungen im deutschen Behindertenrecht möglich.

5 Das menschenrechtliche Modell von Behinderung

Mit der UN-BRK erhält nicht zuletzt die Rechtswissenschaft ein wichtiges Instrument an die Hand, um auf der Grundlage des menschenrechtlichen Modells behinderten Menschen den Zugang zu den Allgemeinen Menschenrechten zu ermöglichen (Degener, 2009).

Das menschenrechtliche Modell stellt eine Weiterentwicklung des sozialen Modells von Behinderung dar. Von Menschen geschaffene Barrieren in der Umwelt und diskriminierende gesellschaftliche Einstellungen werden im sozialen Modell als Hauptprobleme behinderter Menschen angesehen (Degener, 2003). Jedoch darf das individuell-medizinische Modell von Behinderung auch in Zukunft nicht gänzlich außer

Acht bleiben. Nach diesem Modell liegt eine medizinisch relevante Störung vor, die es zu behandeln, zu lindern oder deren Verschlimmerung es zu verhindern gilt; dabei sind Krankheit oder Behinderung untrennbar mit der betroffenen Person verbunden. Auch in einer barrierefrei gestalteten Umgebung werden Menschen mit Behinderungen im Einzelfall auf individuelle Teilhabeleistungen angewiesen sein (Degener, 2003).

Dagegen zielt das menschenrechtliche Modell von Behinderung auf ein neues Verständnis fundamentaler Konzepte wie Diskriminierung, Autonomie und Solidarität. Durch die UN-BRK wird zum einen der Begriff der Diskriminierung erweitert: Als Diskriminierung gilt nicht nur jede Unterscheidung, Ausschließung oder Beschränkung aufgrund von Behinderung, die zum Ziel oder zur Folge hat, dass Menschenrechte beeinträchtigt oder vereitelt werden, vielmehr zählt nunmehr auch die Verweigerung angemessener Vorkehrungen dazu (Degener, 2016). Zum anderen umfasst Autonomie im Sinne der UN-BRK neben dem Recht, in Ruhe gelassen zu werden, um selbstständig private Gestaltungsspielräume zu genießen, auch die Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, und zwar auch dann, wenn dafür eine Unterstützung benötigt wird (Degener, 2016). Schließlich wirkt sich die UN-BRK auch auf das Konzept der Solidarität aus. Soziale Rechte dürfen nicht länger von der Funktionsfähigkeit einer Person abhängig gemacht werden, sondern stehen jedem Menschen uneingeschränkt zu (Degener, 2016).

Das menschenrechtliche Modell postuliert, dass Menschenrechtsfähigkeit nicht durch gesundheitliche Beeinträchtigungen beschränkt wird. Menschenrechte sind universal und können weder durch Status oder Leistung erworben werden; sie können auch nicht aufgrund persönlicher oder zugeschriebener Eigenschaften bzw. Merkmale aberkannt werden. Dieser Ansatz gewährt einen umfassenderen rechtstheoretischen Rahmen als das soziale Modell und geht auch über die Antidiskriminierung hinaus. Das menschenrechtliche Modell setzt sowohl auf Rechte zum Schutz vor Diskriminierung als auch auf Rechte zur Gewährleistung sozialer Sicherheit und eines angemessenen Lebensstandards. Von zentraler Bedeutung ist hierbei, dass das Modell den gesamten Katalog der Menschenrechte einfordert. Daneben wertschätzt der Ansatz Behinderung als Teil menschlicher Vielfalt, da der Bezug auf die Menschenwürde und der Gedanke der Diversität garantieren, dass alle Menschen mit Behinderungen als Rechtssubjekte anerkannt werden. Als solche haben sie Anspruch auf die Berücksichtigung all ihrer Lebenserfahrungen, wenn es um die Entwicklung von Gerechtigkeitstheorien geht (Degener, 2016). Mit diesem Modell kann somit eine Abkehr von der selektiven Wahrnehmung behinderter Menschen als Bezieherinnen und Bezieher von Fürsorgeleistungen erreicht werden.

6 Aufgaben der Rechtswissenschaft innerhalb der Disability Studies

Festgehalten werden kann, dass sich die Rechtswissenschaft innerhalb der Disability Studies mit einer Vielzahl von Herausforderungen konfrontiert sieht. Im Folgenden soll skizziert werden, welche künftigen Aufgaben diesem Fach aus Sicht der Disability

Studies zukommen; dabei wird auf die zu Beginn des Beitrags vorgestellten Gegenstandsbereiche der Rechtswissenschaften zurückgegriffen.

Erstens muss die Rechtsgeschichte die Frage erforschen, inwieweit in der Vergangenheit durch geltendes Recht die Aussonderung, Diskriminierung und teilweise sogar Verfolgung behinderter Menschen rechtlich legitimiert wurden. Die umfassende Aufarbeitung dieser Geschichte könnte mithelfen, Mechanismen zu entwickeln, um ähnliche Entwicklungen in Zukunft zu vermeiden.

Die Rechtswissenschaft im engeren Sinne bietet, zweitens, die Möglichkeit, sich aktiv in die Diskussion über offene Rechtsfragen einzubringen und an der Weiterentwicklung des Rechts mitzuwirken. Damit wird Juristinnen und Juristen, die sich in den Disability Studies verorten, die Aufgabe zuteil, gesetzliche Definitionen von Behinderung sowie Diskriminierungen von behinderten Menschen durch bestehende Gesetze zu untersuchen. Hierzu gehört es auch, sich wenn nötig von der angeblich herrschenden juristischen Meinung oder gefestigter Rechtsprechung zu distanzieren, da es in beiden Fällen an einer demokratischen Legitimation fehlt, Argumente oftmals durch Autoritäten ersetzt werden und zudem Änderungen jederzeit möglich sind (Kohler-Gehrig, 2017, Kap. XI.2.).

Drittens beinhalten Rechtstheorie und Rechtssoziologie die Möglichkeit, sowohl die Auswirkungen rechtlicher Normen auf die Gesellschaft als auch die Reaktionen behinderter Menschen auf die bestehenden rechtlichen Rahmenbedingungen zu untersuchen. Beispielsweise ist die Frage nach der Sinnhaftigkeit zahlreicher behinderungsbezogener Rechtsnormen zu prüfen. Nach wie vor muss etwa bei Bezug von Leistungen der Eingliederungshilfe von den Betroffenen ein erheblicher Beitrag aus dem eigenen Erwerbseinkommen beigesteuert werden. Der Freibetrag, der nicht angetastet wird, ist derartig niedrig, dass in finanzieller Hinsicht kaum ein Anreiz besteht, sich höher zu qualifizieren oder einen akademischen Beruf zu ergreifen. Hierdurch werden zahlreiche Bemühungen der Arbeitsförderung, Menschen mit Behinderungen mittels höherer Qualifizierung in den allgemeinen Arbeitsmarkt zu integrieren, durch die Eingliederungshilfe untergraben.

Viertens macht die Rechtspolitik darauf aufmerksam, dass die Weiterentwicklung des Teilhaberechts von verschiedenen und teilweise gegenläufigen Interessen gesellschaftlicher Gruppierungen abhängt. Menschen mit Behinderungen und ihre Selbsthilfeorganisationen versuchen zunehmend, über politische Parteien und andere Organisationen Einfluss auf das Zustandekommen und den Inhalt von Rechtsnormen zu nehmen. Mithilfe engagierter Selbstvertretung wird angestrebt, die Gesetzgebung im Bereich der Teilhabe kontinuierlich zu verbessern. Dieser Prozess steht jedoch erst am Anfang und stellt die Organisationen behinderter Menschen vor erhebliche Herausforderungen, sodass eine entsprechende Forschung dazu beitragen könnte, die Möglichkeiten politischer Partizipation besser zu nutzen.

Fünftens hat durch die UN-BRK der Aspekt der Rechtsvergleichung an Bedeutung gewonnen. Die Konvention ist von vielen Vertragsstaaten ratifiziert worden, wenn auch nicht immer ohne Vorbehalte. Es bietet sich daher an, vergleichend zu analysieren, wie

die Umsetzung der UN-BRK in den verschiedenen Ländern erfolgt und voranschreitet. Hieraus können sich wichtige Rückschlüsse für eine Verbesserung des Umsetzungsprozesses in Deutschland ergeben.

7 Fazit

Die rechtswissenschaftlichen Disability Studies leisten einen unverzichtbaren Beitrag, wenn es darum geht, die Sichtweisen auf Behinderung bzw. behinderte Menschen positiv zu verändern. Dabei stellen die UN-BRK und das damit verbundene menschenrechtliche Modell wesentliche Orientierungspunkte dar.

Die menschenrechtliche Sichtweise eröffnet der Rechtswissenschaft innerhalb der Disability Studies zahlreiche Tätigkeitsfelder. Neben der Aufarbeitung juristischer Fehlentwicklungen in der Vergangenheit können rechtswissenschaftliche Arbeiten maßgeblich dazu beitragen, Ergebnisse und Ansätze aus den Disability Studies in politische Diskussionen und Gesetzgebungsprozesse einzubringen und auf diese Weise eine schrittweise Anpassung der bestehenden Rechtsordnung an die Vorgaben der UN-BRK zu erreichen.

Die sich mehr und mehr öffnenden Felder politischer Partizipation für behinderte Menschen, die zunehmend als Expertinnen und Experten in eigener Sache wahrgenommen werden, machen gleichzeitig das Problem deutlich, dass behinderte Menschen stärker als bisher unterstützt werden müssen, um die vorhandenen Partizipationsmöglichkeiten effektiv nutzen zu können. Insoweit müssen behinderte Menschen stärker als bisher *empowerment* erfahren, um die Rolle als Expertin oder Experte in eigener Sache anzunehmen und auszuüben. Die sehr kontroversen Diskussionen um das Bundesteilhabegesetz und die dabei deutlich gewordenen unterschiedlichen Interessen der Beteiligten lassen für die Zukunft langwierige Konflikte insbesondere zwischen Leistungsträgern und Leistungsberechtigten erwarten.

Angesichts der Vorgaben der UN-BRK steht Deutschland vor gravierenden Neuentwicklungen in Behindertenrecht und -politik. Das in den vergangenen 140 Jahren kontinuierlich ausgebaute Spektrum unterschiedlicher Sozialleistungen mag kostenintensiv sein, wird jedoch den Anforderungen der Behindertenrechtskonvention an ein modernes Teilhaberecht noch nicht gerecht.

Literatur

- Arnade, S. (2015). „Nichts über uns ohne uns!“ – Die Zivilgesellschaft spricht mit. Staatliche Koordinierungsstelle und Parallelbericht. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 93–101). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Creifelds, C., & Weber, K. (2017). *Rechtswörterbuch* (22. Aufl.). Beck.

- Degener, T. (2003). Behinderung als rechtliche Konstruktion. In P. Lutz, T. Macho, G. Staupe, & H. Zirten (Hrsg.), *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung* (S. 448–467). Böhlau.
- Degener, T. (2009). Die neue UN Behindertenrechtskonvention aus der Perspektive der Disability Studies. *Behindertenpädagogik*, 48(3), 263–283.
- Degener, T. (2016). *Erwachsenenschutz, Vormundschaft und Betreuung aus menschenrechtlicher Behinderungsperspektive*. Vortrag auf dem 4. Weltkongress Betreuungsrecht 14. bis 16. September 2016. http://www.wcag2016.de/fileadmin/Mediendatenbank_WCAG/Presse/Materialien/Vortrag_Weltkongress.pdf. Zugegriffen: 13. Sept. 2017.
- Giese, F. (1962). *Recht und Rechtswissenschaft. Einführung und Grundbegriffe*. Gabler.
- Heiden, H.-G. (2006). Von „Barrierefreiheit“ zum „Design für alle!“ Eine neue Philosophie der Planung. In G. Hermes, & E. Rohrmann (Hrsg.), *Nichts über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung* (S. 195–210). AG SPAK.
- Igl, G., & Welti, F. (2007). *Sozialrecht* (8. Aufl.). Werner.
- Klee, E. (2014). „Euthanasie“ im Dritten Reich: Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ (2. Aufl.). Fischer.
- Kohler-Gehrig, E. (2017). *Einführung in das Recht* (2. Aufl., E-Book, ohne Seiten). Kohlhammer.
- Lachwitz, K., Schellhorn, H., & Welti, F. (Hrsg.). (2009). *Handkommentar zum Sozialgesetzbuch IX (HK-SGB IX): Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen* (3. Aufl.). Luchterhand.
- Larenz, K., & Canaris, C.-W. (1995). *Methodenlehre der Rechtswissenschaft* (3. Aufl., E-Book, ohne Seiten). Springer.
- Neumann, V. (Hrsg.). (2004). *Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen. Handbuch SGB IX*. Nomos.
- Rohrmann, E. (2006). Zwischen Selbstbestimmung und Menschenrechtsverletzungen. Zur Lage behinderter Menschen in Deutschland im Spannungsfeld zwischen Behinderten- und Sozialpolitik. In G. Hermes, & E. Rohrmann (Hrsg.), *Nichts über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung* (S. 175–194). AG SPAK.
- Schellhorn, W., Jirasek, H., & Seipp, P. (1962). *Das Bundessozialhilfegesetz*. Luchterhand.
- Sierck, U. (2012). Selbstbestimmung statt Bevormundung. Anmerkungen zur Entstehung der Disability Studies. In K. Rathgeb (Hrsg.), *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen* (S. 31–38). Springer VS.
- Trenk-Hinterberger, P., Lachwitz, K., & Kreutz, M. (2012). *Die UN-Behindertenrechtskonvention in der Praxis. Erläuterungen der Regelung und Anwendungsgebiete*. Luchterhand.
- Welti, F. (2005). *Behinderung und Rehabilitation im sozialen Rechtsstaat: Freiheit, Gleichheit und Teilhabe behinderter Menschen*. Mohr Siebeck.

Rechtsquellen

- Bundessozialgesetzbuch (BSHG) in der Fassung der Bekanntmachung vom 30. Juni 1961 (BGBl. I S. 815), außer Kraft getreten zum 1. Januar 2005 (Art. 68 G vom 27. Dezember 2003, BGBl. I S. 3002, 3070).
- Gesetz zu dem Übereinkommen der Vereinten Nationen vom 13. Dezember 2006 über die Rechte von Menschen mit Behinderungen sowie zu dem Fakultativprotokoll vom 13. Dezember 2006 zum Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen vom 21. Dezember 2008 (BGBl. II S. 1419).

- Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland (GG) vom 23. Mai 1949 (BGBl. S. 1), zuletzt geändert durch Artikel 1 und 2 Satz 2 des Gesetzes vom 29. September 2020 (BGBl. I S. 2048).
- Sozialgesetzbuch (SGB) Erstes Buch (I) Allgemeiner Teil vom 11. Dezember 1975 (BGBl. I S. 3015), zuletzt geändert durch Art. 2 Siebtes G zur Änd. des Vierten Buches SGB und anderer G vom 12. Juni 2020 (BGBl. I S. 1248).
- Sozialgesetzbuch (SGB) Achtes Buch (VIII) Kinder- und Jugendhilfe in der Fassung der Bekanntmachung vom 11. September 2012 (BGBl. I S. 2022), zuletzt geändert durch Art. 16a Abs. 6 Medizinprodukte-EU-AnpassungsG vom 28. April 2020 (BGBl. I S. 960, geänd. durch G v. 19. Mai 2020, BGBl. I S. 1018).
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Disability. (o. J.). Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD). <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html>. Zugegriffen: 25. Sept. 2020.

Carl-Wilhelm Rößler, Rechtsassessor beim Verein „Selbstbestimmt Leben“ Behinderter Köln e. V., Mitarbeiter im Projekt Kompetenzzentrum Selbstbestimmt Leben für den Regierungsbezirk Köln, Mitglied im Forum behinderter Juristinnen und Juristen (FbJJ).

<https://ksl-koeln.de/de/node/114>



Kulturwissenschaftliche Disability Studies

Beate Ochsner

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die kulturwissenschaftlichen Disability Studies in drei Schwerpunkten vor: Erstens aus der Perspektive einer kritischen Revision des sozialen Behinderungsmodells, zweitens im Rahmen der Ko-Konstituierung von Medien und (Nicht-)Behinderung und drittens im Kontext (selbst-)kritischer Disability Studies. Im Ergebnis eröffnen die kulturwissenschaftlichen Disability Studies ein pluralistisches Denken von (Nicht-)Behinderung jenseits von Homogenisierung und identitärer Einschließung.

Schlüsselwörter

Critical Disability Studies · Körper · Kulturelles Modell von Behinderung · Medien · Repräsentation

1 Einleitung

Als Anne Waldschmidt (2005, S. 25) ein „kulturelles Modell“ für die deutschsprachigen Disability Studies einforderte, ging es zum einen darum, den seit Ende der 1990er Jahre entwickelten, poststrukturalistischen Strang der Disability Studies US-amerikanischer Prägung aufzugreifen (Davis, 2017 [1997]; Garland-Thomson, 1997a; Snyder & Mitchell, 2006). Zum anderen sollten die Disability Studies neu ausgerichtet

B. Ochsner (✉)

Medienwissenschaften, Universität Konstanz, Konstanz, Deutschland

E-Mail: beate.ochsner@uni-konstanz.de

werden. Mithilfe einer „kulturwissenschaftlichen Wende“ (Waldschmidt & Schneider, 2007, S. 18) sollte das Thema Behinderung aus seiner Marginalisierung befreit und die Erkenntnisse aus Medizin, Heilpädagogik und Rehabilitationswissenschaften mit kulturwissenschaftlichen Forschungsansätzen konfrontiert werden.

Dieser Ansatz hat sich als äußerst produktiv erwiesen. Im Folgenden werden drei Schwerpunkte der kulturwissenschaftlichen Disability Studies herausgearbeitet, welche die gesamtgesellschaftliche Relevanz der Thematik wie auch die zunehmend meta-theoretische Entwicklung der Disability Studies verdeutlichen: Einem Überblick über Arbeiten, die (Nicht-)Behinderung in kritischer Revision des sozialen Modells als sozio-kulturelle Praxis auffassen, schließt sich eine Darstellung der sowohl aus den Literatur- und Sprachwissenschaften (> Helduser in diesem Band) als auch aus den Theater-, Kultur-, Kunst-, Kommunikations- und Medienwissenschaften stammenden Studien an, die sich narratologisch, diskursanalytisch, ästhetisch oder medientheoretisch mit Praktiken medialer (Un-)Sichtbarmachung von (Nicht-)Behinderung beschäftigen. Abschließend werden neuere Arbeiten vorgestellt, welche die Komplexität von (Nicht-)Behinderung in selbst- und metareflexiven Bewegungen freilegen.

2 Zur Bedeutung der Kulturwissenschaften für die Disability Studies

Seit den 1980er Jahren hat der Einfluss des poststrukturalistischen und dekonstruktivistischen Denkens in den deutschsprachigen Geistes- und Humanwissenschaften einen produktiven Theorien- und Methodenpluralismus hervorgebracht (Böhme & Scherpe, 1996, S. 8). Dabei geht es darum, sich mit der Bedeutung und den Effekten einer sich ständig aktualisierenden Kultur auseinanderzusetzen und übergreifende Zusammenhänge in den Blick zu nehmen. Kultur wird nicht nur als Untersuchungsobjekt, sondern zugleich auch als funktionale Rahmenbedingung für die eigenen wissenschaftlichen Praktiken verstanden. Als bedeutungsgenerierendes Verfahren und „Metaebene der Reflexion“ (Böhme & Scherpe, 1996, S. 12) macht kulturwissenschaftliche Forschung auf der Objektebene die wechselseitige Verfertigung von kulturellen Prozessen und sozialen Praktiken sichtbar; auf theoretischer Ebene verschaltet sie verschiedene Disziplinen und deren erkenntnisleitende Fragestellungen.

In diesem Sinne sind auch die kulturwissenschaftlichen Disability Studies als Möglichkeit zu verstehen, (Nicht-)Behinderung neu zu denken (Waldschmidt et al., 2017). Neben den, gegen die und jenseits der individuell-medizinischen und sozialen Behinderungsmodelle (> Hirschberg in diesem Band) geht es den kulturwissenschaftlichen Disability Studies darum, Kultur als analytische Kategorie zu entwickeln (Snyder & Mitchell, 2006, S. 5–11; Waldschmidt, 2018), um Kategorisierungsprozesse zu dekonstruieren, „neben unsichtbaren Behinderungen auch Krankheit und Alter einzubeziehen und ein Kontinuum zwischen behinderten und nichtbehinderten Körpern“ zu umreißen (Tervooren, 2003, S. 47). Untersucht werden Formen gelebter

(Alltags-)Kulturen, indem materiell-diskursive Praktiken von (Nicht-)Behinderung analysiert werden. In einem weiteren Schritt werden die Ergebnisse der Untersuchungen theoretisch-rekursiv reflektiert.

Im Unterschied zu der relativen Kohärenz sozialwissenschaftlicher Forschung mit ihrem Fokus auf ‚Gesellschaft‘ sowie ‚Politik‘ und ‚Recht‘ (> Karim, Naue & Waldschmidt und Rößler in diesem Band) beziehen sich die kulturwissenschaftlichen Studien zu (Nicht-)Behinderung auf das vielgestaltige Phänomen der ‚Kultur‘, das selbst ein „multifaceted phenomenon in need of specification“ (Waldschmidt, 2017, S. 21) darstellt. Breite und ‚Schwammigkeit‘ des Kulturbegriffs können einerseits als Mangel empfunden werden; andererseits lässt sich die daraus entstehende theoretische Transdisziplinarität auch als Chance begreifen. Das Spannungsfeld von Kunst-, Literatur- und Medienwissenschaften sowie Gender Studies (Gerschick, 2000), Race Studies (Cheu & Tyjewski, 2011) oder Queer Studies (McRuer, 2006), Aging Studies (Chivers & Kriebner, 2017) und Fat Studies (LeBesco, 2004) lässt sich nutzen, um aufzuzeigen, „how a culture’s representations and discussions of disability (and nondisability or able-bodiedness) help to articulate a range of values, ideals, or expectations that are important to that culture’s organization and identity [...]“ (Junior & Schipper, 2013, S. 35).

Die kulturwissenschaftlichen Disability Studies fokussieren den überdiagnostizierten Körper in seiner Materialität und analysieren die diskriminatorischen Praktiken, die zu seiner Pathologisierung führen. Die ‚Demystifikation‘ institutioneller Blicke, sozio-kultureller Skripte und architektonischer Ausgrenzungen geht dabei stets über eine allgemeine Kritik an den dichotomen Kategorien von krank/gesund, behindert/nicht-behindert etc. hinaus, um den „able body“ nicht (mehr) als „merely a false quantitative ideal“, sondern „rather as an aesthetic product of cultural forces that *oppress* those categorized as disabled“ (Snyder & Mitchell, 2001, S. 375; Hervorh. i. O.) zu thematisieren. Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass wir alle temporär (nicht-) behindert sind oder werden (Garland-Thomson, 2009, S. 19), verweisen die Arbeiten auf die produktive Instabilität der Kategorie Behinderung (Bérubé, 2002, S. x) und wollen sie als „eine sowohl auf die Geschichte des Subjekts als auch auf Geschichte allgemein bezogene Kategorie [...] herausarbeiten.“ (Tervooren, 2003, S. 47)

3 Die kulturwissenschaftliche Kritik am sozialen Modell von Behinderung

Die Konturen der kulturwissenschaftlichen Disability Studies entstanden zunächst vornehmlich in Nordamerika und in der Auseinandersetzung mit dem Behinderungsbegriff des sozialen Modells, wie es zu Beginn der 1980er Jahre in Großbritannien formuliert wurde (Oliver, 2009). Dabei wurden die Vorteile dieses aus der politischen Interessenvertretung stammenden Ansatzes, z. B. seine Anschließbarkeit an Wissenschaft und Lebenspraxis, durchaus gewürdigt. Kritisiert wurde jedoch die Unterscheidung zwischen individueller Beeinträchtigung (*impairment*) und gesellschaftlich bedingter Behinderung

(*disability*), mit der die gesundheitliche Beeinträchtigung und damit die Ebene des Körpers der biologisch-medizinischen Verantwortung unterstellt und dem Blick der Forschung entzogen werde.

Ausgehend von der Überlegung, dass erst die Konstruktion eines behinderten Körpers die Kategorie eines ‚ganzen‘, d. h. normalen und vollständigen Körpers möglich macht, hatten Bill Hughes und Kevin Paterson (1997, S. 326) Ende der 1990er Jahre die Körpervergessenheit des sozialen Modells problematisiert. Auch Shelley Tremain (2005, S. 10) bemängelte, dass das soziale Modell implizit von *impairment* als notwendiger Bedingung von *disability* ausgehe. Eine ‚Abweichung‘ wie Intersexualität, bei der medizinische Deutungsmacht und soziale Stigmatisierung ebenfalls zum Tragen kämen, werde jedoch nicht als Behinderung qualifiziert. Sowohl *impairment* als auch *disability* (wie auch ihre Differenz) müssten gleichermaßen als Effekte historisch und diskursiv wandelbarer Machtkonstellationen begriffen werden. Wenn Behinderung nicht als Effekt individueller Schädigung, sondern als soziale Benachteiligung konstruiert werde, erscheine *impairment* als medizinisch-therapeutische Interventionsebene, somit als von der soziokulturellen und politischen Praxis unabhängiges Phänomen eines naturalisierten und neutralisierten Körpers. Auch wenn der Kampf um das, was Behinderung in der modernen Gesellschaft bedeutet, vornehmlich auf der Ebene von *disability* stattfindet, sei es Aufgabe der Disability Studies, auf die soziokulturelle Konstruktion von *impairment* aufmerksam zu machen.

In der Rezeption des Tremain'schen Ansatzes gibt Waldschmidt (2007, S. 60) zu bedenken, dass eine Aufhebung der Trennung und diskursive Zusammenführung der Begriffe nicht automatisch zur Überwindung des impliziten Naturalismus führten; vielmehr benötige jeder diskursive Effekt „immer auch einen konkreten, materiellen Ansatzpunkt [...], um überhaupt diskursiviert werden zu können.“ In Bezug auf Diskursivierungsprozesse postuliert sie eine vorkulturelle Materialität als „Ankerpunkt“ (Foucault, 1977 [1976], S. 180), von dem die komplexen Verschränkungen eines gleichermaßen naturalisierten wie diskursivierten Körpers ihren Ausgang nehmen.

In Anlehnung an Jacques Lacans Spiegelstadium hat Anja Tervooren (2003, S. 38) den Begriff des „verletzlichen Körpers“ vorgeschlagen, um das „existentielle Verwiesensein jedes Menschen auf die anderen zum Ausdruck zu bringen“ und ein Denken quer zur Logik des entweder behinderten oder normalen Körper entwickeln zu können. Die Dimension der Verletzbarkeit greift Gesa Ziemer (2008, S. 14) auf, wenn sie danach fragt, wie diese in verschiedenen medialen Formaten (Schriften, Performances und Filmen) zum Ausdruck kommen kann bzw. inwieweit ‚verletzbare Orte‘ Alternativen zu einer kulturellen Praxis bieten, in der von der Norm abweichende Körper unsichtbar gemacht werden. Mit diesem Konzept wird methodisch und inhaltlich auf eine Öffnung sprachlich-kultureller Dichotomien gesetzt (Ziemer, 2008, S. 103) und gleichzeitig werden neue, widerständige Kontexte, Sprech- und Denkweisen und Formen ihrer Legitimation eröffnet.

Als neuere Entwicklung wird im Anschluss an Science & Technology Studies, Gender und Critical Disability Studies die Untersuchung „materiell-semiotischer

Bedeutungsfelder“ (Haraway, 1995, S. 85) vorgeschlagen, um die Differenz von Materialität und Diskursivität grundlegend infrage zu stellen (Ott, 2018). Die vermeintliche Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Irreduzibilität des Körperlichen werden dabei als Effekte von Netzwerken aus akademischem Wissen, Medien, Alltagsdiskursen und Machtbeziehungen begriffen, die regulierende Normen wiederholen und das, was sie scheinbar nur benennen, performativ erzeugen (Corker & Shakespeare, 2002; Siebers, 2009; Waldschmidt, 2017, S. 24). VertreterInnen dieser Forschungsrichtung orientieren sich am Körper als „gelebten Ort der Möglichkeiten“ (Butler, 1995, S. 11), Ausdruck von Widerständigkeit und Handlungsmacht (Snyder & Mitchell, 2006, S. 10). So werden Körper und Diskurse nicht als getrennte, diskrete Einheiten verstanden (Kalthoff et al., 2016, S. 12), vielmehr entstehen beide in einem „ongoing open process of mattering“ (Barad, 2003, S. 817), in der doppelten Bedeutung von ‚werden‘ und ‚bedeutend werden‘.

Für die kulturwissenschaftlichen Disability Studies folgt aus diesen Ansätzen, dass sowohl die Trennung von *impairment* und *disability* als auch die Annahme einer einheitlichen diskursiven Ebene als historische, politische, soziale und kulturelle Effekte spezifischer Verflechtungen von Materialität und Diskursivität zu untersuchen sind (Tremain, 2005). Zugleich wird die Dekonstruktion der Dichotomie von *disability* und *impairment* zum Motor einer transdisziplinären Theorieproduktion, die sich kritisch mit der sozio-kulturellen und diskursiven Produktion von Körpern auseinandersetzt (Shakespeare, 2006, S. 54; Siebers, 2009). Dabei wird die Behinderungskategorie in ihrer Historizität und Kulturalität wie auch in ihrer Relativität, Fluidität und Kontingenz untersucht (Shildrick, 2009, S. 17–39), um auf Machtprozesse aufmerksam zu machen, in denen (Nicht-)Behinderung bzw. (nicht-)behinderte Körper situativ, partiell und interaktionell hergestellt werden (Goodley, 2017, S. 86–87).

4 Von der medialen Repräsentation zur Produktion von (Nicht-)Behinderung

Studien vorwiegend sozialwissenschaftlicher Fachrichtungen, die sich seit den 1980er und 1990er Jahren mit der Authentizität der Darstellung von Behinderung in den Medien, mit den Zuschauerreaktionen oder der Frequenz sich wiederholender Repräsentationen beschäftigen, gelangen zumeist zu dem Ergebnis, dass es den medialen Repräsentationen an Qualität mangle (Kagelmann & Zimmermann, 1982; Byrd & Pipes, 1985; Cumberbatch & Negrine, 1992; Radtke, 2003). Tom Shakespeare beklagt in diesem Zusammenhang, dass im Zuge der Durchsetzung des sozialen Modells von Behinderung das Potential kultureller Deutungen verspielt werde. So fungiere „disability“ als „the most active and prominent metaphor of all“, diene jedoch im Wesentlichen als „cipher [...] for those feelings, processes or characteristics with which non-disabled society cannot deal. As a result, those negative aspects become cemented to disabled people.“ (Shakespeare, 1997, S. 221; dazu auch Norden, 1994) Stephen P.

Safran (1998, S. 472–474) bestätigt diesen Befund in seinem Überblick über die frühe englischsprachige Forschung zu Behinderung im Film, verweist jedoch darauf, dass die stereotypen Projektionen von Behinderung im Wesentlichen didaktischen, politischen oder Unterhaltungszwecken dienen.

Inwieweit diese Ergebnisse auch von den verfolgten Fragestellungen abhängen sowie von einer Herangehensweise, die Katie Ellis und Gerard Goggin als „negative, ‚deficit‘ approach“ (2015, S. 274) bezeichnen, ist schwer einzuschätzen, sind es doch nicht allein die sogenannten ‚negativen‘ Bilder, die kritisiert werden. Elizabeth F. Emens hält die affirmativen Darstellungen von Behinderung ebenfalls für problematisch, da sie realistische und ausgleichende „narratives of frustration, failure, and surrender associated with disability“ (Emens, 2007, S. 126) unterdrückten und Leistungs- und Optimierungsdruck erzeugten, der das Recht auf Imperfektion negiere (dazu auch Davis, 1995, S. 23–49; Garland-Thomson, 1997b, S. 8–9). Negativ- oder Positivbewertungen bekräftigen nicht die Differenz, sondern die Normalität und liefern so die Grundlage für die Anormalisierung von Menschen mit Behinderungen in den medialen Darstellungen (Darke, 1998, S. 190; Pointon et al., 1997).

Neben den medikalisierenden, patronisierenden, kriminalisierenden und dehumanisierenden Funktionen von „disabling stereotypes“ (Barnes, 1992, S. 39) wird unter Bezugnahme auf die feministische Theorie (Davies & Dickea, 1987) wie auch auf Arbeiten zur Repräsentation von Behinderung (Darke, 1998; Smit & Enns, 2001) vor allem darauf verwiesen, dass Behinderung als Platzhalter für moralische Zuschreibungen und Projektionsfläche fungiere, um das, den oder die ‚Andere/n‘ zu verobjektivieren oder ‚spektakulär‘ zu pathologisieren (Shakespeare, 1997, S. 223–224). David T. Mitchell und Sharon L. Snyder machen dabei auf das Paradox einer beständigen Zirkulation von Bildern von Behinderung bei gleichzeitiger Marginalisierung von Menschen mit Behinderungen aufmerksam. Dabei diene Behinderung als „narrative prosthesis“, um abstrakte religiöse, politische oder moralische Inhalte materiell zu veranschaulichen (Mitchell & Snyder, 2000, S. 6). Eine stärker an der Psychoanalyse ausgerichtete Lesart versteht die auf Behinderung rekurrende Projektion als „emotional defense mechanism“ (Chivers & Markotić, 2010, S. 1), als deren Folge die Übertragung negativer oder inakzeptabler Gefühle und Gedanken auf den Anderen ermöglicht wird. Wenn Sally Chivers und Nicole Markotić (2010, S. 10) in diesem Zusammenhang auf das komplexe Zusammenspiel von Materialität, Repräsentation und soziokulturellem Diskurs verweisen, als deren Effekt der Körper als behindert hergestellt und erfahrbar wird, dann geht es darum aufzuzeigen, wie und warum bestimmte Körper häufiger als andere mit dem Etikett ‚Problem‘ versehen werden.

Ähnliche Erklärungsansätze haben Untersuchungen zur Funktionalisierung von Behinderung im Kino entwickelt (Norden, 1994; Klobas, 1988; Markotić, 2008). Bereits in den 1970er Jahren hatte Laura Mulvey (1999, S. 837) in den feministischen Filmwissenschaften gezeigt, wie bestimmte Kamerapositionen, bevorzugte Einstellungen, eine spezifische Narration oder das Tondesign die Konnotation einer passiven „to-be-looked-at-ness“ bei weiblichen Charakteren im Gegensatz zu männlichen

Handlungs- und Blickträgern hervorbringen. In den Disability Studies erkannte Rosemarie Garland-Thomson (2009) ähnliche Konstellationen in den Begegnungen: Dem ‚starrenden‘ Blickträger komme Handlungsmacht zu, während der behinderte Mensch zum Schaubjekt werde. In diesem Zusammenhang konnten Snyder und Mitchell mit ihrem preisgekrönten Film *Vital Signs: Crip Culture Talks Back* (1995) zeigen, dass es vergleichbare filmische Strategien gibt, die vermeiden, einen Körper durch bestimmte Kameraeinstellungen, Blick- und Diskurskonfigurationen zu einem ‚problematischen‘ Phänomen werden zu lassen.

Das Ziel dieser Analysen ist nicht die Rückkehr zur Normativität, sondern das Nachzeichnen der Konstruktion behinderter Subjektivitäten und der Effekte, die der behinderte Körper auf den Repräsentationsprozess zeitigt. In ähnlicher Weise argumentiert Michael Bérubé (2005, S. 572), wenn er Narrative der Behinderung als im doppelten Sinne ‚disabled‘ bezeichnet, um aufzuzeigen, wie Figuren, Erzählungen und wissenschaftliche Theoriebildung gleichermaßen ‚behindert‘ sind bzw. werden. Auf diese Weise eröffnen sich Möglichkeiten zur Widerständigkeit, zur ‚Entunterwerfung‘ und zur (Selbst-) Reflexion (Russell, 2011). Vergleichbare (Wieder-)Aneignungsprozesse finden sich auch in popkulturellen Produktionen wie der satirischen Webserie *Very Special Episodes* (2014) von Cheryl Green und Caitlin Wood. Die komplexe Verflechtung unterschiedlicher, an der Herstellung von (Nicht-)Behinderung beteiligter Akteure und Praktiken birgt jedoch das Risiko, ein großes Spektrum an unterschiedlichen Körpern und Wahrnehmungen zu erzeugen, in dem Behinderung als ein Faktor unter vielen unterzugehen droht (Chivers & Markotić, 2010, S. 12). Aus diesem Grund folgen Chivers & Markotić (2010) dem von Alexa Schriempff vorgeschlagenen „interactionist model“, das von einem „either/or zu both/and“ (Schriempff, 2001, S. 65) gelangen will, ohne die Kategorien untereinander zu verwischen oder sie zu homogenisieren.

Geht es um die mediale Repräsentation spezifischer Beeinträchtigungen, hat die bereits von Lauri E. Klobas (1988, S. 2) und Safran (1998, S. 471) konstatierte Überrepräsentation von Blindheit (> Schulz & Geese in diesem Band) auch heute noch Gültigkeit. Sie kann zum einen dem narrativen und ‚dramatischen Potential‘ (Safran, 1998, S. 477) dieser Sinnesbeeinträchtigung zugeschrieben werden; zum anderen eröffnen die unterschiedlichen Praktiken des (Nicht-)Sehens Möglichkeiten, über die grundlegenden Bedingungen und Voraussetzungen visueller Medien zu reflektieren (Tacke, 2016, S. 9, 11). In diesem Zusammenhang sind Arbeiten zu nennen, die den Fokus weniger auf das erzählerische Vermögen des Blindheitsmotivs richten, sondern sich mit den bild- und medienwissenschaftlichen Voraussetzungen der *Visual Culture* (Mirzoeff, 1999, S. 3) auseinandersetzen und entsprechend Medien und Medialität als Gegenstände kulturwissenschaftlicher Forschung in den Vordergrund stellen (Ochsner & Grebe, 2013).

Analysen, die im Rückgriff auf Visual Studies (Garland-Thomson, 2009) die Produktion von Sicht- und Unsichtbarkeit untersuchen, sind im angloamerikanischen Kontext häufig anzutreffen (z. B. Mitchell, 2001), während sich die medienwissenschaftliche Forschung in den deutschsprachigen Disability Studies noch als ausbaufähiges

Feld erweist (Grebe, 2016). Die Aufmerksamkeit gilt hier nicht mehr der Darstellung von Behinderung, sondern den Unterscheidungsereignissen, auf deren Basis Bilder (von [Nicht-]Behinderung) entstehen; die Analyse erkundet folglich die gesellschaftlich geprägten Operationen des Sicht- und zugleich Unsichtbarmachens (Renggli, 2006, S. 188). Ergänzt wird diese Betrachtungsweise durch Untersuchungen medialer Praktiken des Sehens und Hörens (Ochsner & Stock, 2016, S. 9), die beispielsweise für das Medium Film spezifische – befähigende oder behindernde – Konstellationen als Effekte von Ton-Bild-Konfigurationen sicht- und hörbar machen (Chivers & Markotić, 2010, S. 4).

Die Übersetzung von Blindheit und/oder ‚Taubheit‘ (> Rombach & Kellermann in diesem Band) in eine filmische Grammatik produziert nicht nur Muster blinder oder ‚tauber‘ Wahrnehmung, sondern deckt zugleich die kinematographische Ästhetik der sogenannten ‚normalen‘ Wahrnehmung auf (Chivers & Markotić, 2010, S. 4–5). Mit geschickt eingesetzten Einstellungen, verschwommenen oder schwarzen Bildern wie auch mithilfe des akustischen Designs (z. B. plötzlicher Wegfall des Tones, unverständliches Stimmengewirr) versuchen Filme, die Wahrnehmung blinder oder ‚tauber‘ ProtagonistInnen durch deren Augen und Ohren hindurch für die – zumeist sehenden und hörenden – ZuschauerInnen wahrnehmbar zu machen. Auf diese Weise wird es möglich, die nicht-sehende bzw. ‚taube‘ Wahrnehmung nicht als Stigma zu markieren, sondern sie sich als eigene Erfahrung anzueignen. Markotić (2008, S. 7) macht allerdings darauf aufmerksam, dass die zumeist zögerlichen und unsicheren Bewegungen zahlreicher blinder Figuren im Kino, die von sehenden SchauspielerInnen verkörpert werden, in der realen Alltagspraxis blinder Menschen nicht zu finden sind. Deutlich wird hier, dass ‚Nicht-Sehen‘ und ‚Nicht-Hören‘ vor dem Hintergrund sogenannter ‚normaler‘ Wahrnehmung verhandelt und übersetzt werden. Das auf diese Art erzeugte (Nicht-)Sehen bzw. (Nicht-)Hören kann als eine allgemeine Perspektive auf (Nicht-)Behinderung verstanden werden, als ein Blick- und Wahrnehmungsregime, in dem mediale und diskursive Performativität ineinandergreifen und eine bestimmte Art des (Nicht-)Sehens bzw. (Nicht-)Hörens erzeugen. Filme sind demnach als Operationen zu begreifen, die situativ und auf eine bestimmte Art und Weise (Nicht-)Sichtbares oder (Nicht-)Hörbares mit Bedeutung verbinden oder davon trennen; sie haben Macht über den Blick bzw. das Hören und damit Autorität über die optische bzw. akustische Wahrnehmung und Wahrheit.

Im Hinblick auf behinderte Subjektivitäten machen Chivers & Markotić (2010) darauf aufmerksam, dass es weniger um modellbildende Rekonfigurationen des behinderten Körpers auf Basis bestehender Theorien oder audiovisueller Repräsentationen geht. Jede künstlerische Bearbeitung von Behinderung birgt das kritische Potential (Crutchfield & Epstein, 2000), auf die Dynamik von Subjektivierungsprozessen aufmerksam zu machen und damit ein Denken „beyond a focus that limits itself as either this body or that body“ (Chivers & Markotić, 2010, S. 13) zu befördern, das zusätzlich ausdifferenzieren ist (Fraser, 2016). Dies zeigen auch Publikationen im Bereich des Theaters (Joshua & Schillmeier, 2010; Johnston, 2016) oder der Performance-Kunst (Sandahl et al., 2006).

Die Handlungsmacht, die bestimmten Einstellungs- und Blickgrammatiken, Bildausschnitten und -rahmungen sowie dem Tondesign zugeschrieben wird, ist von der Intentionalität des Regisseurs zu trennen: Erstere entsteht situativ aus dem Zusammenspiel verschiedener Elemente, angefangen von der Kameraführung über Lichtsetzung, SchauspielerInnen-Casting bis hin zu Requisiten und damit verbundenen Diskursen und Wissensformen (Ochsner, 2013, S. 279–280). Dieser dispositive Handlungsraum ermöglicht Figurationen von Behinderung und bedingt sie zugleich. In der „konstitutiven Medialität von Behinderung“ (Bergemann, 2013, S. 20) verweisen Disability Studies und Medienwissenschaft wechselseitig aufeinander (Mills & Sterne, 2017, S. 365). Neuere Filmproduktionen (z. B. *What It Is like To Be My Mother*, 2007 von Norah McGettigan) machen die Illusion eines direkten Zugriffs auf Behinderung sichtbar und zeigen, dass es „no such thing as an authentic subjectivity of disability“ (Mitchell & Snyder, 2015, S. 144) gibt.

Eine weitere, besonders in den letzten Jahren verfolgte Forschungsrichtung arbeitet zu den Zusammenhängen zwischen den sogenannten ‚neuen‘ oder digitalen Medien und (Nicht-)Behinderung. Dabei geht es nicht um die Erforschung assistiver Technologien und deren Potential, Behinderung zu ‚überwinden‘; vielmehr soll die wechselseitige Verfertigung von Technologien, soziokulturellen Diskursen oder Praktiken und (Nicht-)Behinderung analysiert werden (Alper, 2021; Ellis et al., 2019b; Moser, 2006; Ochsner et al., 2021; Ott, 2018). So widmen sich aktuelle Untersuchungen assistiver Technologien (Bodine, 2013) den Möglichkeiten und Bedingungen sozialer Medien in Bezug auf die kollektive Identität und Interessenvertretung behinderter Menschen (Ellis & Kent, 2017) oder dem Verhältnis von Videogames und Behinderung (Ellis & Kao, 2019; Ledger, 2019). Medienwissenschaftlich ausgerichtete Arbeiten gehen z. B. der (Re-)Produktion von (Nicht-)Behinderung im Handlungszusammenhang von Sinnen, digitalen Technologien und Praktiken nach (Goggin & Newell, 2003; Ochsner, 2017, 2018), während stärker kulturhistorisch ausgerichtete Studien die problematischen Verflechtungen zwischen „augmentative, alternative, and assistive communication“ und der Geschichte der Mensch-Maschine-Kommunikation erkunden (Alper, 2015; Mills, 2011). Kommunikationstechnologien werden hinsichtlich ihres inklusiven oder exkludierenden Potentials ebenso zur Diskussion gestellt (Ellcessor & Kirkpatrick, 2017) wie digitale Praktiken von Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen (Ellis & Goggin, 2015).

Für die Verschiebung der Fragestellung nach der Repräsentation von Behinderung in Medien auf die Analyse ko-konstituierender medialer Praktiken, Materialität und kultureller Operationen schlagen Mara Mills und Jonathan Sterne (2017) den Begriff der ‚dismediation‘ vor. Damit wird auf die wechselseitige Verfertigung von Technologie und Behinderung bzw. Nicht-Behinderung verwiesen, wie sie sich z. B. in den Zugängsökonomien und -politiken (vermeintlich) demokratisierender digitaler Technologien zeigt, die jedoch eine „able-bodied user position“ (Ellcessor, 2016, S. 2) voraussetzen und Menschen mit Behinderungen auf diese Weise häufig den Zugang verweigern. Zusatzlösungen in Form von Software wie Apps oder technischen Devices sollen dann diejenigen Barrieren überwinden, die durch technologische Infrastrukturen erst hergestellt

wurden. In diesem Zusammenhang fordert Meryl Alper (2017) im Anschluß an Mills (2011), den Fokus auf die historisch wechselseitige Verfertigung von Kommunikationstechnologie und (Nicht-)Behinderung in spezifischen Umwelten zu legen (Ellis & Goggin, 2015). Auf diese Weise kann auch das lange Zeit implizit angenommene Privileg der Vorbildfunktion nichtbehinderter NutzerInnen zurückgewiesen und das Interesse auf die vielfältigen Verschränkungen von (Nicht-)Behinderung und neuen Technologien gerichtet werden (Alper, 2021; Hamraie & Fritsch, 2019), die eine Kontinuität zwischen den häufig getrennt betrachteten Polen von „mind/matter, nature/culture, individual/society, agency/structure and impairment/disability“ (Schillmeier, 2010, S. 120) sichtbar machen. Konzepte, welche die „life-matter binarity“ (Bennett, 2010, S. 20) mit Verweis auf eine aus Kooperation und interaktive Interferenz von Körpern, Materialien und Kräften hervorgehende *agency* ersetzen, machen ein neues pluralistisches Denken von (Nicht-)Behinderung möglich, wie es im abschließenden Abschnitt dargestellt wird.

5 Critical Disability Studies: (Nicht-)Behinderung kritisch denken

Wie Waldschmidt (2018, 2019) aufzeigt, haben in den letzten Jahren die transdisziplinären Critical Disability Studies (Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 49) als kritische Perspektivierung der Disability Studies an Bedeutung gewonnen (> Klein in diesem Band). Gegen eine voraus- und zugleich festgesetzte Definition von Behinderung wird deren ereignishafter Charakter hervorgehoben (Shildrick, 2009; Waldschmidt, 2017, S. 24–25). Die Annahme von Prozessualität und beständiger Neuorganisation von (Nicht-)Behinderung schützt vor der Gefahr sich stabilisierender Masterdiskurse, wie sie durch bestimmte Formungen, Kausalierung und Sequentialisierung, durch Habitualisierung und Machtrelationen hergestellt und ohne die Notwendigkeit einer beständigen Rückkopplung an andere lebensweltliche Praktiken übernommen werden (Mol, 2017). Als verkörperte und zugleich naturalisierte Differenz ereignet sich Behinderungsgeschehen dabei vorzugsweise in konfliktuellen Kontaktzonen (Snyder & Mitchell, 2006) oder Situationen asymmetrischer Machtverteilung (Callon, 2005, S. 4). Gemeinsam mit den kulturwissenschaftlichen Disability Studies wollen die Critical Disability Studies zum einen ausloten, inwieweit neue theoretische Modelle und Perspektiven auf (Nicht-)Behinderung unser Verständnis von Gesellschaft im Allgemeinen verändern (Ellis et al., 2019a, b; Harrasser, 2018; Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 50; Schneider & Waldschmidt, 2012). Mit dem ‚Kritisch-Werden‘ der Disability Studies gerät zum anderen ein neuer theoretischer Ansatz in den Fokus (Puar, 2017; Shildrick, 2012), der die eigene Begrifflichkeit und Kategorienbildung beleuchtet und Schwerpunkte auf das kreative wie auch epistemologische Potential (Hendren, 2014; Nijs & Heylighen, 2015) sowie die (selbst-)kritische Analyse situierter Praktiken von (Nicht-)Behinderung in transkulturellen Kontexten (Devlieger et al., 2016) legt.

Die Critical Disability Studies forcieren die Debatte um *dis/ableism* (Campbell, 2009), verstärken eine kritische Perspektive auf Intersektionalität (McRuer, 2006) und fordern dazu auf, die Frage nach einer (nicht-)behinderten Subjektivität zu prüfen. Subjektivität soll nicht mehr in Begriffen von Eigentum oder (Wieder-)Aneignung, sondern als parahumane Offenheit, als ‚fluides‘ Selbst, „open to reconfiguration and to the potential of becoming hybrid, nomadic, machinic assemblages“ (Shildrick, 2017, S. 148) gedacht werden. In dieser Perspektive sind auch Forschungsansätze zu verorten, die (Nicht-)Behinderung in einen produktiven Zusammenhang mit post- oder trans-humanistischen Ansätzen stellen, die weniger einzelne (nicht-)behinderte Subjekte, sondern „companionships“ zwischen unterschiedlichen menschlichen und nicht-menschlichen AkteurInnen, Materialitäten und Diskursen in den Blick nehmen (Haraway, 2003, S. 4), ohne – wie Alison Kafer (2013) eindrücklich warnt – den Diskurs mit dem Konzept des Cyborgs zu entpolitizieren. Mit ihrer Forderung, die „Population der Handelnden“ und damit das Konzept des Humanismus zu erweitern, verfolgt Karin Harrasser eine ähnliche Richtung: „Das wäre ein Humanismus, der nicht von einer Definition ‚des Menschen‘ ausgeht, nicht von ‚Mensch-sein‘ als einer unveränderbaren Qualität, sondern vom Humanismus als einem Horizont, in den potentiell vieles und viele eingeschlossen sein können, die gemeinhin nicht als Menschen gelten.“ (2016, S. 44)

6 Fazit

Ab Mitte der 1990er Jahre in den US-amerikanischen Disability Studies entstanden, mit einiger Verspätung ab Anfang der 2000er Jahre im deutschsprachigen Raum rezipiert, entwickeln die aus den Kulturwissenschaften stammenden Forschungsansätze neue und transdisziplinäre Perspektiven auf (Nicht-)Behinderung, als deren Folge althergebrachte Dichotomien dekonstruiert werden und (Nicht-)Behinderung zunehmend als Theorie und/oder Methode mit gesamtgesellschaftlicher Relevanz in den Blick gerät (Dokumacı, 2016; Mills & Sterne, 2017, S. 368). Die drei in diesem Beitrag beschriebenen Forschungsschwerpunkte – von der kulturwissenschaftlichen Kritik am sozialen Modell über die Überwindung eines veralteten Repräsentationsmodells, das die Unterscheidbarkeit zwischen Darstellung und Dargestelltem voraussetzt, bis hin zur Forderung nach metatheoretischen, (selbst-)kritischen Disability Studies – durchlaufen eine vergleichbare Bewegung. Mit ihr verlagert sich das kulturwissenschaftliche Verständnis von Behinderung von der Bildung eines allgemeinen Rasters und Paradigmas weg und in die Richtung eines kritischen, politisch-relationalen Denkens, das die Instabilität von (Nicht-)Behinderung nicht als Manko, sondern als Chance begreift, um immer neue Fragen formulieren und komplexe Gefüge in ihrem kontinuierlichen Werden beschreiben zu können. Dass dabei sowohl die politische Interessenvertretung (> Fuchs, Köbsell und Naue & Waldschmidt in diesem Band) als auch die Praktiken der Disability Culture & Disability Arts (> Saerberg in diesem Band) von behinderten Menschen relevant sind und bleiben, versteht sich von selbst.

Literatur

- Alper, M. (2015). Augmentative, alternative, and assistive: Reimagining the history of mobile computing and disability. *IEEE Annals of the History of Computing*, 37(1), 93–96.
- Alper, M. (2017). *Giving voice: Mobile communication, disability, and inequality*. MIT Press.
- Alper, M. (2021). Critical media access studies: Deconstructing power, visibility, and marginality in mediated space. *International Journal of Communication*, 15(o. H.), 840–861.
- Barad, K. (2003). Posthumanist performativity: Toward an understanding of how matter comes to matter. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 28(3), 801–831.
- Barnes, C. (1992). *Disabling imagery and the media. An exploration of the principles for media representation of disabled people*. Krumlin.
- Bennett, J. (2010). *Vibrant matter. A political ecology of things*. Durham.
- Bergermann, U. (2013). Ability Trouble. Helen Kellers Handästhetiken. In U. Bergermann (Hrsg.), *Disability Trouble. Ästhetik und Bildpolitik bei Helen Keller* (S. 15–53). transcript.
- Bérubé, M. (2002). Foreword: Side shows and back ends. In L. J. Davis (Hrsg.), *Bending over backwards. Disability, dismodernism, and other difficult positions* (S. vii–xii). New York University Press.
- Bérubé, M. (2005). Disability and narrative. *Publications of the Modern Language Association of America*, 120(2), 568–576.
- Bodine, C. (2013). *Assistive technology and science*. Sage.
- Böhme, H., & Scherpe, K. R. (Hrsg.). (1996). *Literatur und Kulturwissenschaft. Positionen, Theorien, Modelle*. Rowohlt.
- Butler, J. (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin Verlag.
- Byrd, K. E., & Pipes, R. (1985). Feature films and disability. *Rehabilitation Psychology*, 30(1), 47–51.
- Callon, M. (2005). Why virtualism paves the way to political impotence. Callon replies to Miller. *Economic Sociology. European Electronic Newsletter*, 6(2), 3–21.
- Campbell, F. K. (2009). *Contours of Ableism. The production of disability and abledness*. Palgrave Macmillan.
- Cheu, J., & Tyjewski, C. (2011). The male rapunzel in film. The intersections of disability, gender, race, and sexuality. In E. Watson, & M. E. Shaw (Hrsg.), *Performing American masculinities: The 21st-century man in popular culture* (S. 153–166). Indiana University Press.
- Chivers, S., & Kriiebernegg, U. (2017). *Care home stories. Aging disability and long-term residential care*. transcript.
- Chivers, S., & Markotić, N. (2010). *The problem body. Projecting disability on film*. Ohio State University Press.
- Corker, M., & Shakespeare, T. (2002). *Disability/Postmodernity. Embodying disability theory*. Continuum.
- Crutchfield, S., & Epstein, M. (2000). *Points of contact. Disability, art, and culture*. University of Michigan Press.
- Cumberbatch, G., & Negrine, R. (Hrsg.). (1992). *Images of disability on television*. Routledge.
- Darke, P. (1998). Understanding cinematic representations of disability. In T. Shakespeare (Hrsg.), *The disability reader: Social science perspectives* (S. 181–197). Cassell.
- Davies, K., & Dickea, J. (Hrsg.). (1987). *Out of focus*. Women's Press.
- Davis, L. J. (1995). *Enforcing normalcy. Disability, deafness, and the body*. Verso.
- Davis, L. J. (2017). *The disability studies reader* (5. Aufl.). Routledge (Erstveröffentlichung 1997).
- Devlieger, P., Miranda-Galarza, B., Brown, S. E., & Strickfaden, M. (2016). *Rethinking disability: World perspectives in culture and society*. Garant.

- Dokumacı, A. (2016). Mikro-aktivistische Affordanzen: Critical Disability als Methode zur Untersuchung medialer Praktiken. In B. Ochsner, & R. Stock (Hrsg.), *SenseAbility. Mediale Praktiken des Sehens und Hörens* (S. 257–279). transcript.
- Ellcessor, E. (2016). *Restricted access. Media disability and the politics of participation*. New York University Press.
- Ellcessor, E., & Kirkpatrick, B. (2017). *Disability media studies*. New York University Press.
- Ellis, K., & Goggin, G. (2015). Disability, locative media, and complex ubiquity. In U. Ekman, J. D. Bolter, L. Diaz, M. Søndergaard, & M. Engberg (Hrsg.), *Ubiquitous computing, complexity and culture* (S. 272–287). Routledge.
- Ellis, K., & Kao, K.-T. (2019). Who gets to play? Disability, open literacy, gaming. *Cultural Science Journal*, 11(1), 111–125.
- Ellis, K., & Kent, M. (2017). *Disability and social media: Global perspectives*. Routledge.
- Ellis, K., Garland-Thomson, R., Kent, M., & Robertson, R. (Hrsg.). (2019a). *Manifestos for the future of critical disability studies. Bd. 1*. Routledge.
- Ellis, K., Garland-Thomson, R., Kent, M., & Robertson, R. (Hrsg.). (2019b). *Interdisciplinary approaches to disability. Looking towards the future. Bd. 2*. Routledge.
- Emens, E. F. (2007). Shape stops story. *Narrative*, 15(1), 124–132.
- Foucault, M. (1977). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1976).
- Fraser, B. (2016). *Cultures of representation. Disability in world cinema contexts*. Wallflower Press.
- Garland-Thomson, R. (1997a). Body criticism as a context for disability studies. *Disability Studies Quarterly*, 17(4), 297–300. <https://kp.osu.edu/handle/1811/85787>. Zugegriffen: 28. Febr. 2021.
- Garland-Thomson, R. (1997b). *Extraordinary bodies: Figuring physical disability in American culture and literature*. Columbia University Press.
- Garland-Thomson, R. (2009). *Staring: How we look*. Oxford University Press.
- Gerschick, T. (2000). Toward a theory of disability and gender. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 25(4), 1263–1268.
- Goggin, G., & Newell, C. (2003). *Digital disability. The social construction of disability in new media*. Rowman & Littlefield.
- Goodley, D. (2017). Dis/Entangling critical disability studies. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 81–97). transcript.
- Grebe, A. (2016). *Fotografische Normalisierung. Zur sozio-medialen Konstruktion von Behinderung am Beispiel des Fotoarchivs der Stiftung Liebenau*. transcript.
- Hamraie, A., & Fritsch, K. (2019). Crip Technoscience Manifesto. *Catalyst. Feminism, Theory, Technoscience*, 5(1), 1–34.
- Haraway, D. (1995). *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Campus.
- Haraway, D. (2003). *The companion species manifesto: Dogs, people, and significant otherness*. Prickly Paradigm Press.
- Harrasser, K. (2016). Parahumane Konstellationen von Körper und Technik. Aktive Mimesis und tumultöse Partnerschaften. *FIF-Kommunikation. Zeitschrift für Informatik und Gesellschaft*, 2(33), 40–44.
- Harrasser, K. (2018). Schwächeln. Technikphilosophie, Techniksubjektivität, Unvermögen. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 12(2), 149–159.
- Henden, S. (2014). All technology is assistive. Designers should not view disabled as „Them,“ but solve problems for „Us.“ *WIRED, o. Jg.(o. H.), o. S.* <https://www.wired.com/2014/10/all-technology-is-assistive/>. Zugegriffen: 15. Okt. 2020.

- Hughes, B., & Paterson, K. (1997). The social model of disability and the disappearing body: Towards a sociology of impairment. *Disability & Society*, 12(3), 325–340.
- Johnston, K. (2016). *Disability theatre and modern drama. Recasting modernism*. Bloomsbury Methuen Drama.
- Joshua, E., & Schillmeier, M. (Hrsg.). (2010). *Disability in German literature, film, and theater. Edinburgh German yearbook. Bd. 4*. Camden House.
- Junior, N., & Schipper, J. (2013). Disability studies and the bible. In S. McKenzie, & J. Kaltner (Hrsg.), *New meanings for ancient texts: Recent approaches to biblical criticisms and their applications* (S. 21–37). John Knox Press.
- Kagelmann, J. H., & Zimmermann, R. (Hrsg.). (1982). *Massenmedien und Behinderte: Im besten Falle Mitleid?* Beltz.
- Kalthoff, H., Cress, T., & Röhl, T. (2016). *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. Fink.
- Kafer, A. (2013). *Feminist, queer, crip*. Indiana University Press.
- Klobas, L. E. (1988). *Disability drama in television and film*. McFarland & Company.
- LeBesco, K. (2004). *Revolting bodies. The struggle to redefine fat identity*. Massachusetts University Press.
- Ledder, S. (2019). On dis/Ability within game studies – The discursive construction of ludic bodies. In K. Ellis, R. Garland-Thomson, M. Kent, & R. Robertson (Hrsg.), *Interdisciplinary approaches to disability. Looking towards the future*. Bd. 2 (S. 30–44). Routledge.
- Markotić, N. (2008). Punching up the story. Disability and film. *The Canadian Journal of Film Studies/Revue canadienne d'études cinématographiques*, 17(1), 2–10.
- McRuer, R. (2006). *Crip theory. Cultural signs of queerness and disability*. New York University Press.
- Meekosha, H., & Shuttleworth, R. (2009). What's so 'critical' about critical disability studies? *Australian Journal of Human Rights*, 15(1), 47–75.
- Mills, M. (2011). Hearing aids and the history of electronics miniaturization. *IEEE Annals of the History of Computing*, 33(2), 24–45.
- Mills, M., & Sterne, J. (2017). Afterword II. In E. Ellcessor, & B. Kirkpatrick (Hrsg.), *Disability media studies* (S. 365–378). New York University Press.
- Mirzoeff, N. (1999). *An Introduction to visual culture*. Routledge.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2000). *Narrative prosthesis. Disability and the dependencies of discourse*. University of Michigan Press.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2015). *The biopolitics of disability. Neoliberalism, ablenationalism, and peripheral embodiment*. University of Michigan Press.
- Mitchell, T. W. J. (2001). Seeing disability. *Public Culture*, 13(3), 391–397.
- Mol, A. (2017). Krankheit tun. In S. Bauer, T. Heinemann, & T. Lemke (Hrsg.), *Science and Technology Studies – Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven* (S. 429–471). Suhrkamp.
- Moser, I. (2006). Disability and the promises of technology: Technology, subjectivity and embodiment within an order of the normal. *Information, Communication & Society*, 9(3), 373–395.
- Mulvey, L. (1999). Visual pleasure and narrative cinema. In L. Braudy, & M. Cohen (Hrsg.), *Film theory and criticism: Introductory readings* (S. 833–844). Oxford University Press.
- Nijs, G., & Heylighen, A. (2015). Turning disability experience into expertise in assessing building accessibility: A contribution to articulating disability epistemology. *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue européenne de recherche sur le handicap*, 9(2), 144–156.
- Norden, M. F. (1994). *The cinema of isolation. A history of physical disability in the movies*. Rutgers University Press.

- Ochsner, B. (2013). „Ich wollte, Sie könnten das auch einmal sehen“ (Fini Straubinger). Zum Widerstand der Bilder in „Land des Schweigens und der Dunkelheit“. In B. Ochsner, & A. Grebe (Hrsg.), *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur* (S. 261–281). transcript.
- Ochsner, B. (2017). Documenting neuropolitics: Cochlear implant activation videos. In H. Hughes, & C. Brylla (Hrsg.), *Documentary and disability* (S. 259–274). Palgrave Macmillan.
- Ochsner, B. (2018). AudioVisual Accessibility (Ava) oder: Zur Herstellung prekärer Kommunikationsgemeinschaften. In J. Bennke, J. Seifert, M. Siegler, & C. Terberl (Hrsg.), *Prekäre Koexistenzen. Vom Zusammenleben mit Viren, Maschinen und Algorithmen* (S. 121–147). Fink.
- Ochsner, B., & Grebe, A. (2013). *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur*. transcript.
- Ochsner, B., & Stock, R. (Hrsg.). (2016). *SenseAbility. Mediale Praktiken des Sehens und Hörens*. transcript.
- Ochsner, B., Spöhrer, M., & Stock, R. (2021). Rethinking assistive technologies. Users, environments, digital media and app practices of hearing. *Nanoethics. Studies of New and Emerging Technologies*, 15(o. H.), o. S. <https://doi.org/10.1007/s11569-020-00381-5>. Zugegriffen: 5. März 2021.
- Oliver, M. (2009). *Understanding disability. From theory to practice* (2. Aufl.). Palgrave Macmillan.
- Ott, K. (2018). Material culture, technology, and the body in disability history. In M. A. Rembis, C. Kudlick, & K. E. Nielsen (Hrsg.), *The Oxford handbook of disability history* (S. 125–141). Oxford University Press.
- Pointon, A., Davies, C., & Masefield, P. (Hrsg.). (1997). *Framed: Interrogating disability in the media*. British Film Institute.
- Puar, J. K. (2017). *The right to maim. Debility, capacity, disability*. Duke University Press.
- Radtke, P. (2003). Zum Bild behinderter Menschen in den Medien. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, o. Jg. (B 08), 7–12.
- Renggli, C. (2006). Die Unterscheidungen des Bildes zum Ereignis machen. Zur Bildanalyse mit Werkzeugen von Luhmann und Foucault. In S. Maasen, T. Mayerhauser, & C. Renggli (Hrsg.), *Bilder als Diskurse – Bilddiskurse* (S. 181–198). Velbrück.
- Russell, E. (2011). *Reading embodied citizenship. Disability narrative and the body politic*. Rutgers University Press.
- Safran, S. P. (1998). The first century of disability portrayal in film. An analysis of the literature. *Journal of Special Education*, 31(4), 467–479.
- Sandahl, C., Auslander, P., & Phelan, P. (Hrsg.). (2006). *Bodies in commotion: Disability and performance*. University of Michigan Press.
- Schillmeier, M. (2010). *Rethinking disability. Bodies senses and things*. Routledge.
- Schneider, W., & Waldschmidt, A. (2012). Disability Studies. (Nicht-)Behinderung anders denken. In S. Moebius (Hrsg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung* (S. 128–150). transcript.
- Schriempf, A. (2001). (Re)fusing the amputated body: An interactionist bridge for feminism and disability. *Hypatia*, 16(4), 53–79.
- Shakespeare, T. (1997). Cultural representation of disabled people: Dustbins for disavowal? In L. Barton, & M. Oliver (Hrsg.), *Disability studies: Past, present and future* (S. 217–233). The Disability Press.
- Shakespeare, T. (2006). *Disability rights and wrongs*. Routledge.
- Shildrick, M. (2009). *Dangerous discourses of disability, subjectivity and sexuality*. Palgrave Macmillan.

- Shildrick, M. (2012). Critical disability studies. Rethinking the conventions for the age of postmodernity. In N. Watson, A. Roulstone, & C. Thomas (Hrsg.), *Routledge Handbook of disability studies* (S. 30–41). Routledge.
- Shildrick, M. (2017). Border crossing. The technologies of disability and desire. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 137–152). transcript.
- Siebers, T. (2009). *Zerbrochene Schönheit. Essays über Kunst, Ästhetik und Behinderung*. transcript.
- Smit, C. R., & Enns, A. (Hrsg.). (2001). *Screening disability*. University Press of America.
- Snyder, S. L., & Mitchell, D. T. (2001). Re-Engaging the body. Disability studies and the resistance to embodiment. *Public Culture*, 13(3), 367–389.
- Snyder, S. L., & Mitchell, D. T. (2006). *Cultural locations of disability*. University of Chicago Press.
- Tacke, A. (2016). *Blind Spots – Eine Filmgeschichte der Blindheit vom frühen Stummfilm bis in die Gegenwart*. transcript.
- Tervooren, A. (2003). Der verletzte Körper. Überlegungen zu einer Systematik der Disability Studies. In A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation* (S. 37–48). Bifos.
- Tremain, S. (2005). Foucault, governmentality, and critical disability theory. In S. Tremain (Hrsg.), *Foucault and the government of disability* (S. 1–24). University of Michigan Press.
- Very Special Episodes. (2014). Regie: Cheryl Green & Caitlin Wood. <https://vimeo.com/113341943>. Zugegriffen: 15. Okt. 2020.
- Vital Signs: Crip culture talks back. (1995). Regie: Sharon Snyder & David Mitchell. DVD Brace Yourselves Productions.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2007). Macht – Wissen – Körper. Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung: Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 55–77). transcript.
- Waldschmidt, A. (2017). Disability goes cultural. The cultural model of disability as an analytical tool. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 19–27). transcript.
- Waldschmidt, A. (2018). Disability – Culture – Society: Strengths and weaknesses of a cultural model of dis/ability. *ALTER, European Journal of Disability Research/Revue européenne de recherche sur le handicap*, 12(2), 67–80.
- Waldschmidt, A. (2019). Why critical disability studies needs a cultural model of dis/ability. In K. Ellis, R. Garland-Thomson, M. Kent, & R. Robertson (Hrsg.), *Interdisciplinary approaches to disability. Looking towards the future. Bd. 2* (S. 71–79). Routledge.
- Waldschmidt, A., Berressem, H., & Ingwersen, M. (Hrsg.). (2017). *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies*. transcript.
- Waldschmidt, A., & Schneider, W. (2007). Disability Studies und Soziologie der Behinderung. Kultursoziologische Grenzgänge – Eine Einführung. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 9–31). transcript.
- What It Is like To Be My Mother. (Polen 2007). Regie: Norah McGettigan. Wajda Studio.
- Ziemer, G. (2008). *Verletzbare Orte. Entwurf einer praktischen Ästhetik*. diaphanes.

Beate Ochsner, Dr. phil., Professorin für Medienwissenschaften an der Universität Konstanz (www.litwiss.uni-konstanz.de/medienwissenschaft). Sprecherin der DFG-Forschergruppe „Mediale Teilhabe. Partizipation zwischen Anspruch und Inanspruchnahme“ (www.mediaandparticipation.com). Forschungsschwerpunkte: Mediale Teilhabe und Partizipationsforschung, Schnittstelle Medienwissenschaften und Disability Studies, App-Praktiken, Online-Gaming, Serious Gaming.



Literatur- und Sprachwissenschaften in den Disability Studies

Urte Helduser

Zusammenfassung

Sprache und Literatur sind grundlegende Elemente von Kultur; ihre Erforschung ist somit für das kulturelle Modell von Behinderung im Sinne der Disability Studies zentral. Der Beitrag stellt die beiden Fächer Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft in ihren Beziehungen zu den Disability Studies dar, referiert internationale Schlüsselwerke und gibt einen Überblick über den Stand der deutschsprachigen Forschung. Der Schwerpunkt liegt auf den Literaturwissenschaften als Forschungszweig der (Cultural) Disability Studies.

Schlüsselwörter

Ästhetik · Diskurs · Kultur · Repräsentation · Text

1 Einleitung

Sprach- und Literaturwissenschaften sind zwei in der historisch-akademischen Fächerstruktur miteinander verbundene, auch als Philologien (griech. = Liebe zum Wort) bezeichnete Wissenschaften, die sich mit Sprache, Texten und Literatur beschäftigen. Sie bilden die beiden Bereiche einzelner Nationalphilologien, wie zum Beispiel der Germanistik, Anglistik, Romanistik oder Slawistik. Daneben existieren zusätzlich die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (Komparatistik) sowie die Allgemeine Sprachwissenschaft bzw. Linguistik (Anz, 2007; Dipper et al., 2018). Zu den

U. Helduser (✉)

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Oldenburg, Deutschland

E-Mail: urte.helduser@uol.de

benachbarten Disziplinen gehören Theaterwissenschaften, Film- und Medienwissenschaften sowie Kunstwissenschaften.

Für die Disability Studies ist insbesondere die seit den 1990er Jahren verfolgte Erweiterung der (germanistischen) Sprach- und Literaturwissenschaften zur Kulturwissenschaft relevant (Jäger et al., 2016; >Ochsner in diesem Band). In der Literaturwissenschaft ist mit dem *cultural turn* die Ausweitung des Gegenstandsbereichs von der ‚schönen Literatur‘ zugunsten eines umfassenden Literatur- und Textbegriffs sowie eines Verständnisses von ‚Kultur als Text‘ (Bachmann-Medick, 1995) verbunden.

Im Zusammenhang mit der Etablierung eines kulturellen Modells von Behinderung (Waldschmidt, 2017) und der Disability Culture & Disability Arts (> Saerberg in diesem Band) haben Sprach- und Literaturwissenschaften zentrale Bedeutung in den Disability Studies erhalten: Behinderung wird hier als Element eines kulturellen Symbolsystems verstanden, das für die Konstitution von sozialen Verhältnissen und Identitäten maßgeblich ist. Im Folgenden werden in jeweils eigenen Abschnitten die beiden Fachgebiete Sprach- und Literaturwissenschaft in ihren Perspektiven auf Behinderung und in ihren Bezügen zu den Disability Studies vorgestellt. Da insbesondere aus der Literaturwissenschaft einschlägige theoretische Positionen hervorgegangen sind, liegt hier ein Schwerpunkt des Beitrags.

2 Disability als Gegenstand der Sprachwissenschaft

In der traditionellen Sprachwissenschaft ist Behinderung – vornehmlich verstanden im Sinne von Beeinträchtigung (*impairment*) – zum einen Gegenstand der Teildisziplinen, die sich mit Störungen des menschlichen Spracherwerbs und der Sprachfunktionen beschäftigen. Hierzu zählen die im Bereich der ‚Angewandten Sprachwissenschaften‘ angesiedelten Fachgebiete der Psycho- und Neurolinguistik, die im interdisziplinären Austausch mit ebenfalls beeinträchtigungsorientierten Disziplinen wie der Psychologie, Medizin und Heilpädagogik stehen. In diesem Zusammenhang haben sich als spezielle Forschungsfelder die Patholinguistik (Peuser, 1977) und die Klinische Linguistik (Blanken, 2010) herausgebildet. Gemeinsam ist diesen Fächern die medizinische Perspektive auf (organisch bedingte) sprachliche ‚Funktionsstörungen‘ wie z. B. Aphasie oder Stottern. Zum anderen hat sich mit den Deaf Studies (> Rombach & Kellermann in diesem Band) ein interdisziplinäres, zwischen Sprachwissenschaft und Pädagogik angesiedeltes Fach entwickelt, das im Einklang mit den Disability Studies eine sozio-kulturelle Perspektive auf Gehörlosigkeit einnimmt. Damit ist auch eine linguistische Neubewertung der Gebärdensprache in ihrem Verhältnis zu den Lautsprachen verbunden. Gebärdensprache wird in diesem Diskurs nicht als bloßes kommunikatives Hilfsmittel betrachtet, sondern als eigenständiges Sprachsystem und zentrales Element einer Gehörlosenkultur (Hennies, 2016).

Als weitere sprachwissenschaftliche Teildisziplin befasst sich die Soziolinguistik mit gesellschaftlichen Aspekten von Behinderung und Sprache. In diesem Zusammenhang

geht es um die sozialen Dimensionen von Sprachvermögen und Spracherwerb von Menschen mit Beeinträchtigungen (Lucas, 2014) sowie um den gesellschaftlichen Sprachgebrauch in Bezug auf Behinderung (McPherron, 2011). Für eine kulturhistorische Perspektive auf Behinderung sind zudem die Sprachgeschichte und die Historische Semantik relevant (Riecke, 2004; aus der Perspektive der Disability Studies Goetz, 2017; Kohlrausch, 2017).

Zusätzlich hat sich, ausgehend von politischen Initiativen der Behindertenbewegung für Barrierefreiheit, das interdisziplinäre Forschungsfeld ‚Leichte Sprache‘ (Bock et al., 2017; Bredel & Maaß, 2016) entwickelt. Im Zusammenspiel von Psychologie, Sprachtheorie und Sprachdidaktik geht es hier um die Erforschung und Beseitigung sprachlicher Barrieren der ‚Standardsprache‘ für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen und die Entwicklung einer regelbasierten Leichten Sprache, die zugängliche Kommunikation und die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Behinderungen ermöglichen soll.

Jenseits der Fachdisziplin Sprachwissenschaft stellt auch die Sprachtheorie und -kritik eine wichtige Thematik der Disability Studies dar (Duffy & Yergeau, 2011; Zola, 2004 [1993]). Aus der Einsicht, dass Sprache grundlegend für die gesellschaftliche Konstruktion von Behinderung als Differenzkategorie ist, ergibt sich die Frage nach den diskriminierenden und exkludierenden Effekten von Sprache und Bezeichnungspraxis. Einen Bezugspunkt für die Disability Studies bilden hierbei poststrukturalistische und dekonstruktivistische Positionen aus der Semiotik, die sich im Zuge des *linguistic turn* in den Geistes- und Sozialwissenschaften etabliert haben. In diesem Zusammenhang wird etwa die in den Sprachwissenschaften entwickelte Kritische Diskursanalyse (Jäger, 2012) von den sozial- und kulturwissenschaftlichen Disability Studies aufgegriffen (z. B. Bruner, 2005; Gottwald, 2009; Waldschmidt, 2003). Poststrukturalistische Ansätze der Semiotik und der Dekonstruktion bilden zudem auch eine theoretische Grundlage für die Disability Studies in den Literaturwissenschaften.

3 Disability als Gegenstand der Literaturwissenschaft

Die literarische Thematisierung von Behinderung wird bereits vor der Entstehung der Disability Studies seit dem frühen 20. Jahrhundert wissenschaftlich untersucht. Bei diesen vielfach in der Heilpädagogik situierten Studien handelt es sich meist um Beispielsammlungen zu behinderten Figuren in der ‚schönen Literatur‘ (Pagel, 1934; Würtz, 1930). Literatur wird in diesem Zusammenhang eine (heilpädagogische) Funktion für die ‚Bewältigung‘ von Behinderung zugeschrieben. Eine dezidiert literaturwissenschaftliche Forschung zu Behinderung lässt sich im deutschsprachigen Bereich erst seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verfolgen. Sie steht im Kontext einer sozialhistorischen Orientierung des Fachs und wird vor allem seit den 1980er Jahren auch von der Behindertenbewegung vorangetrieben (Radtke, 1982; Mürner, 2003; >Köbsell in diesem Band). Schließlich sind es vor allem US-amerikanische Literaturwissenschaftler_innen

(Davis, 1995; Garland-Thomson, 1997; Mitchell & Snyder, 2000), die maßgeblich an der Entwicklung der interdisziplinären Disability Studies beteiligt sind. Ihre Theoriebildung wirkt auch in die Literaturwissenschaft zurück, sodass sich die literaturwissenschaftlichen Disability Studies mittlerweile in verschiedene Forschungsfelder ausdifferenziert haben. Im Folgenden werden zunächst die Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Erforschung von Behinderung und die Herausbildung der Disability Studies skizziert; daran anschließend werden zentrale Theoriepositionen der literaturwissenschaftlichen Disability Studies und schließlich einzelne Forschungsfelder vorgestellt.

3.1 Vom Thema ‚Behinderung‘ in den Literaturwissenschaften zur Entstehung der literaturwissenschaftlichen Disability Studies

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Beeinträchtigungen in der Literatur wird in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vielfach durch die Heilpädagogik initiiert (Pagel, 1934; Würtz, 1930). Spätestens seit den 1980er Jahren entstehen in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft motivgeschichtliche Untersuchungen etwa zum *Bild des Körperbehinderten in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts* (Bernsmeier, 1980), zur Literaturgeschichte der „Kriegskrüppel“ (Hölter, 1995) oder der Blindheit (Eickenrodt, 2012). Hinzu kommen gattungsbezogene Abhandlungen etwa zu Behinderung im Märchen (Crain, 2007; Lüthi, 1970), in der populären Literatur (Uther, 1981) oder in der Kinder- und Jugendliteratur (Zimmermann, 1982). Während in den frühen Studien eine Sicht auf Behinderung als individuelles Problem dominierte, entstanden in den 1980er Jahren auch sozialgeschichtlich orientierte literaturwissenschaftliche Untersuchungen, die eine kritische Perspektive zu gesellschaftlichen Umgangsweisen mit Behinderung einnahmen (Bernsmeier, 1980; Radtke, 1982). Eine explizite Problematisierung des individuellen Modells von Behinderung setzte schließlich im Zuge des *cultural turn* in den Geistes- und Sozialwissenschaften mit der Etablierung der interdisziplinären Disability Studies ein. Vor allem Lennard J. Davis (1995), Rosemarie Garland-Thomson (1997) sowie David T. Mitchell und Sharon L. Snyder (2000) haben über ihre Fachdisziplin hinausgehende zentrale Theorieansätze entwickelt.

Indem die Disability Studies im Anschluss an poststrukturalistische und dekonstruktivistische Theorien Formen kultureller Bedeutungsproduktion in den Blick nahmen (Waldschmidt, 2005, 2007; Waldschmidt et al., 2017), erlangten einerseits literatur- und kulturwissenschaftliche Zugänge Bedeutung für das neue Forschungsfeld; auf der anderen Seite erhielt die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Behinderung ein theoretisches Fundament. Maßgeblich sind in diesem Zusammenhang repräsentations- und diskurstheoretische Ansätze (Mitchell & Snyder, 2000; Quayson, 2007), die nach der literarischen Konstruktion von Behinderung und nach dem Anteil der Literatur an gesellschaftlich-kulturellen Normalitätsvorstellungen fragen. Darüber hinaus

zielen die literaturwissenschaftlichen Zugänge auf das subversive Potenzial literarischer Ästhetiken gegenüber normalisierenden Diskursen. Damit richtet sich die analytische Perspektive auf die umfassende Funktion körperlicher Differenzen für die Bedeutungsproduktion mit und in der Literatur (Hall, 2016; Linett, 2016).

Literaturwissenschaftliche Disability Studies untersuchen die Konstruktion von Normalität und Abweichung, Gesundheit und Krankheit und damit auch literarisch vermittelte Haltungen und Wertungen gegenüber verkörperten Differenzen, wie etwa die Idealisierung von ‚Gesundheit‘, ‚Stärke‘ oder ‚Unversehrtheit‘ im Sinne eines literarischen *ableism* (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band). Somit ist – analog zur Kategorie *gender* in den Gender Studies – die Herausbildung der Disability Studies in den Literaturwissenschaften mit der Einführung von *disability* als analytische Kategorie der literaturwissenschaftlichen Forschung verbunden. Entsprechend bestehen enge theoretische Verbindungen zwischen Gender Studies und Disability Studies (Donaldson, 2012; Garland-Thomson, 1997, 1998; LaCom, 1997; Nussbaum, 1997).

Vor allem in den USA und Großbritannien haben sich die literaturwissenschaftlichen Disability Studies mittlerweile als umfassendes Forschungsfeld etabliert (Stanback, 2014). Entstanden sind beispielsweise Zeitschriften wie das seit 2007 erscheinende *Journal of Literary and Cultural Disability Studies* oder Buchreihen wie *Literary Disability Studies* (im Verlag Palgrave Macmillan). Inzwischen hat das Forschungsfeld auch ein eigenes Handbuch (Barker & Murray, 2018). Für die deutschsprachige Forschung ging von der Ausstellung *der (im-)perfekte mensch. vom recht auf unvollkommenheit* des Deutschen Hygiene-Museums Dresden und ihren Begleitpublikationen ein wichtiger Impuls aus, da hier vor allem die kulturelle Dimension von Normalität und Abweichung thematisiert wurde (Lutz et al., 2003; Stiftung Deutsches Hygiene-Museum, 2000). Gegenwärtig ist das Fachgebiet im deutschsprachigen Raum zwar noch in seinen Anfängen, allerdings werden die anglo-amerikanischen Disability Studies zunehmend rezipiert und es entstehen vermehrt Qualifikationsarbeiten und Forschungsprojekte in diesem Feld (Hartwig & Checa, 2018; Krüger-Fürhoff, 2015; Luserke, 2019; Nusser & Hartung, 2007). Zudem werden die Disability Studies inzwischen auch im sich zunehmend ausdifferenzierenden Forschungsfeld ‚Literatur und Medizin‘ aufgegriffen (Hartung & Nusser, 2005; Jagow & Steger, 2005). Schließlich ist die deutschsprachige Literatur- und Kulturgeschichte inzwischen Gegenstand der (internationalen) Disability Studies (Hamilton, 1997; Joshua & Schillmeier, 2010; Poore, 2008).

3.2 Literaturwissenschaftliche Repräsentationstheorie und Disability Studies

Repräsentationstheoretische Überlegungen bilden eine zentrale Referenz der literaturwissenschaftlichen Disability Studies. Im Anschluss an die poststrukturalistische Semiotik des französischen Philosophen und Schriftstellers Roland Barthes (1915–1980) interessieren sich die Disability Studies für die bedeutungsstiftenden Prozesse

literarischer Sprache. Sprachliche Zeichen sind in diesem Verständnis nicht einfach die (abbildhafte) ‚Darstellung‘ einer außersprachlichen, vorgängigen Wirklichkeit, sondern konstituieren selbst Wirklichkeit. Einen Ausgangspunkt repräsentationstheoretischer Überlegungen bildet die kritische Lektüre literarischer Darstellungen von Behinderung und die Aufdeckung naturalisierender und stereotyper Bilder in der westlichen Kultur. Wie verschiedene Autor_innen (Fiedler, 1996; Garland-Thomson, 1997; Mitchell & Snyder, 2000; Quayson, 2007) übereinstimmend herausgearbeitet haben, wird Behinderung in der Literatur meist negativ konnotiert und als defizitär dargestellt.

Für die kanonische westliche Literatur lässt sich bis in die Gegenwart hinein feststellen, dass die literarische Darstellung von Behinderung meist auf Nebenfiguren beschränkt bleibt und zudem an stereotype Charakterdarstellungen geknüpft ist, sodass die Figuren über keinerlei Subjektivität verfügen (Davis, 1995, S. 41, 2002, S. 95–96; Garland-Thomson, 1997, S. 9). Während auf diese Weise Behinderung in literarischen Werken einerseits marginalisiert wird, verfügt sie andererseits über eine herausragende symbolische Dimension (Davis, 2002, S. 86; Fiedler, 1996; Garland-Thomson, 1997, S. 10). Zudem wird der behinderte Körper symbolisch eingesetzt oder gedeutet: So steht etwa Blindheit entweder für Erkenntnismangel oder umgekehrt für besondere ‚Sehergabe‘ (wie im Fall des blinden Teiresias in Sophokles’ Dramen *König Ödipus* und *Antigone*); der ‚Hinkefuß‘ gilt als diabolisches Zeichen – etwa bei Mephisto in Goethes *Faust* – und die literarische Figur des ‚Kriegskrüppels‘ dient als Bild für die Gewalt des Krieges oder die ‚Versehrtheit der Nation‘ der Nachkriegsgesellschaft. Allerdings transportieren solche Symbolisierungen unwillkürlich immer auch eine – meist negative – Bedeutung von Behinderung, indem diese zum Beispiel mit einem Defekt, Mangel, einer moralischen Negativität oder ‚Sünde‘ gleichgesetzt wird (Davis, 2002, S. 87). Die gesellschaftliche Realität von Menschen mit Behinderungen verschwindet hinter dieser symbolischen Indienstnahme. Sie führt auch dazu, dass Behinderung, wenn sie in literarischen Werken vorkommt, geradezu zwangsläufig immer bedeutungsstiftend ist. In einem literarischen Text ist eine geschilderte körperliche ‚Abweichung‘ einer Figur nie ‚zufällig‘, sondern gewissermaßen ‚automatisch‘ bedeutsam. Dies führt gleichzeitig dazu, dass die Beeinträchtigung einer Figur ihre anderen möglichen Eigenschaften überlagert und sie somit auf ihre Behinderung reduziert wird (Garland-Thomson, 1997, S. 12).

Die grundlegende bedeutungsstiftende Funktion von Behinderung in der Literatur besteht vor allem in der Konstruktion von Normalität und Abweichung, wie Davis (1995) am Beispiel des Romans des 19. Jahrhunderts ausführt. Er zeigt, dass insbesondere Nebenfiguren vielfach mit Beeinträchtigungen ausgestattet sind. Ihre körperliche ‚Abweichung‘ fungiere als eine Art ‚Kontrafolie‘, um die Normalität der Hauptfigur etablieren zu können (Davis, 1995, S. 43–44). In diesem Kontext hat Garland-Thomson in ihrem Buch *Extraordinary Bodies: Figuring Physical Disability in American Culture and Literature* (1997) den Begriff des *normate* geprägt. Damit bezeichnet sie die verborgene Subjektposition eines kulturellen Selbst, das sich in Abgrenzung zu Figuren des abweichenden Anderen konstituiert: „The term *normate* usefully designates the social

figure through which people can represent themselves as definitive human beings.“ (Garland-Thomson, 1997, S. 8; Hervorh. i. O.) Die literarische Figur des ‚Behinderten‘ ermögliche es vor allem den Lesenden, die Position des (unmarkierten) *normate* einzunehmen.

Die besondere Zeichenhaftigkeit des behinderten Körpers und seine Funktion für die Konstruktion von Normalität steht auch im Zentrum des Konzepts der *Narrative Prosthesis* von Mitchell & Snyder (2000). Das Autorenpaar betont die zentrale Funktion von Bildern körperlicher Abweichung für die Erzeugung von Bedeutung. Behinderung stelle dem literarischen Erzählen einen ganzen ‚metaphorischen Apparat‘ (Mitchell & Snyder, 2000, S. 47) zur Verfügung. Mitchell und Snyder zufolge existiert eine Spannung zwischen der bildlichen Vereinnahmung körperlicher Differenzen (in der textuellen Repräsentation) einerseits und der gesellschaftlichen Wirklichkeit von Behinderung andererseits.

Während die soziale Realität hinter der symbolischen Indienstnahme von Behinderung zu verschwinden droht, verweisen literarische Darstellungen zugleich auf eine jenseits der sprachlichen Zeichen liegende Materialität von Behinderung. Diese ‚Materialität der Metapher‘ (Mitchell & Snyder, 2000, S. 48) ist die Voraussetzung für die Konkretion des Abstrakten: „The corporeal metaphor offers narrative the one thing it cannot possess – an anchor in materiality“ (Mitchell & Snyder, 2000, S. 63).

Die besondere bedeutungstiftende Qualität von Behinderung beruht somit auf zwei Faktoren: Zum einen wird Behinderung auf der symbolischen Ebene eines literarischen Texts mit spezifischen Bedeutungen aufgeladen und bildlich eingesetzt; zum anderen repräsentiert Behinderung im literarischen Text ganz generell einen Verweis auf eine unhintergehbare körperliche Materialität. In diesem Sinne betrachten Mitchell und Snyder Behinderung als ‚narrative Prothese‘, nämlich als ein Hilfsmittel, durch das der literarische Text mit einer außerhalb der sprachlichen Zeichen liegenden Materialität vermittelt wird.

Anknüpfend an die Arbeiten von Garland-Thomson, Davis sowie Mitchell und Snyder hat der kanadische Literaturtheoretiker Ato Quayson in seinem 2007 erschienenen Buch *Aesthetic Nervousness* das Spannungsverhältnis zwischen literarischer Textualität und der Wirklichkeit von Behinderung genauer analysiert. Quayson verbindet die repräsentationstheoretische Auffassung von der Zeichenfunktion von Behinderung mit einer Affekttheorie. Mit dem Begriff ‚Nervousness‘ bezieht er sich zunächst auf die Reaktion, die Beeinträchtigungen – ob im literarischen Text oder in der außerliterarischen Wirklichkeit – auslösen. Eine ‚ästhetische Nervosität‘ verortet er auf mehreren Ebenen des literarischen Texts: in den textimmanenten Figurenkonstellationen, Symbolisierungen und Handlungskonstruktionen ebenso wie im Verhältnis von Lesenden und Text (Quayson, 2007, S. 15). Um die ästhetische Dimension von Behinderung zu reflektieren, stützt sich Quayson auf die Theorie des Erhabenen nach Immanuel Kant (1974 [1790]). Stellt das Erhabene im Sinne Kants das Unbeschreibliche und Unbewältigbare dar, so ist es nach Quayson dadurch gekennzeichnet, dass es Repräsentation erzeugt und sie zugleich überschreitet (Quayson, 2007, S. 22). Einen

ähnlichen ambivalenten Status, so Quayson (2007, S. 23), nehme Behinderung im literarischen Text ein, ohne jedoch im ästhetisch Erhabenen aufzugehen. Im Unterschied zum Erhabenen im Sinne der Kantischen Ästhetik verweise Behinderung nämlich immer auf die Sphäre der sozialen Realität außerhalb des literarischen Texts. Damit insistiert Quayson auf der von Mitchell und Snyder betonten ‚Materialität der Metapher‘. Die Unhintergebarkeit von körperlicher Materialität stellt eine wichtige gemeinsame Grundposition der literaturwissenschaftlichen Disability Studies dar.

3.3 Anschlüsse und Forschungsfelder der literaturwissenschaftlichen Disability Studies

Wie bereits erwähnt, sind in den Literaturwissenschaften vor allem die Arbeiten von Garland-Thomson, Davis sowie Mitchell und Snyder inzwischen umfassend rezipiert und auf vielfältige Weise adaptiert worden. Darüber hinaus haben sich unterschiedliche Forschungsfelder herausgebildet, die im Folgenden dargestellt werden: Eine solche Ausdifferenzierung betrifft zunächst eine literarhistorische Dimensionierung von *disability* (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) und darüber hinaus eine auf einzelne literarische Gattungen bezogene Analyseperspektive.

Bislang entwickeln die literaturwissenschaftlichen Disability Studies ihre Ansätze noch weitgehend mit Bezug auf kanonische literarische Werke der letzten zweihundert Jahre; ihr Schwerpunkt liegt auf der englischsprachigen Erzählliteratur. Inwieweit das aus diesem Material heraus entwickelte, repräsentationstheoretische Instrumentarium historisch spezifiziert werden muss, ist umstritten. Für eine historische Differenzierung spricht, dass das für die Repräsentationstheorie basale Konzept der Normalität erst im 19. Jahrhundert aufkommt und auf vormoderne Gesellschaften nicht ohne weiteres appliziert werden kann (Link, 1997). Erst in der Folge hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts das Begriffskonzept ‚Behinderung‘ etabliert (Hartung & Nusser, 2005; > Fuchs in diesem Band). In diesem Zusammenhang weist Davis (2002, S. 79–101) auf die gleichzeitige Herausbildung des realistischen Romans und der statistischen Verfahren der Medizin und frühen Eugenik im 19. Jahrhundert hin. Er betont damit die Notwendigkeit einer Historisierung der literaturwissenschaftlichen Perspektive auf *disability* (Davis, 2002, S. 1; kritisch dazu Quayson, 2007, S. 20). Eine solche Historisierung, z. B. im Anschluss an die Disability History (> Bösl & Frohne in diesem Band), betrifft vor allem die Perspektive auf die vormoderne Literatur und ihre Konzeption des Monströsen als ‚regellos‘ und als Verstoß gegen eine göttliche oder natürliche Ordnung (Helduser, 2016, S. 12–23). Für die vormoderne Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit müssen diese historischen Dimensionen der Konstruktion von (körperlicher) Alterität berücksichtigt werden (Antunes & Reich, 2012; Eyler, 2010; Kerth, 2017; Orlemanski, 2016).

Eine literaturgeschichtliche Betrachtung einzelner Epochen hat sich in den Disability Studies inzwischen herausgebildet; dabei liegen die Schwerpunkte auf der englischen Renaissance (Hobgood & Wood, 2013; Iyengar, 2015; Williams, 2009), der (englischen)

Romantik (Bradshaw, 2016) und dem Realismus des 19. Jahrhunderts (Craton, 2010; Davis, 2002; LaCom, 1997). Anhand solcher epochenbezogener Zugänge lässt sich die Frage stellen, inwiefern *dis/ability* (Waldschmidt, 2017, S. 25) – ähnlich wie *gender* (Schabert, 1995) – auch eine Kategorie der Literaturgeschichtsschreibung sein kann. Dies bedeutet, die Historizität von Behinderung zu erfassen und die historischen Spezifika der literarischen Repräsentationen von Behinderung zum Ausgangspunkt der Literaturgeschichtsschreibung zu machen. So kann zum Beispiel die Bedeutung historischer Konzepte von Behinderung für die Herausbildung literarischer Genres betrachtet werden, exemplarisch lässt sich dies für die Narrenliteratur des 16. Jahrhunderts zeigen (Bernuth, 2009).

In diesem Zusammenhang betrachten die Disability Studies auch literaturhistorische Strömungen und ästhetische Konzepte im Hinblick auf die damit verbundenen Formen der Repräsentation von Differenzen (Gilman, 2006). Grundlegend ist die von Michail Bachtin (1987 [1965]) in seiner Untersuchung zum Karnevalismus getroffene Gegenüberstellung des klassizistischen geschlossenen Körpers einerseits und des grotesken, offenen und „versehrten Körpers“ (Krüger-Fürhoff, 2001) andererseits. Anknüpfend an Bachtins Konzept des Grotesken untersuchen die Disability Studies Strategien der Subversion körperlicher Normalitätsvorstellungen, wie sie etwa mit der Ästhetik des ‚Freaks‘ verbunden sind (Hays, 1971; Köhler & Metzler, 2002; Ochsner, 2010; Russo, 1995).

Schließlich eröffnet sich mit den Disability Studies auch eine Neuperspektivierung der literarischen Moderne des 20. Jahrhunderts. So hat Tobin Siebers (2009, 2010) die Kunst und Kultur der Moderne insgesamt unter dem Aspekt der *disability aesthetics* betrachtet. Seine vor allem auf die bildenden Künste und die visuelle Kultur bezogenen Arbeiten widmen sich der Bedeutung des fragmentierten Körpers in der Kunst des 20. Jahrhunderts mit dem Schwerpunkt auf die literarischen Avantgarden. Wie Karin Harrasser betont, entstehen in den 1920er Jahren im Dadaismus und Futurismus „prothetische Ästhetiken, die Verfahren und Konzepte der Medizintechnik aufgreifen und programmatisch wenden: Schneiden, Zergliedern, Zusammensetzen und Montieren sind die Grundoperationen der Prothesentechnik wie auch der klassischen Avantgarden.“ (Harrasser, 2010, S. 58)

Neben literarhistorischen Differenzierungen existieren in den literaturwissenschaftlichen Disability Studies auch gattungs- und genrebezogene Zugänge. Während die frühen repräsentationstheoretischen Studien (vgl. Abschn. 3.2) den Fokus vor allem auf die erzählende Literatur legen, gibt es in der deutschsprachigen Dramen- und Theaterforschung inzwischen Studien, welche die umfassende Präsenz von Behinderung im Drama des 20. und 21. Jahrhunderts zum Gegenstand haben. So werden Theatertexte etwa von Samuel Beckett, Bertolt Brecht, Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek oder Sarah Kane untersucht (Helduser, 2014; Müller, 2011; Nitschmann, 2013; Schulz, 2004; Strobel, 2012). Dabei wird die Frage nach der Darstellung von Behinderung in Dramen mit Aspekten der Performativität von Behinderung verbunden. Entsprechend steht die

literaturwissenschaftliche Dramenforschung auch im Austausch mit den Theaterwissenschaften und Performance Studies (Hartwig & Checa, 2018; Johnston, 2016; Koppers, 2003; Sandahl & Auslander, 2005).

Ein weiteres Forschungsfeld behandelt das Verhältnis von Literatur und Film (Antebi & Jörgensen, 2015; Hartwig & Checa, 2018; Hartwig, 2016; Markotić, 2016). Im Zentrum steht hier der Vergleich visueller und textsprachlicher Repräsentationen von *dis/ability*. Relevant sind in diesem Zusammenhang auch Forschungen zu der Intermedialität und Referenzialität verschiedener Medien untereinander, etwa zur Bezugnahme von Literatur auf Film oder bildender Kunst sowie zur Kombinationen verschiedener Medien (> Ochsner in diesem Band). Nicht zuletzt beschäftigen sich die literaturwissenschaftlichen Disability Studies auch mit verschiedenen literarischen Genres der Gegenwart, wie z. B. Kinder- und Jugendliteratur (Glasenapp, 2014), Science-Fiction (Allan, 2013) oder der *Graphic Novel* und dem *Comic* (Foss et al., 2016). Schließlich sind im Zuge der Behindertenbewegung auch autobiografische Genres sowie Formen des *Life Writings* (Couser, 2009) in Tagebuch oder Blog bedeutsam geworden.

4 Fazit

Als literaturwissenschaftliches Forschungsfeld sind die Disability Studies inzwischen etabliert. Umgekehrt haben literaturwissenschaftliche Analysen die Theoriebildung der Disability Studies und insbesondere das kulturelle Modell von Behinderung maßgeblich befruchtet. Literaturwissenschaft bietet den Disability Studies somit ein zentrales „analytical tool“ (Waldschmidt, 2017, S. 24–26). Indem Literaturwissenschaft die Diskursivität und Prozessualität von (literarischer) Bedeutungsproduktion zum Gegenstand macht, eröffnen sich zugleich ästhetisch-politische Strategien der Bedeutungsverschiebung und Dekonstruktion. Studien zu literarischen Repräsentationen von *dis/ability* können dazu beitragen, tradierte Wahrnehmungsweisen aufzubrechen, einer marginalisierenden und exkludierenden Sicht von Behinderung entgegenwirken und damit einen Beitrag zu einer Kritik gesellschaftlicher Machtverhältnisse leisten.

Gleichzeitig liegt die Herausforderung für das Fach Literaturwissenschaft darin, Disability Studies nicht auf eine disziplinäre Nische zu reduzieren, sondern *dis/ability* im Sinne „körperlicher und verkörperter Differenzen“ (Waldschmidt, 2007, S. 69) als ein strukturierendes Merkmal literarischer Texte zu begreifen. In diesem Zusammenhang ergeben sich Anschlüsse an die Intersektionalitätsforschung und die Analyse der Interdependenz von *dis/ability* mit anderen Differenzkategorien wie *gender*, *race* und *class* (Helduser, 2018; Kerth, 2017). Schließlich gilt es, die im Zuge der Disability Culture & Disability Arts der Gegenwart (> Saerberg in diesem Band) entstehenden neuen Formen literarischen Schreibens literaturwissenschaftlich zu reflektieren und damit die Kategorie *disability* auch in ihrer ästhetischen Produktivität anzuerkennen.

Literatur

- Allan, K. (2013). *Disability in science fiction. Representations of technology as cure*. Palgrave Macmillan.
- Antebi, S., & Jörgensen, B. E. (2015). *Libre Acceso: Latin American literature and film through disability studies*. State University of New York Press.
- Antunes, G., & Reich, B. (Hrsg.). (2012). *(De)formierte Körper. Die Wahrnehmung und das Andere im Mittelalter*. Universitätsverlag Göttingen.
- Anz, T. (Hrsg.). (2007). *Handbuch Literaturwissenschaft: Gegenstände – Konzepte – Institutionen*. J.B. Metzler.
- Bachmann-Medick, D. (1995). *Kultur als Text. Die anthropologische Wende der Literaturwissenschaft*. Fischer.
- Bachtin, M. (1987). Die groteske Körperkonzeption und ihre Quellen. In M. Bachtin (Hrsg.), *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur* (S. 345–409). Suhrkamp.
- Barker, C., & Murray, S. (Hrsg.). (2018). *The Cambridge companion to literature and disability*. Cambridge University Press.
- Bernsmeier, H. (1980). *Das Bild des Körperbehinderten in der deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Lang.
- Bernuth, R. von. (2009). *Wunder, Spott und Prophetie. Natürliche Narrheit in den „Historien von Claus Narren“*. Niemeyer.
- Blanken, G. (Hrsg.). (2010). *Klinische Linguistik und Phonetik: Ein Lehrbuch für die Diagnose und Behandlung von erworbenen Sprach- und Sprechstörungen im Erwachsenenalter*. Hochschulverlag.
- Bock, B. M., Fix, U., & Lange, D. (2017). „Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung. Frank & Timme.
- Bradshaw, M. (Hrsg.). (2016). *Disabling Romanticism*. Palgrave Macmillan.
- Bredel, U., & Maaß, C. (2016). *Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen, Orientierung für die Praxis*. Dudenverlag.
- Bruner, C. F. (2005). *KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biographischen Erzählungen von Frauen*. transcript.
- Couser, G. T. (2009). *Signifying bodies. Disability in contemporary life writing*. University of Michigan Press.
- Crain, F. (Hrsg.). (2007). *Dummlinge, bucklige Hexen, böse Stiefschwestern und Zwerge: Vom Umgang des Märchens mit Behinderung*. Haupt.
- Craton, L. (2010). *The Victorian Freak show: The significance of disability and physical differences in 19th-century fiction*. Cambria Press.
- Davis, L. J. (1995). *Enforcing normalcy: Disability, deafness, and the body*. Verso.
- Davis, L. J. (2002). *Bending over backwards: Disability, dismodernism, and other difficult positions*. New York University Press.
- Dipper, S., Klabunde, R., & Mihatsch, W. (Hrsg.). (2018). *Linguistik: Eine Einführung (nicht nur) für Germanisten, Romanisten und Anglisten*. Springer.
- Donaldson, E. J. (2012). The corpus of the Madwoman. Toward a feminist disability studies theory of embodiment and mental illness. In D. Bolt, J. M. Rodas, & E. J. Donaldson (Hrsg.), *The Madwoman and the blindman: Jane Eyre, discourse, disability. With a foreword by Lennard J. Davis* (S. 11–31). Ohio State University Press.
- Duffy, J., & Yergeau, M. (Hrsg.). (2011). Special issue „Disability and Rhetoric“. *Disability Studies Quarterly*, 31(3), o. S. <https://dsq-sds.org/issue/view/84>. Zugegriffen: 18. Febr. 2021.
- Eickenrodt, S. (Hrsg.). (2012). *Blindheit. Zur Genealogie eines Topos in Literatur und Ästhetik*. Königshausen & Neumann.

- Eyler, J. R. (Hrsg.). (2010). *Disability in the Middle Ages: Reconsiderations and reverberations*. Ashgate.
- Fiedler, L. (1996). *Tyranny of the normal: Essays on bioethics, theology & myth*. Godine.
- Foss, C., Gray, J. W., & Whalen, Z. (Hrsg.). (2016). *Disability in comic books and graphic Narratives*. Palgrave Macmillan.
- Garland-Thomson, R. (1997). *Extraordinary bodies: Figuring physical disability in American culture and literature*. Columbia University Press.
- Garland-Thomson, R. (1998). Crippled girls and lame old women: Sentimental spectacles of sympathy in nineteenth-century American women's writing. In K. L. Kilcup (Hrsg.), *Nineteenth-century American women's writers: A critical reader* (S. 128–145). Blackwell.
- Gilman, S. L. (2006). Aesthetics. In G. L. Albrecht (Hrsg.), *Encyclopedia of disability* (S. 62–66). Sage.
- Glasenapp, G. von (2014). Simple Stories? Die Darstellung von Behinderung in der Kinder- und Jugendliteratur. *kjl&m – Forschung.Schule.Bibliothek*, 14(3), 3–15.
- Goetz, H.-W. (2017). Mittellateinische Termini und ihr Gebrauch: Verständnis und Kategorisierungen von Dis/ability im Frühmittelalter. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 100–101). Didymos.
- Gottwald, C. (2009). *Lachen über das Andere. Eine historische Analyse komischer Repräsentationen von Behinderung*. transcript.
- Hall, A. (2016). *Literature and disability*. Routledge.
- Hamilton, E. C. (1997). From social welfare to civil rights. The representation of physical disability in twentieth century German literature. In D. T. Mitchell, & S. L. Snyder (Hrsg.), *The body and physical difference: Discourses of disability in the humanities* (S. 223–239). University of Michigan Press.
- Harrasser, K. (2010). Exzentrische Empfindung. Raoul Hausmann und die Prothetik der Zwischenkriegszeit. In E. Joshua, & M. Schillmeier (Hrsg.), *Disability in German literature, film, and theater. Edinburgh German yearbook: Bd. 4* (S. 57–81). Camden House.
- Hartung, H., & Nusser, T. (2005). Behinderung. In B. von Jagow, & F. Steger (Hrsg.), *Literatur und Medizin. Ein Lexikon* (S. 108–114). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hartwig, S. (2016). Andere Geschichten über geistige Behinderung? Die Spielfilme *Le huitième jour* (1996), *Yo, también* (2009) und *León y Olvido* (2004). *Germanisch-Romanische Monatschrift*, 66(2), (S. 225–240).
- Hartwig, S., & Checa, J. (Hrsg.). (2018). *¿Discapacidad? Literatura, teatro y cine hispánicos vistos desde los disability studies*. Lang.
- Hays, P. (1971). *The limping hero: Grotesques in literature*. University Press.
- Helduser, U. (2014). Der Einbruch der Realität. Behinderung im postdramatischen Theater Jelineks und Marthalers. In N. Birkner, A. Geier, & U. Helduser (Hrsg.), *Spielräume des Anderen. Geschlecht und Alterität im postdramatischen Theater* (S. 177–193). transcript.
- Helduser, U. (2016). *Imaginationen des Monströsen. Wissen, Literatur und Poetik der „Missgeburt“ 1600–1835*. Wallstein.
- Helduser, U. (2018). Biopolitisches Wissen und Ästhetik des Anormalen. Perspektiven von Gender und Disability Studies. In M. Günter, & A. Keck (Hrsg.), *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Gender Studies* (S. 180–196). kadmos.
- Hennies, J. (2016). Gebärdensprache. In H. Glück, & M. Rödel (Hrsg.), *Metzler Lexikon Sprache* (S. 222–223). J.B. Metzler.
- Hobgood, A. P., & Wood, D. H. (2013). *Recovering disability in early modern England*. Ohio State University Press.

- Hölter, A. (1995). *Die Invaliden. Die vergessene Geschichte der Kriegskrüppel in der europäischen Literatur bis zum 19. Jahrhundert*. J.B. Metzler.
- Iyengar, S. (Hrsg.). (2015). *Disability, health, and happiness in the Shakespearean body*. Routledge.
- Jäger, S. (2012). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung* (6., vollständig überarb. Aufl.). Unrast-Verlag.
- Jäger, L., Holly, W., Krapp, P., Weber, S. M., & Heekeren, S. (Hrsg.). (2016). *Sprache – Kultur – Kommunikation: Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft*. De Gruyter Mouton.
- Jagow, B. von, & Steger, F. (Hrsg.). (2005). *Literatur und Medizin. Ein Lexikon*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Johnston, K. (2016). *Disability theatre and modern drama: Recasting modernism*. Bloomsbury Publishing.
- Joshua, E., & Schillmeier, M. (Hrsg.). (2010). *Disability in German literature, film, and theater. Edinburgh German yearbook: Bd. 4*. Camden House.
- Kant, I. (1974). Kritik der Urteilskraft. In W. von Weischedel (Hrsg.), *Werkausgabe. Bd. 10*. Suhrkamp.
- Kerth, S. (2017). Intersektionalität und vormoderne Dichtung. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 129–131). Didymos.
- Köhler, S., & Metzler, J. C. (2002). Extraordinary Bodies. Figures des Ab/Normen im 20. Jahrhundert. In D. Bischoff, & J. Frenk (Hrsg.), *Sprachwissenschaften der Informationsgesellschaft. Perspektiven der Philologien* (S. 117–130). LIT.
- Kohlrausch, J. (2017). Begriffe – Beschreibungen – Darstellungsweisen zur Zeit der Spätaufklärung. In C. Nolte, B. Frohne, U. Halle, & S. Kerth (Hrsg.), *Dis/ability History der Vormoderne. Ein Handbuch/Premodern Dis/ability History. A Companion* (S. 102–103). Didymos.
- Krüger-Fürhoff, I. M. (2001). *Der versehrte Körper. Revisionen des klassischen Schönheitsideals*. Wallstein.
- Krüger-Fürhoff, I. M. (2015). Narrating the limits of narration. Alzheimer's disease in contemporary literary texts. In A. Swinnen, & M. Schweda (Hrsg.), *Popularizing dementia. Public expressions and representations of forgetfulness* (S. 89–108). transcript.
- Kuppers, P. (2003). *Disability and contemporary performance: Bodies on edge*. Routledge.
- LaCom, C. (1997). „It is More than Lame“ – Female disability, sexuality, and the maternal in the nineteenth-century novel. In D. T. Mitchell, & S. L. Snyder (Hrsg.), *The body and physical difference: Discourses of disability in the humanities* (S. 189–201). University of Michigan Press.
- Linett, M. T. (2016). *Bodies of modernism: Physical disability in transatlantic modernist literature*. University of Michigan Press.
- Link, J. (1997). *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Westdeutscher Verlag.
- Lucas, C. (2014). *The Sociolinguistics of the deaf community*. Academic Press.
- Luserke-Jaqui, M. (Hrsg.). (2019). *Literary Disability Studies. Theorie und Praxis in der Literaturwissenschaft*. Königshausen & Neumann.
- Lüthi, M. (1970). Gebrechliche und Behinderte im Volksmärchen. In M. Lüthi, *Volksliteratur und Hochliteratur. Menschenbild – Thematik – Formstreben* (S. 48–62). Francke.
- Lutz, P., Macho, T., Staupe, G., & Zirden, H. (Hrsg.). (2003). *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Böhlau.
- Markotić, N. (2016). *Disability in film and literature*. McFarland & Company.
- McPherron, P. (2011). *Language, body, and health*. De Gruyter Mouton.

- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2000). *Narrative prosthesis: Disability and the dependencies of discourse*. University of Michigan Press.
- Müller, T. (2011). *Was schaut ihr mich an? Darstellungen von Menschen mit Behinderung in der zeitgenössischen Dramatik*. Frank & Timme.
- Mürner, C. (2003). *Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen: Sensationslust und Selbstbestimmung*. Beltz.
- Nitschmann, T. (2013). *Das Theater der Versehrten: Kunstfiguren zwischen Deformation und Destruktion in Theatertexten des 20. und frühen 21. Jahrhunderts*. Königshausen & Neumann.
- Nussbaum, F. A. (1997). Feminotopias. The pleasures of ‚deformity‘ in mid-eighteenth-century England. In D. T. Mitchell, & S. L. Snyder (Hrsg.), *The body and physical difference: Discourses of disability in the humanities* (S. 161–173). University of Michigan Press.
- Nusser, T., & Hartung, H. (2007). Blinde Flecken? Zur Rolle des behinderten Körpers in ausgewählten Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts. In B. von Jagow, & F. Steger (Hrsg.), *Jahrbuch Literatur und Medizin. Bd. 1* (S. 151–161). Winter.
- Ochsner, B. (2010). *DeMONSTRation. Zur Repräsentation des Monsters und des Monströsen in Literatur, Fotografie und Film*. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren.
- Orlemanski, J. (2016). Literary genre, medieval studies, and the prosthesis of disability. *Textual Practice*, 30(7), 1253–1272.
- Pagel, F. (1934). Der Abnorme in der schönen Literatur. In A. Dannemann, G. Gnerlich, & A. Henze (Hrsg.), *Enzyklopädisches Handbuch der Heilpädagogik* (S. 1602–1626). Carl Marhold.
- Peuser, G. (1977). Ein neues Gebiet der Angewandten Sprachwissenschaft. In C. Gutknecht (Hrsg.), *Grundbegriffe und Hauptströmungen der Linguistik* (S. 156–184). Hoffmann & Campe.
- Poore, C. (2008). *Disability in twentieth-century German culture*. University of Michigan Press.
- Quayson, A. (2007). *Aesthetic Nervousness. Disability and the crisis of representation*. Columbia University Press.
- Radtke, P. (1982). Behinderte Menschen in Werken der Weltliteratur. Literatur – ein Abbild, das Wirklichkeit schafft. In H.-J. Kagelmann, & R. Zimmermann (Hrsg.), *Massenmedien und Behinderte – im besten Falle Mitleid?* (S. 54–80). Beltz.
- Riecke, J. (2004). *Die Frühgeschichte der mittelalterlichen medizinischen Fachsprache im Deutschen*. De Gruyter.
- Russo, M. (1995). *The female grotesque. Risk, excess and modernity*. Routledge.
- Sandahl, C., & Auslander, P. (Hrsg.). (2005). *Bodies in commotion. Disability & performance*. University of Michigan Press.
- Schabert, I. (1995). Gender als Kategorie einer neuen Literaturgeschichtsschreibung. In H. Bußmann, & R. Hof (Hrsg.), *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften* (S. 162–204). Kröner.
- Schulz, B. (2004). „Mißgestaltet und Mißverstanden“. The representation of disability in twentieth-century German-speaking theater. *Focus on German Studies*, 11(o. H.), 147–170.
- Siebers, T. (2009). *Zerbrochene Schönheit. Essays über Kunst, Ästhetik und Behinderung*. transcript.
- Siebers, T. (2010). *Disability Aesthetics*. University of Michigan Press.
- Stanback, E. B. (2014). Literary disability studies: The series and the field. *Journal of Literary and Cultural Disability Studies*, 8(1), 109–115.
- Stiftung Deutsches Hygiene-Museum. (Hrsg.). (2000). *Der (im-)perfekte mensch. Vom recht auf unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung „Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit“ im Deutschen Hygiene-Museum vom 20. Dezember bis 12. August 2001*. Hatje Cantz Verlag.

- Strobel, J. (2012). Das „Krüppel“-Ich und sein „Kainszeichen“. Behinderung in Max Herrmann-Neißes Theaterstück *Joseph der Sieger*. In B. Giblak, & W. Kunicki (Hrsg.), *Auch in Neisse im Exil. Max Herrmann-Neißes Leben, Werk und Wirkung (1886–1941)* (S. 183–195). Leipziger Universitätsverlag.
- Uther, H.-J. (1981). *Behinderte in populären Erzählungen. Studien zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. De Gruyter.
- Waldschmidt, A. (2003). Der Humangenetik-Diskurs der Experten: Erfahrungen mit dem Werkzeugkasten der Diskursanalyse. In R. Keller, A. Hirsland, W. Schneider, & W. Viehöfer (Hrsg.), *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 2. Forschungspraxis*. (S. 147–168). Leske + Budrich.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2007). Macht – Wissen – Körper. Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung* (S. 55–78). transcript.
- Waldschmidt, A. (2017). Disability goes cultural. The cultural model of disability as an analytical tool. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability: Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 19–27). transcript.
- Waldschmidt, A., Berressem, H., & Ingwersen, M. (Hrsg.). (2017). *Culture – Theory – Disability: Encounters between disability studies and cultural studies*. transcript.
- Williams, K. S. (2009). Enabling Richard: The rhetoric of disability in Richard III. *Disability Studies Quarterly*, 29(4), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/997/1181>. Zugegriffen: 4. Jan. 2018.
- Würtz, H. (1930). Der Bucklige in der Literatur. *Freie Wohlfahrtspflege*, 5(o. H.), 316–327, 360–366.
- Zimmermann, R. (1982). *Behinderte in der Kinder- und Jugendliteratur*. Spiess.
- Zola, I. K. (2004). Selbst, Identität und die Frage der Benennung. Überlegungen zu Sprache und Behinderung. In J. Weisser, & C. Renggli (Hrsg.), *Disability Studies. Ein Lesebuch* (S. 57–76). SHZ Edition (Erstveröffentlichung 1993).

Urte Helduser, Prof. Dr., Professorin für Deutsche Literatur der Neuzeit unter Einschluss der Literaturtheorie am Institut für Germanistik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Forschungsschwerpunkte: Literary Disability Studies, Literatur- und Wissensgeschichte, Drama und Theater, Poetik und Ästhetik.

<https://uol.de/urte-helduser>



Disability Culture & Disability Arts

Siegfried Saerberg

Zusammenfassung

Der Beitrag skizziert die Entwicklung der internationalen Disability Culture und Disability Arts parallel zur Formierung der kulturellen und affirmativen Modelle von Behinderung. Identität, Stolz und Kollektivbewusstsein behinderter Menschen sind hierbei wesentlich. Disability Arts werden in sechs Varianten entfaltet: barrierefreie Kunst- und Kulturvermittlung, Kunsttherapie, Partizipation in und durch Kunst, Sozialer Wandel durch Kunst, Ästhetische Innovation und kunstbasierte Forschung.

Schlüsselwörter

Affirmatives Modell von Behinderung · Ästhetik · Barrierefreie Kultur · Kunst · Sozialer Wandel

1 Einleitung

Tobin Siebers (1953–2015), ein bedeutender nordamerikanischer Theoretiker der Disability Studies, betont die Wichtigkeit der Kunst für jede Wissenschaft vom Menschen: „[...] aesthetics and the human are inseparable, it is because art is the process by which human beings attempt to modify themselves.“ (Siebers, 2010a, S. 136) So wundert es wenig, dass *disability culture* und *disability arts* in den Disability Studies ein hoher Stellenwert beigemessen werden. Künstlerische Ausdrucksweisen sind seit über dreißig Jahren weit verbreitet und werden auch als Protestformen eingesetzt: So krochen

S. Saerberg (✉)
Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie Hamburg, Hamburg, Deutschland
E-Mail: sxsauerberg@rauheshaus.de

beispielsweise anlässlich einer Demonstration für die Verabschiedung des *Americans with Disabilities Act* (ADA) im Frühjahr 1990 mehrere Dutzend Aktivist*innen in einer eindrucksvollen Performance die Treppen des Kapitols in Washington, D. C., empor (Lewis, 2004). Der britische Sänger und Aktivist Johnny Crescendo sang Ende der 1980er Jahre: „Disabled people are allowed to say spastic, cripple, handicapped, mongoloid, difficult, tragic, but they’re not allowed to say ‚fuck‘.“ (Cameron, 2018, o. S.) Künstlerische Formen werden zudem im Rahmen von Identitätspolitikern wie beispielsweise im Gebärdensprachtheater der *deaf community* (> Rombach & Kellermann in diesem Band) genutzt. Gedenk- oder Feiertage wie der *International Disability Day of Mourning*, der seit 2012 am 1. März an den ‚Filizid‘, die Tötung behinderter Menschen durch ihre Eltern oder Verwandte, erinnert, werden oft von poetischen Einlagen begleitet (Schneider, 2018).

Mittlerweile existieren verschiedene Websites, welche die Errungenschaften von Disability Arts und Disability Culture sammeln, pflegen und als Teil des kulturellen Menschheitserbes bewahren: *Shape Arts* (www.shapearts.org.uk) hält als Kunstorganisation Förderprogramme für behinderte Künstler*innen sowie Trainingsprogramme für Kunstinstitutionen bereit. *Disability Arts online* (<https://disabilityarts.online>) ist eine Plattform für behinderte Künstler*innen zum Austausch von Informationen über Events, Projekte, Konzepte, Werke und kulturpolitische Rahmenbedingungen der Kunstproduktion. Die *Edward Lear Foundation* (www.learfoundation.org.uk) versteht sich als Thinktank für die Entwicklung und Erforschung neuer Konzepte von Disability Arts, für die sie ein Archiv erstellt hat. Allan Sutherland (2008, o. S.), britischer Aktivist und Direktor dieser Stiftung, führt aus: „We have to document our own culture, because it is not seen as significant enough to be documented in mainstream histories of the arts.“

Außerordentlich förderlich für die Entwicklung von Disability Culture und Disability Arts ist die Behindertenrechtskonvention (UN-BRK), die 2006 von den Vereinten Nationen verabschiedet und in Deutschland 2009, in Österreich 2008 und in der Schweiz 2014 ratifiziert wurde (United Nations, o. J.; > Rößler und Naue & Waldschmidt in diesem Band). Artikel 30, Absatz 2 der UN-BRK verpflichtet die Vertragsstaaten dazu, behinderten Menschen barrierefreien Zugang zu kulturellen Materialien wie Büchern oder Musik, zu kulturellen Veranstaltungen wie Ausstellungen oder Filmvorführungen und kulturellen Orten wie Museen oder Theatern zu gewährleisten. Diesem Recht an der Rezeption von Kultur wird zugleich das Recht auf Produktion eigener kultureller Güter an die Seite gestellt; dazu heißt es in der englischen Originalversion: „States Parties shall take appropriate measures to enable persons with disabilities to have the opportunity to develop and utilize their creative, artistic and intellectual potential, not only for their own benefit, but also for the enrichment of society.“ (Artikel 30, Absatz 2 CRPD)

Ausdrücklich wird dabei hervorgehoben, dass diese Rechte sowohl dem Wohle behinderter Menschen als auch der Steigerung der kulturellen Vielfalt (*enrichment*) der ganzen Gesellschaft dienen sollen. Auch wenn der deutschsprachige Raum noch Nachholbedarf bei Disability Culture und Disability Arts hat, ist die Vielfalt der hiesigen

Aktivitäten ebenfalls beachtlich. Nachfolgend werden sie – mit Fokus auf Deutschland – vor dem Hintergrund des kulturellen und des affirmativen Modells von Behinderung vorgestellt. Danach werden sechs Dimensionen von Disability Arts unterschieden und in ihren Wechselwirkungen diskutiert. In diesem Zusammenhang werden konträre Positionen gewürdigt und Forschungsdesiderate aufgezeigt.

2 Disability Culture, Disability Arts und Modelle von Behinderung

Die Verbindung von Disability Culture zum kulturellen Modell von Behinderung (Waldschmidt, 2005, 2018, 2020) ist offensichtlich, denn dieser Ansatz versteht Behinderung als eine kulturelle Konstruktion (> Helduser und Ochsner in diesem Band) und basiert auf einem holistischen Kulturbegriff. Auch der Kultursoziologe Karl-Siegbert Rehberg (2001, S. 68) definiert Kultur „als die Gesamtheit der erlernten Normen und Werte, des Wissens, der Artefakte, der Sprache und der Symbole, die ständig zwischen Menschen einer gemeinsamen Lebensweise ausgetauscht werden.“ Aus dieser Sicht ist Kultur umfassend und der Kunstbegriff ihr untergeordnet.

Mit Blick auf Kulturrezeption und -produktion im Rahmen der Behindertenbewegung hat Paul Longmore (1995) zwei Phasen unterschieden: In der ersten Phase standen der Kampf gegen Unterdrückung und Diskriminierung sowie die Kritik an traditionellen Darstellungen von Behinderung in Kulturproduktionen im Vordergrund. In der zweiten Phase erfolgte die Herausbildung einer eigenen Kultur von behinderten Menschen im Sinne künstlerischer Produktion. Die Ursprünge von Disability Culture datiert der US-amerikanische Aktivist Steven Brown (2015) auf Mitte der 1980er Jahre; er bezieht sich auf eine frühe Definition von Mary Johnson (1987), der zufolge Disability Culture aus eigenen Ritualen, Zielen, Werten, Kommunikationsformen und körperlichen und kognitiven Praktiken besteht, die gegenüber der nichtbehinderten Öffentlichkeit eine selbstbewusste Identität behinderter Menschen fördern (Johnson, 1987, S. 4). Disability Culture entsteht innerhalb verschiedener Communities und repräsentiert die Vielfalt behinderter Menschen: So sind *Deaf Culture* (Ladd, 1993 [1992]; Padden & Humphries, 1991 [1988]) ebenso wie *Mad Pride* (Donaldson, 2002; Jamison, 1996) oder *Neurodiversity* (Sinclair, 2005; Thornton Savarese & Savarese, 2010) unterschiedliche Zweige der Disability Culture (> Rombach & Kellermann und Lüthi in diesem Band).

Neben der Kritik an kulturellen Stereotypisierungen ist auch die Artikulation eines kulturellen Eigensinns in diesem Zusammenhang von Bedeutung. Ein Beispiel dafür, welches die soziale Realität karikiert, hat Vic Finkelstein (1981) ausgemalt: Eine Gesellschaft, in der Rollstuhlfahrer die Mehrheit sind, gestaltet ihre Umwelt entsprechend. In dieser Disability Culture sind Nichtbehinderte durch Beulen gekennzeichnet. Sie stoßen sich ständig ihre Köpfe an den niedrigen Eingängen; vom andauernden Bücken leiden sie unter Rückenschmerzen. Hilfsmittel sind Helme, Nackenbandagen sowie, da am

hilfreichsten, Beinamputationen. Wohltätige Menschen sammeln Geld in Helmen mit der Aufschrift ‚Helft den Nichtbehinderten‘.

Demgegenüber bezeichnen Disability Arts im Wesentlichen Kunstproduktionen, die entweder in einer im Sinne der UN-BRK förderlichen Beziehung zu Behinderung stehen oder von behinderten Menschen stammen, die sich mit Behinderung als Thema auseinandersetzen oder die schöpferische Kraft von Beeinträchtigungen nutzen, um traditionelle Schönheitsnormen zu überschreiten und eine eigene *disability aesthetics* (Siebers, 2010a; >Helduser in diesem Band) zu entwickeln. Eine einheitliche Definition von Disability Arts ist schwer zu finden; es handelt sich um ein höchst vielfältiges, sich ständig veränderndes Konzept (Sutherland, 2008).

Für den Zusammenhang von Behinderung und Kunst ist das von John Swain und Sally French (2000) entwickelte affirmative Modell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) bedeutsam. In Opposition zu traditionellen Sichtweisen, für die Behinderung als Tragödie gilt, stellen Swain und French die positiven Aspekte von Behinderung heraus und betonen den Stellenwert von Disability Arts. Ähnlich wie Johnson postulieren sie einen Zusammenhang von Identität, Stolz und Kultur: „[...] the affirmative model [...] encompasses positive social identities, both individual and collective, for disabled people grounded in the benefits of lifestyle and life experience of being impaired and disabled.“ (Swain & French, 2000, S. 569) Jedoch darf das affirmative Modell nicht auf eine ‚fröhliche Verflachung‘ von Behinderung reduziert werden, denn es bezieht durchaus Erfahrungen von Ausschluss, Unterdrückung und die Leidenskomponente von Beeinträchtigungen mit ein.

Entstand Disability Arts zunächst aus dem Zentrum der Behindertenbewegung heraus, so entspringt sie heute eher vielen, kleineren Initiativen. Disability Arts artikulieren sich gegenwärtig also breiter, sind dabei in ihrer politischen Ausrichtung aber auch diffuser geworden.

3 Vielfalt von Disability Arts: Aufgaben, Ansätze und Varianten

Im Folgenden konzentriert sich der Beitrag auf den Bereich der Disability Arts, da Disability Culture als allgemeiner Rahmen für eine systematische Darstellung noch zu wenig definiert ist. Disability Arts als kulturelle Praxis lassen sich entlang von sechs Dimensionen darstellen: barrierefreie Kunst- und Kulturvermittlung, Kunsttherapie, Partizipation in und durch Kunst, Sozialer Wandel durch Kunst, Ästhetische Innovation und kunstbasierte Forschung. Die einzelnen Konzepte schließen sich nicht aus, sondern kommen oft in unterschiedlichen Akzentsetzungen auch gemeinsam vor. Die Vielfalt von Disability Arts ergibt sich aus den vielen Kombinationsmöglichkeiten der Ansätze.

3.1 Barrierefreie Kunst- und Kulturvermittlung

In einem frühen Versuch der Begriffsbildung unterscheiden Colin Barnes und Geof Mercer (2001) Disability Arts hinsichtlich ihrer Aufgaben: Neben einer expressiven und einer transformativen Aufgabe, auf die weiter unten eingegangen wird, heben sie mit der edukativen Dimension die bildungsvermittelnde Funktion von Disability Arts hervor. Sie beinhaltet einen barrierefreien Zugang zu Kultur im Allgemeinen, und zwar sowohl in der Produktion von Disability Arts als auch bei deren Konsum und Rezeption durch das Publikum.

Im Sinne des eingangs erwähnten Menschenrechts auf Teilhabe an und barrierefreien Zugang zu Kunst und Kultur bezieht sich die erste, hier dargestellte Kategorie von Disability Arts auf die Rezeption künstlerischer Produkte und den Bereich der Vermittlung von ästhetischer Bildung an Menschen mit Behinderungen als Zielgruppe. Das Spektrum reicht vom Kunstunterricht in Schulen und Kunstschulen über die Zugänglichkeit von Theatern, Konzerthäusern, freien Bühnen, Galerien und Museen bis hin zum Studium an Musikhochschulen, Kunstakademien und anderen Hochschulen.

Die Gefahr, dass in der barrierefreien Kunstvermittlung die Eigenheit von Disability Arts hinter die Pädagogik besonderer Vermittlungsformen zurücktritt, benennt der britische Kunstpädagoge Giles Perring (2005). Er unterscheidet Kunstproduktionen im Zusammenhang mit Behinderung anhand von drei Idealtypen: Neben einem posttherapeutischen und einem gegenkulturellen Typ, die weiter unten behandelt werden, konstatiert er ein normalisierendes Konzept, das darauf abzielt, Kultur und Kunst für alle Menschen zu öffnen. Normalisierung ist hier nicht im Sinne von Anpassung, sondern von Barrierefreiheit und Zugänglichkeit gemeint. Die UN-BRK hat entsprechend öffentliche Kulturinstitutionen zu Inklusion, Barrierefreiheit (> Günther in diesem Band) und Partizipation verpflichtet. Allerdings sind in der Praxis die eingeleiteten Maßnahmen zumeist noch unzureichend und es gibt lediglich einige Leuchtturmprojekte wie etwa die Ausstellung *Der (im-)perfekte Mensch* im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden (Lutz et al., 2003). Das Bestreben ist zumeist, durch *best practice* zu einer Etablierung von inkludierenden Maßnahmen zu gelangen (Bundeskunsthalle, 2017).

Die Janusköpfigkeit von Normalisierung wird auch in den Disability Studies kontrovers diskutiert: Positiv bewertet wird die Möglichkeit von Chancengleichheit von Menschen mit und ohne Behinderungen (Koch, 2017; Tervooren & Weber, 2012). Anne Waldschmidt (2012) sieht die Tendenz zur Normalisierung behinderter Menschen jedoch als grundsätzlich problematisch; Barnes und Mercer (2001) benennen konkret die Gefahr der Assimilierung und Nivellierung von Disability Arts durch die Mainstream-Kultur, wodurch die Kunstproduktionen behinderter Menschen ihre kritische und emanzipatorische Kraft verlieren könnten.

Konsequent zu Ende gedachte Inklusion, Partizipation und Barrierefreiheit kann aber auch transformierend wirken: Für den Museumsbetrieb fordert etwa Siegfried

Saerberg (2012), Begründer des Vereins *Blinde und Kunst e. V.*, eine radikale Veränderung des traditionellen Regimes von Visualität, das von historischen, kulturellen, kognitiven und sensorischen Voraussetzungen geprägt sei. Am Beispiel von Blindheit plädiert er für die Zusammenarbeit mit behinderten Künstler*innen, die Beschäftigung behinderter Kurator*innen, die Diversifizierung der sensorisch-kognitiven Zugänge, die alle Besuchergruppen berücksichtigen, und letztlich die Erweiterung des im Museum bewahrten Menschheitserbes um Beiträge behinderter Künstler*innen. In Großbritannien haben sich zum Beispiel so genannte *relaxed performances* etabliert, bei denen sich das Publikum während der Aufführungen in Theatern, Opernhäusern etc. entgegen der normalerweise geltenden Etikette frei verhalten kann: Den Aufführungen kann z. B. im Liegen gefolgt werden; Lichteffekte sowie eventuell beängstigende dramaturgische Elemente werden reduziert und Zwischenrufe sind erlaubt (Fletcher-Watson & May, 2018). Allerdings wird gegen *relaxed performances* auch eingewendet, dass sie potenziell segregierend wirkten, wenn sie dazu führten, verschiedene Arten von Publikum voneinander zu trennen; außerdem seien sie kein adäquates Mittel, um Konzerte und Theater z. B. für Menschen mit Lernschwierigkeiten zugänglich zu machen (Romer, 2017).

Hier bietet sich reichlich Raum für die empirische Forschung im Anschluss an die Disability Studies: Unter welchen Bedingungen wirken Maßnahmen zur Erreichung von Barrierefreiheit und Teilhabe lediglich normalisierend im standardisierenden Sinne? Wann fördern sie Freiheitsräume und beziehen Differenzen ein, ohne erneut auszuschließen? Ein Forschungsdesiderat in diesem Kontext ist, die wechselseitige Produktivität von inklusiver Kunstrezeption und Kunstproduktion zu untersuchen. Die grundsätzliche Möglichkeit, Kunst zu rezipieren, muss zugleich als Voraussetzung dafür gelten, Kunst selbst zu schaffen. Barrierefreiheit, Partizipation sowie Disability Culture und Disability Arts gehören notwendigerweise zusammen. Daher ist empirisch zu untersuchen, ob und wie die Inklusion behinderter Künstler*innen als Mitarbeiter*innen in allen Hierarchiestufen der Kulturinstitutionen an die Einbeziehung immer weiterer Personengruppen als potenzielles Publikum gekoppelt ist bzw. werden kann.

3.2 Kunsttherapie

Die grundlegende Annahme von Kunsttherapie als weitere Variante von Disability Arts ist, dass Kunst bei chronisch kranken Personen Lebensqualität, Selbstbewusstsein, Erkenntnis und Heilung fördern kann. Deirdre Heenan (2006, S. 189) schlussfolgert in ihrer Studie zum Stellenwert von Kunsttherapie für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen: „A supportive, positive, non-clinical environment can encourage and facilitate empowerment and recovery.“ Wesentlich für den Erfolg ist ihr zufolge allerdings die partizipatorische und emanzipatorische Ausrichtung kunsttherapeutischer Programme.

Die Kunstpädagogik hat sich schon früh an Menschen mit Behinderungen gewandt und eigene Ansätze von Kunst als Therapieform entwickelt. So lehrte etwa Victor Lowenfeld, ein austroamerikanischer Kunstpädagoge, in den 1920er Jahren an einer Blindenschule und hob die therapeutischen Erfolge künstlerischer Kreativität hervor. Ebenfalls aus einem therapeutischen Ansatz sind die *Sammlung Prinzhorn* in Heidelberg und die *Collection de l'Art Brut* in Lausanne (Schweiz) hervorgegangen. Beide Kollektionen haben Werke von Menschen zusammengeführt, die vom Ende des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts zum Teil über Jahrzehnte in psychiatrischen Kliniken institutionalisiert waren.

In aktuellen Studien wird das identitätsfördernde Potential von Kunst in den Vordergrund gestellt; dabei wird sich sowohl auf kunsttherapeutische Ansätze als auch auf das affirmative Modell von Behinderung bezogen (Sullivan Sulewski et al., 2012). Der US-amerikanische Kunstpädagoge John Derby (2012) sieht bei Disability Arts ein hohes Potential für die Formung von Identität. Er plädiert für eine Annäherung der Disability Studies an das große Feld der Kunsterziehung, da diese Zusammenarbeit es ermögliche, mit verschiedenen Fachdisziplinen wie etwa Kunstgeschichte, Kunstpädagogik und Visual Arts und anderen soziokulturellen Akteuren wie Konzerthäusern, Theatern, Museen, Galerien sowie Künstler*innen und Kunstlaien zusammenzuarbeiten.

Einige Autor*innen äußern allerdings auch Vorbehalte gegenüber kunsttherapeutischen Ansätzen (Crutchfield & Epstein, 2000; Haller, 2010; Sandahl & Auslander, 2005). Denn ähnlich wie das Individuum im medizinischen System auf die Rolle des Patienten beziehungsweise Klienten reduziert werde, könne es auch im Rahmen von Kunstpädagogik zu Anpassungszwängen und Objektivierungen der Künstler*innen mit Behinderungen kommen. Barnes und Mercer (2001) führen in diesem Zusammenhang das Beispiel der von behinderten Menschen produzierten Weihnachtspostkarten im Rahmen von Beschäftigungs- bzw. Kunsttherapie an; diese Praxis diene der Erregung von Mitleid und gehe mit Fremdbestimmung einher.

Perring (2005) regt daher eine Erweiterung der klassischen Kunsttherapie unter der Begriffsbildung ‚post-therapeutische‘ Disability Arts an: Im Vordergrund stehen dabei Angebote künstlerischen Gestaltens, die zwar noch Bestandteil von therapeutischen Interventionen sind, aber bereits das Erzielen künstlerischer Qualität fördern wollen. Hiermit werde der therapeutische Kontext einerseits einbezogen und andererseits auch überschritten.

Das Erbe der Sammlung Prinzhorn und der Collection de l'Art Brut hat inzwischen eine interessante Dialektik entfaltet: Einerseits sehen sich behinderte Künstler*innen immer noch der Kritik ausgesetzt, ihre Werke seien in der Therapie anzusiedeln und nicht in der Kunst. So werfen Vertreter*innen des etablierten Kunstbetriebes (Zimmermann, 2017) immer wieder die Frage auf, ob es sich bei Werken von Künstler*innen mit Behinderungen um ‚echte‘ anspruchsvolle Kunst oder um ‚Behindertenkunst‘ handele. Andererseits erkennt die Kunstrezeption in den Werken beider Sammlungen heute einen ästhetischen Wert, der über den therapeutischen Kontext ihrer Entstehung hinausgeht (Koch, 2017).

Dieser Zwiespalt schlägt sich auch in einer terminologischen Frage nieder: Die von Jean Dubuffet geformte Bezeichnung *Art Brut* und der von Roger Cardinal geprägte Begriff *Outsiderart* legen nahe, dass es sich bei den Werken von Menschen mit Beeinträchtigungen um von Kultur und Gesellschaft ‚unverdorbene‘ Kunstprodukte handle (Koch, 2017). Das Feuilleton stellt dementsprechend behinderte Künstler*innen oft romantisierend als besonders ‚authentisch‘ dar. In einem mythisierenden Überschwang wird insbesondere Werken von Menschen mit Psychiatrieerfahrungen oder Lernschwierigkeiten eine Ursprünglichkeit und Ferne zum Kunstbetrieb zugeschrieben, welche sie gegen dessen Verirrungen unempfänglich mache (Koch, 2017).

Dagegen spricht Bea Gellhorn (2017), die Gründerin des als Zusammenschluss vieler behinderter Künstler*innen entstandenen Vereins *Insider Art e. V.*, der eine eigene Online-Plattform betreibt, von ‚Insiderart‘, da diese Art der Kunstproduktion aus einer bestimmten sozialen Position heraus stattfindet. Ob diese Position als *inside* oder *outside* bezeichnet werde, hänge lediglich von der jeweiligen Perspektive ab. Was für behinderte Künstler*innen *inside* ist, sei vom Zentrum aus *outside*; deshalb solle man solch eher krude Differenzierungen besser überwinden. Gellhorn (2017, S. 47) argumentiert: „Grundsätzlich will jeder Künstler, dass die Qualität seiner Arbeit überzeugt, aber ihn als Person gänzlich auszublenden [...] offenbart neben Unsicherheit leider auch Ignoranz und Oberflächlichkeit.“

Sie weist darauf hin, dass behinderte Künstler*innen mit mehreren Barrieren zugleich konfrontiert sind, einerseits mit der allgemeinen Stigmatisierung und Herabwürdigung ihres Schaffens und andererseits mit dem stark eingeschränkten Zugang zu Akademien, Hochschulen und dem Kunstmarkt; hinzu kommen konkrete Benachteiligungen wirtschaftlicher, sozialrechtlicher bzw. beeinträchtigungsbedingter Art (Gellhorn, 2017).

Vor diesem Hintergrund wird nachvollziehbar, dass sich Ateliergemeinschaften wie ‚Die Schlumper‘ in Hamburg, das ‚Blaumeier-Atelier‘ in Bremen, das Kölner Kunsthaus ‚KAT18‘ oder das ‚Kunsthaus Kannen‘ in Münster formal als Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) organisiert haben. Mit diesem Status können sie ihre Existenz sichern und behinderten Künstler*innen Arbeitsmöglichkeiten bieten; zugleich sind sie damit aber auch Teil der auf Exklusion setzenden Strukturen beruflicher Rehabilitation und des Arbeitsmarkts.

Diese Besonderheiten haben auch einen Einfluss auf subjektive Selbstverständnisse, die durchaus kontrovers diskutiert werden: Sutherland (1989, S. 2) unterscheidet zwischen „a disability artist“ und „an artist with a disability“. Barnes und Mercer (2001, S. 529) differenzieren zwischen „disabled people doing art“ und „disability arts“. Die Schauspielerin Jana Zöll (2017, S. 128) moniert: „Doch spielte ich meist entweder in Stücken mit, wo Behinderung das Thema war oder ich als eine Art Special Effect eingesetzt wurde.“ Einige behinderte Künstler*innen legen Wert darauf, dass ihre Behinderung unerwähnt bleibt. Benedikt Lika (2017, S. 273), der sich als „Dirigent und Politiker“ beschreibt, will beispielsweise strikt zwischen Kunst, politischem Engagement und Behinderung trennen: „Ob ich jetzt im Rollstuhl dirigiere oder ob ich auf dem Podium ohne Stütze und Assistenz sitze oder stehe, ist [...] letztlich unerheblich.“

Die Kraft der Musik fegt über solche Unterschiede hinweg.“ Diese Künstler*innen wollen ausschließlich durch ihre Kunst Anerkennung erreichen und werfen Förderorganisationen vor, dass die Unterstützung oft nicht wegen der Qualität der Werke, sondern wegen der Behinderung erfolge; dadurch hätten wenig anspruchsvolle Werke bessere Förderchancen (Williamson, 2012).

Die Bewertungen sind also äußerst heterogen und es ist dringend zu erforschen, wie sich die unterschiedlichen Selbstverständnisse der Akteure in Relation zum Arbeitsmarkt verhalten. Eine Untersuchung, die selbstständige Künstlerexistenzen und Kunstproduktionen als Teil einer WfbM-Beschäftigung oder als Teil einer anderen Form von Kollektiv miteinander vergleicht, könnte arbeitsmarktpolitische Steuerungsinstrumente für künstlerische Tätigkeiten neu justieren helfen.

3.3 Partizipation in und durch Kunst

Bei der dritten Kategorie geht es um die Partizipation und Selbstbestimmung der behinderten Teilnehmer*innen bei der Entwicklung und Durchführung von künstlerischen Produktionen. Barnes und Mercer (2001) sprechen in diesem Zusammenhang von der expressiven Dimension von Disability Arts im Sinne des individuellen Ausdrucksvermögens einzelner Akteure. Wichtig sei außerdem die partizipative Dimension; sie beinhalte die Beteiligung von Menschen mit Behinderungen in Kunstprojekten, und zwar entweder als Leiter*innen oder zumindest Mitbestimmende der jeweiligen Produktionen.

Mittlerweile arbeiten in zahlreichen Kulturfestivals, wie bei ‚Zamma‘ in Oberbayern, bei ‚Sommerblut‘ in Köln, dem ‚Eureca Forum‘ in wechselnden Städten oder bei ‚Grenzenlos Kultur‘ in Mainz, wie auch in Theater-Projekten, etwa dem von Köln aus geleiteten, von der EU geförderten Projekt ‚Un-Label‘(2017) oder der ‚Freien Bühne München‘, den Berliner Theaterkompanien ‚Rambazamba‘ und ‚Thikwa‘ sowie nicht zuletzt in Musikgruppen (z. B. ‚barner 16‘ aus Hamburg oder ‚Just Fun‘ aus Bochum) behinderte und nichtbehinderte Künstler*innen zusammen. Solche Ensembles oder Projekte werden *mixabled* genannt, da hier entweder Künstler*innen mit und ohne Behinderung oder professionell arbeitende Künstler*innen und nicht professionelle Kulturschaffende zusammenkommen. Für letztere Kombination hat sich im anglo-amerikanischen Kontext die Bezeichnung *community based* durchgesetzt; im deutschen Zusammenhang geht es um Laiendarsteller*innen oder – der Begriffsbildung durch das Theaterkollektiv ‚Rimini Protokoll‘ folgend – um „Expert*innen“ des Alltags, d. h. Personen, „die ihr Wissen und Können jenseits des Theaters erprobt haben.“ (Rimini Protokoll, o. J., o. S.)

Ein Beispiel ist das Theaterstück *Disabled Theater*, entstanden aus einer Zusammenarbeit des hochangesehenen Pariser Konzeptchoreographen Jérôme Bel mit dem seit 1993 bestehenden und inzwischen europaweit bekannten Züricher ‚Theater Hora‘, dessen Akteure Lernschwierigkeiten wie z. B. das Down-Syndrom haben. Das Stück

wurde unter anderem 2012 beim Theaterfestival in Avignon und der Ruhrtriennale sowie 2013 auf dem Berliner Theatertreffen gezeigt. Die elf Akteure stellten sich nach Aufforderung des nicht-behinderten Regisseurs unter Nennung ihres Namens, Alters, Berufs und ihrer Behinderung vor. Dann tanzte jede und jeder von ihnen zu einem selbst gewählten Musikstück einen ebenfalls selbst erfundenen Tanz. Zum Abschluss verbeugten sich die Akteure.

Für die Rezensent*innen (Klaeui, 2012) changiert das Stück zwischen Authentizität und Täuschung durch das Regietheater. Die Akteure werden als durchaus reflektiert, selbstbewusst, stolz und kompetent wahrgenommen: „Bewunderung“ für „ihre Energie, ihren Charme, ihre Bühnenpräsenz“ wird geäußert (Klaeui, 2012, o. S.), jedoch mischt sich dies mit dem Gefühl von Voyeurismus. Letzterer wird an der Tendenz zum „hemmungslosen Anstarren von Leuten, zum Belauschen ihrer Geschichten, zum Studium ihrer Physiognomien, Bewegungen, ihrer Sprechakte, ihrer Tanzversuche“ festgemacht (Klaeui, 2012, o. S.). Gelegentlich bleiben die Produktionen umstritten und es entstehen Wahrnehmungs- und Deutungsdifferenzen zwischen Schauspieler*innen, Angehörigen und Publikum bzw. Rezensent*innen. Zitiert wird etwa ein Darsteller mit der Aussage, „[e]r selber finde es zwar ‚super‘, [...] aber die Eltern seien anderer Ansicht, bei der Heimfahrt [...] nach einer Vorführung] habe seine Schwester geweint, ‚wie Tiere im Zoo‘ würden sie vorgeführt. Von ‚Freakshow‘ spreche wieder eine andere Mutter, ‚aber sie findet es gut‘.“ (Klaeui, 2012, o. S.)

Diese Debatte verweist auf ein historisches Erbe von Disability Arts: die *freak show*. Der US-amerikanische Theaterwissenschaftler Michael Chemers (2005, o. S.) schreibt: „Every disabled body in performance enters into some kind of dialogue with the perceived history of the freak show.“ Freakshows zeigten ab Mitte des 19. Jahrhunderts bis in das 20. Jahrhundert hinein behinderte Menschen, Menschen mit besonderen körperlichen Merkmalen und Menschen aus Kolonien. In den Disability Studies werden sie kontrovers diskutiert. Einerseits werden die Ausbeutung und die dehumanisierende Zur-Schau-Stellung körperlicher Differenzen kritisiert, andererseits werden Aspekte der Selbstbehauptung hervorgehoben (Garland-Thomson, 1997). Nach Robert Bogdan (1988) fühlten sich einige *freaks* als Teil der Show- und Künstlerszene und wollten ihren Lebensunterhalt sichern, indem sie körperlichen und geistigen Eigensinn selbstbewusst vor Publikum präsentierten. David Gerber (1996) hält dem entgegen, dass eine solche ‚Arbeit‘ vor dem Hintergrund eines für behinderte Menschen extrem restriktiven Arbeitsmarktes und einer segregierenden Gesellschaft gesehen werden müsse; insofern sei die Freiheit der Entscheidung anzuzweifeln. Das Verhältnis von Freak und Künstler ist auch heute noch ein relevantes Thema. Dieses ambivalente Erbe haben Mat Fraser in seinem Film *Born Freak* (Mitchell & Snyder, 2005) sowie Doris Baizley und Victoria Ann Lewis mit dem Theaterstück *P.H. *reaks the Hidden History of People with Disabilities* (Lewis, 2005) reflektiert.

Auch in der Gegenwart bedeutet Teilnahme nicht automatisch, dass Partizipation und Selbstbestimmung verwirklicht werden. Gerade in *mixabled ensembles* ist darauf zu achten, dass der Partizipation von Kunstschaffenden mit Behinderungen durch gezielte

Maßnahmen Rechnung getragen wird. Hier besteht ein Desiderat der Forschung, um bestehende Projekte auf die Verwirklichung partizipatorischer Standards hin zu untersuchen und als Praxisforschung neue Wege der Realisation zu erkunden.

Saerberg (2016) hat etwa das von 2014 bis 2016 in Köln, Düsseldorf und Dortmund durchgeführte inklusive Projekt ‚Inclu:City‘ auf die Realisation solcher Standards hin evaluiert. ‚Inclu:City‘ war ein *mixabled* Kunstprojekt verschiedener Genres wie Theater, Tanztheater, Performance, Videoinstallation und Literatur. Es versammelte unter Leitung professioneller Regisseur*innen, Choreograph*innen und Literat*innen nicht-professionelle Akteure und brachte Menschen mit Migrationshintergrund, unterschiedlicher sexueller Orientierung und Menschen mit Behinderungen in einem biographischen Ansatz auf die Bühne. Ziel war es, in Szenen aus dem Alltag die Vielschichtigkeit urbanen Lebens darzustellen. Im Ergebnis zeigte sich, dass beispielsweise, um dem inklusiven Anspruch gerecht zu werden, die Berücksichtigung persönlicher Assistenz im Budget, ausreichend Zeit für Teambesprechungen, die Möglichkeit zur Teilnahme an informellen sozialen Ereignissen wie etwa der gemeinsame Besuch von Cafés oder Kneipen, die sich direkt im sozialen Umfeld des Projekts befinden, sowie die Selbstvertretung im Leitungsteam durch eine Ensemblesprecherin notwendig sind (Saerberg, 2016).

3.4 Sozialer Wandel durch Kunst

Die vierte Kategorie umfasst Kunstproduktionen, die mit Behinderung verbundene Erfahrungen und Themen aufgreifen (Bieber, 2013). Dabei werden vor allem negative Stereotypisierungen, Diskriminierungen und Ausschluss, aber auch positive Eigenheiten und Stolz auf das ‚Anderssein‘ thematisiert. Mithilfe dieser Projekte soll Gesellschaft verändert und sozialer Wandel befördert werden (Crutchfield & Epstein, 2000; Sandahl & Auslander, 2005). Barnes und Mercer (2001) nennen dies die transformative Dimension von Disability Arts. Auch Derby (2012) weist auf diese den sozialen Wandel evozierende Kraft von Disability Arts hin, die er als sozial, kritisch und kulturell sowie transdisziplinär und narrativ beschreibt: Disability Arts sollen in einem interventionistischen Ansatz in den öffentlichen Raum eingreifen, wodurch Machtverhältnisse aufgedeckt und Veränderungen angestoßen werden können.

So veranstaltet z. B. der Deutsche Blinden- und Sehbehinderten Verband (DBSV) das ‚Louis-Braille-Festival‘ und der Gehörlosenverein München+Umgebung (GMU) das Gebärdensprachtheater-Festival ‚DeGeTh‘. Diese Festivals wollen Öffentlichkeit erzeugen und einen Bewusstseinswandel induzieren, um langfristig die eigenen Lebensbedingungen zu verbessern.

Einen großen Schritt weiter – nämlich vom sozialen Wandel hin zu sozialer Revolution – treibt der Schriftsteller und Filmemacher Axel Brauns (2017) diesen Ansatz. Er versteht sich als autistischer ‚Widerstandskämpfer‘, der die eingeschränkten Lebenschancen autistischer Menschen durch die Etablierung einer neuen Qualität von

sozialen Beziehungen verbessern will. Nichts weniger als die utopische Neugründung von Gesellschaft ist sein radikales Ziel. Er plädiert für soziale Beziehungen nach autistischen Vorbildern als Utopie für alle Menschen, indem er konstatiert, dass „die Nicht-Autisten nur scheinbar zurechtkommen und sie eigentlich besser gestellt wären, wenn sie [...] sich selbst in eine autistisch geführte Gesellschaft“ (Brauns, 2017, S. 263) inkludieren würden.

Einige empirische Forschungen haben sich mit den Motivationsstrukturen behinderter Künstler*innen sowie den Realisierungschancen sozialen Wandels in und durch Kunst beschäftigt. Für behinderte Comedians wie etwa Alex Valdez, Geri Jewell, David Roche oder Robbie Sandberg ist die Unterhaltung als Kunstform „potentially a powerful tool through which hegemonic norms around disability can be challenged and renegotiated“ (Lockyer, 2015, S. 1397). Caroline Hodges et al. (2014, S. 1090) sprechen in einer qualitativen Studie literarischen Kunstformen folgendes Potential zu: „Disabled people are able to collectively question dominant, largely negative, attitudes towards disability and to challenge them.“

Allerdings müssen weitere empirische Studien durchgeführt werden, um die konkreten Realisierungskontexte von Disability Arts für sozialen Wandel oder gar soziale Revolution zu untersuchen. Solche Studien können dann auch die Frage klären helfen, wie radikal Wandel gedacht werden kann und muss, um wirklich effektiv sein zu können.

3.5 Ästhetische Innovation

Fünftens geht es um die ästhetische Innovation durch die formale Gestaltung eines Kunstwerkes aus der jeweils eigenen Perspektive einer konkreten Beeinträchtigungsform. Auch dieser Bereich fällt unter die von Barnes und Mercer (2001) so genannte transformative Dimension von Disability Arts. Perring (2005) spricht in diesem Zusammenhang von einem gegenkulturellen Konzept von Disability Arts, das die herkömmlichen Verständnisse von Kunst, Kultur und Behinderung grundsätzlich infrage stellt. Hierfür gebräuchlich ist der bereits erwähnte Begriff *disability aesthetics*.

Ziel ist, über ästhetische Innovation den herkömmlichen Kunstbegriff und die Palette der für die Kunstproduktion üblichen Techniken, Konzepte und Praktiken zu erweitern. Ästhetische Innovation soll Behinderung thematisch sichtbar machen und zugleich eine transformative Kraft entwickeln, die in einem formalen Schritt, der in der Produktionsweise liegt, gewohnte Ästhetiken überschreitet (Cooley & Fox, 2014).

Fokussierte der im vorigen Abschnitt behandelte soziale Wandel überwiegend inhaltliche Elemente, so steht bei der ästhetischen Innovation vor allem die kreative Weiterentwicklung etablierter Ästhetiken durch beeinträchtigungsbedingte Formen der Kunstproduktion im Vordergrund. So fordert etwa Evgen Bavcar die Norm der Visualität heraus (Saerberg, 2012). Angelockt von Geräuschen und Berührungen, die für ihn als blinden Fotografen wahrnehmbar sind, nimmt er eben wegen seiner nicht-visuellen Annäherung an die Gegenstände primär nicht die sichtbare Wirklichkeit auf, sondern

das für Sehende Unsichtbare. Diese beschreiben ihm anschließend, was auf seinen Kontaktabzügen erscheint. Dadurch werden nicht nur die für ihn unsichtbaren Seiten seiner Bilder besprochen, sondern auch die sich um das Sichtbare drehenden Gedanken und Kontexte Sehender, die sonst verborgen geblieben wären. Diskursiv entdecken die Beteiligten die sichtbar werdenden Gedanken, Träume und Imaginationen Sehender.

Neben neuen Techniken und Ausdrucksformen ist auch die schiere körperliche Präsenz behinderter Menschen mit ästhetischer Innovation verbunden (König, 2017, S. 135). So hebt Siebers (2010b) das künstlerische Potential behinderter Körper hervor, da sie die herkömmliche Ästhetik sprengten. Dabei sei es nicht wesentlich, ob es sich um Werke behinderter oder nichtbehinderter Künstler*innen handele. *Disability aesthetics* ist außerdem nicht fern der sozialen gesellschaftlichen Wirklichkeit zu denken. Die Künstlerin Petra Kupperts (2011) verbindet das Konzept folgerichtig mit der sozialen Lage der Akteure. Sie spricht in diesem Zusammenhang von „precarious productive imbalance“ (Kupperts, 2011, S. 93) und bezeichnet damit das kreative Potential, das aus dem prekären und unangepassten Verhältnis zur gesellschaftlichen Normalität und zum etablierten Kunstbetrieb entstehen kann.

Kristin Lindgren, Amanda Cachia und George Kelly (2014) sehen das innovative Potential von *disability aesthetics* darin, die weiteren gesellschaftlichen Zusammenhänge und auch die bereits erwähnte Barrierefreiheit für den Ausstellungs- und Museumsbetrieb zu thematisieren. Vor allem Galerien eröffne sich die Möglichkeit, Experimentierfeld sowohl für neue künstlerische Zugänge als auch für die Weiterentwicklung der Disability Studies zu sein. Künstler*innen, die aus einer Behinderung heraus etwas erschaffen, bringen demnach neue Praktiken ein, welche den gewohnten Gang der Kunstproduktion produktiv irritieren: z. B. multisensorische Erfahrungen und sinnesübergreifende Übersetzungen (Gebärdensprache, Audiodeskription, taktile Modelle), genrespezifische Arten des Denkens und theoretische Innovation sowie Perspektivenaustausch und kreative Zusammenarbeit.

Auch an dieser Stelle besteht enormer Forschungsbedarf. So ist zu untersuchen, wie *disability aesthetics* für die bereits angesprochenen Dimensionen fruchtbar gemacht werden kann, sodass Barrierefreiheit, Kunsttherapie, Partizipation und sozialer Wandel nicht einfach Normalisierung bewirken, sondern Differenz akzentuierende Innovation im Sinne von Artikel 30 UN-BRK. Der Aktivist, Schauspieler und Publizist Peter Radtke (1943–2020) bringt es auf den Punkt: „Inklusion bedeutet nicht einfach nur, dass Behinderte halt irgendwie auch mitmachen dürfen, dabei aber die Behinderung möglichst nivelliert und normalisiert wird, sondern Inklusion bedeutet, dass der Behinderte mit seiner speziellen Disposition einen eigenen künstlerischen Akzent setzt.“ (Radtke, 2017, S. 239)

3.6 Kunstbasierte Forschung

Die sechste und letzte Dimension, die der kunstbasierten Forschung, umfasst die Untersuchung eines zumeist künstlerischen oder kulturellen Gegenstandes mit künstlerischen

Mitteln (Leavy, 2009). Kunstbasierte Forschung betrifft alle Phasen des Forschungsprozesses: Empirische Daten können Soundmaterial, Gedichte oder Gemälde sein; deren Interpretation wiederum kann auf assoziative Methoden wie kreatives Schreiben oder Bildproduktion zurückgreifen; die Präsentation der Forschungsergebnisse kann z. B. auch ein Film, eine Ausstellung oder eine Performance sein. Kunstbasierte Forschung erweitert folglich den Kanon der traditionellen, vorwiegend kognitiv geprägten Forschung um emotionale, assoziative und anschauliche Dimensionen (Knowles & Cole, 2008).

Verstanden als spezielle Methode, vermag kunstbasierte Forschung Inhalte zu erschließen, die für eine auf Kognition und Rationalität fokussierte Herangehensweise unzugänglich sind. So hat z. B. ein Team um die kanadische Forscherin Ann Fudge Schormans (2014) die bildliche Darstellung von behinderten Menschen untersucht. Mithilfe eines Softwareprogrammes veränderte die Forschungsgruppe, die aus Akademiker*innen und Menschen mit Lernschwierigkeiten bestand, die untersuchten Bilder so, dass die zunächst als machtlos und handlungsunfähig dargestellten behinderten Menschen in der bildlichen Darstellung an Handlungskraft und Einflussmöglichkeiten gewannen.

Kunstbasierte Forschung kann auch sozialen Randgruppen, die intersektional mehrfache Benachteiligungskategorien wie z. B. Behinderung und Migrationshintergrund (> Pieper in diesem Band) aufweisen, eine Stimme geben und sie ermutigen, sich mit den eigenen Zugängen in die Wissenschaft einzubringen. Entsprechende Untersuchungen haben etwa Carla Rice et al. (2015) anhand digitalen Erzählens und Shawn Robinson (2017) anhand poetischer Autoethnographie vorgelegt. In der Studie *Das Bildnis eines behinderten Mannes* beleuchten Petra Flieger und Volker Schönwiese (2007) mit sozialwissenschaftlichen und kunsthistorischen Methoden und dem Ansatz der partizipativen Forschung (> Behrisch in diesem Band) den Zusammenhang von Kunst und Behinderung. In einer sogenannten Referenzgruppe bestehend aus Menschen mit Behinderungen und Akademiker*innen wurden in ihrem Projekt drei bildliche Darstellungen von behinderten Menschen aus dem 16. Jahrhundert interpretiert. Persönliches Erfahrungswissen des Behindert-Werdens von behinderten Menschen als Expert*innen in eigener Sache traf in der partizipativen Durchführung auf kunsthistorisches Fachwissen. Es entstand ein inhaltlich weitgefächertes Panorama verschiedener Blicke auf Behinderung. Die Referenzgruppe präsentierte ihre Ergebnisse abschließend in einer Ausstellung und produzierte dafür eigene Objekte, z. B. ein Spiegelkabinett, Guckröhren, um verschiedene Blicke auf behinderte Menschen zu veranschaulichen, sowie eine Videoinstallation, Puppen, Zeichnungen und ein grafisches Begriffsnetz.

Gleichzeitig können begleitende Evaluationsstudien einen Beitrag zur Weiterentwicklung von Disability Arts leisten. Oben wurde bereits anhand des Stücks *Disabled Theatre* die Machtasymmetrie zwischen nicht-behinderter Regie zu Ungunsten behinderter Akteure thematisiert. Solche Erfahrungen werden genutzt, um methodisch kontrolliert die Konsequenz von Machtdifferenzen zu untersuchen: So fokussiert etwa

das Forschungsprojekt ‚DisAbility on Stage‘ am Institute for the Performing Arts and Film der Zürcher Hochschule (Schmidt, 2017) auf das Langzeitprojekt ‚Freie Republik Hora‘ des Zürcher ‚Theater Hora‘ und untersucht weitergehende Partizipationschancen von Menschen mit Lernschwierigkeiten nicht nur als Schauspieler*innen, sondern auch als Regisseur*innen eigener Stücke. An dieser Stelle schließt sich der Kreis zwischen Disability Studies, Disability Culture und Disability Arts (Kuppers, 2014).

4 Fazit

Zum Schluss des Beitrags sei auf die Zukunft von Disability Arts & Disability Culture und weiter zu diskutierende Punkte verwiesen. Folgende Fragen stellen sich der Forschung und Praxis: Sollen verbindliche Maßstäbe dafür festgelegt werden, was als Disability Arts gelten kann? Wie lässt sich der konfliktträchtige Aushandlungsprozess über die für den Kunstbetrieb genuine Unterscheidung zwischen Kunst und Nicht-Kunst im Kräftespiel von traditionellem, immer stärker kommerzialisiertem Kunstgeschäft und alternativen Disability Arts gestalten? Wird dieser Prozess partizipativ sein? Wie kann sich der Kunst- und Kulturbereich weiter für Behinderung öffnen? Wie können sich die Disability Studies als partizipative Wissenschaft in diesem Kontext positionieren; wie lassen sich sowohl Disability Culture als auch Disability Arts in ihrem Kampf um Emanzipation und Anerkennung unterstützen?

Literatur

- Barnes, C., & Mercer, G. (2001). Disability culture. Assimilation or inclusion? In G. Albrecht, K. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 515–534). Sage.
- Bieber, R. (2013). *Disability theatre from the insideout*. Chipmunkpublishing.
- Bogdan, R. (1988). *Freak show: Presenting human oddity for amusement and profit*. Chicago University Press.
- Brauns, A. (2017). Schriftsteller und Filmemacher. In J. J. Koch (Hrsg.), *Inklusive Kulturpolitik. Menschen mit Behinderung in Kunst und Kultur* (S. 252–266). Butzon & Bercker.
- Brown, S. (2015). The Americans with Disabilities Act after 25 years. Disability culture and the ADA. *Disability Studies Quarterly*, 35(3), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/4936/4062>. Zugegriffen: 16. Sept. 2017.
- Bundeskunsthalle. (2017). *Pilot Inklusion: Modelle und Prozesse für Inklusion in Museen*. Abschlussdokumentation des Förderprojekts. <https://www.bundeskunsthalle.de/vermittlung/inklusion.html>. Zugegriffen: 12. Aug. 2019.
- Cameron, C. (2018). Disability arts and activism. <https://disabilityarts.online/magazine/opinion/disability-arts-and-activism/>. Zugegriffen: 9. Aug. 2019.
- Chemers, M. (2005). Staging stigma: A freak studies manifesto. *Disability Studies Quarterly*, 25(3), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/574/751>. Zugegriffen: 22. Sept. 2017.
- Cooley, J., & Fox, A. (2014). Disability art, aesthetics, and access: Creating exhibitions in a liberal arts setting. *Disability Studies Quarterly*, 34(1), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/3288/3530>. Zugegriffen: 22. Sept. 2017.

- Crutchfield, S., & Epstein, M. (Hrsg.). (2000). *Points of contact: Disability, art, and culture*. University of Michigan Press.
- Derby, J. (2012). Art education and disability studies. *Disability Studies Quarterly*, 32(1), o. S. <https://doi.org/10.18061/dsq.v32i1.3027>. Zugegriffen: 18. Sept. 2017.
- Disability Arts Online. (o. J.). Sharing disability arts & culture with the world. <https://disabilityarts.online/>. Zugegriffen: 8. März 2021.
- Donaldson, E. (2002). The corpus of the madwoman: Toward a feminist disability studies theory of embodiment and mental illness. *National Women's Studies Association Journal*, 14(3), 99–119.
- Edward Lear Foundation. (o. J.). Who we are. <http://www.learfoundation.org.uk/>. Zugegriffen: 9. Aug. 2019.
- Finkelstein, V. (1981). Deny or not to deny disabilities. In A. Brechin, P. Liddiard, & J. Swain (Hrsg.), *Handicap in a social world* (S. 31–38). Hodder & Stoughton.
- Fletcher-Watson, B., & May, S. (2018). Enhancing relaxed performance: Evaluating the autism arts festival. *Research in Drama Education: The Journal of Applied Theatre and Performance*, 23(3), 406–420.
- Flieger, P., & Schönwiese, V. (Hrsg.). (2007). *Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. Wissenschaftlicher Sammelband*. AG SPAK.
- Fudge Schormans, F. (2014). ‚Weightless?‘: Disrupting relations of power in/through photographic imagery. *Disability & Society*, 29(5), 699–713.
- Garland-Thomson, R. (1997). *Extraordinary bodies: Figuring disability in popular culture*. Columbia University Press.
- Gellhorn, B. (2017). Kunst und Kultur im Kontext der Inklusionsdebatte. Gleichberechtigte Teilhabe und -teilnahme am Kulturbetrieb. In J. J. Koch (Hrsg.), *Inklusive Kulturpolitik. Menschen mit Behinderung in Kunst und Kultur* (S. 35–56). Butzon & Bercker.
- Gerber, D. (1996). The „careers“ of people exhibited in freak shows: The problem of volition and valorization. In R. Garland-Thomson (Hrsg.), *Freakery: Cultural spectacles of the extraordinary body* (S. 38–54). University Press.
- Haller, B. (2010). *Representing disability in an ableist world: Essays on mass media*. The Advocado Press.
- Heenan, D. (2006). Art as therapy: An effective way of promoting positive mental health? *Disability & Society*, 21(2), 179–191.
- Hodges, C., Fenge, L.-A., & Cutts, W. (2014). Challenging perceptions of disability through performance poetry methods. *Disability & Society*, 29(7), 1090–1103.
- Jamison, K. (1996). *An unquiet mind: A memoir of moods and madness*. Vintage Books.
- Johnson, M. (1987). Emotion and pride: The search for a disability culture. *Disability Rag o. Jg.* (o. H.), 4–10.
- Klaeui, A. (2012). *Disabled Theater – Jérôme Bel und das Theater Hora beim Festival d'Avignon. Mich selber zu sein oder jemand anderes*. In https://www.nachtkritik.de/index.php?option=com_content&view=article&id=7094:disabled-theater-und-six-personnages-enquete-dauteur-neue-produktionen-von-jerome-bel-und-stephane-braunschweig-beim-festival-davignon-&catid=38:die-nachtkritik&Itemid=40. Zugegriffen: 28. Juni 2018.
- Knowles, G., & Cole, A. (2008). *Handbook of the arts in qualitative research: Perspectives, methodologies, examples, and issues*. Sage.
- Koch, J. J. (2017). „Es würde etwas Unverwechselbares fehlen!“ Kunst von Menschen mit Behinderung von der Antike bis heute. In J. J. Koch (Hrsg.), *Inklusive Kulturpolitik. Menschen mit Behinderung in Kunst und Kultur* (S. 79–118). Butzon & Bercker.
- König, G. (2017). Das Unerwartete des anderen Körpers. In J. Gerland, S. Keuchel, & I. Merkt (Hrsg.), *Kunst, Kultur und Inklusion. Ausbildung für künstlerische Tätigkeit von und mit Menschen mit Behinderung* (S. 135–138). ConBrio.

- Kuppers, P. (2011). *Disability culture and community performance: Find a strange and twisted shape*. Palgrave Macmillan.
- Kuppers, P. (2014). *Studying disability arts and culture. An introduction*. Palgrave Macmillan.
- Ladd, P. (1993). Gehörlosenkultur: Sie finden und fördern. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 7(24), 190–197 (Erstveröffentlichung 1992).
- Leavy, P. (2009). *Method meets art. Arts based research practice*. The Guilford Press.
- Lewis, V. (2004). The theatrical landscape of disability. *Disability Studies Quarterly*, 24(3), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/511/688>. Zugegriffen: 9. Aug. 2019.
- Lewis, V. (Hrsg.). (2005). *Beyond victims and villains: Contemporary plays by disabled playwrights*. Theatre Communications Group Inc.
- Lika, B. (2017). Dirigent und Politiker. In J. J. Koch (Hrsg.), *Inklusive Kulturpolitik. Menschen mit Behinderung in Kunst und Kultur* (S. 267–282). Butzon & Bercker.
- Lindgren, K., Cachia, A., & Kelly, G. (2014). Growing rhizomatically: Disability studies, the art gallery and the consortium. *Disability Studies Quarterly*, 34(2), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/4250/3590>. Zugegriffen: 22. Sept. 2017.
- Lockyer, S. (2015). From comedy targets to comedy-makers: Disability and comedy in live performance. *Disability & Society*, 30(9), 1397–1412.
- Longmore, P. (1995). The second phase: From disability rights to disability culture. *Disability Rag*, 16(5), 4–11.
- Lutz, P., Macho, T., Staube, G., & Zirten, H. (Hrsg.). (2003). *Der (Im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Böhlau.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2005). Exploitations of embodiment: Born freak and the academic bally plank. *Disability Studies Quarterly*, 25(3), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/575/752>. Zugegriffen: 12. Aug. 2019.
- Padden, C., & Humphries, T. (1991). *Gehörlose. Eine Kultur bringt sich zur Sprache*. Signum (Erstveröffentlichung 1988).
- Perring, G. (2005). The facilitation of learning-disabled arts. In C. Sandahl, & P. Auslander (Hrsg.), *Bodies in commotion: Disability and performance* (S. 175–189). The University of Michigan Press.
- Radtke, P. (2017). Schauspieler und Publizist. In J. J. Koch (Hrsg.), *Inklusive Kulturpolitik. Menschen mit Behinderung in Kunst und Kultur* (S. 239–251). Butzon & Bercker.
- Rehberg, K.-S. (2001). Kultur. In H. Joas (Hrsg.), *Lehrbuch der Soziologie* (S. 63–92). Campus.
- Rice, C., Chandler, E., Harrison, E., Liddiard, K., & Ferrari, M. (2015). Project re:vision: Disability at the edges of representation. *Disability & Society*, 30(4), 513–527.
- Rimini Protokoll. (o. J.). Über uns. <https://www.rimini-protokoll.de/website/de/about>. Zugegriffen: 7. März 2021.
- Robinson, S. (2017). Me against the world. Autoethnographic poetry. *Disability & Society*, 32(5), 748–752.
- Romer, C. (2017). Relaxed performances slammed for segregating audiences. <https://www.artsprofessional.co.uk/news/relaxed-performances-slammed-segregating-audiences>. Zugegriffen: 10. Aug. 2019.
- Saerberg, S. (2012). Sensorische Räume und museale Regimes. In A. Tervooren, & J. Weber (Hrsg.), *Wege zur Kultur. Barrierefreiheit in Bibliotheken und Museen* (S. 171–190). Böhlau.
- Saerberg, S. (2016). Inklusion ist ein Thema in unserem Leben. Praxisorientierte Evaluationsstudie zu dem inklusiven Kulturprojekt „Inklü:City“. <http://ibk-kubia.de/angebot/publikationen/inklusion-ist-ein-thema-in-unserem-leben/>. Zugegriffen: 21. Juli 2017.
- Sandahl, C., & Auslander, P. (Hrsg.). (2005). *Bodies in commotion: Disability and performance*. The University of Michigan Press.

- Schmidt, Y. (2017). Kollaborative Arbeitsweisen im Theater von und mit behinderten Regisseurinnen und Regisseuren. In J. Gerland (Hrsg.), *Kultur Inklusion Forschung* (S. 201–212). Beltz Juventa.
- Schneider, H. (2018). Disabled activists take part in nationwide day of mourning. <https://pittnews.com/article/128473/news/disabled-activists-take-part-in-nationwide-day-of-mourning/>. Zugegriffen: 9. Aug. 2019.
- Shape Arts. (o. J.). Shape arts: Home. <https://www.shapearts.org.uk/>. Zugegriffen: 9. März 2021.
- Siebers, T. (2010a). *Disability aesthetics*. University of Michigan Press.
- Siebers, T. (2010b). The art of disability: An interview with Tobin Siebers by Mike Levin. *Disability Studies Quarterly*, 30(2), o. S. <http://www.dsquds.org/article/view/1263/1272>. Zugegriffen: 15. Okt. 2017.
- Sinclair, J. (2005). Autism network international: The development of a community and its culture. http://www.autreat.com/History_of_ANI.html. Zugegriffen: 15. Okt. 2017.
- Sullivan Sulewski, J., Boeltzig, H., & Hasnain, R. (2012). Intersecting identities among young artists with disabilities. *Disability Studies Quarterly*, 32(1), o. S. <http://dsquds.org/article/view/3034/3065Art>. Zugegriffen: 15. Okt. 2017.
- Sutherland, A. (1989). Disability arts, disability politics. Paper delivered to one-day conference held as part of ‚Movin’ On’ festival: 1989, S. 1–5. <https://disability-studies.leeds.ac.uk/wp-content/uploads/sites/40/library/Sutherland-Disability-Arts-Disability-Politics.pdf>. Zugegriffen: 26. März 2021.
- Sutherland, A. (2008). Disability arts chronology: Introduction. *Disability Arts Online*, 22. Juli 2008, o. S. https://www.disabilityartsonline.org.uk/Chronology_of_Disability. Zugegriffen: 15. März 2021.
- Swain, J., & French, S. (2000). Towards an affirmation model of disability. *Disability & Society*, 15(4), 569–582.
- Tervooren, A., & Weber, J. (Hrsg.). (2012). *Wege zur Kultur. Barrierefreiheit in Bibliotheken und Museen*. Böhlau.
- Thornton Savarese, E., & Savarese, R. (2010). The superior half of speaking: An introduction. *Disability Studies Quarterly*, 30(1), o. S. <http://dsquds.org/article/view/1062/1230>. Zugegriffen: 12. Mai 2017.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Disability. (o. J.). Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD). <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html>. Zugegriffen: 25. Sept. 2020.
- Un-Label. (2017). *Handbuch Innovation Vielfalt – Neue Wege in den darstellenden Künsten Europas*. Sommertheater Pustebume e. V. https://un-label.eu/wp-content/uploads/Un-Label-Handbuch-Innovation-Vielfalt-Neue-Wege-in-den-Darstellenden-Ku%CC%88nsten-Europas_DE.pdf. Zugegriffen: 2. Dez. 2017.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2012). Normalität – Macht – Barrierefreiheit. Zur Ambivalenz der Normalisierung. In A. Tervooren, & J. Weber (Hrsg.), *Wege zur Kultur. Barrierefreiheit in Bibliotheken und Museen* (S. 52–66). Böhlau.
- Waldschmidt, A. (2018). Disability – Culture – Society. Strengths and weaknesses of a cultural model of disability. *ALTER, European Journal of Disability research/Revue européenne de recherche sur le handicap*, 12(2), 67–80.
- Waldschmidt, A. (2020). Jenseits der Modelle: Theoretische Ansätze in den Disability Studies. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 56–73). Beltz Juventa.

- Williamson, A. (2012). In the Ghetto? A Polemic in Place of an Editorial. *Parallel Lines*, 2(o. H.), o. S. <http://www.parallellinesjournal.com/article-in-the-ghetto.html>. Zugegriffen: 12. Mai 2017.
- Zimmermann, O. (2017). Nichts ist langweiliger als Normalität. Chancengleichheit für behinderte Künstler. In J. J. Koch (Hrsg.), *Inklusive Kulturpolitik. Menschen mit Behinderung in Kunst und Kultur* (S. 159–173). Butzon & Bercker.
- Zöll, J. (2017). Pionierin am Theater. In J. Gerland, S. Keuchel, & I. Merkt (Hrsg.), *Kunst, Kultur und Inklusion. Ausbildung für künstlerische Tätigkeit von und mit Menschen mit Behinderung* (S. 127–130). ConBrio.

Siegfried Saerberg, Dr. phil., Professor für Disability Studies und Teilhabeforschung an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie der Stiftung Rauhes Haus in Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Teilhabeforschung, Disability Arts, Sensorische Ethnografie, Evaluation, Digitalisierung.

<https://www.ev-hochschule-hh.de/>

<https://www.ev-hochschule-hh.de/studienangebot/lehrende/siegfried-saerberg/>



Anthropologie und Ethik in den Disability Studies

Markus Dederich und Philipp Seitzer

Zusammenfassung

Während die Auseinandersetzung mit ethischen Fragen in den Disability Studies eine wichtige Rolle spielt, finden sich nur wenige Arbeiten mit explizit anthropologischen Zugängen. Der Beitrag skizziert zunächst Chancen und Probleme anthropologischen Denkens im Kontext von Behinderung. Es folgt ein Vorschlag zur Klärung des Zusammenhangs von Anthropologie und Ethik. Nach einem Exkurs zur Normativität verschiedener Modelle von Behinderung folgt ein Überblick über zentrale ethische Fragestellungen der Disability Studies.

Schlüsselwörter

Bioethik · Gerechtigkeit · Gutes Leben · Modelle von Behinderung · Normativität

1 Einleitung

Die neuen Perspektiven auf Behinderung, wie sie seit Ende des 20. Jahrhunderts durch die Disability Studies vorangetrieben werden, berühren auch Grundfragen menschlichen Seins und mit ihnen in Zusammenhang stehende ethische Fragestellungen.

M. Dederich (✉)

Allgemeine Heilpädagogik, Humanwissenschaftliche Fakultät, Universität zu Köln, Köln, Deutschland

E-Mail: markus.dederich@uni-koeln.de

P. Seitzer

Humanwissenschaftliche Fakultät, Universität zu Köln, Köln, Deutschland

E-Mail: philipp.seitzer@uni-koeln.de

Gängige Vorstellungen von menschlichen Fähigkeiten sowie Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit, Normalität und Abweichung, Rehabilitation und Optimierung werden in ihrer Kontingenz sichtbar gemacht und infrage gestellt. Insbesondere in dem symbolträchtigen Titel der Ausstellung *Der (im-)perfekte Mensch* (Deutsches Hygiene Museum, 2001), die als wichtige Wegmarke in der Entwicklung der deutschsprachigen Disability Studies gilt (Dederich, 2012, S. 25), zeigt sich die enge Verflochtenheit zwischen anthropologischen Fragestellungen und denen der Disability Studies. Umso überraschender ist es, dass Verweise auf anthropologische Denkfiguren in den Disability Studies relativ selten sind.

Vereinzelte Versuche der Verknüpfung von Disability Studies und Anthropologie finden sich vor allem im englischen Sprachraum. Hier steht der Begriff *anthropology* in der Regel entweder für eine biologisch konturierte menscheitsgeschichtliche oder für eine stark von Kultur- und Sozialwissenschaften beeinflusste Forschung, die durch ethnologische, kulturvergleichende und historische Studien eine eher kulturrelativistische Perspektive einnimmt. Disability Studies und *anthropology* treffen sich vor allem dort, wo es um die wissenschaftliche Untersuchung der sozialen Konstruktion von Differenz, Andersheit oder Fremdheit geht (Kasnitz & Shuttleworth, 2001). Der deutsche Begriff der Anthropologie ist hingegen nicht primär sozial- und kulturwissenschaftlich konturiert und folglich nur nachrangig an ethnologischen, kulturvergleichenden und historischen Fragestellungen interessiert. Im Fokus steht hier ein umfassender Problemkomplex, der sich mit der Frage nach dem Menschen bzw. dem Wissen über den Menschen befasst. Dieses „Wissen umfasst universelle und partikulare, auf die historische und kulturelle Mannigfaltigkeit bezogene Elemente und ist eng mit dem Entwicklungsstand von Gesellschaft, Wissenschaft und Philosophie verbunden [...]“ (Wulf, 2004, S. 7). Hinter der Frage nach dem Menschen verbirgt sich eine weit zurückreichende und stark verästelte Ideengeschichte, die ein überaus heterogenes Feld von Zugängen und Denksystemen hervorgebracht hat. Eine grobe Einteilung lässt sich unter anderem zwischen philosophischen und naturwissenschaftlichen Anthropologien machen (Bohlken & Thies, 2009, S. 1–3).

Warum Bezugnahmen auf die Anthropologie im zuletzt geschilderten Sinne in den Disability Studies nur sehr randständig stattfinden, ist unklar. Eine Rolle mag die Tatsache spielen, dass die sozial- und kulturwissenschaftlichen Theorien der im englischsprachigen Raum entstandenen Disability Studies in einer deutlichen Spannung zu Denkfiguren stehen, die historisch vor allem in der biologischen Anthropologie zu finden sind. Diese hat, etwa in Gestalt der Rassenanthropologie, diskriminierende Wirkungen bis hin zu Politiken der Vernichtung gegenüber Menschen mit Behinderungen hervorgebracht, indem sie einerseits zur Naturalisierung von Behinderung beitrug, andererseits die Zugehörigkeit von Betroffenen zur Gattung infrage stellte oder verneinte (Snyder & Mitchell, 2006).

In Abgrenzung von diesem eher kritischen Blick auf die Anthropologie wollen wir nachfolgend ein weiteres und differenzierteres Verständnis umreißen und eine neue Perspektive für ein kritisch-konstruktives Verhältnis zwischen Anthropologie und

Disability Studies eröffnen. Hierbei spielt auch das Verhältnis von Anthropologie und Ethik eine wichtige Rolle. Allgemein dienen anthropologische Denksysteme oft entweder als Orientierungspunkt für ethische Reflexionen oder haben ihrerseits ethische Implikationen, sodass eine gänzlich von anthropologischen Annahmen freie Ethik kaum realisierbar sein dürfte. Dass die Disability Studies beinahe ohne Verweise auf anthropologische Aussagesysteme auskommen, ist also angesichts ihrer starken Rezeption ethischer Themen umso bemerkenswerter.

Zur Klärung dieses Sachverhalts folgen nun drei grundlagentheoretische Abschnitte, die erstens das Verhältnis zwischen Anthropologie und Behinderung und zweitens jenes zwischen Ethik und Anthropologie zum Gegenstand haben. Im dritten Abschnitt wird die Bedeutung verschiedener Behinderungsmodelle, die anstelle von anthropologischen Denkfiguren als alternative Bezugssysteme dienen, für ethische Diskurse der Disability Studies untersucht. In den darauffolgenden Abschnitten werden zwei anwendungsorientierte ethische Probleme in den Blick genommen: die Frage nach der Bedeutung einer Beeinträchtigung für ein gutes Leben sowie die Frage nach dem Zusammenhang von Behinderung und Gerechtigkeit. Wir haben diese beiden Fragestellungen ausgewählt, da sie von grundlegender Bedeutung für die Klärung der politischen und gesellschaftlichen Ziele der Disability Studies sind und einen guten Ansatzpunkt bieten, um möglichst viele miteinander verknüpfte Probleme darzustellen.

2 Anthropologie und Behinderung

Wie wir bereits angedeutet haben, lässt sich das geringe Interesse der Disability Studies an der Anthropologie zumindest bis zu einem gewissen Grad mit der historisch berechtigten Skepsis gegenüber Theorien der Anthropologie erklären. Eine Aufarbeitung der Geschichte anthropologischer Forschung (Rölli, 2011) zeigt tatsächlich, dass zahlreiche anthropologische Theorien und vor allem die *biologische Anthropologie* mit häufig implizit bleibenden normativen Annahmen arbeiten, die gegenüber Menschen mit Behinderungen und anderen marginalisierten Gruppen abwertende und ausgrenzende Effekte produzieren (Dederich, 2012, S. 85–105). Solche Theorien begnügen sich nicht mit deskriptiven oder kritisch rekonstruktiven Aussagen, sondern versuchen, das wesentlich Humane festzuschreiben. Damit aber laufen sie Gefahr, nicht nur theoretisch und empirisch begründet zu sagen, was der Mensch ist, sondern eine Beurteilungsmatrix dafür zu entwickeln, wie er sein soll. Weil dies unausweichlich auch Aussagen über „das Nicht-, Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Humane“ (Zirfas, 2012, S. 82) impliziert, legitimieren sie auf diese Weise Kriterien dafür, welche Merkmale als Abweichung von dem ‚gesollten‘ Menschsein gelten können. In diesem Sinne lässt sich wissenschaftshistorisch und ideengeschichtlich zeigen, dass anthropologische Theorien in der Vergangenheit immer wieder herangezogen wurden, um „Ab- und Aussonderung, Anpassung und Korrektur, Normalisierung und Eliminierung“ (Zirfas, 2012, S. 83) zu legitimieren.

Worum es in der Anthropologie geht, lässt sich jedoch auch anders fassen. Spätestens mit der Entstehung der *philosophischen Anthropologie*, als deren Hauptvertreter Max Scheler (1874–1928), Adolf Portmann (1897–1982), Arnold Gehlen (1904–1976) und Helmuth Plessner (1892–1985) gelten, in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist ein Richtungswechsel im anthropologischen Forschungsprogramm zu verzeichnen. Die philosophische Anthropologie intendiert keine feste und letztgültige Bestimmung des Menschen, sondern arbeitet mit offenen Konzepten, die der historischen und kulturellen Rückgebundenheit der Frage nach dem Menschen Rechnung tragen (Thies, 2013). Sie erkennt an, dass die Frage, was der Mensch ist, unweigerlich an den Ort zurückführt, von dem aus sie relevant wird. Philosophisch gesehen ist das Besondere am anthropologisch forschenden Menschen, dass er zugleich Subjekt und Objekt, Fragender und Erfragtes ist. Berücksichtigt man, dass der Mensch ein kulturelles und historisches Wesen ist, muss eine vollständige Antwort folglich ebenso die kulturellen und historischen Kontextbedingungen reflektieren, vor deren Hintergrund diese Frage gestellt und auf je spezifische Weise beantwortet wird. Diese Reflexion wird nicht zuletzt durch den bis in die heutige Zeit anhaltenden und rasanten Zuwachs von zum Teil widersprüchlichem Wissen notwendig, das in Bezug auf den Menschen produziert wird. Hinzu kommt die stetige Entwicklung neuer Technologien, die vorherrschende Konzepte des Menschseins vor dem Hintergrund wachsender Möglichkeiten, in die Umwelt und vermeintliche Natur des Menschen einzugreifen, auf die Probe stellen.

Die zeitgenössische *integrative Anthropologie*, die sich in weiten Teilen der Traditionslinie der philosophischen Anthropologie verschreibt, reagiert auf diese Entwicklungen und versteht sich als ein metatheoretisch-kritisches Instrument zur Systematisierung und kritischen Reflexion neuen Wissens (Bohlken & Thies, 2009, S. 3–7). Zwischen dem Forschungsprogramm der integrativen Anthropologie und dem der Disability Studies lassen sich bedeutsame Schnittstellen aufweisen. So ist die Berücksichtigung sozial- und kulturwissenschaftlicher Einsichten sowie die Kritik allzu einseitiger und überschwänglicher Geltungs- und Autonomieansprüche einzelner Wissenschaften ebenfalls ein zentrales Anliegen der Disability Studies. Dies wird etwa in ihrer vielstimmigen Kritik (Degener & Köbsell, 1992; Goodley, 2014; Kittay & Carlson, 2010) am Monopol des biomedizinischen Behinderungsmodells und der Entwicklung eigener Modelle von Behinderung deutlich, auf die weiter unten näher eingegangen wird. Ein wesentlicher Unterschied zur integrativen Anthropologie besteht jedoch darin, dass letztere als Vermittlungsinstanz im Spannungsfeld zwischen „naturalistischem Biologismus“ und „naturvergessenem Kulturalismus“ (Bohlken & Thies, 2009, S. 5) keiner der beiden Perspektiven einen eindeutigen Vorzug einräumen kann, während die Disability Studies deutlich zu einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektive tendieren (Dederich, 2012, S. 23–41; Waldschmidt, 2017, S. 19–27).

Eine stärkere Einbeziehung anthropologischer Denkfiguren in den Disability Studies müsste demnach die integrativ-anthropologische Einsicht berücksichtigen, dass sich der Mensch zwar nicht auf sein biologisches Substrat reduzieren lässt, jedoch ebenso wenig ausschließlich als Produkt von Gesellschaft und Kultur verstanden werden kann.

Die Wahrheit des Menschen scheint vielmehr im gleichzeitigen und vollen Recht beider Perspektiven und in dem Rätsel zu liegen, das ihre scheinbare Unvereinbarkeit aufgibt. Reduktionismen können zwar, gerade wenn sie radikal und kompromisslos durchgeführt werden, Aspekte zum Vorschein bringen, die einer in Unentschiedenheit und Uneindeutigkeit verbleibenden Betrachtung verborgen bleiben müssen. Die Anthropologie mahnt jedoch an, dass auf diese Art gewonnene Einsichten immer unvollständig bleiben und es Aufgabe einer kritischen Reflexion ist, sich über Geltungsbereich, Tragweite und Grenzen eigener Aussagen sowie ihr Verhältnis zu oppositionellen Perspektivierungen Rechenschaft abzulegen. Entsprechend ließe sich nicht nur eine Herausforderung der Anthropologie durch zentrale Annahmen der Disability Studies postulieren, sondern auch eine anthropologische Herausforderung der Disability Studies.

3 Zum Zusammenhang von Anthropologie und Ethik

Der bereits angesprochene Zusammenhang zwischen Anthropologie und Ethik lässt sich in zwei Richtungen darstellen. Einerseits erzeugt die wachsende gesellschaftliche Komplexität und die Zunahme von Handlungsoptionen bei gleichzeitiger Auflösung unverbrüchlicher, in der Tradition verwurzelter und durch sie legitimierter Orientierungshilfen erhebliche Handlungsunsicherheiten, die auf das Feld der Ethik verweisen. Diese tritt dort auf den Plan, wo der Mensch sich selbst im Zuge sich verändernder Lebenskontexte und brüchig oder fraglich werdender Existenzbedingungen problematisch wird. Andererseits bedarf die Ethik einer wohlbegründeten Theorie, die darüber Auskunft geben kann, was dem Menschen gemäß ist, weil sie sich unter anderem daran bemisst, ob eine Handlung in einem ethischen Sinn als richtig oder falsch eingestuft werden kann.

Letzteres ist das zentrale Thema der philosophischen Ethik, d. h. ihr geht es um die Begründung, Reflexion und Kritik allgemeinverbindlicher Normen menschlichen Handelns sowie die Entwicklung von Argumenten und Verfahren, die es ermöglichen, moralische Probleme zu reflektieren und tragfähige Problemlösungen zu begründen (Düwell et al., 2002, S. 1–3). Ethische Argumente und Verfahren setzen, wenn sie etwa Kriterien und Normen der gegenseitigen Rücksichtnahme postulieren oder Auskunft über Bedingungen von Moralfähigkeit und Rechenschaftspflicht des Menschen geben, wenigstens eine minimale Vorstellung des Humanen sowie der verallgemeinerbaren Merkmale des Menschen voraus, etwa Eigenschaften, Bedürfnisse und Fähigkeiten. Hier nun kommt die Anthropologie ins Spiel. Sie stellt einerseits theoretisch und empirisch begründete Hinweise dafür bereit, welche Aspekte des Menschseins überhaupt als ethisch relevant anzusehen sind; andererseits kritisiert sie aber auch entsprechende Annahmen. Insofern nimmt sie gegenüber der Ethik eine doppelte Funktion ein: Zum einen kann sie ethische Normen zwar nicht substanzial begründen, jedoch argumentativ stützen. Zum anderen stellt sie einen Reflexionsrahmen bereit, der für die kritische Prüfung normativ-ethischer Argumente, etwa in Hinblick auf latente anthropologische

Prämissen, herangezogen werden kann (Dederich, 2012, S. 57; 2013, S. 115–122). Es ist jedoch wichtig zu betonen, dass kein unmittelbarer Weg von der Feststellung eines menschlichen Grundbedürfnisses zu der ethischen Forderung führt, das gesellschaftliche Handeln an der Erfüllung dieses Bedürfnisses auszurichten. Vielmehr bedarf es dazu der Rückbindung an ein vermittelndes Prinzip, etwa eines humanistischen Begründungszusammenhangs.

Zur Aufklärung der sozialen und kulturellen Bedingtheit des Menschen im Allgemeinen und menschlicher Phänomene wie Behinderung im Besonderen tragen die bereits erwähnten Modelle von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) bei. Durch den Begriff des Modells werden im Gegensatz zur Frage nach dem *Wesen* oder der *Essenz* einer Sache die Beobachter*innenabhängigkeit und Vorläufigkeit der Betrachtung hervorgehoben. Da der ethische Diskurs der Disability Studies mehr oder weniger durchgängig unter Bezugnahme auf Modelle von Behinderung erfolgt, ist vor der Auseinandersetzung mit einzelnen ethischen Problemfeldern zunächst die Bedeutung dieser Modelle und der mit ihnen verbundenen Theorien (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) für ethische Debatten innerhalb der Disability Studies aufzuzeigen.

4 Die normative Dimension von Modellen von Behinderung

Modelle von Behinderung eröffnen nicht nur eine jeweils spezifische Perspektive auf ihren Gegenstand, sondern bringen auch normative und ethisch relevante Annahmen zum Ausdruck. Zum einen beinhalten sie Grundannahmen über die Befähigungen oder Möglichkeiten, die Menschen erhalten sollten, um ein gutes Leben führen zu können; zum anderen implizieren sie Annahmen darüber, wie eine Gesellschaft organisiert sein sollte, um ihre Mitglieder angemessen und gerecht zu behandeln (Vehmas & Watson, 2016).

Am deutlichsten tritt die normative Dimension im menschenrechtlichen Modell von Behinderung (Degener, 2009; > Rößler in diesem Band) hervor, da es den Menschenrechtsschutz als Rechtspflicht und somit einen spezifisch politischen Handlungsansatz postuliert, nämlich staatliche Achtungs-, Schutz-, Gewährleistungs-, Ziel- und Förderpflichten. Aber auch andere Behinderungsmodelle haben, wenn auch weniger offensichtlich, normative Aspekte. So ist das medizinische Modell häufig mit einem „personal tragedy model of disability“ (Carlson, 2010, S. 5) gekoppelt. Diesem Modell zufolge sind Fürsorge, Korrektur von Defiziten, Rehabilitation und eine möglichst weitgehende Anpassung an die bestehende gesellschaftliche Ordnung angemessene Praktiken im Umgang mit Menschen mit Behinderungen. Licia Carlson (2010, S. 5) weist darauf hin, dass dieses Modell dazu beigetragen hat, vor allem Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen die Moralfähigkeit – ein aus Sicht der neuzeitlichen Anthropologie wesentliches Kennzeichen des Menschen – abzuspochen. Behinderung werde als inhärent negative und entwertende Eigenschaft von Individuen aufgefasst, die Mitleid erwecke und nach karitativer Zuwendung verlange.

Als Neuauflage des medizinischen Modells hat sich, wie Jackie Leach Scully (2002) zeigt, in den Biowissenschaften seit den 1990er Jahren ein ‚molekulares Modell‘ von Behinderung herausgebildet. Dessen Gegenstand ist die Definition und Erforschung von Gesundheit und Behinderung bzw. Krankheit sowie deren Prävention, Diagnose und Therapie. Indem es Behinderung auf einen im biologischen Substrat liegenden Defekt zurückführt und soziale und kulturelle Faktoren weitestgehend ausblendet, ist auch dieses Modell individual- und sozioethisch nicht neutral (Goodley, 2014, S. 3–6).

Demgegenüber betrachtet das soziale Modell Behinderung als Produkt gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse, die zu Marginalisierung und Unterdrückung führen (Goodley, 2014, S. 14–21). Aus dieser Sicht geht es um Nichtaussonderung und Nichtdiskriminierung sowie um den Abbau von Barrieren aller Art. Im Kontext ethischer Debatten wird das soziale Modell allerdings auch kritisiert. Mit der beispielsweise von Elizabeth Barnes (2016) vertretenen strengen Unterscheidung von *impairment* (Beeinträchtigung) und *disability* (Behinderung) sowie dem auf sozialen Barrieren und Diskriminierung liegenden Fokus tendiert es dazu, individuelle Schädigungen als ethisch und politisch neutral zu behandeln. In Abgrenzung von dieser Position betont Tom Shakespeare (2014), dass individuelle Beeinträchtigungen maßgeblich für die Legitimation von Nachteilsausgleichen sind.

Ähnliches gilt Simo Vehmas und Nick Watson (2014) zufolge auch für dekonstruktivistische Modelle von Behinderung, die sich fast ausschließlich mit der Analyse von Prozessen der Konstruktion von Behinderung entlang der Leitdifferenz *dis/ability* beschäftigen (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band). Indem derartige Modelle soziale Arrangements oder gesellschaftliche Strukturen fokussieren, blenden sie normative Implikationen der gelebten und verkörperten Erfahrung des Lebens mit einer Beeinträchtigung aus. Diese sind, wie etwa Scully (2008) betont, über ihre individuelle lebenswirkliche Bedeutsamkeit hinaus auch ethisch relevant.

Mit Vehmas (2004) kann konstatiert werden, dass Modelle von Behinderung eine normative Dimension aufweisen. Sie implizieren Annahmen darüber, was gut und schlecht für Menschen mit Behinderungen ist und welche sozialen und gesellschaftlichen Antworten darauf als richtig und welche als falsch einzustufen sind. Insofern reicht es nicht, wenn Modelle von Behinderung quasi definitorische Deutungs- bzw. Erklärungsmuster entwickeln oder kritisch-dekonstruktiv angelegt sind. Normative Forderungen – auch solche, die sich als zwingende Schlussfolgerungen vorgeblich neutraler Beobachtungen darstellen – sind vielmehr hinsichtlich ihrer ethischen Annahmen und Folgerungen sorgfältig herauszuarbeiten und zu diskutieren. Für das Verhältnis zwischen Modellen von Behinderung und ethischen Aussagen gilt somit dasselbe Prinzip, das für das Verhältnis zwischen Anthropologie und Ethik postuliert wurde: Der Zusammenhang ist kein immanent-logischer, sondern ein *Begründungszusammenhang*, der mit der Stichhaltigkeit der vorgelegten Argumente steht und fällt.

Nach dieser grundlagentheoretischen Diskussion folgt ein Überblick über spezifische ethische Problemfelder und Fragestellungen der Disability Studies.

5 (Bio-)Ethische Debatten im Kontext von Behinderung

Nachdem wir weiter oben bereits über philosophische Ethik im Allgemeinen reflektiert haben, wenden wir uns mit der Bioethik nun einem spezifischen Sektor der angewandten Ethik zu, der sowohl in den allgemeinen Disability Studies als auch in den Feminist & Queer Disability Studies (> Raab & Ledder in diesem Band) besonders intensiv diskutiert wird. Als anwendungsorientierte Teildisziplin der Ethik behandelt die Bioethik unter anderem Entwicklungen und Probleme der modernen Biowissenschaften und Medizin mit dem Zweck, ethisch vertretbare Handlungsoptionen auszuloten. Im Zentrum der Reflexion stehen grundlegende Fragen von Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, Selbstbestimmung, Würde, Personalität und Lebensqualität (Asch & Wasserman, 2006).

Mit Blick auf die Debatten in Deutschland und im englischsprachigen Raum soll nachfolgend das thematische Spektrum aufgefächert werden. Wie Swantje Köbsell (2008, S. 18) zeigt, kritisierte die deutsche Behindertenbewegung bereits in ihren Anfangsjahren problematische Entwicklungen im Feld der Biowissenschaften und der Medizin aufgrund offen oder latent vorhandener, behindertenfeindlicher Tendenzen im Menschenbild und der sich daraus ableitenden präventionsorientierten Programmatik. Dementsprechend wurde auch international bereits 1980 die Abkehr vom medizinischen Modell von Behinderung, ein Diskriminierungsverbot und die Sicherung grundlegender Rechte von Menschen mit Behinderungen gefordert (Asch, 2001). Köbsell (2008) weist darauf hin, dass in fast jeder Ausgabe der *Krüppelzeitung*, die von 1979 bis 1985 als Organ der sogenannten Krüppelbewegung erschien, Artikel zu Themen der Biomedizin oder Bioethik publiziert wurden. Hierbei spielten vor allem die humangenetische Beratung und die Pränataldiagnostik eine maßgebliche Rolle (Degener & Köbsell, 1992; Waldschmidt, 1995), die laut einschlägiger Kritik mit der Selektion und Negativbewertung des Lebens mit Behinderung einhergehen (Dederich, 2003; Graumann & Grüber, 2006). In Deutschland erfolgte diese Auseinandersetzung häufig vor dem Hintergrund einer kritischen Aufarbeitung der Geschichte der Eugenik und Euthanasie, speziell vor und während des Nationalsozialismus. Leitmotiv dieser Debatte war unter anderem die Frage nach der Aktualität eugenischen Denkens für Diskurse und Praktiken der modernen Medizin (Kuhlmann, 2001; Sierck & Radtke, 1984; Steiner, 1988). In diesem Licht wurde beispielsweise die damals verbreitete Praxis der Zwangssterilisation vor allem geistig behinderter Mädchen und Frauen (Köbsell, 1987) beleuchtet und kritisiert. Einen dringenden Anlass, die Frage nach der historischen Kontinuität eugenischen Denkens aufzuwerfen, boten zudem die 1989 veröffentlichten Thesen Peter Singers zur aktiven Sterbehilfe (Bruns et al., 1999). Singer, ein damals noch in Australien lehrender, international bekannter Bioethiker, spricht Menschen mit schweren geistigen Behinderungen ein unbedingtes Recht auf Leben ab. Er argumentiert auf der Basis eines exklusiven Personenkonzepts, demzufolge diese Menschen zwar als Angehörige der Gattung, jedoch nicht als ‚Personen‘ anzusehen seien (Singer, 1984).

Weitere Themen, die im Zuge dieser Kontroverse in den Blick genommen wurden, waren neben der Pränataldiagnostik und dem Problem des selektiven Schwangerschaftsabbruchs sowie der selektiven Nichtbehandlung von Neugeborenen mit einer Behinderung die Praxis der aktiven Sterbehilfe und des ärztlich assistierten Suizids (Asch, 2001; Degener & Köbsell, 1992; Kittay & Carlson, 2010; Parens & Asch, 2000; Scully, 2008). Die Positionen in den Disability Studies hierzu sind allerdings keineswegs einheitlich. Einerseits wird die aktive Sterbehilfe allein aus historischen Gründen negativ bewertet und kategorisch abgelehnt. Andererseits gibt es, wie Erik Parens und Adrienne Asch (2000) betonen, auch Stimmen, die ausgehend von einem prinzipiellen Recht auf einen selbstbestimmten Tod für die Legalisierung des assistierten Suizids eintreten. Sie argumentieren, dass die Verweigerung der Sterbehilfe eine paternalistische Bevormundung von Menschen darstelle, die aufgrund ihrer Beeinträchtigung den Suizid nicht selbst ausführen können. Dagegen meint beispielsweise die Aktions-Gruppe ‚Not Dead Yet‘ (Ouellette, 2011, S. 24–29), dass die Legalisierung des assistierten Suizids die Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen noch verstärken könnte.

Nach diesem schlaglichtartigen Einblick ins Feld der Bioethik wenden wir uns im folgenden Abschnitt ethischen Fragen zu, die eher in der Politischen Philosophie angesiedelt sind. Jerome E. Bickenbach und David Wasserman (2006) nennen drei Themenfelder, an denen sich Zusammenhänge und Verknüpfungen zwischen wichtigen Themen der Disability Studies einerseits und der allgemeinen Ethik sowie Politischen Philosophie andererseits aufzeigen lassen: erstens die Frage nach dem guten Leben und die Diskussion über Lebensqualität, zweitens die Auseinandersetzung über Selbstbestimmung, moralische Autonomie, Paternalismus, Willensfreiheit und Verantwortung sowie, drittens, Fragen der Menschenrechte, der Gerechtigkeit und des Schutzes von Minderheiten (Bickenbach & Wasserman, 2006, S. 619–621). Aus diesem Themenspektrum werden wir im Folgenden die Frage nach dem guten Leben sowie den Problemkomplex Behinderung und Gerechtigkeit herausgreifen und behandeln.

6 Behinderung und das gute Leben

In der philosophischen Ethik ist die Annahme weit verbreitet, dass Menschen mit Behinderungen (und ihr Umfeld) substanziell geringere Möglichkeiten haben, ein gutes und lebenswertes Leben zu führen (Bickenbach et al., 2014). Diese Annahme wirft die Frage auf, was ein gutes und lebenswertes Leben ausmacht und ob das Potential, ein solches zu führen, primär in der individuellen Verfasstheit eines Menschen oder in den sozialen, materiellen und kulturellen Kontextbedingungen menschlicher Existenz begründet ist. Aus bioethischer Sicht argumentieren Helga Kuhse und Singer (1993, S. 131), die subjektive Qualität eines Lebens gelte „als ‚nicht lebenswert‘, wenn das Lebewesen so viel leidet und so wenig Freude am Leben hat, dass es für dieses Individuum besser ist, wenn sein Leben endet.“ Obwohl Kuhse und Singer behaupten, sich auf die subjektive Perspektive betroffener Menschen zu berufen, gehen sie an

anderer Stelle von einem objektiv feststellbaren Zusammenhang zwischen bestimmten Beeinträchtigungen und einem unabwendbaren Zustand des Leidens aus. Ihre Position spielt, trotz der scharfen Kritik, der sie unterzogen wurde (Kittay & Carlson, 2010), eine maßgebliche Rolle im Diskurs um Lebensqualität und Sterbehilfe.

Ob die Beeinträchtigung bestimmter Fähigkeiten ein hinreichendes Kriterium zur Feststellung eingeschränkter Lebensqualität darstellt bzw. wie sich Art und Ausmaß einer Beeinträchtigung zur individuellen Lebensqualität verhalten, ist jedoch umstritten. In ihrem Fähigkeiten-Ansatz, der die Gerechtigkeitsproblematik thematisiert, macht Martha Nussbaum (2007) darauf aufmerksam, dass die Konzeptionierung von Lebensqualität bzw. einem guten Leben einen Rückgriff auf zumindest minimale anthropologische Annahmen sowie auf gesellschaftliche und politische Konzepte des ‚Guten‘ erforderlich macht. Solch ein Rückgriff ist jedoch nicht unproblematisch: Setzt man beispielsweise einen körperlichen Zustand gattungstypisch-regelhaften Unversehrtseins als Maßstab voraus (kritisch hierzu Silvers, 1998), wäre ein Leben mit einer Beeinträchtigung kategorisch als eines von reduzierter Lebensqualität anzusehen. Tatsächlich kann der Verlust körperlicher Fähigkeiten, insbesondere wenn er mit Funktionseinschränkungen etwa der Mobilität, des Sehens, Hörens, Sprechens oder Denkens einhergeht, sich in einzelnen Fällen negativ auf die subjektiv empfundene Lebensqualität eines Menschen auswirken (Bickenbach, 2009). Zugleich ist der Versuch, verschiedene schädigungsbedingte Einschränkungen zu objektivieren, zu vergleichen und möglicherweise sogar in eine auf die Lebensqualität bezogene Rangordnung zu bringen, mit den Prinzipien der Vorbehaltlosigkeit und Wertneutralität nicht vereinbar. Ein Zustand gattungsmäßig-regelhaften Unversehrtseins wäre nur statistisch zu ermitteln. Statistische Werte haben durch ihre deskriptive und in die Form von Kennwerten und Zahlen gegossene Darstellungsweise jedoch die Eigenschaft, Wertneutralität und Beobachter*innenunabhängigkeit zu suggerieren. Wie Anne Waldschmidt (1998, S. 10–11) bereits in den 1990er Jahren gezeigt hat, hat statistische Normalität einerseits durch die Selektivität der beobachteten Merkmale, andererseits durch ihre normativen Implikationen einen immanent wertenden Charakter.

Versuche, Schädigungen zu objektivieren und Schwellenwerte für ein lebenswertes Leben zu ermitteln, werfen eine Reihe von grundsätzlichen Fragen auf (Bickenbach & Wasserman, 2006, S. 619–620): Sind verschiedene motorische, sensorische und kognitive Funktionen unabdingbare Voraussetzungen für ein gutes Leben oder nur kontingente Einflussvariablen, deren Gewicht durch subjektive Faktoren, etwa gute Coping-Fähigkeiten, ausbalanciert werden kann? Erweitert man die Perspektive solcher Abwägungsprozesse auf die soziale, materielle und technisch-infrastrukturelle Umwelt, wird die Sachlage noch komplexer: In welchem Maß können individuell angepasste Unterstützungssysteme, eine weitgehend barrierefreie Umwelt und tragfähige soziale Bindungen individuelle Schädigungen wie Blindheit oder Cerebralparese kompensieren? Eine besondere Brisanz gewinnt die Debatte über Lebensqualität, wenn sie mit bioethischen Fragen wie nach der Legitimation von Sterbehilfe, Behandlungsentscheidungen, dem Schwangerschaftsabbruch oder der pränatalen Diagnostik verbunden wird (Bickenbach & Wasserman, 2006, S. 621).

Dass philosophische Versuche, Lebensqualität, gutes Leben und Lebenswert zu bestimmen, überaus schwierig und kontrovers sind, darf jedoch nicht dazu verleiten, sich der Problematik nicht mehr zu stellen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Anthropologie und der Ethik zu zeigen, welche politischen, rechtlichen, ökonomischen, sozialen, technischen sowie entwicklungs- und bildungsbezogenen Bedingungen und Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit Menschen ein gutes und gelingendes Leben führen können (Nussbaum, 2007). Gleichzeitig sind solche Konzeptionen wichtige Instrumente der Kritik, wenn sie gute Argumente dafür liefern, welcher politischen und gesellschaftlichen Veränderungen es bedarf, um zumindest elementare Bedingungen für ein gutes Leben von Menschen mit Behinderungen zu schaffen. Besonders wirksam dürften solche Konzeptionen sein, wenn mit den Mitteln der Empirie Menschen mit Behinderungen als Expertinnen und Experten in eigener Sache befragt werden.

7 Behinderung und Gerechtigkeit

Die Frage nach der Gerechtigkeit ist nicht nur für die Ethik und die Politische Philosophie im Allgemeinen, sondern auch für die Behindertenrechtsbewegung und die Disability Studies von zentraler Bedeutung. Gerechtigkeitstheorien reflektieren Fragen, die auf verschiedenen Ebenen des sozialen Zusammenlebens bedeutsam sind: Wie zum Beispiel sollen Menschen einander behandeln? Welche wechselseitigen Rechte und Pflichten zeichnen eine gerechte Gesellschaft aus? Wie und anhand welcher Kriterien sind begrenzte Ressourcen zu verteilen? Nach welchen normativen Maßstäben sollen die sozialen und politischen Institutionen eines Gemeinwesens organisiert sein? Gibt es eine Verpflichtung der Gesellschaft, ihre Mitglieder fair zu behandeln und zu einem guten Leben in Würde, Freiheit und Selbstbestimmung zu befähigen?

Etwa seit der Jahrtausendwende sind diese Fragen stärker in den Fokus der internationalen Disability Studies gerückt (Cureton & Brownlee, 2009; Kittay & Carlson, 2010). Auch in Monographien taucht das Thema zunehmend auf (Kittay, 1999; Nussbaum, 2007). Im deutschsprachigen Raum gibt es inzwischen eine Reihe substanzieller Beiträge zu dem Komplex Behinderung, Gleichheit und Gerechtigkeit (z. B. Dederich & Schnell, 2010; Graumann, 2011). Am intensivsten werden Gerechtigkeitsfragen gegenwärtig im Kontext der Inklusionsdebatte diskutiert (Lindmeier, 2011). Sie spielen aber auch in der oben erläuterten Kontroverse um das gute Leben eine wichtige Rolle (Bickenbach et al., 2014). Ein gemeinsamer Nenner dieser ansonsten sehr unterschiedlich gelagerten Arbeiten ist die Einsicht, dass der Zusammenhang von Behinderung, sozialer Ungleichheit und Exklusion Gerechtigkeitsfragen aufwirft, die nicht nur philosophisch relevant, sondern auch von großer praktischer Bedeutung für die Lebenswirklichkeit der betroffenen Menschen sind (Cureton & Brownlee, 2009).

In Anschluss an Nussbaum (2007) werfen individuelle Schädigungen unter anderem die Frage auf, welche Behandlung – und dies impliziert auch: welche materiellen und nicht-materiellen Ressourcen – Menschen mit Behinderungen gerechterweise zustehen.

Diese Frage stellt sich in spezieller Weise, weil viele Menschen mit Behinderungen vom Durchschnitt abweichende Bedarfe haben und angepasste soziale Arrangements benötigen, um ein voll integriertes und erfülltes Leben führen zu können (Nussbaum, 2007, S. 99). Nussbaum macht darüber hinaus deutlich, dass die Frage, wie Gerechtigkeit für Menschen mit Behinderungen konzeptualisiert werden kann, auch von anthropologischen Grundlagenreflexionen einerseits und dem zugrunde gelegten Modell von Behinderung andererseits abhängt. Dies wird besonders im Hinblick auf vertragstheoretische Ethiken deutlich, da diese von einem Modell reziprok aufeinander bezogener, freier und rational agierender Akteure ausgehen, die mit dem Ziel wechselseitigen Vorteils miteinander kooperieren (Dziabel, 2017). Vor allem Personen mit intellektuellen Beeinträchtigungen können in solchen Konzepten nur nachrangig berücksichtigt werden, wenn sie diese Kriterien nicht oder nur bedingt erfüllen (Nussbaum, 2007, S. 123). Um Tendenzen zum Ausschluss von Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen entgegenzuwirken, kommt es Nussbaum (2007, S. 99) zufolge darauf an, die menschliche Personenwürde nicht von einer idealisierten Rationalität abzuleiten. Vielmehr schließt Personalität die Möglichkeit der Verletzbarkeit und der Abhängigkeit ein (Kittay, 1999; Nussbaum, 2007), ohne dass die grundlegende normative Orientierungsfunktion der Selbstbestimmungsidee aufgegeben werden müsste.

Akzeptiert man Verletzbarkeit und Abhängigkeit als anthropologische Konstanten (Burghardt et al., 2017), wird Körperlichkeit selbst zu einem Thema der Gerechtigkeit. Wie Bickenbach (2009) feststellt, sprengt die Berücksichtigung des Körpers und ggf. vorliegender Schädigungen den Rahmen des sozialen Modells von Behinderung. Dieses trennt, wie oben dargestellt, strikt zwischen (körperlicher) Schädigung und Behinderung und führt Behinderungen auf soziale Prozesse und gesellschaftliche Strukturen, etwa als Resultat von Barrieren, Stigmatisierung, Ausgrenzung, Benachteiligung und Unterdrückung, zurück. Entsprechend kommt es dem sozialen Modell zufolge darauf an, die überindividuellen sozialen, politischen, ökonomischen oder technischen Quellen menschlicher Ungleichheit zu beseitigen oder durch soziale und politische Institutionen kontrollierbar zu machen. Dem Modell zufolge lässt sich ungerechtfertigte Ungleichheit überwinden, ohne die individuelle Schädigung selbst als relevanten Ungleichheitsfaktor zu berücksichtigen. Bickenbach (2009, S. 107) kritisiert diese Konzeption als zu eng, weil sie Ungleichheiten, die nicht durch eine Umgestaltung der Umwelt beseitigt werden können und daher individuell kompensiert werden müssen, nicht berücksichtigen. Bickenbach (2009, S. 109) zufolge können individuelle Unterschiede, insbesondere, wenn sie mit Schmerzen verbunden sind oder zu funktionellen Einschränkungen führen, Bedarfe erzeugen, die sich aufgrund ihres spezifisch subjektiven Charakters nicht lückenlos durch strukturelle Veränderungen im sozialen Gefüge kompensieren lassen. Demnach ist die Ebene der Schädigung sehr wohl ethisch relevant.

Die ethische Bedeutung körperbezogener Differenzmerkmale, die auf Schädigungen zurückführbar sind, wird auch von Parens und Asch (2000, S. 26) diskutiert. Ihrer Auffassung nach sind verschiedene Merkmale des Körpers wie etwa Sinnesbeeinträchtigungen oder motorische Einschränkungen ethisch nicht neutral, weil sie nicht nur

in einem deskriptiven, sondern auch in einem evaluativen Sinn erfasst und beschrieben werden können. Die Möglichkeiten, zu sehen, zu hören, sich verbalsprachlich zu artikulieren und lesen zu können, alltägliche Verrichtungen selbst motorisch bewältigen zu können usw., sind nicht bloße Funktionen, sondern haben einen intrinsischen Wert, der ihre ethische Relevanz begründet.

Zentral für diesen Gedanken ist, dass die Unterscheidung von ‚normal‘ und ‚nicht normal‘, wie oben bereits angerissen wurde, nur im Sinne der statistischen Abweichung gilt (Link, 2006), nicht jedoch in einem wertenden, normativen Sinn. ‚Nicht normal‘ wären unter Umständen individuelle Bedürfnisse und Bedarfslagen, wenn sie aus bestimmten beeinträchtigten Funktionen resultieren, die nicht dem Durchschnitt entsprechen. Mit anderen Worten: Empirisch sind Menschen in bio-psycho-sozialer Hinsicht auf vielfältige Weise ungleich. Von Abweichungen zur Norm im deskriptiv-empirischen Sinn darf jedoch nicht auf ethische und rechtliche Ungleichheit geschlossen werden. Umgekehrt darf aber auch das ethische und rechtliche Gebot der Gleichbehandlung nicht zu einer Nichtbeachtung oder Neutralisierung der empirischen Verschiedenheit, sowohl der Menschen als auch ihrer individuellen Bedarfe und Bedürfnisse, führen. Vielmehr fordert die Idee der Gleichheit, die aus einer Beeinträchtigung und ihren Folgen resultierenden Nachteile auszugleichen; sie impliziert, so gesehen, die ungleiche Verteilung von Gütern oder Ressourcen im Dienste der Gleichheit (Parens & Asch, 2000, S. 26–27).

8 Fazit

Insbesondere in den letzten beiden Abschnitten wurde deutlich, dass Modelle von Behinderung aufgrund ihrer normativen Implikationen, anthropologischen Denkfiguren und ethischen Fragestellungen eng miteinander verschlungen sind und deshalb stets miteinander in Beziehung gesetzt werden sollten. Hieraus folgt, dass es für die Disability Studies von größter Bedeutung ist, die philosophischen Aspekte ihrer zentralen Fragestellungen zu berücksichtigen. Gleichzeitig wollten wir mit diesem Beitrag deutlich machen, dass die anthropologischen und ethischen Fragestellungen, die durch das Thema Behinderung aufgeworfen werden, nicht allein für die Disability Studies, sondern auch für die Philosophie insgesamt von Bedeutung sind. Von wenigen Ausnahmen abgesehen wird das Thema Behinderung in der Philosophie bisher noch als irrelevant eingestuft (Carlson, 2010). Jedoch zeigt sich zunehmend, dass sich die Philosophie durch einschlägige Fragen und Probleme herausgefordert sieht, viele ihrer Begriffe und Theorien, etwa ‚Person‘, ‚Gleichheit‘, ‚Autonomie‘, ‚Partizipation‘ oder ‚Gerechtigkeit‘, neu zu denken. Entsprechend werden die Reflexionen der Disability Studies, die mit ihren Geltungsansprüchen stets auf die Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen bezogen sind, für die Anthropologie, die Ethik und die Politische Philosophie zu einer Aufforderung, sich erneut mit grundlegenden, das Menschsein und die Organisation und Gestaltung menschlichen Zusammenlebens betreffenden Fragen auseinanderzusetzen.

Literatur

- Asch, A. (2001). Disability, bioethics and human rights. In G. L. Albrecht, K. D. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 297–326). Sage.
- Asch, A., & Wasserman, D. (2006). Bioethics. In G. L. Albrecht (Hrsg.), *Encyclopedia of Disability*. Bd. 1 (S.165–172). Sage.
- Barnes, E. (2016). *The minority body. A theory of disability*. Oxford University Press.
- Bickenbach, J. E. (2009). Disability, non-talent and distributive justice. In K. Kristiansen, S. Vehmas, & T. Shakespeare (Hrsg.), *Arguing about disability* (S.105–123). Routledge.
- Bickenbach, J. E., & Wasserman, D. (2006). Ethics. In G. L. Albrecht (Hrsg.), *Encyclopedia of disability*. Bd. 2 (S. 618–624). Sage.
- Bickenbach, J., Felder, F., & Schmitz, B. (Hrsg.). (2014). *Disability and the good human life*. Cambridge University Press.
- Bohlsen, E., & Thies, C. (Hrsg.). (2009). *Handbuch Anthropologie. Der Mensch zwischen Natur, Kultur und Technik*. J. B. Metzler.
- Bruns, T., Penselin, U., & Sierck, U. (1999). *Tödliche Ethik. Beiträge gegen Eugenik und „Euthanasie“*. Verlag Libertäre Assoziation.
- Burghardt, D., Dederich, M., Dziabel, N., Höhne, T., Lohwasser, D., Stöhr, R., & Zirfas, J. (Hrsg.). (2017). *Vulnerabilität. Pädagogische Perspektiven*. Kohlhammer.
- Carlson, L. (2010). *The faces of intellectual disability. Philosophical reflections*. Indiana University Press.
- Cureton, A., & Brownlee, K. (2009). Introduction. In K. Brownlee & A. Cureton (Hrsg.), *Disability and disadvantage* (S. 1–13). Oxford University Press.
- Dederich, M. (2003). *Bioethik und Behinderung*. Julius Klinkhardt.
- Dederich, M. (2012). *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies* (2. Aufl.). transcript.
- Dederich, M. (2013). *Philosophie in der Heil- und Sonderpädagogik*. Kohlhammer.
- Dederich, M., & Schnell, M. W. (Hrsg.). (2010). *Anerkennung und Gerechtigkeit in Heilpädagogik, Pflegewissenschaft und Medizin – Auf dem Weg zu einer nichtexklusiven Ethik*. transcript.
- Degener, T. (2009). Die neue UN-Behindertenrechtskonvention aus der Perspektive der Disability Studies. *Behindertenpädagogik*, 48(3), 263–283.
- Degener, T., & Köbsell, S. (1992). *„Hauptsache, es ist gesund“? Weibliche Selbstbestimmung unter humangenetischer Kontrolle*. Konkret Literatur Verlag.
- Deutsches Hygiene Museum (Hrsg.). (2001). *Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit*. Hatje Cantz.
- Düwell, M., Hübenal, C., & Werner, M. H. (2002). Ethik: Begriff – Geschichte – Theorie – Applikation. In M. Düwell, C. Hübenal, & M. H. Werner (Hrsg.), *Handbuch Ethik* (S. 1–23). J. B. Metzler.
- Dziabel, N. (2017). *Reziprozität, Behinderung und Gerechtigkeit. Eine grundlagentheoretische Studie*. Julius Klinkhardt.
- Goodley, D. (2014). *Dis/ability studies: Theorising disablism and ableism*. Routledge.
- Graumann, S. (2011). *Assistierte Freiheit. Von einer Behindertenpolitik der Wohltätigkeit zu einer Politik der Menschenrechte*. Campus.
- Graumann, S., & Grüber, K. (Hrsg.). (2006). *Biomedizin im Kontext. Beiträge aus dem Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft*. LIT.
- Kasnitz, D., & Shuttleworth, R. P. (2001). Introduction. *Anthropology in disability studies. Disability Studies Quarterly* 21(3), 2–17. <https://dsq-sds.org/article/view/289/327>. Zugriff: 18. Febr. 2021.

- Kittay, E. F. (1999). *Love's labor. Essays on women, equality and dependency*. Routledge.
- Kittay, E. F., & Carlson, L. (Hrsg.). (2010). *Cognitive disability and its challenge to moral philosophy*. Wiley-Blackwell.
- Köbsell, S. (1987). *Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen*. AG SPAK.
- Köbsell, S. (2008). „Unser Lebensrecht ist nicht diskutierbar“ – Bioethik aus der Sicht behinderter Menschen. *Archiv für Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit*, 39(2), 18–31.
- Kuhlmann, A. (2001). *Politik des Lebens – Politik des Sterbens. Biomedizin in der liberalen Demokratie*. Alexander Fest.
- Kuhse, H., & Singer, P. (1993). *Muß dieses Kind am Leben bleiben? Das Problem schwerstgeschädigter Neugeborener*. Harald Fischer.
- Lindmeier, C. (2011). Bildungsgerechtigkeit im schulbezogenen sonder-, integrations- und inklusionspädagogischen Diskurs. In M. Dederich, & M. W. Schnell, (Hrsg.), *Anerkennung und Gerechtigkeit in Heilpädagogik, Pflegewissenschaft und Medizin – Auf dem Weg zu einer nicht-exklusiven Ethik* (S. 159–186). transcript.
- Link, J. (2006). *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird* (3. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Nussbaum, M. (2007). *Frontiers of justice. Disability, nationality, species membership*. Belknap Press of Harvard University Press.
- Ouellette, A. (2011). *Bioethics and disability. Toward a disability-conscious bioethics*. Cambridge University Press.
- Parens, E., & Asch, A. (2000). The disability rights critique of prenatal genetic testing: Reflections and recommendations. In E. Parens, & A. Asch (Hrsg.), *Prenatal testing and disability rights* (S. 3–43). Georgetown University Press.
- Rölli, M. (2011). *Kritik der anthropologischen Vernunft*. Matthes & Seitz.
- Scully, J. L. (2002). A postmodern disorder: Moral encounters with molecular models of disability. In M. Corker, & T. Shakespeare (Hrsg.), *Disability/Postmodernity. Embodying disability theory* (S. 48–61). Continuum.
- Scully, J. L. (2008). *Disability bioethics. Moral bodies, moral difference*. Rowman & Littlefield.
- Shakespeare, T. (2014). *Disability rights and wrongs revisited* (2. Aufl.). Routledge.
- Sierck, U., & Radtke, N. (1984). *Die WohlTÄTER-Mafia. Vom Erbgesundheitsgericht zur Humangenetischen Beratung*. Selbstverlag.
- Silvers, A. (1998). A fatal attraction to normalizing: Treating disabilities as deviations from ‚species-typical‘ functioning. In E. Parens (Hrsg.), *Enhancing human traits. Ethical and social implications* (S. 95–123). Georgetown University Press.
- Singer, P. (1984). *Praktische Ethik*. Reclam.
- Snyder, S. L., & Mitchell, D. T. (2006). *Cultural locations of disability*. The University of Chicago Press.
- Steiner, G. (Hrsg.). (1988). *Hand- und Fußbuch für Behinderte*. Fischer.
- Thies, C. (2013). *Einführung in die philosophische Anthropologie* (3. Aufl.). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Vehmas, S. (2004). Ethical analysis of the concepts of disability. *Mental Retardation*, 42(3), 209–222.
- Vehmas, S., & Watson, N. (2014). Moral wrongs, disadvantages, and disability: A critique of critical disability studies. *Disability & Society*, 29(4), 638–650.
- Vehmas, S., & Watson, N. (2016). Exploring normativity in disability studies. *Disability & Society*, 31(1), 1–16.
- Waldschmidt, A. (1995). „Lieber lebendig als normal!“ Positionen der Behindertenbewegung zu Humangenetik und Pränataldiagnostik. In E. Schindele (Hrsg.), *Schwangerschaft. Zwischen guter Hoffnung und medizinischem Risiko* (S. 333–362). Rasch und Röhrling.

- Waldschmidt, A. (1998). Flexible Normalisierung oder stabile Ausgrenzung: Veränderungen im Verhältnis Behinderung und Normalität. *Soziale Probleme: Zeitschrift für Soziale Probleme und Soziale Kontrolle*, 9(1), 3–25.
- Waldschmidt, A. (2017). Disability goes cultural. The cultural model of disability as an analytical tool. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 19–27). transcript.
- Wulf, C. (2004). *Anthropologie. Geschichte, Kultur, Philosophie*. Rowohlt Taschenbuch.
- Zirfas, J. (2012). Eine pädagogische Anthropologie der Behinderung – Über Selbstbestimmung, Erziehungsbedürftigkeit und Bildungsfähigkeit. In V. Moser, & D. Horster (Hrsg.), *Ethik der Behindertenpädagogik. Menschenrechte, Menschenwürde, Behinderung* (S. 75–89). Kohlhammer.

Markus Dederich, Dr. phil. habil, Professor für Allgemeine Heilpädagogik – Theorie der Heilpädagogik und Rehabilitation, Leiter des Arbeitsbereichs Bewegungsentwicklung und Psychomotorik in Heilpädagogik und Rehabilitation an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Ethische Fragen im Kontext von Behinderung, theoretische und philosophische Grundlagen der Heilpädagogik und Rehabilitation, Rekonstruktive Inklusionsforschung, Vulnerabilitätsforschung.

<https://www.hf.uni-koeln.de/34857>.

Philipp Seitzer, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Allgemeine Heilpädagogik – Theorie der Heilpädagogik und Rehabilitation an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln, akademischer Mitarbeiter am Institut für Sonderpädagogische Schwerpunkte an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Arbeitsschwerpunkte: Leibphänomenologische Zugänge der Heil- und Sonderpädagogik, Anthropologie und Ethik, Vulnerabilitätsforschung.

<https://www.hf.uni-koeln.de/34900>



Psychologie in den Disability Studies

Michael Zander

Zusammenfassung

Die Psychologie stößt in den Disability Studies auf Vorbehalte, da in ihr ein einseitig medizinisches und defizitorientiertes Verständnis von Behinderung dominiert. Jenseits des Mainstreams gibt es jedoch Ansätze wie die Psychoanalyse, Kritische Theorie, Kritische Psychologie, Gemeindepsychologie und der soziale Konstruktivismus, die für die Disability Studies von Bedeutung sind. Der Beitrag führt in die Psychologie ein und stellt die Arbeiten von Lev S. Vygotskij, Kurt Lewin und Beatrice A. Wright vor. Außerdem werden aktuelle Beiträge der Disability Studies zur Psychologie diskutiert.

Schlüsselwörter

Gemeindepsychologie · Kritische Psychologie · Psychoanalyse · Qualitative Forschung · Soziales Modell von Behinderung

1 Einleitung

Mit der Infragestellung des sogenannten medizinischen Modells, d. h. eines rein klinischen und defizitorientierten Verständnisses von Behinderung, steht auch die Psychologie in der Kritik. Anne Waldschmidt (2003, S. 14) zählt sie neben Medizin, Sonderpädagogik und Rehabilitationswissenschaften zu jenen Disziplinen, die unterstellen, dass „das Behinderungsproblem bereinigt werden kann, wenn nur [...] eine

M. Zander (✉)
Hochschule Magdeburg-Stendal, Stendal, Deutschland
E-Mail: michael.zander@h2.de

gelungene Anpassung an die Umwelt“ erfolge. In eine ähnliche Richtung geht die Einschätzung von Dan Goodley (2012, S. 310): „When disability and psychology cross they tend to in terms of rehabilitation, treatment therapy and cure.“

Rhoda Olkin und Constance Pledger (2003, S. 296) bezeichnen die Psychologie als „latecomer“ in der „interdisciplinary coalition“ der Disability Studies. Traditionell werde Behinderung in der Psychologie mit dem Abnormen in Verbindung gebracht. Die Autorinnen plädieren dafür, diese Auffassung zugunsten eines neuen Paradigmas zu überwinden, das auf einem sozialen Modell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band) beruht. Donna Reeve (2006) weist darauf hin, dass die Orientierung auf Defizite seitens der Disability Studies ausführlich kritisiert werde. Diese Kritik habe allerdings eine problematische Kehrseite, nämlich die Vermeidung psychologischer Fragen in den Disability Studies, die auf die Befürchtung zurückgehe, durch Psychologisierung ein „individual tragedy model“ von Behinderung zu bestärken (Reeve, 2006, S. 94). Ähnlich wie Olkin und Pledger lehnt Reeve die Psychologie nicht pauschal ab, sondern kombiniert sie mit Ansätzen aus den Disability Studies, um „psycho-emotional dimensions“ (Reeve, 2006, S. 94) zu untersuchen.

Es gibt tatsächlich keinen überzeugenden Grund, warum die Disability Studies nicht auch psychologische Wissensbestände aufgreifen und sich mit psychologisch begründeter Praxis – etwa Psychotherapie – befassen sollten; dies schließt Kritik an der Psychologie durchaus ein. Wenn man der Frage nach dem Verhältnis von Psychologie und Disability Studies nachgeht, wird man mit einer grundsätzlichen Schwierigkeit konfrontiert. Die Psychologie nimmt nicht nur in den Disability Studies, sondern auch innerhalb der Sozialwissenschaften eine eher randständige Stellung ein, weshalb über ihre Grundlagen in fachfremden Kreisen relativ wenig bekannt ist. Daher ist es notwendig, zunächst das vorherrschende Selbstverständnis des Fachs zu skizzieren. Zusätzlich lässt sich eine Reihe ‚dissidenter‘ Strömungen wie die Psychoanalyse, Kritische Theorie, Kritische Psychologie, Gemeindepsychologie und der soziale Konstruktivismus ausmachen, auf die sich auch Beiträge der Disability Studies stützen. Es folgt ein Überblick über die Arbeiten von Lev S. Vygotskij, Kurt Lewin und Beatrice A. Wright, die in der Psychologie als Klassiker anerkannt sind und inhaltlich zu den Grundannahmen der Disability Studies passen. Danach werden die Beiträge der Disability Studies zur Psychologie erläutert. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie eine Psychologie im Anschluss an soziale Modelle von Behinderung aussehen könnte.

2 Der psychologische Mainstream

Um die Beiträge der Disability Studies zur Psychologie einordnen zu können, ist es notwendig, kurz auf die Wissenschaftstheorie einzugehen. Die Unterscheidung von ‚nomothetischen‘ und ‚idiographischen‘ Wissenschaften geht auf den Philosophen Wilhelm Windelband (1894) zurück. Er differenzierte zwischen Natur- oder Gesetzeswissenschaften einerseits und historischen oder Ereigniswissenschaften andererseits. Nomothetisch zu

ermittelnde Gesetzmäßigkeiten, so sein Argument, ließen sich bei relativ unveränderlichen Forschungsgegenständen ausmachen, im Gegensatz zum Einmaligen, das idiographisch zu untersuchen sei. Die Psychologie rechnete Windelband zu den Naturwissenschaften. Er räumte zugleich ein, dass „dieselben Gegenstände zum Object einer nomothetischen wie einer idiographischen Untersuchung gemacht werden können“ (Windelband, 1894, S. 12). Das heute vorherrschende Selbstverständnis des Faches ist allerdings eindeutig nomothetisch orientiert.

Demnach ist es die zentrale Aufgabe der Psychologie, deterministische oder probabilistische Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln (Schmithüsen & Krampen, 2015, S. 17). „Die Psychologie“, heißt es bei Franziska Schmithüsen und Dieter Ferring (2015, S. 23), „ist die Lehre vom Erleben und Verhalten des Menschen und beschäftigt sich auf der einen Seite mit Beobachtbarem (Verhalten) und auf der anderen Seite mit Nicht-Beobachtbarem (Fühlen, Denken, Wollen)“. David Myers definiert Psychologie als „*Wissenschaft vom Verhalten und von den mentalen Prozessen*“, wobei Verhalten „alles“ ist, „was ein Organismus macht“, während mentale Prozesse „innere subjektive Erfahrungen“ sind, die sich aus dem Verhalten erschließen lassen, also „Empfindungen, Wahrnehmungen, Träume, Überzeugungen und Gefühle“ (Myers, 2014, S. 6; Hervorh. i. O.). Richard Gerrig und Philip Zimbardo (2008, S. 2) verstehen Verhalten als „Mittel, durch welches sich der Organismus an die Umwelt anpasst.“

Die nomothetisch orientierte Psychologie wird auch als ‚Mainstream‘ bezeichnet (Toomela, 2014). Idiographische Ansätze sind dagegen im Fachdiskurs marginalisiert. So wird etwa die Psychoanalyse in der Regel nur zu den historischen Vorläuferinnen der „modernen Psychologie“ (Myers, 2014, S. 7) gerechnet. Dass die Psychoanalyse nicht experimentell, sondern verstehend orientiert ist, wird ihr immer wieder vorgeworfen. In Gestalt der Neuro-Psychoanalyse hat sie gleichwohl als Folge des Booms der Neurowissenschaften an Anerkennung gewonnen (Solms, 2000). Die Dominanz des Mainstreams hat auch methodologische Konsequenzen. Qualitative Methoden der Datenerhebung und -auswertung spielen in der Psychologie der Gegenwart eine eher marginale Rolle, obwohl wichtige klassische Arbeiten unter anderem auf qualitativen Methoden beruhen (Wright, 1983).

3 Kritische Ansätze jenseits des Mainstreams in der Psychologie

Die studentische Protestbewegung an den westdeutschen Universitäten der 1960er und 1970er Jahre entdeckte die während des Faschismus verbotene marxistische Literatur wieder und trug so wesentlich zur Entstehung wissenschaftskritischer Ansätze bei, die in der Folge auch in der Psychologie rezipiert wurden. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang insbesondere diese Strömungen: erstens die Psychoanalyse nach Sigmund Freud (1856–1939), zweitens die Kritische Theorie der Frankfurter Schule (Adorno, 1973; Fromm, 1970), drittens die Kritische Psychologie (Markard, 2009),

viertens die Gemeindepsychologie, die durch die US-Bürgerrechtsbewegung und die Psychiatriereform in den westlichen Industrieländern beeinflusst war (Rappaport, 1981), und fünftens der soziale Konstruktivismus (Gergen, 1985; Winter, 2010), der heute unter anderem in feministischen und *queeren* Richtungen der Psychologie präsent ist (Goodley & Lawthom, 2006). Viele der Ansätze, die im englischsprachigen Raum unter der Bezeichnung *critical psychology* zusammengefasst werden (Teo, 2014), sind für die Disability Studies von Bedeutung.

Alle genannten Ansätze kritisieren das nomothetische Selbstverständnis des psychologischen Mainstreams. Gemeinsam ist ihnen, dass sie Menschen nicht als bloße Beobachtungsobjekte betrachten, sondern als aktive Erkenntnissubjekte, die in gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen leben. Gleichzeitig setzen sie unterschiedliche Akzente. Psychoanalytische Ansätze interessieren sich vor allem für die individuelle Lebensgeschichte und die affektiven Beziehungen zu nahestehenden Personen. Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule, die in den Disability Studies bisher noch wenig vertreten ist (Goodley, 2012, S. 320; Meekosha & Shuttleworth, 2009; Neukirchinger, 2020), verbindet Psychoanalyse mit Marxismus. Die ebenfalls auf der Marxschen Theorie beruhende Kritische Psychologie führt psychische Konflikte im Wesentlichen darauf zurück, dass Menschen im Kapitalismus von der Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse und damit von Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung ausgeschlossen werden. In diesem Sinne plädiert sie für partizipative Forschung (> Behrisch in diesem Band), damit ausgrenzende Verhältnisse verstanden und partiell überwunden werden können. Ähnlich setzt die Gemeindepsychologie auf *empowerment* und die Beteiligung an gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Die sozialkonstruktivistische¹ Psychologie betont die kognitive und begriffliche ‚Konstruktion‘ psychologischer Probleme und steht dem wissenschaftlichen Anspruch auf objektive und überprüfbare Erkenntnisse prinzipiell skeptisch gegenüber.

4 ‚Behinderung‘ als Thema in der gegenwärtigen Psychologie

Wer heute Psychologie studiert, kommt mit den Themen Behinderung und chronische Krankheit nicht notwendigerweise in Kontakt. Darauf deutet jedenfalls eine Studie von Nicole Rosa et al. (2016) hin. Die Autorinnen analysierten das Seminarangebot der

¹Der Sozialkonstruktivismus wird insbesondere in Deutschland häufig mit der Sozialtheorie von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1970) in Verbindung gebracht, allerdings hat sich Berger wiederholt dagegen verwahrt, als Konstruktivist bezeichnet zu werden. Er kritisierte, dass eine „soziologische Richtung“ entstanden sei, die sich „zu unserem Ärger ‚Konstruktivismus‘ nannte und die behauptete, dass alle Deutungen gleichwertig seien und darüber hinaus, dass es überhaupt keine Wirklichkeit außerhalb der gesellschaftlichen Deutung gebe.“ (Berger, 1998, S. 23, zit. n. Keller et al., 2013, S. 10)

Bachelor-Studiengänge Psychologie an 98 führenden Universitäten der USA, um herauszufinden, in welchem Maße Beeinträchtigungen behandelt werden und ob dies eher im Rahmen eines medizinischen oder eines sozialen Modells von Behinderung geschieht. Während die untersuchten Hochschulen Seminare anboten, in denen zu psychiatrischen (100 %) und kognitiven Beeinträchtigungen (73 %) gelehrt wurde, kamen chronische Erkrankungen (34 %), Lernbehinderungen (19 %) sowie sensorische (18 %) und körperliche Beeinträchtigungen (8 %) deutlich seltener vor (Rosa et al., 2016, S. 61).

Ein ähnliches Bild findet man in der Grundlagenliteratur, die hierzulande im Studium verwendet wird. Lehrbücher der Psychologie (Gerrig & Zimbardo, 2008; Myers, 2014) thematisieren Behinderung in unterschiedlichen Kontexten und aus unterschiedlichen Perspektiven: Es geht um ‚geistige Behinderung‘ im Rahmen von Intelligenzdiagnostik, um Deinstitutionalisierung von ‚geistig behinderten‘ Menschen, gesundheitliche Prävention in der Schwangerschaft, ‚abweichendes Verhalten‘, Autismus, soziale Identität, Vorurteile und Stigmatisierungen, die emotionale Bewältigung von Beeinträchtigungen sowie um die Frage, ob Gehörlosigkeit eine Beeinträchtigung oder eine Kultur ist. Insgesamt sind Beeinträchtigungen und chronische Krankheiten eher randständige Themen, die aus der Perspektive eines vorwiegend medizinischen Modells betrachtet werden.

Vereinzelt greift die neuere rehabilitationspsychologische Literatur Konzepte der Behindertenbewegung bzw. der Disability Studies auf, etwa Persönliche Assistenz (Lude & Eisenhuth, 2015) oder das soziale Modell von Behinderung (Wolf-Kühn & Morfeld, 2016, S. 24). Dominant ist das biopsychosoziale Modell der *International Classification of Functioning, Disability & Health* der Weltgesundheitsorganisation (DIMDI, 2005), das zwar Teilhabe, Aktivitäten und Umweltfaktoren einbezieht, nach wie vor aber unter Behinderung vornehmlich ein gesundheitliches Problem versteht (> Naue & Waldschmidt und Wesselmann in diesem Band). Zu wenig berücksichtigt werden die Perspektive und Expertise behinderter bzw. chronisch kranker Menschen sowie eine kritische Erforschung der Arbeitsweisen von Institutionen der Rehabilitation. Nichtsdestotrotz sind einige Autorinnen und Autoren der Disability Studies in psychologischen Sammelwerken vertreten (etwa Gill et al., 2007; Pfeiffer, 2007).

Man muss in Anbetracht dieser Befunde also bedenken, dass die Themen Behinderung und chronische Krankheit im aktuellen Lehrkanon der Psychologie deutlich unterrepräsentiert sind. Positiv gewendet heißt dies, dass es große Leerstellen im Curriculum gibt, die potenziell mit neuen Inhalten im Sinne des sozialen Modells der Disability Studies gefüllt werden könnten.

5 Psychologische Klassiker zum Thema Behinderung

Ungeachtet der Kritik am heutigen Mainstream darf nicht übersehen werden, dass bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts originelle Forschungsansätze entwickelt wurden, die einige Gedanken der späteren Disability Studies vorwegnahmen. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Vygotskij (in anderen

Schreibweisen auch Wygotski bzw. Vygotsky), Lewin und Wright, die hier kurz skizziert werden sollen.

Trotz seiner kurzen Lebensspanne hat Vygotskij (1896–1934) ein umfangreiches Werk hinterlassen, das ihn zu einem der bedeutendsten Psychologen des 20. Jahrhunderts macht. Der aus säkular-jüdischer Familie stammende Vygotskij konnte trotz einer anti-semitisch motivierten Beschränkung des Hochschulzugangs im russischen Zarenreich Jura und Literaturwissenschaften studieren. Während seiner anschließenden Tätigkeit als Lehrer wandte sich sein Interesse verstärkt der Psychologie zu. 1920 erkrankte er an Tuberkulose und bekam von Ärzten mitgeteilt, dass er nur noch wenige Monate zu leben habe (Keiler, 2002, S. 22). Bis zu seinem Tod im Jahr 1934 – er starb an den Spätfolgen der Infektion – arbeitete er hauptsächlich am Psychologischen Institut der Universität Moskau. In der Folgezeit fielen seine Schriften unter die stalinistische Zensur.

Vygotskij's Hoffnung, seine Ideen in die Gestaltung des sowjetischen Bildungssystems einbringen zu können, erfüllte sich nicht. Bekannt wurde er vor allem durch entwicklungs- und pädagogisch-psychologische Beiträge sowie als Begründer einer Richtung, die später als kulturhistorischer Ansatz beziehungsweise Tätigkeitstheorie bezeichnet wurde (kritisch zu diesen Begriffen Keiler, 2002). Weniger bekannt ist, dass er im Zuge seiner Arbeit für das sowjetische Volkskommissariat für Bildung weitreichende Analysen und Positionen zur Erziehung behinderter Kinder entwickelte. Dabei griff er auf Psychologie und Pädagogik zurück und kritisierte die Tradition der europäischen Sonderschule und Heilpädagogik. Die Sonderschule sei „bourgeois, philanthropic, and religious to the core“ (Vygotsky, 1993 [1924], S. 83) – „with its nepotism and its unending, small-minded, patronizing custody of pupils“ (Vygotsky, 1993 [1924], S. 91). Nicht die Beeinträchtigung, sondern die Isolation der behinderten Menschen sei potenziell traumatisierend. Angesichts der Ausgrenzung blinder Kinder folgerte Vygotskij: „Thus, the task is not so much the education of blind children as it is the reeducation of the sighted. The latter must change their attitude toward blindness and toward the blinded.“ (Vygotsky, 1993 [1924], S. 86) Er plädierte für die Unterbringung behinderter Kinder in regulären Schulen. „„Special‘ education must lose its ‚special‘ character, and then it will become a part of the general educational system.“ (Vygotsky, 1993 [1924], S. 92–93) Die Unterrichtung in der Hilfsschule sollte nur vorübergehend sein und die reguläre Schule nur unterstützen; sie dürfe nicht die Verbindung zu ihr kappen. Hauptsächlich argumentierte Vygotskij für die Anpassung der Umstände an die Bedürfnisse behinderter Menschen, teilweise setzte er allerdings das Erlernen bestimmter Fähigkeiten unhinterfragt voraus: „It is possible that the time is not far away when pedagogy will be ashamed of the very notion of a ‚handicapped child‘, which signifies some unalterable defect in the child’s nature. A deaf person who speaks and a blind person who works are both participants in life in the full sense of the word. They will not consider themselves abnormal and will not give others grounds to think so. It is our responsibility to see that a deaf, blind, or mentally retarded person is not handicapped.“ (Vygotsky, 1993 [1924], S. 83) Eine deutsche Übersetzung dieses Textes erschien Jahrzehnte später in der DDR, allerdings in einer Fassung, die um längere

Passagen gekürzt wurde und sich auch sonst in wichtigen Punkten von der englischsprachigen Version unterscheidet (Wygotski, 1975).

Mit Vygotskij in fachlichem Austausch stand der deutsche Sozialpsychologe Lewin (1890–1947), der 1933 wegen des Machtantritts der NSDAP in die Vereinigten Staaten emigrierte. Zwar begrüßte er die Demokratie seines Aufnahmeland; gleichzeitig war er jedoch entsetzt über den Antisemitismus und Rassismus in den USA und zeigte sich entschlossen, etwas dagegen zu unternehmen. Sein Ausgangspunkt war die von ihm begründete psychologische ‚Feldtheorie‘, nach der Menschen in einer gegebenen Situation mit ‚Kräften‘ in einem ‚Feld‘ konfrontiert sind, die ihr Verhalten bestimmen. Hatte Lewin sich vor 1933 an der Berliner Universität vorwiegend experimentell mit motivations- und emotionspsychologischen Fragen beschäftigt, so entwickelte er im Exil die *action research* (Lewin, 1953). In deren Rahmen führte er gemeinsam mit Betroffenen Interventionen in der Lebenswelt durch, um zur Lösung sozialer Probleme wie etwa des Rassismus beizutragen.

Vor dem Hintergrund feldtheoretischer Überlegungen entstand auch Lewins Sozialpsychologie gesellschaftlicher Minderheiten. Unter anderem verwendet er in diesen Arbeiten den Begriff ‚Negro‘, der zur damaligen Zeit nicht als diskriminierend wahrgenommen und von der afroamerikanischen Bevölkerung zur Selbstbezeichnung gebraucht wurde. „Das hier vorliegende Problem“, betonte Lewin (1953, S. 240), „ist keineswegs ausschließlich ein jüdisches. Ein Angehöriger jeder weniger bevorzugten Gruppe muss sich mit ihm auseinandersetzen. Dies stimmt zu einem erstaunlich hohen Grade nicht nur in denjenigen Fällen, wo die Benachteiligung aus sozialer Diskriminierung kommt, wie zum Beispiel gegenüber den Negern in den Vereinigten Staaten, sondern auch, wo sie sich aus körperlichen Mängeln wie zum Beispiel Taubheit ergibt. Grundlegend [...] ist die Frage: Was bedeutet die Zugehörigkeit zu einer Gruppe für einen einzelnen und in welcher Weise beeinflusst das sein Verhalten in bestimmten Situationen?“ Er erörterte außerdem, welche Rolle die Zugehörigkeit zu einer Minderheit in der Kindererziehung spielen sollte: „Das Kind [...] mit härteren Mitteln zu einem guten Betragen zu zwingen oder seinen persönlichen Ehrgeiz höher zu schrauben, als es bei der [...] Mehrheit üblich ist, versetzt das Kind nur in einen Zustand größerer Spannung. [...] Die Eltern sollten [...] die soziale Seite der Situation betonen.“ (Lewin, 1953, S. 255)

Viele Angehörige sozialer Randgruppen wollen Lewin zufolge ihre Gruppe verlassen, weil sie diese mit dem tendenziell feindlichen Blick der Mehrheit betrachteten. Die Lösung dieses Konflikts sei langfristig nur gesellschaftlich, nicht individuell möglich. „Die Gleichberechtigung der Frauen ließ sich nicht dadurch erreichen, dass eine nach der anderen das Stimmrecht erhielt.“ (Lewin, 1953, S. 229) Der Selbsthass der Minderheit werde erst aussterben, wenn „wirkliche Gleichrangigkeit“ (Lewin, 1953, S. 274) erreicht sei. Lewins *action research* wurde von ‚dissidenten‘ Strömungen aufgegriffen, etwa von der Gemeindepsychologie und der Kritischen Psychologie, und auch die Disability Studies lassen sich in ihren Forschungsansätzen davon inspirieren (Goodley & Lawthom, 2005; Markard, 2009; > Behrisch in diesem Band).

Der dritte Ansatz stammt von Wright (1917–2018), einer US-amerikanischen Psychologin. Sie promovierte bei Lewin und wurde Teilnehmerin seines Arbeitszusammenhangs, der „topology group“ (Wurl, 2008, S. 52). Mit dem Thema Behinderung kam sie ab 1944 durch ihre Tätigkeit für den US Employment Service in Kontakt, wo sie dafür zuständig war, Menschen mit Lernschwierigkeiten oder körperlichen Beeinträchtigungen eine Stelle zu vermitteln. Rückblickend schildert sie, wie sie improvisieren musste. So erreichte sie beispielweise, dass ein Mann mit Lernschwierigkeiten eingestellt wurde und ein Kollege ihn bei der Arbeit leitete oder dass ein Rollstuhlfahrer eine Anpassung seines Arbeitsplatzes bekam (Wurl, 2008, S. 121). Mit Anklängen an Lewins Feldtheorie erklärte Wright in einem Interview, wie der Arbeitskräftemangel infolge des Zweiten Weltkriegs neue Möglichkeiten für Frauen und behinderte Menschen eröffnete: „These WW II [World War II] examples [show ...] how forces in the environment [...] can either close off opportunities or open them up. And the fact that they can open them up, in terms of disability, or that they hired all the women they could get [...], could have provided the [...] background [...] that gave a boost to both the feminist movement [...] and the disability rights movement because they were being employed.“ (zit. nach Wurl, 2008, S. 122)

Nach ihrer Rückkehr in das akademische Leben assistierte sie Roger Barker und Tamara Dembo bei rehabilitationspsychologischen Studien (Barker et al., 1953; Dembo et al., 1956). Diese Arbeiten betonten bereits die Relevanz von Barrieren, ferner die ökonomischen und rechtlichen Umstände sowie die Erfahrung von Betroffenen. Die Arbeitsgruppe verglich Beeinträchtigungen mit anderen außergewöhnlichen physischen Merkmalen, wie besondere Körpergröße oder Übergewicht, und trug so zu einer weniger pathologisierenden Perspektive bei. Auf Grundlage dieser Vorarbeiten veröffentlichte Wright 1960 – sieben Jahre, bevor sie eine Professur an der Universität Kansas erhielt – ein rehabilitationspsychologisches Lehrbuch, das sich über die Jahrzehnte zum Klassiker entwickelte und von dem sie nach über 20 Jahren eine zweite, grundsätzlich überarbeitete Ausgabe publizierte (Wright, 1983). Darin behandelt sie insbesondere Interaktionsphänomene zwischen behinderten und nichtbehinderten Menschen unter tendenziell ausgrenzenden gesellschaftlichen Bedingungen. Von Bedeutung ist beispielsweise Wrights Differenzierung von Fremd- und Eigenwahrnehmung von Beeinträchtigung und Behinderung, auf die Vorurteile und Abwertungen zurückzuführen seien, die auch zwischen Menschen mit verschiedenen Beeinträchtigungen eine Rolle spielten (Wright, 1983, S. 47–51). Behinderte Menschen seien zudem mit der Erwartung Nichtbehinderter konfrontiert, sie müssten ihre Situation als beklagenswert empfinden (Wright, 1983, S. 78–94). Bewältigung von Behinderung besteht Wright zufolge unter anderem darin, die ‚Werte‘ der Normalität infrage zu stellen (Wright, 1983, S. 157–192).

An die von Wright begründete Tradition des psychosozialen Ansatzes knüpfen mehrere Aufsätze und Lehrbücher an, deren Autorinnen teilweise selbst behindert sind und die sich positiv auf die Behindertenbewegung beziehen; die Übergänge zu den Disability Studies sind dabei fließend (Asch, 1984; Asch & Fine, 1988; Dunn, 2015; Gill, 2001; Gill et al., 2007; Vash und Crewe, 2004).

6 Psychologie im Anschluss an das soziale Modell von Behinderung

Das von den Disability Studies entwickelte soziale Modell, das Beeinträchtigung (*impairment*) von der gesellschaftlich verursachten Behinderung (*disability*) unterscheidet, ist auch für die Psychologie relevant. Bei der Sichtung von psychologischen Studien, die an das soziale Modell anschließen, lassen sich wiederum gemeindepsychologische, kritisch-psychologische, sozialkonstruktivistische und psychoanalytische Beiträge unterscheiden. Daneben gibt theoretische und systemisch-therapeutische Arbeiten. Einige werden nachfolgend exemplarisch dargestellt.

In einem theoretischen Beitrag kontrastieren Vic Finkelstein und Sally French (1993) die Folgen von Beeinträchtigungen und die Folgen von Behinderungen. Zu den ersten zählen sie z. B. Phänomene wie Stimmungsschwankungen und Aggressionen als unmittelbare Auswirkungen von Chorea Huntington oder der Alzheimer-Krankheit. Psychische Folgen gesellschaftlicher Behinderung seien dagegen beispielsweise Depressionen angesichts drohender Diskriminierung, reduzierter Aussichten auf Arbeit und der mangelnden Anpasstheit gesellschaftlicher Strukturen an individuelle Bedürfnisse. „It is hardly surprising [...], that limitations imposed on disabled people by these barriers sometimes lead to depression, passivity, anxiety and hopelessness, which in turn may lead able-bodied people to regard them as unmotivated and poorly adjusted. It is very important that these barriers are seen as providing the context for personal mood states and psychological reactions, rather than seeing these states as psychological reactions to impairment.“ (Finkelstein & French, 1993, S. 32) Olkin and Pledger (2003) stellen der traditionellen Psychologie das Paradigma der Disability Studies gegenüber. Die herkömmliche Psychologie, so die Autorinnen, beruhe auf einem medizinischen Modell; sie sehe behinderte Menschen und ihre Familien vorwiegend als von Risiken bedroht oder belastet an und betreibe Forschung über behinderte Menschen. Im Vergleich dazu liege einer Psychologie im Sinne der Disability Studies ein soziales Modell zugrunde. Diese Psychologie bevorzugt demnach einen gesellschaftlichen Ansatz und würdigt die Geschichte und Kultur behinderter Menschen, die sie in den Forschungsprozess einbezieht (Goodley, 2012, S. 320; Olkin & Pledger, 2003, S. 301).

Als systemisch orientierte Psychotherapeutin betrachtet Olkin (1999) Modelle von Behinderung nicht nur hinsichtlich ihrer Implikationen für die Forschung, sondern auch als Alltagstheorien von Familien und in ihrer Bedeutung für die therapeutische Praxis. In diesem Zusammenhang beschreibt sie ein ‚moralisches Modell‘ von Behinderung: „In this view the family of the person with disability somehow has been selected for its various attributes (faith or strength, or a test thereof).“ (Olkin, 1999, S. 25) Interpretationen von Behinderung als rein medizinische oder moralische Angelegenheit würden aber „offer more ways to go wrong“ (Olkin, 1999, S. 53) in dem Sinne, dass sie potenziell zur Dysfunktionalität familiärer Systeme beitragen. Olkin (1999) zufolge muss insbesondere danach gefragt werden, welche Rolle gesellschaftliche Behinderungen bei der Entstehung psychischen Leidens spielen (Artman & Daniels, 2010; Olkin, 2017).

John Swain, Carol Griffiths und French (2006) befragten im Rahmen einer qualitativen Studie Beraterinnen und Berater aus dem Gesundheitsbereich und aus einem Berufsbildungswerk, um das professionelle Verständnis von Behinderung zu untersuchen. Es zeigte sich, dass sich dieses Verständnis weder als medizinisches noch als soziales Modell angemessen charakterisieren lässt. Die Beratenden legten Wert darauf, nicht zu kategorisieren, und folgten den Maximen der Klientenzentrierten Gesprächsführung nach dem Psychotherapeuten Carl Rogers (1902–1987). Dieser Ansatz kann allerdings auch dazu führen, dass die Beratung ausführlicher die Schwierigkeiten eines Klienten thematisiert, die Treppen zur Beratungsstelle zu benutzen, als dass erwogen wird, das Beratungsgespräch an einen anderen, zugänglicheren Ort zu verlegen (Swain et al., 2006, S. 167).

Gemeindepsychologische Untersuchungen befassen sich mit der Analyse problematischer professioneller Situationen, wie sie in der sogenannten Behindertenhilfe auftreten, etwa im betreuten Wohnen. Bei ihnen steht besonders der programmatische Anspruch der Gemeindepsychologie, auf gesellschaftliche Veränderungen hinzuwirken, im Vordergrund. Neben Arbeiten aus Großbritannien (Goodley & Lawthom, 2005; Kagan et al., 2006) gibt es auch eine Reihe von entsprechenden, zumeist qualitativ orientierten Beiträgen aus dem deutschsprachigen Raum (Zander & Mey, 2018).

Im Anschluss an die Kritische Psychologie interviewte Michael Zander (2015a) alte Menschen mit ambulantem Pflegebedarf zu ihrer Selbstbestimmung und ihrer gesellschaftlichen Teilhabe im Alltag. In der Auswertung unterscheidet er zwischen Selbstständigkeit, verstanden als Fähigkeit, Dinge selbst tun zu können, und Selbstbestimmung, verstanden als Fähigkeit, über relevante Fragen entscheiden zu können. Wie sich zeigt, bemühen sich die Befragten, gestützt auf Bewältigungsstrategien und verfügbare Strukturen, sowohl um Selbstbestimmung als auch um Selbstständigkeit, wobei sie sich mit den gegebenen Handlungsspielräumen teilweise abfinden und teilweise versuchen, diese zu erweitern (Zander, 2018; zu Behinderung im Alter Falk & Zander, 2020). Auf Basis der Kritischen Psychologie hat Zander (2020) außerdem den Ansatz der Praxisforschung zur Analyse rehabilitationspsychologischer Praxisprobleme weiterentwickelt.

Die sozialkonstruktivistisch orientierte Autorin Reeve (2006) untersuchte in qualitativen Interviews die psycho-emotionalen Dimensionen von Behinderung. Ein Rollstuhlfahrer gab beispielsweise an, er müsse in unzugänglichen Läden regelmäßig andere Menschen fragen, ob sie ihm behilflich sein können. In der Position des Bittstellers fühle er sich genötigt, ein ‚falsches Lächeln‘ aufzusetzen, obwohl er sich eigentlich ärgert. Ein anderer Interviewpartner berichtete, dass Nichtbehinderte ihn meiden und sich in seiner Gegenwart unsicher fühlen. Reeve sieht diese Erfahrungen als Resultat fehlender Interaktionsregeln. Behinderte Menschen übernehmen in der sozialen Interaktion häufig die pädagogische Rolle und versuchten zu beweisen, dass sie nicht ansteckend seien und man vor ihnen keine Angst haben müsse (Reeve, 2006).

Aus psychoanalytischer Sicht geht Bernhard Richarz (2003) davon aus, dass die Konstruktion von Behinderung eine unbewusste Bedeutung hat. Die Abwehrform der

‚Spaltung‘ – im Sinne einer kognitiven und emotionalen Spaltung der Welt in ‚gut‘ und ‚böse‘ – diene der Bewältigung von Angst. Zur Abspaltung unerwünschter Wahrnehmungen kann es demnach in verschiedenen Situationen kommen. Bei Begegnungen zwischen nichtbehinderten und behinderten Menschen etwa können sich die einen ihres Status versichern; die anderen nutzen die Gelegenheit, das Gegenüber zu einem „aktiven, unbegrenzten Objekt“ (Richarz, 2003, S. 45) zu machen. Richarz (2003, S. 46–48) weist zugleich darauf hin, dass nach einem Unfall oder nach der Geburt eines beeinträchtigten Kindes die Verleugnung der mit der Behinderung verbundenen Zumutungen naheliegend sein kann. Brian Watermeyer (2006) macht darauf aufmerksam, dass in der öffentlichen Wahrnehmung von behinderten Menschen die Abwehrform der Spaltung oft mit Idealisierung einhergeht: „Disabled people tend to be viewed either as dependent invalids, or superhuman individuals who have overcome enormous odds.“ (Watermeyer, 2006, S. 37) Eine weitere Abwehrform ist die Reaktionsbildung, mit der moralisch anstößige Gefühle gegenüber behinderten Menschen, etwa Aggression oder ‚narzisstische‘ Wünsche nach eigener Bestätigung, hinter sozial akzeptierten Reaktionen wie Altruismus verborgen werden. Watermeyer (2006, S. 39) geht davon aus, dass diese Reaktionsweise in den sogenannten helfenden Berufen eine besondere Rolle spielt (Watermeyer, 2013). Im deutschsprachigen Raum wird in diesem Zusammenhang der Begriff des ‚Helfer-Syndroms‘ benutzt; er beschreibt, wie Angehörige helfender Berufe die eigene Bedürftigkeit leugnen (Schmidbauer, 1977, S. 23). Unter Berufung auf den im Poststrukturalismus intensiv rezipierten Psychoanalytiker Jacques Lacan (1901–1981) vertritt schließlich Anja Tervooren (2003) die Auffassung, dass Menschen die eigene Verletzlichkeit abwehren und aus diesem Grund die Begegnung mit behinderten Personen vermeiden.

Ein von den Disability Studies bisher kaum erkundetes Gebiet ist die psychologische und psychiatrische Diagnostik, die insbesondere in der klinischen und schulpyschologischen Praxis eine wichtige Rolle spielt. In diesem Zusammenhang thematisiert beispielsweise Olkin (1999, S. 210–221) die nicht inklusive Gestaltung und entsprechende Anpassung von Testverfahren. Die grundsätzliche Ambivalenz von Diagnostik wird unter dem Stichwort des Etikettierungs-Ressourcen-Dilemmas (Kornmann, 1994) problematisiert und besteht darin, dass sie einerseits stigmatisiert und tendenziell soziale in individuelle Probleme umdefiniert, andererseits kann sie Betroffenen Orientierung geben und den Zugang zu Ressourcen legitimieren. Dekonstruiert man klinische Diagnosen und vernachlässigt dabei deren Orientierungsfunktion, läuft man Gefahr, die mit Beeinträchtigung und Behinderung verbundenen und möglicherweise leidvollen Erfahrungen zu negieren (Boger, 2015; Zander, 2015b).

7 Fazit

Der psychologische Mainstream, wie er eingangs charakterisiert wurde, zielt auf die Ermittlung von ‚Gesetzen‘, die das Erleben und Verhalten von (menschlichen) ‚Organismen‘ bestimmen. Dieses Verständnis von Psychologie ist schwerlich vereinbar mit dem

Anliegen der Disability Studies, Beeinträchtigung und Behinderung als gesellschaftliche Phänomene zu begreifen und die Erfahrungen behinderter wie nichtbehinderter Menschen zu analysieren. Abseits und zum Teil gegen den Mainstream haben sich mehrere kritische Ansätze in der Psychologie herausgebildet, die von den Disability Studies aufgegriffen werden. Die exemplarisch dargestellten qualitativen Studien befassen sich vor allem mit der psychologischen Analyse von alltäglichen Situationen in einer tendenziell ‚behindernden‘ Gesellschaft, seien es Konflikte in der Pflege oder Probleme von Beratung.

Gleichwohl ist der bisher erreichte Stand der Forschung noch ausbaufähig. Bei der Durchsicht der Literatur, die sich explizit den Disability Studies zuordnen, gewinnt man den Eindruck, dass theoretische, methodologische und programmatische Arbeiten gegenüber empirischen Studien deutlich überwiegen. Dies mag unter anderem an der Beharrungskraft des psychologischen Mainstreams und dessen einseitig klinisch ausgerichteten Betrachtung von Behinderung liegen. Zu bedenken ist allerdings, dass theoretisch und methodisch gut fundierte empirische Untersuchungen notwendig sind, um sich neben dem psychologischen Mainstream langfristig behaupten zu können. Außerdem benötigt eine kritische Öffentlichkeit, die sich für Disability Studies interessiert und nicht mit einer behindernden Gesellschaft abfinden will, anspruchsvolle, belastbare und gut nachvollziehbare Argumentationshilfen. In diesem Sinne sind die psychologischen Beiträge zu den Disability Studies weiterzuentwickeln.

Literatur

- Adorno, T. W. (1973). *Studien zum autoritären Charakter*. Suhrkamp.
- Artman, L., & Daniels, J. (2010). Disability and psychotherapy: Cultural competence and practical tips. *Professional Psychology: Research and Practice*, 41(5), 442–448.
- Asch, A. (1984). The experience of disability. A challenge for psychology. *American Psychologist*, 39(5), 529–536.
- Asch, A., & Fine, M. (1988). Beyond pedestals. In A. Asch, & Michelle F. (Hrsg.), *Women with disabilities. Essays in psychology, culture, and politics* (S. 1–37). Temple University Press.
- Barker, R., Wright, B., Meyerson, L., & Gonick, M. (1953). *Adjustment to physical handicap and illness. A survey of the social psychology of physique and disability*. Social Science Research Council.
- Berger, P. L. (1998). *Auf den Spuren der Theologie. Reden*. Pano.
- Berger, P. L., & Luckmann, T. (1970). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Suhrkamp.
- Boger, M.-A. (2015). Das Trilemma der Depathologisierung. In C. Schmechel, F. Dion, K. Dudek, & M.* Rossmüller (Hrsg.), *Gegendiagnose. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychologie und Psychiatrie* (S. 268–288). Edition Assemblage.
- Dembo, T., Leviton, G., & Wright, B. (1956). Adjustment to misfortune. A problem of social-psychological rehabilitation. *Artificial Limbs* 3(2), 4–62.
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI). (2005). *Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*. DIMDI.
- Dunn, D. (2015). *The social psychology of disability*. Oxford University Press.

- Falk, K., & Zander, M. (2020). Alter und Behinderung. In K. Aner, & U. Karl (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Alter* (S. 421–430). Springer VS.
- Finkelstein, V., & French, S. (1993). Towards a psychology of disability. In J. Swain, V. Finkelstein, S. French, & M. Oliver (Hrsg.), *Disabling barriers – Enabling environments* (S. 26–33). Sage.
- Fromm, E. (1970). *Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie*. Suhrkamp.
- Gergen, K. (1985). The social constructionist movement in modern psychology. *American Psychologist*, 40(3), 266–275.
- Gerrig, R., & Zimbardo, P. (2008). *Psychologie*. Pearson.
- Gill, C. (2001). Divided understandings. The social experience of disability. In G. Albrecht, K. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 351–372). Sage.
- Gill, C., Kewman, D., & Brannon, R. (2007). Transforming psychological practice and society: Policies that reflect the new paradigm. In A. D. Orto, & P. Power (Hrsg.), *The psychological and social impact of illness and disability* (S. 37–52). Springer.
- Goodley, D. (2012). The psychology of disability. In N. Watson, A. Roulstone, & C. Thomas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (S. 310–323). Routledge.
- Goodley, D., & Lawthom, R. (2005). Epistemological in participatory action research: Alliances between community psychology and disability studies. *Disability & Society*, 20(2), 135–151.
- Goodley, D., & Lawthom, R. (2006). Disability studies and psychology: New allies? In D. Goodley, & R. Lawthom (Hrsg.), *Disability & psychology. Critical introductions & reflections* (S. 1–16). Palgrave.
- Kagan, C., Lawthom, R., Duckett, P., & Burton, M. (2006). Doing community psychology with disabled people. In D. Goodley, & R. Lawthom (Hrsg.), *Disability & psychology. Critical introductions & reflections* (S. 170–186). Palgrave.
- Keiler, P. (2002). *Lev Vygotskij – Ein Leben für die Psychologie*. Beltz.
- Keller, R., Knoblauch, H., & Reichertz, J. (2013). Der kommunikative Konstruktivismus als Weiterführung des Sozialkonstruktivismus – Eine Einführung in den Band. In R. Keller, H. Knoblauch, & J. Reichertz (Hrsg.), *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenschaftlichen Ansatz* (S. 9–21). Springer VS.
- Kornmann, R. (1994). Von der prinzipiell nie falschen Legitimation negativer Ausleseentscheidungen zum Etikettierungs-Ressourcen-Dilemma. Oder: Gibt es überhaupt Perspektiven für eine förderungsorientierte Diagnostik? *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* 17(1), 51–59.
- Lewin, K. (1953). *Die Lösung sozialer Konflikte*. Christian.
- Lude, P., & Eisenhuth, J. (2015). Psychische Herausforderung durch eine Querschnittlähmung. In W. Strubreither, M. Neikes, D. Stirnimann, J. Eisenhuth, B. Schulz, & P. Lude (Hrsg.), *Klinische Psychologie bei Querschnittlähmung* (S. 239–247). Springer.
- Markard, M. (2009). *Einführung in die Kritische Psychologie*. Argument.
- Meekosha, H., & Schuttleworth, R. (2009). What's so 'critical' about critical disability studies? *Australian Journal of Human Rights*, 15(1), 47–75.
- Myers, D. (2014). *Psychologie* (3. Aufl.). Springer.
- Neukirchinger, B. (2020). Kritische Theorie als Perspektive für das britische soziale Modell von Behinderung. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 74–81). Beltz Juventa.
- Olkin, R. (1999). *What psychotherapists should know about disability*. The Guilford.
- Olkin, R. (2017). *Disability-affirmative therapy. A case formulation template for clients with disabilities*. Oxford University Press.

- Olkin, R., & Pledger, C. (2003). Can disability studies and psychology join hands? *American Psychologist*, 58(4), 296–304.
- Pfeiffer, D. (2007). The disability paradigm. In A. D. Orto, & P. Power (Hrsg.), *The psychological and social impact of illness and disability* (S. 7–10). Springer.
- Rappaport, J. (1981). In praise of the paradox. A social policy of empowerment over prevention. *American Journal of Community Psychology*, 9(1), 1–25.
- Reeve, D. (2006). Towards a psychology of disability: The emotional effects of living in a disabling society. In D. Goodley, & R. Lawthom (Hrsg.), *Disability & psychology. Critical introductions & reflections* (S. 94–108). Palgrave Macmillan.
- Richarz, B. (2003). Behinderung als Trauma. In G. Hermes, & S. Köbsell (Hrsg.), *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken* (S. 42–50). Bifos.
- Rosa, N. M., Bogart, K. R., Bonnett, A. K., Estell, M. C., & Colton, C. (2016). Teaching about disability in psychology: An analysis of disability curricula in U. S. undergraduate psychology programs. *Teaching of Psychology* 43(1), 59–62.
- Schmidbauer, W. (1977). *Die hilflosen Helfer. Zur seelischen Problematik der helfenden Berufe*. Rowohlt.
- Schmithüsen, F., & Ferring, D. (2015). Allgemeine Psychologie. In F. Schmithüsen (Hrsg.), *Lernskript Psychologie* (S. 21–93). Springer.
- Schmithüsen, F., & Krampen, G. (2015). Geschichte der Psychologie. In F. Schmithüsen (Hrsg.), *Lernskript Psychologie* (S. 1–19). Springer.
- Solms, M. (2000). Freud, Luria and the clinical method. *Psychoanalysis and History*, 2(1), 76–109.
- Swain, J., Griffiths, C., & French, S. (2006). Counselling with the social model: Challenging therapy's pathologies. In R. Lawthom, & D. Goodley (Hrsg.), *Disability & psychology. Critical introductions & reflections* (S. 155–169). Houndmills: Palgrave.
- Teo, T. (Hrsg.). (2014). *Encyclopedia of critical psychology*. Springer Reference.
- Tervooren, A. (2003). Der verletzte Körper. Überlegungen zu einer Systematik der Disability Studies. In A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation* (S. 37–48). Bifos.
- Toomela, A. (2014). Mainstream psychology. In T. Teo (Hrsg.), *Encyclopedia of critical psychology* (S. 1117–1125). Springer.
- Vash, C., & Crewe, N. (2004). *Psychology of disability*. Springer.
- Vygotsky, L. (1993 [1924]). The psychology and pedagogy of children's handicaps. In R. Rieber, & A. Carton (Hrsg.), *The collected works of L. S. Vygotsky* (S. 76–93). Springer.
- Waldschmidt, A. (2003). „Behinderung“ neu denken: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. In Anne Waldschmidt (Hrsg.), *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation* (S. 11–22). Bifos.
- Watermeyer, B. (2006). Disability and psychoanalysis. In B. Watermeyer, L. Schwartz, T. Lorenzo, M. Schneider, & M. Priestley (Hrsg.), *Disability and social change: A South African agenda* (S. 31–44). HRSC Press.
- Watermeyer, B. (2013). *Towards a contextual psychology of disablism*. Routledge.
- Windelband, W. (1894). *Geschichte und Naturwissenschaft*. Rede zum Antritt des Rectorats der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg, gehalten am 1. Mai 1894. Heitz & Mündel.
- Winter, R. (2010). Sozialer Konstruktivismus. In G. Mey, & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 123–135). VS Verlag.
- Wolf-Kühn, N., & Morfeld, M. (2016). *Rehabilitationspsychologie*. Springer.
- Wright, B. (1983). *Physical disability. A psychosocial approach*. Harper & Row.
- Wurl, S. L. (2008). *Beatrice A. Wright: A life history*. University of Tennessee.
- Wygotski, L. (1975). Zur Psychologie und Pädagogik der kindlichen Defektivität. *Die Sonderschule*, 20(2), 65–72.

- Zander, M. (2015a). *Autonomie bei (ambulanten) Pflegebedarf. Eine psychologische Untersuchung*. Huber.
- Zander, M. (2015). Chronische Krankheit aus der Perspektive der Disability Studies. *Sozialmagazin, o. Jg.(7–8)*, 32–39.
- Zander, M. (2018). Selbstbestimmung und Pflegebedürftigkeit aus sozialpsychologischer Perspektive. In C. Bleck, A. van Rießen, & R. Knopp (Hrsg.), *Alter und Pflege im Sozialraum* (S. 69–83). Springer.
- Zander, M. (2020). Praxisforschung und Intevision. Erfahrungen von der Berliner Theorie-Praxis-Konferenz und aus Seminaren an der Hochschule Magdeburg-Stendal. *Forum Kritische Psychologie – Neue Folge, 1(2)*, 99–115.
- Zander, M., & Mey, G. (Hrsg.). (2018). Themenschwerpunkt Disability Studies. *Journal für Psychologie, 26(2)*, 3–159.

Michael Zander, Dr. phil., Vertretungsprofessur „System der Rehabilitation“ am Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften der Hochschule Magdeburg-Stendal. Forschungsschwerpunkte: Kritische Psychologie, Praxisforschung und Intevision, Disability Studies.

<https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/fachbereiche/angewandte-humanwissenschaften/mitarbeiter/dr-michael-zander.html>



Disability Studies in der Erziehungswissenschaft

Lisa Pfahl und Volker Schönwiese

Zusammenfassung

Das inter- und transdisziplinäre Forschungsfeld der Disability Studies stellt Wissen über gesellschaftliche Entstehungszusammenhänge von Behinderung bereit und weist damit zahlreiche Bezüge zur Erziehungswissenschaft auf. Diese Bezüge werden in dem Beitrag anhand der (historischen) Debatten im 20. Jahrhundert bis heute aufgezeigt. Im Zentrum steht dabei die Bedeutung des Menschenrechts auf (inklusive) Bildung für die bildungswissenschaftliche Theoriebildung und Forschung.

Schlüsselwörter

Bildung · Inklusion · Integration · Menschenrechte · Segregation

1 Einleitung

Die Disability Studies bereichern bildungs- und erziehungswissenschaftliche Fragestellungen und Diskurse, die in ihren Theorie- und Handlungsbezügen an den allgemeinen Lebenslauf- und Bildungsbedingungen orientiert sind (Rathmayr, 2012), um eine kritische und emanzipatorische Perspektive auf Behinderung. Verstanden als relationales Phänomen entsteht Behinderung in bestimmten historischen Konstellationen,

L. Pfahl (✉)

Bildungswissenschaftliche Fakultät, Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich

E-Mail: lisa.pfahl@uibk.ac.at

V. Schönwiese

Breitweg, Österreich

E-Mail: volker.schoenwiese@uibk.ac.at

gesellschaftlichen Verhältnissen und sozialen Interaktionen. Durch eine Beschäftigung mit der historischen, rechtlichen und sozialen Situation von Menschen mit Behinderungen insbesondere in Bezug auf das Bildungswesen sowie durch die Kritik an pädagogischer Normierung, Subjektivierung und institutionellen Grenzziehungen stärken die Disability Studies in den Bildungswissenschaften die Forschung zu Inklusion (> C. Tillmann in diesem Band) und Partizipation.

In diesem Beitrag verfolgen wir das Ziel, am Beispiel von Deutschland und Österreich die Auseinandersetzung der Behindertenbewegung und der Disability Studies mit erziehungswissenschaftlichen Theorien und Praktiken der Segregation in der Bildung und Erziehung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Behinderungen nachzuvollziehen. Es werden Berührungspunkte zwischen beiden Wissenschaftsfeldern herausgearbeitet, um den Einfluss der Disability Studies auf die Erziehungswissenschaft insbesondere anhand des Menschenrechts auf inklusive Bildung aufzuzeigen. Dabei wird auf historische Entwicklungen in den Bildungswissenschaften und den Disability Studies eingegangen und es werden aktuelle erziehungswissenschaftliche Debatten um Inklusion thematisiert. Die Disability Studies haben, so werden wir im Folgenden aufzeigen, zu einer Differenzierung der Forschungsbereiche in den Bildungs- und Erziehungswissenschaften beigetragen.

Um uns dem disparaten Feld der Disability Studies in der Bildungswissenschaft zu nähern, werden wir zunächst einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Diskussion zu den Disability Studies und ihrer institutionellen Verortung geben und auf das menschenrechtliche Verständnis von Behinderung in dem *Übereinkommen über die Rechte der Menschen mit Behinderungen* der Vereinten Nationen (im Folgenden: UN-Behindertenrechtskonvention, UN-BRK) eingehen. Anschließend wird ein historischer Abriss aufzeigen, wie sich an Fragen der Separation und Segregation von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen immer wieder kontroverse Debatten in der Bildungswissenschaft entzündet haben. Dabei werden Berührungspunkte der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft mit den Forderungen der Behindertenbewegungen aufgezeigt. Es wird dargestellt, dass die gesellschaftspolitischen Forderungen behinderter Menschen nach Gleichstellung, Anerkennung und einem Leben in Selbstbestimmung und Würde über das 20. Jahrhundert hinweg bestanden, aber erst in den 1980er Jahren über die Eltern-Integrationsbewegung in Deutschland und Österreich in Form integrationspädagogischer Ansätze Einfluss auf die Bildungswissenschaft genommen haben. Mit der Ratifizierung der UN-BRK und der punktuellen Anwesenheit der Disability Studies in der Bildungswissenschaft verändert sich trotz Beharrungstendenzen zunehmend das erziehungswissenschaftliche Verständnis von Behinderung. So bestärken menschenrechtspädagogische Perspektiven ein soziales Modell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band); zugleich aber werden Separation und Segregation im (Aus-) Bildungswesen weiter fortgesetzt. Anschließend bietet ein Überblick über Arbeiten der Disability Studies in der deutschsprachigen Bildungswissenschaft Einblicke in die

Auswirkungen der UN-BRK und es werden Anstöße für Theorie und Praxis gegeben. Abschließend wird rekapituliert, wie der Dialog mit den Disability Studies in der Bildungswissenschaft eine Beschäftigung mit Inklusion befördert.

2 Zur Bedeutung der Disability Studies und der UN-Behindertenrechtskonvention für die Erziehungswissenschaft

Der Einfluss der Disability Studies auf die Bildungswissenschaft in Deutschland und Österreich wurde bis auf einige wenige Ausnahmen (Hinz, 2008; Schönwiese, 2009; Wocken, 2009) bisher nicht untersucht. Perspektiven der Disability Studies, die in der anglo-amerikanischen Bildungsforschung existieren, beleuchtet Swantje Köbsell (2015). Sie zeigt ausgehend von US-amerikanischen Entwicklungen, wie die Disability Studies sich an Schul- und Unterrichtsforschung beteiligen und welche Fragestellungen dadurch entwickelt werden. Zentral für die sogenannten Disability Studies in Education ist, dass Behinderungen im sozialen, politischen und historischen Kontext betrachtet und behinderte Menschen als Expert_innen befragt werden (Köbsell, 2015); zudem werden unterschiedliche Dimensionen von Ungleichheit berücksichtigt.

Dabei stehen Fragen nach Partizipation und Emanzipation von Kindern, Jugendlichen und Eltern sowie strukturelle Barrieren in Bildung und Erziehung im Fokus der Analysen. In der American Educational Research Association (AERA) formierte sich im Jahr 2000 die Interessengruppe Disability Studies in Education, die eine Reihe von Tagungen und Publikationen hervorbrachte (Connor et al., 2015; Gabel, 2005). Auch das Nordic Network of Disability Research (NNDR) besteht seit 1997 und verbindet die Forschung zu inklusiver Bildung mit Disability Studies in den nordeuropäischen Staaten. Eine ähnliche Entwicklung ist in den entsprechenden akademischen Fachgesellschaften in Deutschland oder Österreich (noch) nicht erkennbar. Im Jahr 2016 wurde zwar innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) die Arbeitsgemeinschaft Inklusionsforschung auf Zeit gegründet, deren Ausrichtung sich jedoch von den Disability Studies in Education unterscheidet, da sie auf eine (vor allem begriffliche) Klärung von Inklusion und dem Begriff zugrunde liegenden normativen Grundlagen zielt. Jedoch sind beispielsweise die Analysen des internationalen Academic Network of European Disability Experts (ANED), das sich unter Beteiligung von Kolleg_innen aus Deutschland und Österreich über Jahre unter anderem mit inklusiver Bildung in Europa beschäftigt hat, nicht in die Arbeitsgemeinschaft der DGfE eingeflossen. Einblicke in die Arbeiten von ANED bietet das Standardwerk *Menschenrechte, Integration, Inklusion* (Flieger & Schönwiese, 2011). Auch im Rahmen der jährlichen ‚Inklusionsforschungstagungen‘ (IFO) werden (inter-)nationale Entwicklungen in der inklusiven Bildung und Erziehung von Menschen mit Behinderungen diskutiert. Die IFO wurde 1986 als deutschsprachiges Netzwerk von Forscher_innen und Praktiker_innen aus dem Feld der Pädagogik gegründet; aufgrund der unterschiedlichen disziplinären Verortung

der Mitglieder ist sie jedoch nicht als Fachgesellschaft etabliert und steht auch den Disability Studies nur in Teilen nahe. Für den deutschsprachigen Raum stellen wir damit aus Sicht der Disability Studies ein eher zersplittertes Feld von bildungswissenschaftlichen Tagungen und Publikationen fest, das sich mit Behinderung als sozialem oder kulturellem Phänomen beschäftigt.

In Forschung und Praxis lässt sich allerdings ein gemeinsamer Bezugspunkt der Disability Studies und den Bildungswissenschaften benennen; dieser liegt in einer menschenrechtlichen Perspektive auf Behinderung (Degener, 2009; >Rößler in diesem Band), wie sie in der Behindertenrechtskonvention festgehalten ist. Die UN-BRK versteht in Artikel 1 unter Menschen mit Behinderungen all diejenigen, die „langfristige körperliche, psychische, intellektuelle oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, die sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen und wirksamen Teilhabe gleichberechtigt mit anderen an der Gesellschaft hindern können.“ (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017) Mit diesem Verständnis von Behinderung als einem relationalem und damit auch veränderbarem Phänomen werden insbesondere bestehende demokratie- und integrationspädagogische Ansätze in den Bildungswissenschaften mobilisiert, um den in Artikel 24 UN-BRK formulierten Anspruch von Menschen mit Behinderung auf Bildung ohne Diskriminierung und auf Grundlage von Chancengleichheit zu verwirklichen.

Mit der UN-BRK entwickelt sich das grundlegende Recht auf Bildung von behinderten Menschen weiter zu einem Recht auf vollen und gleichberechtigten Zugang zu hochwertiger und gemeinsamer Bildung (Degener, 2015). Diese Präzisierung ist eingebettet in eine seit den 1980er Jahren währende internationale Entwicklung zum Aufbau inklusiver Bildungssysteme (A. Klein, 2016), durch welche das Recht auf gemeinsamen Unterricht und damit die Inklusion in das allgemeine Bildungswesen weltweit gestärkt wird (Biermann, 2019). Für die Erziehungswissenschaft ist dies so zu interpretieren, dass Bildungsinstitutionen und -angebote allen zugänglich zu gestalten sind. Unterschieden wird der Abbau von Bildungsbarrieren nach der *availability* (Verfügbarkeit), dem *access* (Zugänglichkeit), der *accountability* (Adaptierbarkeit) und *acceptability* (Akzeptierbarkeit), um die Qualität inklusiver Bildungseinrichtungen zu überprüfen (Motakef, 2005, S. 16). Bildungseinrichtungen, die menschenrechtsbasierte Konzepte umsetzen, folgen dem Grundsatz des gleichen Anspruchs auf Bildung, der Achtung der Verschiedenheit und dem Prinzip der Entwicklungsoffenheit von Kindern und Jugendlichen (Biermann & Pfahl, 2015). In der Bildungswissenschaft ist es deshalb notwendig, Wissen um Barrieren, Differenz, Ungleichheit und Inklusion zu generieren sowie politische Repräsentationen von Behinderung zu hinterfragen, um beispielsweise eine ‚Angstabwehr‘ gegenüber behinderten Menschen (Gidoni & Landi, 1990; Maskos, 2015) zu vermeiden. Damit treffen sich die Anliegen der Disability Studies, Wissen zu Behinderung zu transformieren und Selbstbestimmung zu fördern, mit den Zielen der Demokratie fördernden und der inklusiven Bildung.

3 Von Segregation zu Inklusion: Pädagogische Verständnisse von Behinderung

Trotz der Tatsache, dass die Bezeichnung Disability Studies erst in den 1980er Jahren entstanden ist (> Biermann & Powell in diesem Band), greifen wir zur Darstellung der Debatten um Behinderung in der Bildungswissenschaft auf länger zurückliegende Kontroversen zurück. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Erziehungswissenschaften damit beschäftigt, Fragen der Erziehung und Bildung von beeinträchtigten und benachteiligten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen nachzugehen; allerdings geschah dies damals vor allem unter einem medizinisch-normalisierenden Blickwinkel. Die Debatten machen dennoch deutlich, dass das (bildungs-)wissenschaftliche Verständnis von ‚Behinderung‘ von Auseinandersetzungen um Separation, Segregation und (Leistungs-)Normen geprägt ist.

3.1 Historische Kontroversen um Separation und Segregation in der Bildung

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigten sich in der ‚Körperbehindertenpädagogik‘ theoretische sowie bildungspolitische Konfliktlinien, die in ähnlicher Weise noch heute bestehen (> Fuchs in diesem Band). Den pädagogischen Diskursen um die sogenannte Bildungsfähigkeit von ‚Krüppeln‘ (Schmuhl, 2010) standen pädagogische Ansätze gegenüber, die eine gemeinsame Beschulung begründeten und einforderten. So sah der Pädagoge Hans Würtz (1875–1958), wie Petra Fuchs (1999) aufgearbeitet hat, die Lösung des ‚Krüppelproblems‘ zwar in ihrer ‚Vermenschlichung‘; die Beschulung sollte jedoch in eigens für sie eingerichteten Klassen stattfinden. Dagegen wehrten sich Mitglieder des Selbsthilfebunds der Körperbehinderten zu Beginn der 1920er Jahre: Ihre Kritik bezog sich auf die Würtz’sche ‚Krüppelseelenkunde‘, insbesondere das „assimilative Verständnis von sozialer Eingliederung körperbehinderter Menschen, die Definition ‚des Krüppels‘ als physisch und psychisch von der Norm ‚der Gesunden‘ abweichendes Sonderwesen und den daraus abgeleiteten Aspekten seiner Persönlichkeitsbildung und -entfaltung“ (Fuchs, 1999, o. S.). Der Selbsthilfebund zeichnete sich nicht nur durch die Ablehnung von Sondererziehung aus; er entwickelte auch pädagogische Konzepte zur gemeinsamen Beschulung (Fuchs, 1999). Professionelle Kenntnisse trugen die Pädagogin Marie Gruhl (1881–1929) und die Jugendfürsorgerin und Wohlfahrtspflegerin Hilde Wulff (1898–1972) bei, die im Bund mitarbeiteten. Dieses Wissen um inklusive Bildung für (körper-)behinderte Menschen konnte sich in den damaligen Auseinandersetzungen jedoch nicht durchsetzen.

Erziehungswissenschaftliche Kontroversen lassen sich auch am Beispiel der um 1900 entstehenden Hilfsschulpädagogik und der damals bereits etablierten Heilpädagogik für blinde oder ‚taube‘ Kinder und Jugendliche nachvollziehen. Nach der Durchsetzung der allgemeinen vier- bzw. sechsjährigen Volksschulpflicht in Deutschland wurde zu Beginn

des 20. Jahrhunderts ein nahezu flächendeckendes Netz an Hilfsschulklassen und Hilfsschulen aufgebaut, in denen insbesondere Kinder und Jugendliche aus den besitzlosen Klassen unterrichtet wurden (Hänsel, 2005). Diese im pädagogischen Diskurs auch als ‚minderbegabt‘ oder ‚armutskrank‘ bezeichneten Kinder wurden als „gefährliche Subjekte“ betrachtet (Pfahl, 2011, S. 83) und stellten eine weitaus größere Klientel dar als jene der Heilpädagogik. In den darauffolgenden Jahrzehnten konnte die Hilfsschulpädagogik mehr und mehr Anerkennung für ihre Tätigkeit finden. Sie wurde als eine die Volksschullehrerschaft entlastende Tätigkeit wahrgenommen (Hänsel, 2014) und begründete die Notwendigkeit der Sonderbeschulung armer Klassen bzw. sozialer Schichten mit deren „Gefahr für die Gesellschaft“ (Pfahl, 2011, S. 116). Damit wurde das erziehungswissenschaftliche Verständnis von Behinderung als (körperliche) Beeinträchtigung um ein Verständnis von Behinderung als „negative Abweichung von Leistungsnormen“ erweitert, das eng mit der schulischen Segregation von Kindern und Jugendlichen in einen vermeintlichen „Schutz und Schonraum“ verknüpft ist (Pfahl & Powell 2011, S. 460).

Zu der einheitlichen Bezeichnung der beiden Fächer als ‚Sonderpädagogik‘ kam es schließlich im Nationalsozialismus. Unter Verweis auf eine erbbiologisch-eugenische Notwendigkeit der Sondererziehung von Kindern mit Behinderungen – und der zum Teil offenen Zustimmung und wissenschaftlichen Zuarbeit zur sogenannten ‚Euthanasie‘ im NS-Regime, d. h. der geplanten und systematischen Ermordung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Behinderungen im Zuge der sogenannten Aktion T4 – setzte sich die Hilfsschulpädagogik mit ihrer Forderung nach einer gemeinsamen Ausbildung mit der Heilpädagogik durch (Hänsel, 2014).

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte die Expansion der Sonderpädagogik und ihr verwandter Disziplinen, insbesondere der Medizin und der Psychologie, zu machtvollen, klinisch geprägten Grenzziehungen und einer Ausweitung der Klassifikation der Sonderschulbedürftigkeit auf immer mehr sozial benachteiligte und körperlich beeinträchtigte Individuen und Gruppen (Pfahl, 2011; Powell, 2016). Die Konsequenzen für die Forschung und Praxis der Pädagogik waren folgeschwer. So fand in den 1960er Jahren im Anschluss an eine sozial- und bildungspolitische Restaurationsphase in den Nachkriegsjahren (Bösl, 2009) im Zuge eines rasanten Ausbaus der Sonderschulen eine Ausdifferenzierung der Sonderschultypen und der dazugehörigen akademischen Ausbildungen statt (Pfahl & Powell, 2011; Powell, 2016). Es wurden aufwendige medizinisch-psychologische Begutachtungsverfahren entwickelt und eingesetzt (Hofsäss, 1993; Kottmann, 2006), welche die Trennlinien zwischen ‚normalen‘ und ‚nichtnormalen‘ Kindern und Jugendlichen und den bereitgestellten Bildungsangeboten wissenschaftlich rechtfertigten und institutionell festigten sollten (Pfahl & Powell, 2015; Powell, 2016).

Die Debatten, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts geführt wurden, zeigen diese Grenzziehungsarbeit auf; zugleich erinnern sie daran, dass Kritik am pädagogischen Normalitätsverständnis sowie an der Aussonderung in der schulischen Bildung eine Hauptaufgabe der Disability Studies in den Bildungswissenschaften ist. Bis heute findet an den meisten deutschsprachigen Hochschulstandorten eine getrennte Ausbildung von

Pädagoginnen und Sonderpädagoginnen statt; in der Sonderpädagogik wird medizinisch-pädagogisch zwischen Lernbehinderungen, Störungen des emotionalen und sozialen Verhaltens, Störungen der geistigen Entwicklung, Körper- und Sinnesbehinderungen usw. unterschieden. Entgegen internationaler Entwicklungen (Connor et al., 2015; Gabel, 2005) wird an den Hochschulen an eigenen Studiengängen mit disziplinären Forschungsaufgaben festgehalten. Die Sonderbeschulung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen wird zwar kritisch diskutiert, aber nicht aufgelöst.

Dies führt dazu, dass in Deutschland eine überwiegende Mehrheit von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen eine Sonderschule besucht, wodurch sie starken Bildungsbenachteiligungen ausgesetzt sind (Pfahl & Powell, 2015, S. 62–65; Powell, 2016). In Österreich etablierte sich ein differenzierender *multi-track approach* von segregierenden, integrierenden und inklusiven Bildungsangeboten (Feyerer, 2009, S. 73). In den deutschsprachigen Ländern besitzt die Sonderpädagogik nach wie vor die bildungswissenschaftliche Zuständigkeit und Deutungshoheit über Behinderung.

3.2 Einflüsse der Behindertenbewegung und Eltern-Integrationsbewegung auf Bildung

Deutliche Annäherungen der Bildungswissenschaft an die gesellschaftspolitischen Forderungen der Behindertenbewegung fanden in Deutschland und Österreich vor allem ab den 1980er Jahren statt. Im Zuge der massenmedial wirksamen Proteste der Behindertenbewegung (Pfahl & Köbsell, 2016; Köbsell in diesem Band) entwickelte sich eine mit der Behindertenbewegung lose verbundene Elternbewegung, die sich für die Integration von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen einsetzte (Schnell, 2003, S. 36–71). Einzelne engagierte Pädagog_innen und Erziehungswissenschaftler_innen unterstützten die Einrichtung von integrativen Kindergärten, Grundschulen und Sekundarschulen (Knauer & Eberwein, 2009; Schnell, 2003, S. 72–190). In diesem Zusammenhang kam es zu einer theoretischen Beschäftigung mit Fragen der Behinderung als sozialem Phänomen und es wurden verschiedene Modelle für die Integration einzelner Kinder und Jugendlicher mit Behinderungen in Kindergruppen und Schulklassen entwickelt, die Barrieren der Teilhabe abbauen und ein gemeinsames Spielen und Lernen ermöglichen sollten. Der in der Behindertenbewegung formulierte Anspruch auf Anerkennung, freie Entwicklungsmöglichkeiten und die Abwesenheit von Zwang und Gewalt findet sich in den damals von Integrationspädagog_innen entwickelten Ansätzen wieder (Knauer & Eberwein, 2009). Die später als Modellprojekte und Schulversuche eingerichteten sogenannten gemischten Klassen und die sich entwickelnden Didaktiken und Methoden des gemeinsamen Unterrichts von behinderten und nichtbehinderten Kindern wurden erziehungswissenschaftlich evaluiert und erforscht (Knauer & Eberwein, 2009). Gleichzeitig blieben die in der Mehrheit der Gesellschaft vorherrschenden Vorbehalte gegenüber der Bildungsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen auch in der Bildungspraxis und der Bildungspolitik weiter bestehen.

Für die Erziehungswissenschaften stellten Beiträge der Integrationspädagogik wie beispielsweise zum gemeinsamen Spiel im Kindergarten von Gabriele Klein, Gisela Kreie, Maria Kron und Helmut Reiser (1987), zur Didaktik des gemeinsamen Unterrichts von Georg Feuser (1989) und die Rehistorisierende Diagnostik von Wolfgang Jantzen (2005) zentrale theoretische Ansätze dar, die trotz einer weiter vorhandenen Zwei-Gruppen-Theorie (Wocken, 2009) genutzt wurden, um Studierende für integrative Kitas und Schulen auszubilden und für die Bedeutung der sozialen Integration sowie der Leistungsförderung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen zu sensibilisieren. G. Klein et al. (1987) entwickelten ein Stufenprinzip der sozialen Integration in Kindergruppen. Feuser (1989) erarbeitete eine Theorie des Lernens am gemeinsamen Gegenstand und eröffnete damit neue didaktische Möglichkeiten. Jantzen (2005) machte auf die soziale Ungleichheit von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen und Benachteiligungen aufmerksam und erarbeitete eine pädagogische Diagnostik, die soziale Erfahrungen der Stigmatisierung einbezog. Die damals entwickelten und heute noch rezipierten Ansätze gingen grundlegend von einer Entwicklungsoffenheit des Kindes aus und plädierten für die Integration von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen in allgemeine Bildungseinrichtungen in gemischten Gruppen mit Gleichaltrigen.

In der Bildungswissenschaft wurde auf diese Weise das gemeinsame Lernen in Integrationsschulen denkbar, wie es in den nordeuropäischen Ländern und in Italien zu dieser Zeit bereits die Regel war (Schöler, 1987). Aufgrund des anhaltenden Widerstands der Bildungspolitik und des sich über den Erhalt und Ausbau der Sonderpädagogik selbst stabilisierenden, segregierenden Bildungswesens geriet allerdings die Eltern-Integrationsbewegung in den 1990er Jahren ins Stocken. An eine flächendeckende Integration aller Kinder und Jugendlichen in das allgemeine Bildungswesen war nicht mehr zu denken. Vielmehr differenzierte sich die Bildungswissenschaft weiter aus und entwickelte eigene Ansätze für die Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationserfahrung sowie eine geschlechtersensible Pädagogik, die sich mit der Situation von Mädchen* und Frauen* im Bildungswesen beschäftigte. In ihrem Werk *Pädagogik der Vielfalt* (1993) analysiert die Bildungstheoretikerin Annedore Prengel diese aufkommenden Konzepte der Geschlechter-, Migrations- und Behindertenpädagogik. Im Hinblick auf den Umgang mit sozialer Ungleichheit formuliert sie die zentrale Idee der inklusiven Pädagogik, in der alle Kinder und Jugendlichen als Gleiche kontinuierliche und gemeinsame Bildung erhalten – unter Einbeziehung und Berücksichtigung ihrer grundlegend differenten Lebenserfahrungen und -umstände.

In den 1990er Jahren war die internationale Behindertenbewegung im deutschsprachigen Raum bereits in Selbstvertretungsorganisationen gut vernetzt und hatte in vielen großen Städten nach US-amerikanischem Vorbild Zentren für Selbstbestimmtes Leben aufgebaut (Köbsell, 2012; Pfahl & Köbsell 2016). Deutsche und österreichische Aktivist_innen begannen, sich zunächst außeruniversitär gesellschaftspolitisch und forschend zu betätigen (Mürner & Sierck, 2009; Schönwiese, 2009). Sie publizierten Zeitschriften, Bücher und Filme zu ihrer sozialen und rechtlichen Situation (Köbsell, 2012), entwickelten den Theorieansatz der doppelten Diskriminierung

behinderter Frauen (Ewinkel et al., 2002) und begründeten die Notwendigkeit des Austauschs und der Unterstützung von behinderten Menschen zum Beispiel durch *peer learning* und *peer counseling* (Miles-Paul, 1992). Von der Bildungspolitik und den Bildungswissenschaften eher unbeobachtet wurde zudem weltweit seit den 1980er Jahren von Menschen mit Behinderungen eine internationale Menschenrechtskonvention angestrebt (Degener, 2009), um Selbstbestimmung, Freiheit und Gleichheit als Grundrechte zu erlangen. Dies gelang jedoch erst später mit der Verabschiedung der UN-BRK durch die Vereinten Nationen (2006) und ihrer Ratifizierung in Österreich (2008) und Deutschland (2009). In den 2000er Jahren wurden dann erste Stellen mit sozial- bzw. rechtswissenschaftlichen Forscher_innen besetzt. Bislang sind die akademischen Disability Studies in den deutschsprachigen Ländern vor allem in den Bildungswissenschaften angesiedelt (Pfahl & Powell, 2014); eine Beschäftigung mit Behinderung als relationalem Phänomen entwickelt sich in den Disziplinen nur langsam.

3.3 Zum menschenrechtlichen Verständnis von Behinderung in der Pädagogik

Spätestens mit der Ratifikation der Behindertenrechtskonvention hat ein diskursiver Wandel der öffentlichen Debatten um Behinderung eingesetzt, bei dem sonderpädagogische Paradigmen von ‚Schutz und Schonraum‘ durch bürgerrechtliche Fragen nach sozial- und bildungspolitischen Leistungen und einer Teilhabe Aller in Frage gestellt werden. Themen wie Selbstbestimmung, Gleichstellung und die öffentliche Repräsentation behinderter Menschen, die in der Behindertenbewegung und den Disability Studies ausführlich behandelt werden, werden nun einer breiteren Öffentlichkeit – beispielsweise in den Aktionsplänen der Bundesregierungen in Deutschland und Österreich (BMAS, 2016; BMASGK, 2012) – zugänglich. Auch durch die Einrichtung von Monitoring-Stellen zur Überwachung der Umsetzung der UN-BRK unter Beteiligung von Selbstvertretungsorganisationen findet das Anliegen der sozialen und gesellschaftlichen Inklusion behinderter Menschen allmählich in Bildungs- und Sozialverwaltungen Gehör.

Diese Entwicklung hat auch die Hochschulen und pädagogischen Ausbildungsstätten erfasst und ein Umdenken angestoßen. In vielen bildungswissenschaftlichen Bereichen findet allmählich eine Abkehr von der Vorstellung statt, Behinderung sei als individuelles Defizit zu verstehen und benötige Heil- oder Sondererziehung. Neben historischen Aufarbeitungen zur Profession (Hänsel, 2014) und Sonderbeschulung (Pfahl, 2011) wird selbstreflexiv die bildungswissenschaftliche Konstruktion von Behinderung in Bildungsinstitutionen analysiert (Buchner, 2018; Powell, 2016). Insbesondere in der inklusiven Bildung etabliert sich ein menschenrechtliches Verständnis von Behinderung (Biermann & Pfahl, 2015), d. h. es wird davon ausgegangen, dass Behinderungen in Wechselwirkung von Beeinträchtigungen und Barrieren in der Umwelt entstehen. Transdisziplinäre empirische Forschung zu inklusiver Bildung zielt dementsprechend auf einen Abbau von Barrieren und die Zusammenarbeit in multiprofessionellen Teams

(Seitz et al., 2016). Auf theoretischer Ebene wird analysiert, wie sich Diskriminierungen aufgrund von Behinderung, Geschlecht, Klasse und Migration intersektional überschneiden (Walgenbach & Pfahl, 2017; Windisch, 2014) und wie das Begehren nach Nicht-Diskriminierung in Bezug auf (schulische) Inklusion notwendig zwischen Strategien der Normalisierung, Dekonstruktion und des *empowerments* angesiedelt ist (Boger, 2019, S. 36–47).

Eine Verbreitung demokratie- und menschenrechtspädagogischer Ansätze führt dazu, dass Behinderung in der Forschung und Theoriebildung stärkere Aufmerksamkeit erhält. Diese Ansätze zielen auf eine Verbesserung von Bildung durch volle Entfaltung der Persönlichkeit, Chancengleichheit und Achtung der Grund- und Menschenrechte sowie der Mit- und Selbstbestimmung (Traue & Pfahl, 2020).

Damit pädagogische Institutionen den aktuellen menschenrechtlichen Standards genügen, müssen sie nicht nur Barrieren abbauen, um das gleiche Recht aller Menschen auf Bildung zu gewährleisten, sondern auch ‚angemessene Vorkehrungen‘ für individuelle Bedürfnisse von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bereitstellen (Degener, 2009; Eichendorfer, 2018, S. 63), d. h. sie haben die konkrete Gleichbehandlung und gesellschaftliche Teilhabe behinderter Menschen zu sichern.

4 Ambivalente Wirkungsweisen der UN-Behindertenrechtskonvention aus Sicht der Disability Studies

Im Zuge der Realisierung der UN-BRK wird in den Disability Studies thematisiert, dass eine Umsetzung der menschenrechtlichen Prinzipien von Inklusion nach einem Konzept von Chancengleichheit Teil des neoliberalen Aktivierungsparadigmas sein kann (Sierck, 2013; >C. Tillmann in diesem Band). Chancengleichheit als bildungspolitische Parole zielt in marktformigen Gesellschaften auf die Abschöpfung und Verwertung von Humanressourcen und ihre Umwandlung in Humankapital (Plangger & Schönwiese, 2013). Dem Bildungswesen kommt in dieser Sichtweise die Rolle zu, allen Gesellschaftsmitgliedern den gleichen Zugang zu dem in ihm stattfindenden Leistungswettbewerb zu ermöglichen, aus welchem wiederum die ‚Begabtesten‘ und ‚Fähigsten‘ abgeschöpft werden. Inklusion unterstützt in diesem Fall die Tendenz zur Individualisierung bzw. Selbstverantwortung, welche Teil der Verlagerung gesellschaftlicher Verantwortung auf die von Diskriminierung oder Benachteiligung Betroffenen selbst ist (Plangger & Schönwiese, 2013; Sierck, 2013).

Umso mehr stellt sich die Frage, wie die Erziehungswissenschaft in Forschung und Lehre dem menschenrechtlichen Anspruch auf gesellschaftliche Inklusion gerecht werden kann (Biermann & Pfahl, 2015; Dannenbeck & Dorrance, 2009). Laut Paulo Freire (1973, S. 57–70) sind individualisierte Förderpläne nicht der richtige Weg, da sie auf eine Anpassung an die Normalität und Anhäufung von standardisiertem Wissen zielen; wegweisend könne vielmehr die in der emanzipatorischen Erwachsenenbildung

geforderte „befreiende Erziehungsarbeit“ (Freire, 1973, S. 64) sein. Damit ließe sich ein kapitalismuskritischer Ansatz der Handlungsfähigkeit in Bildungsprozessen formulieren (hooks, 1994), der statt formaler Chancengleichheit die Realisierung von Bildungsgerechtigkeit zum Ziel hat. Deshalb weist Köbsell (2015) den Disability Studies unter anderem die Aufgabe der kritischen Begleitung von Inklusion zu. In diesem Sinne lässt sich anmerken, dass die Trennung der allgemeinen Pädagogik und der Sonderpädagogik gegenwärtig bildungspolitisch dazu genutzt wird, der Sonderpädagogik allein die Aufgabe zuzuweisen, Inklusion in Bildung umzusetzen. Dies führt zu einer „Sonderpädagogisierung der Inklusion“ (Biermann, 2019, S. 19), bei der es zu einer diskursiven Aneignung des Reformauftrags des Artikel 24 UN-BRK, nicht aber zu dessen Umsetzung, d. h. zu einem systematischen Auf- und Ausbau von inklusiven Bildungsangeboten kommt.

Auch wurde in Deutschland und Österreich bei der Finanzierung von Bildungseinrichtungen das Etikettierungs-Ressourcen-Dilemma (Füssel & Kretschmann, 1993; Kornmann, 1994) bisher nicht überwunden. Nach wie vor sind zusätzliche Mittel an ein potenziell stigmatisierendes Begutachtungsverfahren von einzelnen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen gebunden. Um selbsterfüllende Prophezeiungen von pädagogischen Klassifikationssystemen zu vermeiden, müssten flächendeckend inklusive Bildungsangebote geschaffen werden, die auf soziale Ungleichheiten und Barrieren in Bildungsprozessen kompensierend reagieren. Zudem bedarf es einer breiteren Beschäftigung mit Beeinträchtigung, Behinderung und Benachteiligung in der empirischen Bildungsforschung und Theoriebildung. Zwar werden seit einigen Jahren Sonder-, Förder- und Integrationsschüler_innen in die Datenerhebungen eingeschlossen, aber es fehlen Daten für intersektionale und vergleichende Analysen zu der sozialen Integration, dem Bildungserfolg und den Unterstützungsbedarfen von Bildungseinrichtungen (Köpfer et. al., 2020). Verschiedene Ebenen des Bildungswesens berücksichtigende Studien zur Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen in Deutschland zeigen, dass die Länder unterschiedliche Konzeptionen von Behinderung hervorbringen (Blanck, 2020), wobei der weltweite Wandel medizinisch-pädagogischer Klassifikationssysteme eine wichtige Rolle spielt (Powell, 2016). In der Absicht, das Bildungswesen zu modernisieren, orientieren sich Länder des globalen Südens an der historischen Trennung von Regel- und Sonderpädagogik (Biermann, 2019).

Für die Disability Studies in Education ist es hingegen zentral, dass Alle als Teil des Bildungsgefüges wahrgenommen werden und Betroffene ihre Expertise einbringen (> C. Tillmann in diesem Band). In der Theoriebildung werden dabei unter anderem ökonomiekritische Ansätze der Befreiung (Freire, 1973; Giroux, 1997) und postkoloniale Ansätze der Emanzipation (Boger, 2019; Buchner, 2018; hooks, 1994) genutzt, die von der Fähigkeit zur Selbstbestimmung ausgehen und die (bildungs-)politischen Interessen von Kindern und Jugendlichen in der Gestaltung von Bildung einbeziehen. Kritische erziehungswissenschaftliche Ansätze stellen damit einen guten Anschlusspunkt für eine menschenrechtsbasierte Theorie und Praxis der Erziehungswissenschaft dar, da sie auf Selbstbestimmung, Demokratisierung und Emanzipation zielen. Um inklusive Bildung

nicht nur als pädagogische Querschnittsaufgabe anzuerkennen, sondern auch als gesellschaftspolitisches Ziel zu verfolgen (Dannenbeck & Dorrance, 2009), ist es notwendig, dass Kinder, Jugendliche und Erwachsene als Akteure der Forschung partizipieren (Buchner & König, 2011; Flieger, 2009). Ein geeignetes Instrument dafür ist beispielsweise das in der politischen Arbeit der Behindertenbewegung entwickelte Prinzip des *peer interviews* (Flieger, 2009; Köbsell, 2012).

5 Fazit

Die Bildungswissenschaft blickt auf eine längere Geschichte der Auseinandersetzung mit Behinderung zurück und hat maßgeblich zu sozialen und wissenschaftlichen Grenzziehungen zwischen ‚behindert‘ und ‚nichtbehindert‘ beigetragen, indem Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen und Benachteiligungen medizinisch-normalisierend unterschieden und mehrheitlich separat gebildet und erzogen wurden. In den Erziehungswissenschaften findet durch den Dialog mit der Behinderten- und der Eltern-Integrationsbewegung eine vertiefte Beschäftigung mit der von ihr hervorgebrachten Normierungen, Klassifikation und ihrer Macht über Subjekte statt. Eine Gemeinsamkeit der inklusiven Bildung und der Disability Studies stellt die Kritik an sonderpädagogischen Klassifikationen, Segregation sowie der disziplinären Trennung von allgemeiner Pädagogik und Sonderpädagogik dar (> C. Tillmann in diesem Band).

Die punktuelle Etablierung der Disability Studies in der Bildungswissenschaft im deutschsprachigen Raum ist auf Berührungspunkte der Behindertenbewegung mit erziehungswissenschaftlichen Debatten, insbesondere der Integrationspädagogik und der menschenrechtsorientierten Pädagogik, zurückzuführen. Dabei ist die Bildungswissenschaft herausgefordert, sich transdisziplinär zu öffnen; dies hinterlässt Spuren: Die Disability Studies regen an, über Bildung und Erziehung hinaus theoretische Auseinandersetzungen zu Repräsentationen von Behinderung anzustellen (Schönwiese & Mürner, 2005) und erweitern die Kritik am ‚medizinischen Blick‘ (Foucault, 1973) in der Pädagogik. Die Erziehungswissenschaften spielen für die Akademisierung der Disability Studies im deutschsprachigen Raum (> Köbsell in diesem Band) eine bedeutende Rolle, da seit den 2000er Jahren entsprechende Stellen in verschiedenen bildungswissenschaftlichen Fakultäten geschaffen wurden (Pfahl & Powell, 2014).

Gegenwärtig wird im Zuge einer Kritik an gesellschaftlichen Leistungsnormen im Rahmen der Debatte über *ableism* (Buchner et al., 2015; Maskos, 2015) vermehrt über den meritokratischen Anspruch von Bildungseinrichtungen und Hochschulen diskutiert, der es Schüler_innen und Studierenden mit Behinderungen systematisch erschwert, an akademischer Bildung zu partizipieren (Buchner, 2018; U. Klein, 2016; Seitz et al., 2016). Die Umsetzung des Rechts auf vollen und gleichberechtigten Zugang zu hochwertiger Bildung würde mehr behinderten Menschen legitimen Eingang in Hochschulen verschaffen (Dannenbeck et al., 2016). Dabei sind Studierende, aber auch das Personal

von Hochschulen mit Diskriminierungen konfrontiert. Dies verweist auf den notwendigen Abbau von Barrieren und die Bereitstellung ‚angemessener Vorkehrungen‘ in Forschung, Lehre und Verwaltung (U. Klein, 2016).

An einigen Standorten in Deutschland und Österreich zeichnen sich hochschulpolitische Entwicklungen in Richtung Inklusion ab, die eine Festigung der Disability Studies in Lehre und Forschung erwarten lassen. Die Zusammenarbeit der Bildungswissenschaft mit dem inter- und transdisziplinären Forschungsfeld der Disability Studies ist in den deutschsprachigen Ländern jedoch insgesamt noch als prekär zu bezeichnen (Pfahl & Powell, 2014). Eine Kritik der Sonderpädagogik und Kooperationen mit der inklusiven Bildung bringen die Herausforderung mit sich, ein menschenrechtliches Verständnis von Behinderung und eine kritische Perspektive auf Barrieren der Teilhabe an den Hochschulen weiter zu etablieren.

Literatur

- Biermann, J. (2019). „Sonderpädagogisierung der Inklusion“. Artikel 24 UN-BRK und die Diskurse über die Entwicklung inklusiver Schulsysteme in Nigeria und Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 69(6–7), 19–23.
- Biermann, J., & Pfahl, L. (2015). Menschenrechtliche Zugänge und inklusive Bildung. In Ingeborg Hedderich, Gottfried Biewer, Judith Hollenweger, & Reinhard Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 199–207). Julius Klinkhardt.
- Blanck, J. M. (2020). *Übergänge nach der Schule als „zweite Chance“? Eine quantitative und qualitative Analyse der Ausbildungschancen von Schülerinnen und Schülern aus Förderschulen „Lernen“*. Beltz.
- Buchner, T. (2018). *Die Subjekte der Integration: Schule, Biographie und Behinderung*. Julius Klinkhardt.
- Buchner, T., & König, O. (2011). Von der Ausgrenzung zur Inklusion. In Deutsche Interdisziplinäre Gesellschaft zur Förderung der Forschung für Menschen mit geistiger Behinderung e. V. (Hrsg.), *Forschungsfälle Methode? Partizipatorische Forschung im Diskurs* (S. 2–16). DIFGB.
- Buchner, T., Pfahl, L., & Traue, B. (2015). Zur Kritik der Fähigkeiten. Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen. *Zeitschrift für Inklusion* 9(2), o. S. <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/273>. Zugegriffen: 1. Mai 2018.
- Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz (BMASGK). (2012). *Nationaler Aktionsplan Behinderung 2012–2020*. BMASGK.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS). (2016). *Nationaler Aktionsplan 2.0 der Bundesregierung*. BMAS.
- Bösl, E. (2009). *Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland*. transcript.
- Boger, M.-A. (2019). *Theorien der Inklusion. Die Theorie der trilemmatischen Inklusion zum Mitdenken*. Edition Assemblage.
- Connor, D. J., Valle, J. W., & Hale, C. (Hrsg.). (2015). *Practicing disability studies in education. Acting toward social change*. Lang.
- Dannenbeck, C., & Dorrance, C. (2009). Inklusion als Perspektive (sozial)pädagogischen Handelns. *Zeitschrift für Inklusion* 3(2), o. S. <http://bidok.uibk.ac.at/library/inkl-02-09-dannenbeck-inklusion.html>. Zugegriffen: 1. Mai 2018.

- Dannenbeck, C., Dorrance, C., Moldenhauer, A., Oehme, A., & Platte, A. (2016). *Inklusionssensible Hochschule. Grundlagen, Ansätze und Konzepte für Hochschuldidaktik und Organisationsentwicklung*. Julius Klinkhardt.
- Degener, T. (2009). Menschenrechte und Behinderung. In M. Dederich, & W. Jantzen (Hrsg.), *Behinderung und Anerkennung. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik: Behinderung, Bildung, Partizipation* (Bd. 2, S. 160–169). Kohlhammer.
- Degener, T. (2015). Die UN-Behindertenrechtskonvention – ein neues Verständnis von Behinderung. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch der Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 55–65). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Eichendorfer, E. (2018). *Angemessene Vorkehrungen als Diskriminierungsdimension im Recht. Menschenrechtliche Forderungen an das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz*. Nomos.
- Ewinkel, C., Boll, S., Degener, T., Hermes, G., Kroll, B., Lübberts, S., & Schnartendorf, S. (Hrsg.). (2002). *Geschlecht: behindert – Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen*. AG SPAK (Erstveröffentlichung 1985).
- Feuser, G. (1989). Allgemeine integrative Pädagogik und entwicklungslogische Didaktik. *Behindertenpädagogik*, 28(1), 4–48.
- Feyerer, E. (2009). Qualität in der Sonderpädagogik: Rahmenbedingungen für eine verbesserte Erziehung, Bildung und Unterrichtung von Schüler/innen mit sonderpädagogischem Förderbedarf. In Institut des Bundes für Qualitätssicherung im österreichischen Schulwesen (Hrsg.), *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009*. Bd. 2 (S. 73–97). BIFIE.
- Flieger, P. (2009). Partizipatorische Forschung. In J. Jerg, K. Merz-Atalik, R. Thümmeler, & H. Tiemann (Hrsg.), *Perspektiven auf Entgrenzung. Erfahrungen und Entwicklungsprozesse im Kontext von Inklusion und Integration* (S. 159–171). Julius Klinkhardt.
- Flieger, P., & Schönwiese, V. (Hrsg.). (2011). *Menschenrechte, Integration, Inklusion. Aktuelle Perspektiven aus der Forschung*. Bad Julius Klinkhardt.
- Foucault, M. (1973 [1963]). *Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Hanser.
- Freire, P. (1973). *Pädagogik der Unterdrückten*. Rowohlt.
- Fuchs, P. (1999). „Krüppel“ zwischen Emanzipation und Selbstaufgabe am Beispiel der Entstehung und Entwicklung des Selbsthilfebundes der Körperbehinderten (1919–1945) und der Biographie Hilde Wulfs (1898–1972). Technische Universität Berlin, erziehungswiss. Dissertation. <http://bidok.uibk.ac.at/library/fuchs-krueppel-diss.html#idm21935184>. Zugegriffen: 26. Apr. 2018.
- Füssel, H.-P., & Kretschmann, R. (1993). *Gemeinsamer Unterricht für behinderte und nicht-behinderte Kinder*. Wehle.
- Gabel, S. L. (Hrsg.). (2005). *Disability studies in education*. Lang.
- Gidoni, E. A., & Landi, N. (1990). Therapie und Pädagogik ohne Aussonderung. Italienische Erfahrungen. In TAFIE (Hrsg.), *Pädagogik und Therapie ohne Aussonderung. 5. Gesamtösterreichisches Symposium 1989* (S. 77–94). Autoreneigenverlag TAK. <http://bidok.uibk.ac.at/library/gidoni-italien.html>. Zugegriffen: 22. Sept. 2018.
- Giroux, H. A. (1997). *Pedagogy and the politics of hope*. Westview Press.
- Hänsel, D. (2005). Die Historiographie der Sonderschule. Eine Kritische Analyse. *Zeitschrift für Pädagogik*, 51(1), 101–115.
- Hänsel, D. (2014). *Sonderschullehrerbildung im Nationalsozialismus*. Julius Klinkhardt.
- Hinz, A. (2008). *Inklusive Pädagogik und Disability Studies – Gemeinsamkeiten und Spannungsfelder. Überlegungen in neun Thesen*. Referat im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies“ im Sommersemester 2008 an der Universität Hamburg. Hamburg: Zentrum für Disability Studies. https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/hinz_thesen_inkled_disabstud.pdf. Zugegriffen: 26. Okt. 2020.

- Hofsäss, T. R. (1993). *Die Überweisung von Schülern auf die Hilfsschule und die Schule für Lernbehinderte in Deutschland seit 1918*. Edition Marhold.
- hooks, b. (1994). *Teaching to transgress. Education as the practice of freedom*. Routledge.
- Jantzen, W. (2005). *Zur Methodologie und Praxis rehistorisierender Diagnostik und Intervention*. Psychosozial.
- Klein, A. (2016). Inklusion als bildungspolitisches Paradigma – Verhandlungen über Wissen, Macht und Zugehörigkeit in der Bundesrepublik Deutschland, 1964–1994. In G. Lingelbach, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte* (S. 116–141). Campus.
- Klein, G., Kriege, G., Kron, M., & Reiser, H. (1987). *Integrative Prozesse in Kindergartengruppen. Über die gemeinsame Erziehung von behinderten und nichtbehinderten Kindern*. Deutsches Jugendinstitut.
- Klein, U. (Hrsg.). (2016). *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung*. Beltz.
- Knauer, S., & Eberwein, H. (2009). *Handbuch Integrationspädagogik* (7. Aufl.). Beltz.
- Köbsell, S. (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. AG SPAK.
- Köbsell, S. (2015). Disability studies in education. *Zeitschrift für Inklusion* 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/275>. Zugegriffen: 1. Mai 2018.
- Köpfer, A., Powell, J. J. W., & Raphael, Z. (Hrsg.). (2020). *Handbuch Inklusion International: Globale, nationale und lokale Perspektiven auf Inklusive Bildung*. Budrich.
- Kornmann, R. (1994). Von der prinzipiell nie falschen Legitimation negativer Ausleseentscheidungen zum Etikettierungs-Ressourcen-Dilemma. *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft*, 17(1), 51–59.
- Kottmann, B. (2006). *Selektion in die Sonderschule. Das Verfahren zur Gestaltung von sonderpädagogischem Förderbedarf als Gegenstand empirischer Forschung*. Julius Klinkhardt.
- Maskos, R. (2015). Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. In L. Pfahl, & T. Buchner (Hrsg.), *Ableism: Behinderung und Befähigung im Bildungswesen*. *Zeitschrift für Inklusion* 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277>. Zugegriffen: 26. Okt. 2020.
- Miles-Paul, O. (1992). *Wir sind nicht mehr aufzuhalten. Behinderte auf dem Weg zur Selbstbestimmung*. AG SPAK.
- Motakef, M. (2005). *Das Menschenrecht auf Bildung und der Schutz vor Diskriminierung*. Deutsches Institut für Menschenrechte. https://institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/Studie/studie_das_menschenrecht_auf_bildung_u_der_schutz_vor_diskriminierung.pdf. Zugegriffen: 26. Okt. 2020.
- Mürner, C., & Sierck, U. (2009). *Brisanz der Behindertenbewegung*. AG SPAK.
- Pfahl, L. (2011). *Techniken der Behinderung. Der deutsche Lernbehinderungsdiskurs, die Sonderschule und ihre Auswirkungen auf Bildungsbiografien*. transcript.
- Pfahl, L., & Köbsell, S. (2016). Von den „Krüppelfrauengruppen“ zur „Disability and Mad Pride“. Grenzen der Sichtbarkeit von Geschlecht und Körper. In C. Bauschke-Urban, G. Both, I. Greusing, S. Grenz, T. König, L. Pfahl, K. Sabisch, & S. Völker (Hrsg.), *GENDER, Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft – Sonderheft 3: Bewegung/en. Beiträge zur 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien* (S. 61–74). Budrich.
- Pfahl, L., & Powell, J. J. W. (2011). Legitimizing school segregation. The special education profession and the discourse of learning disability in Germany. *Disability & Society* 26(2), 449–462.
- Pfahl, L., & Powell, J. J. W. (2014). Subversive status: Disability studies in Germany, Austria, and Switzerland. *Disability Studies Quarterly* 34(2), o. S. <https://dsq-sds.org/article/view/4256>. Zugegriffen: 26. Okt. 2020.

- Pfahl, L., & Powell, J. J. W. (2015). Pädagogische Klassifikationen und ihre Folgen für die (Selbst-)Positionierung von Schüler/innen. In V. Moser, & B. Lütje-Klose (Hrsg.), *Schulische Inklusion. 62. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik* (S. 58–74). Weinheim: Beltz.
- Plangger, S., & Schönwiese, V. (2013). Bildungsgerechtigkeit zwischen Umverteilung, Anerkennung und Inklusion. In M. Dederich, H. Greving, C. Mürner, & P. Rödler (Hrsg.), *Gerechtigkeit und Behinderung* (S. 55–76). Psychosozial.
- Powell, J. J. W. (2016). *Barriers to inclusion. Special education in the US and Germany* (2. Aufl.). Routledge.
- Prengel, A. (1993). *Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik*. Leske + Budrich.
- Rathmayr, B. (2012). Erziehungswissenschaften: Ein Bestimmungsversuch. In Bernhard Rathmayr (Hrsg.), *Erziehungs- und Bildungswissenschaft* (S. 179–184). Beltz.
- Schmuhl, H.-W. (2010). *Exklusion und Inklusion durch Sprache – Zur Geschichte des Begriffs Behinderung*. Institut Mensch Ethik Wissenschaft.
- Schnell, I. (2003). *Geschichte schulischer Integration: Gemeinsames Lernen von SchülerInnen mit und ohne Behinderung in der BRD seit 1970*. Juventa.
- Schöler, J. (1987). „Italienische Verhältnisse“ – Insbesondere in den Schulen von Florenz. Klaus Guhl.
- Schönwiese, V. (2009). Disability Studies und integrative/inklusive Pädagogik. *Behindertenpädagogik*, 48(3), 284–291.
- Schönwiese, V., & Mürner, C. (2005). Bildnis eines behinderten Mannes. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 28(1), 95–125.
- Seitz, S., Pfahl, L., Lassek, M., Steinhaus, F., & Rastede, M. (2016). *Hochbegabung inklusive. Inklusion als Impuls für Begabungsförderung an Schulen. Auf dem Weg zu mehr Bildungsgerechtigkeit*. Beltz.
- Sierck, U. (2013). *Budenzauber Inklusion*. AG SPAK.
- Traue, B., & Pfahl, L. (2020). Multiperspektivische Optimierung. Umriss eines eigenständigen Optimierungskonzepts in den Bildungswissenschaften und der Sozialen Arbeit. *Zeitschrift für Pädagogik*, 66(1), 36–46.
- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Walgenbach, K., & Pfahl, L. (2017). *Intersektionalität*. In T. Bohl, J. Budde, & M. Rieger-Ladich (Hrsg.), *Umgang mit Heterogenität in Schule und Unterricht* (S. 141–158). Julius Klinkhardt.
- Windisch, M. (2014). *Behinderung – Geschlecht – Soziale Ungleichheit. Intersektionelle Perspektiven*. transcript.
- Wocken, H. (2009). Disability Studies contra Integration. *Zeitschrift für Inklusion* 3(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/164>. Zugegriffen: 12. Dez. 2019.

Lisa Pfahl, Dr. phil., Dipl.-Soz., Professorin für Disability Studies und Inklusive Pädagogik an der Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck und wissenschaftliche Leiterin der digitalen Bibliothek bidok. Forschungsschwerpunkte: Wissen, Macht, Ungleichheit, Bildung, Arbeit, Subjekt, Behinderung und Geschlecht sowie Diskurs-, Biografie- und Subjektivierungsanalyse.

<https://www.uibk.ac.at/iez/mitarbeiterinnen/univ.-professorinnen/pfahl/index/>
<http://bidok.uibk.ac.at/>

Volker Schönwiese, a.o. Univ.-Prof. Dr., bis 2013 am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck, Aufbau des Lehr- und Forschungsbereichs Inklusive Pädagogik und Disability Studies, Aktivist der Selbstbestimmt Leben Bewegung seit den 1970er Jahren, Arbeitsschwerpunkte: Inklusion und Disability Studies, Disability History, digitale Bibliothek bidok.

<https://www.uibk.ac.at/iezw/mitarbeiterinnen/ao.-univ.-professorinnen/volker-schoenwiese/about.html#ver2>

<http://bidok.uibk.ac.at/>



Disability Studies in der Sozialen Arbeit

Carla Wesselmann

Zusammenfassung

Der Beitrag beleuchtet das Verhältnis zwischen der Sozialen Arbeit und den Disability Studies. Er führt in die Soziale Arbeit mit Blick auf behinderte Menschen ein und erläutert den Forschungsstand zu Disability Studies in Sozialer Arbeit. Im Fokus stehen die Begriffe Normalisierung und Ableismus sowie Teilhabe, Partizipation und Inklusion. Am Ende diskutiert der Beitrag Gemeinsamkeiten und Unterschiede und verweist auf mögliche Schnittmengen zwischen Disability Studies und Kritischer Sozialer Arbeit.

Schlüsselwörter

Ableismus · Inklusion · Normalisierung · Partizipation · Teilhabe

1 Einleitung

Für die Soziale Arbeit als Teil des wohlfahrtsstaatlichen Arrangements gilt die Differenz von Abweichung und Normalität „als Ur Differenz [...], [da ihr] gesellschaftlich die Aufgabe zugewiesen wird, zwischen Individuen und Gesellschaft zu vermitteln [...]“ (Lamp, 2007, S. 13). Wie beeinflusst diese Funktion die Perspektiven des Fachs auf Behinderung und in der Folge den Umgang mit behinderten Menschen? Welche Sichtweisen der

C. Wesselmann (✉)

Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Hochschule Emden/Leer, Emden, Deutschland

E-Mail: carla.wesselmann@hs-emden-leer.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

A. Waldschmidt (Hrsg.), *Handbuch Disability Studies*,

https://doi.org/10.1007/978-3-531-18925-3_18

305

Disability Studies sind in die Soziale Arbeit eingeflossen und wie werden sie dort diskutiert? Entlang dieser Fragen werden in diesem Beitrag die Beziehungen von Disability Studies und Sozialer Arbeit betrachtet.

2 Das Fach Soziale Arbeit – eine Einführung

Zunächst erfolgt eine kurze Einführung in die Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt auf Deutschland. Für Spezifika in der Schweiz sei auf den Beitrag von Daniel Gredig und Daniel Goldberg (2012), für Österreich auf Josef Scheipl (2012) verwiesen.

Theoriegeschichtlich speist sich das Fach Soziale Arbeit aus den Traditionslinien der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik. Im sozialpädagogischen Strang dominieren philosophische, geistes- und erziehungswissenschaftliche, im Strang der Sozialarbeit sozialwissenschaftliche Theorien. Für die neuere Entwicklung des Fachs waren die 1970er Jahre entscheidend: In dieser Zeit kam es zu einem Ausbau, der durch die sozialen Bewegungen, insbesondere die Behinderten-, Gesundheits- und Frauenbewegungen, sowie durch die Etablierung der Studiengänge Sozialarbeit/Sozialpädagogik an den Fachhochschulen und die Einrichtung des Studienschwerpunktes Sozialpädagogik in den Erziehungswissenschaften befördert wurde (Kruse, 2004, S. 107–130). Diese Akademisierung löste lebhafte Debatten aus, wer unter welcher Bezeichnung die sich formierende Disziplin vertreten sollte. Durch die Anerkennung der Sozialen Arbeit als Fachwissenschaft durch den Deutschen Wissenschaftsrat 2001 hat sich diese disziplinäre Bezeichnung etabliert (Lambers, 2013, S. 210–225).

Als Gegenstand des Fachs gelten soziale Probleme, verstanden als eine Gemengelage aus psychosozial-soziokulturell problematischen Sachverhalten (Staub-Bernasconi, 2012, S. 268). Zusätzlich wird in der Kritischen Sozialen Arbeit, die mit machtanalytischem Anspruch die gesellschaftlichen Verhältnisse mit Blick auf die Verstrickungen und Widersprüche des eigenen Fachs reflektiert und zu verändern versucht, sozialer Ausschluss als Gegenstand konstruiert (Anhorn et al., 2012, S. 11). Worauf der Fokus liegt zeigt die Sicht auf Behinderung: Ist sie primär individuumszentriert und sekundär auf die ausschließenden Strukturen gerichtet oder umgekehrt? Vom idealtypischen Anspruch her soll die Disziplin beides, sowohl die individuelle als auch die gesellschaftliche Ebene berücksichtigen (Röh, 2018, S. 163–165).

Dies verdeutlicht auch die für das Fach relevante internationale Definition von 2014 des International Council on Social Welfare. In offizieller deutscher Übersetzung lautet sie: „Soziale Arbeit fördert als praxisorientierte Profession und wissenschaftliche Disziplin gesellschaftliche Veränderungen, soziale Entwicklungen und den sozialen Zusammenhalt sowie die Stärkung der Autonomie und Selbstbestimmung von Menschen.“ (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e. V., 2016, S. 2)

Zu den ethischen Prinzipien des Fachs gehören unter anderen die Menschenrechte. Auf diese bezieht sich Silvia Staub-Bernasconi (2007) in ihrem Ansatz, Soziale Arbeit

als eine Menschenrechtsprofession zu entwerfen. Sie argumentiert, dass Menschenrechte als rechtsnormative Legitimationsbasis der Sozialen Arbeit ermöglichen würden, Mandate zu ergreifen oder als illegitim abzulehnen (Staub-Bernasconi, 2007, S. 13). Ein solches Selbstverständnis Sozialer Arbeit wird im Fach auch skeptisch betrachtet. So argumentiert Manfred Kappeler, dass Sozialarbeitenden oft das politische Bewusstsein fehle, um nicht menschenrechtskonforme Regelungen in Gesetzen zu erkennen. Auch belege das Aufdecken entwürdigender Praxis in stationären Einrichtungen, dass auch Soziale Arbeit in Menschenrechtsverletzungen verstrickt sei (Kappeler, 2008, S. 37–41). Albert Scherr problematisiert ihre „Position einer moralisch überlegenen Autorität“ (Scherr, 2020, S. 328) und die Professionsgeschichte Sozialer Arbeit zeigt ebenfalls, dass sie neben der Förderung auch an der Ausgrenzung behinderter Menschen beteiligt war (Weinbach, 2016, S. 79–88).

Historisch betrachtet gelangten behinderte Menschen, anders als in der Heil- und Sonderpädagogik, erst ab 1958 durch die Gründung der Bundesvereinigung Lebenshilfe, einer Selbsthilfeinitiative von Eltern ‚geistig‘ behinderter Kinder, und weiterer, durch Eltern initiiert Vereine (Köbsell, 2012a, S. 8) sowie durch die Einführung der Eingliederungshilfe im Bundessozialhilfegesetz 1961 (> Rößler in diesem Band) stärker in den Blick der Sozialen Arbeit. Durch die Umsetzung des ‚Normalisierungsprinzips‘ (Thimm, 2005) in den 1980er Jahren kam es zum Ausbau von Werkstätten und Wohnheimen mit dem Ziel, Menschen mit Behinderung ein ‚normales‘ Leben zu ermöglichen. Dieses Ziel wurde jedoch nicht in, sondern parallel zu der ‚normalen‘ Gesellschaft verfolgt und gilt heute als „stellvertretende Inklusion“ (Wansing, 2007, S. 287).

Auch gegenwärtig nehmen behinderte Menschen im Fach, anders als in der Heil- und Sonderpädagogik, keinen exklusiven Rang ein. Vielmehr unterstützt Soziale Arbeit sie über die Lebensspanne und in allen Arbeitsfeldern, in der Frühförderung, Kinder- und Jugendhilfe, Schulsozialarbeit, (außerschulischen) Behinderten- und Eingliederungshilfe mit den offenen Hilfen als familienentlastende Dienste, in der medizinisch-beruflichen Rehabilitation, der (Sozial-)Psychiatrie und der Altenarbeit. Oft wird die Unterstützung behinderter Menschen in interdisziplinären Teams erbracht: So kooperieren Sozialarbeiter*innen zum Beispiel mit Heilpädagog*innen und Heilerziehungspfleger*innen im außerschulischen Bereich; im schulischen Bereich arbeiten sie eher mit Sonderpädagog*innen zusammen.

Daher schlagen Hiltrud Loeken und Matthias Windisch (2013) ein weites interdisziplinäres Verständnis von Sozialer Arbeit vor und fassen darunter alle in der Arbeit mit behinderten Menschen involvierten Professionen. Dagegen vertritt Dieter Röh (2018, S. 164) ein enges disziplinäres Verständnis und berücksichtigt nur Fachkräfte der Studiengänge Sozialer Arbeit an Hochschulen angewandter Wissenschaft, die den professionsspezifischen Ansatz vertreten. Dieser zeige sich darin, dass beide Ebenen, die individuelle und gesellschaftliche, berücksichtigt werden, um die Zusammenhänge zwischen den Lebensbedingungen behinderter Menschen und der Gesellschaft zu erkennen, zu analysieren und entsprechend zu handeln (Röh, 2018, S. 16). Dabei versteht sich Soziale Arbeit als eine transdisziplinäre Handlungswissenschaft (Sommerfeld, 2013,

S. 169). Sie bezieht ihr Wissen zu Lebenslagen behinderter Menschen vor allem aus den Rehabilitations- und Sozialwissenschaften.

In Abkehr zur institutionalisierten Hilfe wurden im Kontext der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung (Köbsell, 2012a) ab den 1980er Jahren Assistenzdienste gegründet, in denen körperbehinderte Menschen nichtbehinderte Menschen als Assistent*innen schulten und anstellten. Heute hat sich diese Form der Hilfe als Arbeitgebermodell der persönlichen Assistenz etabliert und wird durch das Persönliche Budget finanziert. Des Weiteren entstanden im selben Zeitraum – auch jenseits des institutionalisierten Hilfesystems – *peer counseling* und *peer support* als Formen der Selbsthilfe (Miles-Paul, 1992). Doch brauchte es Jahre, bis Soziale Arbeit in der Behindertenhilfe begann, sich mit einem nicht medizinischen Verständnis von Behinderung und mit der von behinderten Menschen entwickelten Selbsthilfe in interdisziplinär geführten Diskursen auseinanderzusetzen. Dies ist insofern bemerkenswert, als ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ eigentlich als zentrale Maxime der Sozialen Arbeit gilt.

Ob und wie behinderte Menschen statt bevormundender Behindertenhilfe, der Hanna Weinbach (2016, S. 145) ein Modernisierungsdefizit attestiert, durch die Soziale Arbeit Unterstützung in einem inklusiv ausgerichteten Gemeinwesen (Wansing & Windisch, 2017) erfahren können, hängt mit dem Blick des Fachs auf Behinderung zusammen. Wie im Folgenden gezeigt wird, veränderte sich dieser Blick im Laufe der Jahre im Zusammenhang mit den Behinderungsbegriffen der Weltgesundheitsorganisation (WHO), der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (UN-BRK) und des deutschen Sozialrechts. Dabei geht es auch um die Frage, ob und wie die Disability Studies die Sicht des Fachs auf Behinderung beeinflusst haben.

3 Der Behinderungsbegriff der Weltgesundheitsorganisation

Der aktuelle Behinderungsbegriff der WHO wurde 2001 in der *International Classification of Functioning, Disability and Health* (ICF) formuliert (> Naue & Waldschmidt in diesem Band). Die ICF ist ein internationales Instrument, um die Phänomene Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit nach festgelegten Kriterien disziplinübergreifend beschreiben und klassifizieren zu können. Die Klassifikation definiert Behinderung als „Oberbegriff für Schädigungen (Funktionsstörungen, Struktur-schäden [...], Beeinträchtigungen der Aktivität und Beeinträchtigungen der Partizipation [Teilhabe]. Er bezeichnet die negativen Aspekte der Interaktion zwischen einer Person (mit einem Gesundheitsproblem) und ihren Kontextfaktoren (Umwelt- und personenbezogenen Faktoren).“ (DIMDI, 2005, S. 145–146) Mit diesem biopsychosozialen Ansatz gelangen durch den Einbezug der Kontextfaktoren, stärker als in dem Vorgängermodell der *International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps* (WHO, 1980), die konkreten Lebensumstände in den Blick. Behinderung wird nicht mehr als Krankheitsfolge und individuelles Problem, sondern als gesellschaftliches und

mehrdimensionales Phänomen verstanden (Hirschberg, 2009, S. 313). Es geht nicht mehr um die Gruppe behinderter Menschen, sondern um die Zustände, denen sie ausgesetzt sind (Welti, 2005, S. 8), und um Aspekte ihrer Partizipation. Dieser Blick weg von dem behinderten Individuum hin zu Barrieren im Sozialraum hat dazu geführt, dass das Konzept der Sozialraumorientierung, das primär raumbezogene Ressourcen zu erschließen sucht (Hinte, 2009), auch in der Behindertenhilfe diskutiert wird. Kritisch betrachtet wird dabei, ob das Konzept ein „qualitativer Fortschritt oder Sparmodell“ (Seifert, 2011, S. 146) ist. Das Behinderungsverständnis der ICF mit seiner biopsychosozialen Ausrichtung hat sich mittlerweile in der Sozialen Arbeit etabliert. Dies zeigt sich unter anderem im Diskurs der gesundheitsbezogenen Sozialen Arbeit, in dem Daniel Oberholzer die „Möglichkeiten und Grenzen der ICF für soziale Diagnostik“ (2013, S. 107) diskutiert.

In den Disability Studies wird das Behinderungsverständnis der ICF kritisch gesehen (Zander, 2016, S. 1049). Erstens dient in diesem Modell die körperliche Schädigung als kausaler Ausgangspunkt und essentialistischer Kern für Behinderung (Waldschmidt, 2005, S. 23). Zweitens fußt die in der ICF vorgenommene Verknüpfung von *disability* mit Funktionsstörungen auf medizinischen Normalitätsvorstellungen (Hirschberg, 2009, S. 309–313); drittens wird beeinträchtigten Körpern die ‚normale‘ Funktionsfähigkeit bei vielen alltäglichen Verrichtungen nicht zugestanden (Wesselmann, 2013a, S. 7).

4 Behinderung als menschenrechtliches Phänomen

Die bereits erwähnte UN-BRK, die offiziell *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* genannt wird, wurde von den Vereinten Nationen 2006 mit dem Ziel verabschiedet, die allgemeinen Menschenrechte für Menschen mit Behinderungen zu konkretisieren (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017; United Nations, o. J.). Sie wurde von Deutschland 2009 ratifiziert und entstand aufgrund des Engagements der internationalen Behindertenbewegungen (Degener, 2015, S. 55). In ihrer Präambel wird Behinderung nicht als abgeschlossenes und unveränderliches Phänomen, sondern als offen und relational konzeptualisiert (Präambel e UN-BRK; Wesselmann, 2013b, S. 50). Damit wurde der Paradigmenwechsel, Behinderung nicht mehr als medizinisch-individuelles, sondern als menschenrechtliches Phänomen zu verstehen (Degener, 2015, S. 57), auch amtlich eingeläutet. So liegt der Zweck der UN-BRK darin, „den vollen und gleichberechtigten Genuss aller Menschenrechte und Grundfreiheiten durch alle Menschen mit Behinderungen zu fördern, zu schützen und zu gewährleisten [...]“ (Artikel 1, Satz 1 UN-BRK). Entsprechend gilt sie als Basis für die Neuausrichtung der Behindertenpolitik (Degener, 2015, S. 55).

Für die Soziale Arbeit, verstanden als Menschenrechtsprofession (Staub-Bernasconi, 2007), besitzt die UN-BRK einen sehr hohen Stellenwert. Statt paternalistischer Fürsorge hat Soziale Arbeit auf dieser Grundlage in allen Lebensbereichen gegen die Diskriminierung behinderter Menschen vorzugehen sowie deren Selbstbestimmung und

Partizipation zu ermöglichen. Der in der UN-BRK formulierte Auftrag wird zwar vom Fach als Handlungsmaxime anerkannt, jedoch formuliert der UN Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen in seinen Abschließenden Bemerkungen zum ersten Staatenbericht Deutschlands deutliche Kritik zur Umsetzung eines Bereichs, der für die Soziale Arbeit von Bedeutung ist: Er äußert sich besorgt darüber, dass Menschen mit psychischer Beeinträchtigung oft ihr ‚freier‘ Wille aberkannt wird, was zu Zwangseinweisung und -behandlung führen kann; solch eine Freiheitsentziehung stelle eine Verletzung des Artikels 14 der UN-BRK dar (Ausschuss, 2015).

In den Disability Studies gilt das menschenrechtliche Modell der UN-BRK (> Rößler in diesem Band) als Weiterentwicklung des sozialen Modells (Degener, 2015, S. 63). Die Juristin Theresia Degener, die an der Erarbeitung der UN-BRK beteiligt war, weist darauf hin, dass das menschenrechtliche Modell unter anderem durch die internationale Überwachung der konkreten Umsetzung der UN-BRK über das soziale Modell hinausreicht (Degener, 2015, S. 63–66). Diese Anwendungsorientierung wird aber auch als Schwäche angesehen. So argumentiert die Soziologin Anne Waldschmidt (2020, S. 70), dass dieses Modell durch eine Verknüpfung mit gesellschaftswissenschaftlichen Theorien zu fundieren und hinsichtlich seines Universalanspruchs kritisch zu analysieren sei.

5 Der sozialrechtliche Behinderungsbegriff

Das Gesetz ‚Stärkung der Teilhabe und Selbstbestimmung von Menschen mit Behinderungen‘ (Bundesteilhabegesetz – BTHG), mit dem das neunte Sozialgesetzbuch (SGB IX) von 2017 bis 2023 novelliert wird (BMJV, o. J.; >Rößler in diesem Band), enthält für die Soziale Arbeit zwei wesentliche Neuerungen: Der Begriff der Selbstbestimmung, ein Kernanliegen der Behindertenbewegung, ist in das Sozialrecht eingegangen und der Behinderungsbegriff wurde im Anschluss an die UN-BRK neu gefasst: „Menschen mit Behinderungen sind Menschen, die körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, die sie in Wechselwirkung mit einstellungs- und umweltbedingten Barrieren an der gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate hindern können.“ (§ 2 SGB IX) Dieses Gesetz gilt als modernes Teilhaberecht und wichtige Reform der Hilfen für behinderte Menschen. So wird im deutschen Sozialrecht erstmalig zwischen Beeinträchtigung und Behinderung unterschieden; jedoch wird, wie bei der alten Definition, als Basis für die Anerkennung einer Beeinträchtigung an der Mindestdauer von sechs Monaten festgehalten. Zudem bildet die Abweichung von dem für das Lebensalter als ‚typisch‘ erachteten Zustand weiterhin den Vergleichsmaßstab. Beeinträchtigung gilt nach wie vor als Abweichung von der Norm (Rohrmann, 2018, S. 61) und als nicht ‚normal‘.

Auch Vertreter*innen der Disability Studies sehen in diesem Zeitfaktor eine enge, normalistisch geprägte Auffassung. Denn bei höherem Lebensalter lässt sich diese vorgenommene Typisierung nicht mehr plausibel begründen (Hirschberg, 2009, S. 315).

Forscher*innen der angloamerikanischen Disability Studies betonen zudem, dass Behinderung ein universelles Phänomen darstellt, von dem alle Menschen im Verlauf ihres Lebens, spätestens im Alter, betroffen sein können; sie sprechen daher von „temporarily able bodied“ (Goodley, 2011, S. 1).

Für das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit ist die neue Definition von Behinderung wichtig, da sie Rechtsansprüche auf Hilfen zur Teilhabe begründet (Rohrmann, 2018, S. 61). Zur Stärkung der Rechtsposition behinderter Menschen wurde in § 32 SGB IX die „Ergänzende Unabhängige Teilhabeberatung“ installiert, die mit Peer Counseling arbeitet, der Beratung von Betroffenen für Betroffene (Hermes & Rösch, 2019). Damit hat ein zentraler methodischer Ansatz aus der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung Eingang in das deutsche Sozialrecht als eine der Handlungsgrundlagen Sozialer Arbeit gefunden.

Mit der Implementierung des BTHG ist auch der Stellenwert der ICF für die Soziale Arbeit nochmals gestiegen. Denn die ICF wurde damit als empirische Basis für die personenzentrierte Teilhabebedarfsermittlung verankert. Problematisch ist, dass in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich konstruierte Erhebungsbögen genutzt werden, als deren Folge bei gleicher Ausgangslage Betroffenen Teilhabeleistungen in unterschiedlichem Umfang bewilligt werden. Außerdem wird in der Sozialen Arbeit kritisch hinterfragt, inwieweit die ICF als Klassifikationssystem in ihrer gegenwärtigen Version, ohne die Konkretisierung der Umweltfaktoren, durch Erfassung gesellschaftlicher Barrieren (Hirschberg, 2012, S. 20–23) eine angemessene Basis zur Erhebung von Teilhabebedarfen darstellen kann.

6 Der Forschungsstand der Disability Studies in der Sozialen Arbeit

Insgesamt sind Rezeption und Diskussion von Disability Studies in der Sozialen Arbeit im deutschsprachigen Raum noch überschaubar. Die Arbeiten lassen sich, wenn auch nicht immer trennscharf, in drei Richtungen einteilen: Erstens gibt es Einführungen und Rezeptionen von Disability Studies im Kontext der Sozialen Arbeit (Bruhn et al., 2021; Dederich, 2010; Rathgeb, 2012; Waldschmidt, 2007; Wesselmann, 2013a, b; Zander, 2015); zweitens gibt es theoretische Vertiefungen der Disability Studies mit Bezug auf den gesellschaftlichen Kontext des Fachs (Dannenbeck, 2007; Köbsell, 2015; Waldschmidt, 2007; Zander, 2016) und drittens liegen Auseinandersetzungen mit Inklusion vor (Dannenbeck, 2012, 2016; Degener, 2015; Degener & Mogge-Grotjahn, 2012; Köbsell, 2015, 2016; Kuhlmann, 2012; Wesselmann, 2017). Ergänzend gibt es einzelne Beiträge (Dannenbeck, 2007; Rathgeb, 2012), die umgekehrt Soziale Arbeit in die Disability Studies einführen. Im Folgenden wird anhand exemplarischer Arbeiten und Debatten skizziert, wie die kritischen Perspektiven der Disability Studies auf Behinderung, Normierung, Normalisierung und Ableismus (engl. *ableism*) sowie Teilhabe, Partizipation und Inklusion aus Sicht der Sozialen Arbeit betrachtet werden.

6.1 Normalität – Normalisierung – Ableismus

Begriffsgeschichtlich kann zwischen einem weiten und engen Begriff von Normalität unterschieden werden (Link, 2013, S. 51). Ersterer wird als flexibelnormalistische Strategie bezeichnet und bezieht sich unter anderem auf die Mikroebene, auf der beispielsweise Fachkräfte und behinderte Menschen in ihren Interaktionen ‚Normalität‘ herstellen, indem sie etwa mit dem Budget für Arbeit den Wechsel aus der Werkstatt in den ersten Arbeitsmarkt realisieren. Hingegen kommt ein enges Normalitätsverständnis, d. h. die protonormalistische Strategie, in Prozessen der Diagnostik in der gesundheitsbezogenen Sozialen Arbeit zum Tragen.

Die Arbeiten der Disability Studies rekurren unter anderen auf die Normalismustheorie Jürgen Links und wurden von Waldschmidt (2007) in die Soziale Arbeit eingeführt. Waldschmidt (2007, S. 124) zeigt mit Referenz auf Michel Foucaults Konzept der Disziplinarmacht, das Machtprozesse in Institutionen thematisiert, wie gesellschaftliche Normalität produziert wird. So verdeutlicht sie, dass mit normierenden Diagnostiken Körper als abweichend etikettiert werden und durch operative Eingriffe, rehabilitative Maßnahmen und/oder institutionelle Unterbringung Prozesse der Normalisierung erfolgen. Solche finden sich in der Sozialen Arbeit zum Beispiel bei Tests zur Fähigkeitsüberprüfung in der Frühförderung.

Von den Disability Studies werden diese Tests auch mit Bezug auf Ableismus (> Pieper und Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) kritisiert. Das Konzept des Ableismus kommt aus den angloamerikanischen Disability Studies und beinhaltet die Kritik an der (Nicht-)Erfüllung gesellschaftlicher Fähigkeitserwartungen. Denn „die Beurteilung von Körper und Geist danach, was jemand ‚kann‘ oder ‚nicht kann‘ – [ist] ein biologistischer, essentialisierender Bewertungsmaßstab, der anhand einer erwünschten körperlichen oder geistigen Norm Menschen be-, auf- und abwertet [...]“ (Maskos, 2015, o. S.). Swantje Köbsell (2015) zeigt, wie ableistische Denkweisen schon bei der vorgeburtlichen Diagnostik auftreten, und hebt hervor, dass Ableismus analog, aber subtiler als andere Ismen wie Rassismus oder Sexismus in allen gesellschaftlichen Bereichen wirkt (Köbsell, 2015, S. 25). Dem liegt zugrunde, dass „die Beurteilung auf der Grundlage bestimmter Fähigkeiten so tief in jeder Kultur verankert ist, sodass ihr Gebrauch zu Ausschluss und anderen negativen Zwecken [...] gar nicht erst erkannt wird.“ (Wolbring, 2009, S. 33) Bislang werden die Erscheinungsweisen und Folgen von Ableismus im Unterschied zu den Disability Studies von der Sozialen Arbeit kaum rezipiert.

Hingegen gelten Normalität und Normalisierung als Schlüsselbegriffe. Mit der Frage, inwieweit Soziale Arbeit aufgrund ihrer gesellschaftlichen Funktion „Normalisierungsarbeit“ (Olk, 1986, S. 12) zu leisten habe, fanden diese Begriffe in den 1980er Jahren Eingang in die Debatte des Fachs. Seit den 2000er Jahren liegen Arbeiten vor, die den „gouvernementalen Modus der Sozialen Arbeit“ (Seelmeyer & Kutscher, 2011, S. 1125) reflektieren. Gefragt wird, wie Soziale Arbeit Subjekte anruft und regiert, indem sie diese zu einer optimierten, eigenverantwortlichen Lebensführung anhält und befähigt (Anhorn et al., 2007). Prozesse der Normalisierung werden auch bezogen auf

die konzeptionelle Gestaltung von Hilfesettings diskutiert; dies ist „in der Behindertenhilfe als *Normalisierungsprinzip* bekannt“ (Seelmeyer, 2018, S. 1091; Hervorh. i. O.). Es geht um die Frage, wie Angebote an Unterstützung barrierefrei und lebensweltorientiert statt exkludierend ausgestaltet werden können. Allgemein bleibt jedoch unklar, wie Normalität(en) hergestellt werden und welche Mechanismen bei ihrer Produktion wirken (Seelmeyer, 2018, S. 1095).

6.2 Teilhabe – Partizipation – Inklusion

Teilhabe, Partizipation und Inklusion sind Schlüsselbegriffe der UN-BRK; sie eint auf der einen Seite eine große begriffliche Nähe zum und auf der anderen Seite ihr ungenauer Gebrauch im Diskurs der Sozialen Arbeit. Dahinter stehen unterschiedliche theoretische Konzepte, deren Bedeutung je nach Diskurskontext variiert. Dies trifft im besonderen Maße auf den Begriff der Inklusion zu, der normativ aufgeladen, häufig theoretisch verkürzt und entpolitisiert gebraucht wird (Dannenbeck, 2016, S. 52;> C. Tillmann in diesem Band).

Der Begriff der Teilhabe wird, angeregt durch die deutsche Übersetzung des in der ICF und der UN-BRK verwendeten, englischen Begriffs *participation* im hiesigen Diskurs zu behinderten Menschen zunehmend aufgegriffen. So wurde die Formulierung „full and effective participation [...] in society“ (Artikel 3c CRPD) in der deutschen Version der UN-BRK als „volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft“ (Artikel 3c UN-BRK) übersetzt. Diese Übersetzung führte zur synonymen Verwendung beider Termini. Die Begriffsgeschichte zeigt indes, dass Teilhabe als normativer Leitbegriff aus dem sozialrechtlichen, Partizipation aus dem demokratietheoretischen Kontext kommt (Wesselmann, 2019, S. 94). Teilhabe meint, bedarfsdeckende Sozialleistungen zu erhalten, um Selbstbestimmung und Partizipation zu realisieren. Partizipation fasst dagegen als Sammelbegriff unterschiedliche Arten, Ebenen und Formen der politischen und sozialen Beteiligung (Wesselmann, 2019, S. 98).

Als weiteren Begriff wird Inklusion in der UN-BRK benutzt. Wiederum wurde die englische Formulierung „[...] inclusion in society“ (Artikel 3c CRPD) im Deutschen nur sehr allgemein als „Einbeziehung in die Gesellschaft“ (Artikel 3c UN-BRK) übersetzt. In den letzten zehn Jahren hat sich jedoch auch im deutschsprachigen Raum der Inklusionsbegriff durchgesetzt. Er meint im soziologischen Sinn den Einbezug in die Gesellschaft und steht in enger Verbindung zu dem Begriff Exklusion, von der behinderte Menschen verstärkt betroffen sind (Weinbach, 2016, S. 138); außerdem spielen in diesem Kontext Teilhabe sowie Partizipation (Wansing, 2015, S. 93–101) ebenfalls eine Rolle.

Lange wurden Fragen der Inklusion automatisch der Behindertenhilfe, Rehabilitation und Sozialpsychiatrie zugeordnet. Die Frage, wie gesellschaftliche Teilhabe herzustellen ist, ist allerdings der Sozialen Arbeit immanent, betrifft alle ihre Zielgruppen und ist somit nichts Neues (Dannenbeck, 2016, S. 53). Einen Auftakt zur Entwicklung

eines weiten Inklusionsverständnisses stellen die Beiträge von Carola Kuhlmann sowie Degener und Hildegard Mogge-Grotjahn im Sammelband *Soziale Inklusion* (2012) dar. Kuhlmann (2012) bietet, auch mit Referenz auf den in die Disability Studies einführenden Beitrag von Waldschmidt (2007), einen Überblick über die soziologischen und pädagogischen Dimensionen des Inklusionsbegriffs. Sie sieht den Vorteil darin, dass der Begriff der Inklusion die Armuts- und Menschenrechtsdiskurse zusammenführen kann. Degener und Mogge-Grotjahn (2012) vertreten ebenfalls ein interdisziplinäres Verständnis von Inklusion, indem sie Erkenntnisse der Ungleichheitsforschung mit Gleichheitskonzepten aus den Rechtswissenschaften verbinden. Nach diesen ersten Arbeiten hat sich seit 2014 eine intensive Debatte entfaltet, wie die Schwerpunktnummern einschlägiger Fachzeitschriften und die Tagungen zu Inklusion belegen (Dannenbeck, 2016, S. 53). Auffällig ist dabei eine häufige Engführung auf die Teilhabefelder Bildung und Arbeit.

Die Umsetzung der Inklusion behinderter Menschen in allen Lebensbereichen gehörte von Anfang an zu den Zielen der Disability Studies (Köbsell, 2012b, S. 44). Dies drückt sich in der Maxime ‚Nichts über uns ohne uns‘ aus, mit der sie für eine partizipative Forschung eintreten, in der behinderte Menschen als Forscher*innen agieren (> Behrlich in diesem Band). Die in den rehabilitativen Disziplinen oft getroffene binäre Unterscheidung zwischen ‚nichtbehindert/normal‘ und ‚behindert/abweichend‘ wird von Vertreter*innen der Disability Studies, auch mit intersektionalem Blick (Raab, 2012), kritisch hinterfragt; dabei werden die ihr zugrunde liegenden Ausgrenzungsmechanismen thematisiert. Mit dem Blick auf die Kategorisierung von Behinderung wie auch auf ihren Gegenpol der Normalität (Waldschmidt, 2005, S. 25) reichen die Disability Studies über die anwendungsorientierte Frage, wie behinderte Menschen inkludiert werden oder die Gesellschaft besser mit ihnen umgehen könne, hinaus.

7 Disability Studies und Kritische Soziale Arbeit

Zum Abschluss des Beitrags geht es um Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie um mögliche Schnittmengen zwischen Disability Studies und Kritischer Sozialer Arbeit. In beiden Disziplinen wird Behinderung als Folge von Prozessen sozialer Benachteiligung angesehen. Beide sind emanzipatorisch ausgerichtet und zielen mit diesem Anspruch auf die Stärkung, Selbstrepräsentation, Selbsthilfe sowie Partizipation von als behindert geltenden Menschen. Für die Forschung zu Behinderung nutzen beide einen machtkritischen Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse und wenden dazu Perspektiven der Kritischen Theorie sowie de- und sozialkonstruktivistische Ansätze an.

Aus Sicht der Disability Studies wird Behinderung als soziale Konstruktion und „verkörperte Differenz“ (Waldschmidt, 2005, S. 9) verstanden, dieses Verständnis wird von einer sich kritisch verstehenden Sozialen Arbeit geteilt. Hegemoniale Normalitätsvorstellungen zu ‚Behinderung‘ als individuelles Defizit sollen dekonstruiert werden. Beide Diskurse untersuchen am Beispiel von Behinderung, wie vom Normalzustand als

abweichend markierte Differenzen Prozesse des Ausschlusses und der Diskriminierung befördern sowie als gesellschaftliche Probleme konstruiert werden (Kessl & Plößer, 2010, S. 7; Rommelspacher, 2003, S. 71; Zander, 2016, S. 1048).

Neben den Gemeinsamkeiten gibt es jedoch auch Unterschiede zwischen den Fächern. Für die Rekonstruktion von Kontextbedingungen nutzen die Disability Studies, anders als Soziale Arbeit (mit der Ausnahme von Dannenbeck, 2007), auch kulturwissenschaftliche Ansätze, um Wahrnehmungs- und Deutungsmuster zu Beeinträchtigung und abweichenden Körpern zu analysieren (Raab, 2012, S. 75). Dabei geht es ebenso um Nichtbehinderung, die im Alltagswissen als ‚Normalfall‘ gedacht wird, und um das Differenzverhältnis zwischen normal und abweichend (Waldschmidt & Schneider, 2007, S. 15). Wie „Menschen mit Beeinträchtigungen zu Behinderten werden“ (Köbsell, 2016, S. 89) ist die Schlüsselfrage; ihre Untersuchung könnte dem Fach der Sozialen Arbeit ermöglichen, eigene Beteiligungen daran aufzudecken.

Weiter unterscheiden sich die jeweilige Stellung im Wissenschaftssystem, der Gegenstand und das Selbstverständnis. So sind die Disability Studies mit ihrer Verbindung zur Behindertenbewegung ein grundlagentheoretischer, transdisziplinärer Forschungsansatz, der quer zu den vom Deutschen Wissenschaftsrat anerkannten Fachwissenschaften liegt. Bei aller Heterogenität der theoretischen Positionierungen (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) gilt in den Disability Studies ‚Behinderung‘ als gemeinsamer Gegenstand. In der Sozialen Arbeit sind, je nach theoretischer Positionierung, „soziale Probleme“ (Staub-Bernasconi, 2012, S. 268) und/oder „sozialer Ausschluss“ (Anhorn et al., 2012, S. 11) das Hauptthema. Ausgangspunkte des Denkens und Handelns der Sozialen Arbeit sind heterogene Personengruppen und gesellschaftliche Verhältnisse, in denen nicht nur behinderte Menschen leben.

Ein weiterer Unterschied liegt darin, dass Soziale Arbeit mandatiert ist und zwischen Gesellschaft und Individuum vermitteln soll. Sie hat, anders als die Disability Studies, die gesellschaftlich zugewiesene, oft als soziale Dienstleistung deklarierte Funktion, „Normalisierungsarbeit“ (Olk, 1986, S. 12) zu leisten. Dabei soll sie nicht nur, aber auch behinderte Nutzer*innen ermächtigen, ein selbstbestimmtes Leben zu führen, allerdings unter der Maßgabe, dass es nicht zu Mehrkosten in der Eingliederungshilfe kommt. Wie Soziale Arbeit mit dieser im BTHG verankerten widersprüchlichen Funktionszuweisung, die ihr Strukturmerkmal darstellt, umgeht ist abhängig von der jeweiligen fachtheoretischen und -politischen Position.

In den Disability Studies und der Sozialen Arbeit steht eine Auseinandersetzung mit der wechselseitigen Kritik, den damit verbundenen, eigenen Machtansprüchen und Verstrickungen noch aus. Erste Kritikpunkte hat Clemens Dannenbeck (2007) formuliert. So kritisieren die Disability Studies das rehabilitationswissenschaftliche Paradigma und die rehabilitative Praxis, zu denen jedoch auch Soziale Arbeit mit ihrem oft fördernden und problemfokussierten Blick auf beeinträchtigte Menschen gehört (Dannenbeck, 2007, S. 111). In der Sozialen Arbeit wurde diese Kritik bislang noch nicht systematisch diskutiert. An die Adresse der Disability Studies gerichtet stellt Dannenbeck die Forderung infrage, dass eine eigene Betroffenheit Voraussetzung sein soll, um Disability Studies

zu betreiben und zu lehren, da dies eine Essentialisierung von Behinderung durch die Hintertür bedeute (Dannenbeck, 2012, S. 371). Dieser Kritikpunkt wird innerhalb der Disability Studies kontrovers diskutiert (> Bruhn & Homann in diesem Band).

Im Umgang mit den Wissensproduktionen zu Behinderung wie auch mit behinderten Menschen sind in der Sozialen Arbeit inhärente Machtdynamiken, Widersprüche und eigene Verstrickungen zu berücksichtigen. Die Schnittmenge in der Beziehung zwischen einer sich als kritisch verstehenden Sozialen Arbeit und den Disability Studies besteht darin, sich selbstreflexiv auf das macht- und gesellschaftskritische Paradigma zu beziehen. Das bedeutet, beeinträchtigte Menschen, auch mit hohem Assistenzbedarf, als eigenständige, rechtsfähige Bürger*innen und Expert*innen ihrer Lebenssituation anzuerkennen. Würden beide Disziplinen gemeinsam erforschen, wie sich der Anspruch auf Assistenz für eine selbstbestimmte Teilhabe im institutionellen Alltag der Angebote der Eingliederungshilfe realisiert, ließe sich die Schnittmenge ihrer Beziehung auch empirisch konturieren.

8 Fazit

Die Behindertenbewegung und die Disability Studies haben in ihrer menschenrechtsbasierten Ausrichtung die rechtlichen Handlungsgrundlagen der Sozialen Arbeit maßgeblich beeinflusst. Dies gilt auch für das Methodenrepertoire des Fachs, in dem der Ansatz des Peer Counseling aus der Selbstbestimmt Leben-Bewegung Eingang fand. Dass Soziale Arbeit trotz ihres Anspruchs, ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ zu leisten, Impulse aus der Behindertenbewegung lange ignoriert hat, weist auf ihre Eigeninteressen und Verstrickungen hin. Eine stärkere Rezeption und Diskussion der machtanalytischen Ansätze der Disability Studies könnte der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession dazu dienen, eine kritische Sicht auf die soziokulturelle Produktion von Normalität und Behinderung, die als soziale Ordnungskategorien auf die Perspektiven und das Handeln aller Akteur*innen des Fachs einwirken, zu entwickeln. Denn im Umgang mit behinderten Menschen ist Soziale Arbeit eine Grenzbearbeiterin (Kessl & Plöber, 2010, S. 7), die permanent im Spannungsfeld zwischen Normalität und Abweichung oszilliert.

Literatur

- Anhorn, R., Bettinger, F., Horlacher, C., & Rathgeb, K. (Hrsg.). (2012). *Kritik der Sozialen Arbeit – Kritische Soziale Arbeit*. Springer VS.
- Anhorn, R., Bettinger, F., & Stehr, J. (Hrsg.). (2007). *Foucaults Machtanalytik und soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme*. Springer VS.
- Ausschuss für die Rechte von Menschen mit Behinderungen. (2015). *Abschließende Bemerkungen über den ersten Staatenbericht Deutschlands*. https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/PDF-Dateien/UN-Dokumente/CRPD_Abschliessende_Bemerkungen_ueber_den_ersten_Staatenbericht_Deutschlands_ENTWURF.pdf. Zugegriffen: 25. März 2018.

- Bruhn, L., Homann, J., Nauwerth, M., & Saerberg, S. (Hrsg.). (2022). *Disability Studies und Soziale Arbeit* (im Erscheinen). Beltz Juventa.
- Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (BMJV) (o. J.). *Neuntes Buch Sozialgesetzbuch (Sozialgesetzbuch Neuntes Buch – Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit Behinderungen) vom 23. Dezember 2016* (BGBl. I S. 3234), zuletzt durch Artikel 8 des Gesetzes vom 14. Dezember 2019 (BGBl. I S. 2789) geändert. https://www.gesetze-im-internet.de/sgb_9_2018/SGB_IX.pdf. Zugegriffen: 10. Okt. 2020.
- Dannenbeck, C. (2007). Paradigmenwechsel Disability Studies? Für eine kulturwissenschaftliche Wende im Blick auf die Soziale Arbeit mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 103–125). transcript.
- Dannenbeck, C. (2012). Von der Kritik der Disziplin zu einer Disziplin der Kritik? Ansichten zum kritischen Potenzial der Disability Studies. In R. Anhorn, F. Bettinger, C. Horlacher, & K. Rathgeb (Hrsg.), *Kritik der Sozialen Arbeit – Kritische Soziale Arbeit* (S. 363–378). Springer VS.
- Dannenbeck, C. (2016). Soziale Arbeit und Inklusion. Die Menschenrechtsprofession im Inklusionsdiskurs. In M. Ottersbach, A. Platte, & L. Rosen (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten als Herausforderung für inklusive Bildung* (S. 49–61). Springer VS.
- Dederich, M. (2010). Behinderung, Norm, Differenz – Die Perspektive der Disability Studies. In F. Kessl, & M. Plößer (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 170–186). Wiesbaden: VS.
- Degener, T. (2015). Die UN-Behindertenrechtskonvention – ein neues Verständnis von Behinderung. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 55–74). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Degener, T., & Mogge-Grotjahn, H. (2012). „All Inclusive“? Annäherungen an ein interdisziplinäres Verständnis von Inklusion. In H.-J. Balz, B. Benz, & C. Kuhlmann (Hrsg.), *Soziale Inklusion* (S. 59–78). Springer VS.
- Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. (DBSH). (2016). *Abgestimmte deutsche Übersetzung des DBSH mit dem Fachbereichstag Sozialer Arbeit* https://www.dbsh.de/media/dbsh-www/redaktionell/bilder/Profession/20161114_Dt_Def_Sozialer_Arbeit_FBTS_DBSH_01.pdf. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI). (2005). *ICF – Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*. DIMDI.
- Goodley, D. (2011). *Disability studies. An interdisciplinary introduction*. Sage.
- Gredig, D., & Goldberg, D. (2012). Soziale Arbeit in der Schweiz. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (4. Aufl., S. 403–423). Springer VS.
- Hermes, G., & Rösch, M. (2019). Expertinnen und Experten aus eigener Erfahrung: Peer Counseling – und die Ergänzende Unabhängige Teilhabeberatung (EUTB). *Archiv für Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit*, 50(1), 64–71.
- Hinte, W. (2009). Eigensinn und Lebensraum – zum Stand der Diskussion um das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“. *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 78(1), 20–33.
- Hirschberg, M. (2009). *Behinderung im internationalen Diskurs. Die flexible Klassifizierung der Weltgesundheitsorganisation*. Campus.
- Hirschberg, M. (2012). Die Erfassung gesellschaftlicher Barrieren und Unterstützungsfaktoren – Vorschläge zur Weiterentwicklung der ICF. *Teilhabe*, 51(1), 20–24.
- Kappeler, M. (2008). Den Menschenrechtsdiskurs in der Sozialen Arbeit vom Kopf auf die Füße stellen. *Widersprüche*, 28(107), 33–46.

- Kessler, F., & Plöber, M. (2010). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. In F. Kessler, & M. Plöber (Hrsg.), *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen* (S. 7–16). Springer VS.
- Köbsell, S. (2012a). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. AG SPAK.
- Köbsell, S. (2012b). Integration/Inklusion aus Sicht der Disability Studies. Aspekte aus der internationalen und der deutschen Diskussion. In K. Rathgeb (Hrsg.), *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen* (S. 39–54). Springer VS.
- Köbsell, S. (2015). Ableism. In I. Attia, S. Köbsell, & N. Prasad (Hrsg.), *Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen* (S. 21–34). transcript.
- Köbsell, S. (2016). Doing Dis_ability: Wie Menschen mit Beeinträchtigungen zu „Behinderten“ werden. In K. Fereidooni, & A. P. Zeoli (Hrsg.), *Managing Diversity* (S. 89–103). Springer VS.
- Kruse, E. (2004). *Stufen zur Akademisierung. Wege der Ausbildung für Soziale Arbeit von der Wohlfahrtsschule zum Bachelor-/Mastermodell*. Springer VS.
- Kuhlmann, C. (2012). Der Begriff der Inklusion im Armuts- und Menschenrechtsdiskurs der Theorien Sozialer Arbeit – eine historisch-kritische Annäherung. In H.-J. Balz, W. Benz & C. Kuhlmann (Hrsg.), *Soziale Inklusion* (S. 35–57). Springer VS.
- Lambers, H. (2013). *Theorien der Sozialen Arbeit. Ein Kompendium und Vergleich*. Budrich.
- Lamp, F. (2007). *Soziale Arbeit zwischen Umverteilung und Anerkennung. Der Umgang mit Differenz in der sozialpädagogischen Theorie und Praxis*. transcript.
- Link, J. (2013). *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird* (5., erg., überarb. u. neu gest. Aufl.). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Loeken, H., & Windisch, M. (2013). *Behinderung und Soziale Arbeit. Beruflicher Wandel – Arbeitsfelder – Kompetenzen*. Kohlhammer.
- Maskos, R. (2015). Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277>. Zugegriffen: 1. Okt. 2018.
- Miles-Paul, O. (1992). *Wir sind nicht mehr aufzuhalten. Behinderte auf dem Weg zur Selbstbestimmung. Beratung von Behinderten durch Behinderte. Vergleich zwischen den USA und der Bundesrepublik*. AG SPAK.
- Oberholzer, D. (2013). Möglichkeiten und Grenzen der ICF für die Soziale Diagnostik. In S. B. Gähleitner, G. Hahn, & R. Glemser (Hrsg.), *Psychosoziale Diagnostik* (S. 107–120). Psychiatrie Verlag.
- Olk, T. (1986). *Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität*. Juventa.
- Raab, H. (2012). Doing Feminism: Zum Bedeutungshorizont von Geschlecht und Heteronormativität in den Disability Studies. In K. Rathgeb (Hrsg.), *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen* (S. 69–89). Springer VS.
- Rathgeb, K. (Hrsg.). (2012). *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen*. Springer VS.
- Röh, D. (2018). *Soziale Arbeit in der Behindertenhilfe* (2., völlig überarb. Aufl.). Reinhardt.
- Rohrmann, A. (2018). Behinderung. In G. Graßhoff, A. Renker, & W. Schroer (Hrsg.), *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung* (S. 55–68). Springer VS.
- Rommelspacher, B. (2003). Zum Umgang mit Differenz und Macht. Sozialarbeit als Menschenrechtsprofession. In H. Kleve (Hrsg.), *Differenz und Soziale Arbeit. Sensibilität im Umgang mit dem Unterschiedlichen* (S. 70–86). Schibri.
- Scheer, A. (2020). Menschenrechte: Ein kontroverses Diskursfeld. *Sozial Extra*, 44(6), 328–333.

- Scheipl, J. (2012). Soziale Arbeit in Österreich – Stand in Theorie und Praxis. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (4. Aufl., S. 425–434). Springer VS.
- Seelmeyer, U. (2018). Normalität und Normalisierung. In H.-U. Otto, H. Thiersch, R. Treptow, & H. Ziegler (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (6., überarb. Aufl., S. 1191–1198). Reinhardt.
- Seelmeyer, U., & Kutscher, N. (2011). Normalität und Normalisierung. In H.-U. Otto, H. Thiersch, R. Treptow, & H. Ziegler (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (5., überarb. Aufl., S. 1124–1129). Reinhardt.
- Seifert, M. (2011). Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe – qualitativer Fortschritt oder Sparmodell? *Teilhabe*, 50(4), 146–147.
- Sommerfeld, P. (2013). Die Etablierung der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft – Ein notwendiger und überfälliger Schritt für die Wissenschafts- und Professionsentwicklung. In B. Birgmeier, & E. Mührel (Hrsg.), *Handlung in Theorie und Wissenschaft Sozialer Arbeit* (S. 155–174). Springer VS.
- Staub-Bernasconi, S. (2007). Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat – Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. *Sozialarbeit in Österreich (SIO)*, 42(2), 8–17.
- Staub-Bernasconi, S. (2012). Soziale Arbeit und soziale Probleme. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (4. Aufl., S. 267–282). Springer VS.
- Thimm, W. (Hrsg.). (2005). *Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzepts*. Lebenshilfe.
- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Disability. (o. J.). *Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD)*. <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html>. Zugegriffen: 25. Sept. 2020.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2007). Die Macht der Normalität. Mit Foucault „(Nicht-)Behinderung“ neu denken. In R. Anhorn, F. Bettinger, & J. Stehr (Hrsg.), *Foucaults Machtanalytik und soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme* (S. 119–133). Springer VS.
- Waldschmidt, A. (2020). Jenseits der Modelle: Theoretische Ansätze in den Disability Studies. In D. Brehme, S. Köbsell, P. Fuchs, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 56–73). Beltz.
- Waldschmidt, A., & Schneider, W. (Hrsg.). (2007). *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. transcript.
- Wansing, G. (2007). Behinderung: Inklusions- oder Exklusionsfolge? Zur Konstruktion paradoxer Lebensläufe in der modernen Gesellschaft. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 275–298). transcript.
- Wansing, G. (2015). Der Inklusionsbegriff in der Behindertenrechtskonvention. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 93–107). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Wansing, G., & Windisch, M. (Hrsg.). (2017). *Selbstbestimmte Lebensführung und Teilhabe. Behinderung und Unterstützung im Gemeinwesen*. Kohlhammer.
- Weinbach, H. (2016). *Soziale Arbeit mit Menschen mit Behinderungen. Das Konzept der Lebensweltorientierung in der Behindertenhilfe*. Beltz.

- Welti, F. (2005). *Behinderung und Rehabilitation im sozialen Rechtsstaat. Freiheit, Gleichheit und Teilhabe behinderter Menschen*. Mohr Siebeck.
- Wesselmann, C. (2013). Disability Studies – Perspektiven und Impulse I. *Soziale Arbeit*, 61(1), 2–8.
- Wesselmann, C. (2013). Disability Studies – Perspektiven und Impulse II. *Soziale Arbeit*, 61(2), 46–52.
- Wesselmann, C. (2017). Inklusion aus dem Blickwinkel der Disability Studies – Perspektiven und Konsequenzen für die Soziale Arbeit. In C. Spatscheck, & B. Thiessen (Hrsg.), *Inklusion und soziale Arbeit. Teilhabe und Vielfalt als gesellschaftliche Gestaltungsfelder* (S. 55–66). Budrich.
- Wesselmann, C. (2019). Teilhabe und/oder Partizipation – eine Auseinandersetzung mit Schlüsselbegriffen einer demokratieorientierten Sozialen Arbeit. In M. Köttig, & D. Röh (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der Demokratie – Demokratieförderung in der Sozialen Arbeit* (S. 93–103). Verlag Barbara Budrich.
- Wolbring, G. (2009). Die Konvergenz der Governance von Wissenschaft und Technik mit der Governance des Ableism. *Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis*, 18(2), 29–35.
- World Health Organization (WHO). (1980). *International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps. A Manual of Classification Relating to the Consequences of Disease*. WHO.
- Zander, M. (2015). Chronische Krankheit aus der Perspektive der Disability Studies. *Sozialmagazin*, 40(8), 2–39.
- Zander, M. (2016). Disability Studies: Gesellschaftliche Ausgrenzung als Forschungsgegenstand. *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz*, 59(9), 1048–1052.

Carla Wesselmann, Dr. disc. pol., Diplom Sozialarbeiterin (FH), Professorin für Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Wissenschaften der Behinderung am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit der Hochschule Emden / Leer. Forschungsschwerpunkte: Dis_ability Studies, Biografie- und Teilhabeforschung, Rekonstruktive Soziale Arbeit und Wissenssoziologie.

<https://www.hs-emden-leer.de/studierende/fachbereiche/soziale-arbeit-und-gesundheit/>



Disability Studies in der Sportwissenschaft

Vera Tillmann

Zusammenfassung

In den Bereichen Rehabilitations-, Freizeit- und Breitensport sowie dem Leistungssport lassen sich verschiedene sportliche Aktivitäten verorten, die seitens der Sportwissenschaft untersucht werden. Inklusiver Sport für und mit Menschen mit Behinderungen und damit gleichzeitig sichtbar werdende Exklusionsrisiken sind Gegenstand aktueller Arbeiten und Diskussionen. Aus der Perspektive der Disability Studies ist Sport(-wissenschaft) ein noch marginal bearbeitetes Themenfeld. Der Forschungsstand wird unter anderem mit dem Blick auf Klassifikationssysteme und (selektierende) Vereinsstrukturen vorgestellt.

Schlüsselwörter

Inklusion · Klassifikationssystem · Körper · Leistung · Paralympics

1 Einleitung

Die Sportwissenschaft ist eine noch recht junge wissenschaftliche Disziplin, die unterschiedliche Fächer in sich vereint. Im Überblick lässt sich eine vielfältige Auseinandersetzung mit (Nicht-)Behinderung beobachten. Dabei liegt aktuell der Fokus darauf, wie Artikel 30 der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) als rechtlich verbindlicher Anspruch auf „Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport“ umgesetzt werden kann (Anneken, 2013; Fediuk, 2008a; Kiuppis & Kurzke-

V. Tillmann (✉)

Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport gGmbH, Frechen, Deutschland

E-Mail: tillmann@fi-bs.de

Maasmeier, 2012; UN-Behindertenrechtskonvention, 2017). In anderen Worten, für die Sportwissenschaft ist insbesondere diese Frage relevant: Wie kann Inklusion im und durch Sport gelingen?

Eine breite Diskussion sportwissenschaftlicher Themen aus der Perspektive der Disability Studies existiert noch nicht. Dabei gibt es eine Reihe von Fragestellungen, die diskursleitend sein könnten, wie beispielsweise: Welche separierenden Strukturen tragen im Sport zu der Konstruktion von (Nicht-)Behinderung bei? Welche Machtmechanismen wirken im Sportsystem, die zu sozialer Ausgrenzung führen? Der Anspruch der Disability Studies, Behinderung neu zu denken und ein Gegenmodell zum kritisierten medizinischen Verständnis von Behinderung zu entwickeln, könnte ein Anlass sein, danach zu fragen, wie etwa die Kategorie (Nicht-)Behinderung in den Teildisziplinen der Sportwissenschaft bearbeitet wird oder welche Prozesse der Inklusion und Exklusion mit einzelnen Sportbereichen oder der Organisationsstruktur des Sports verbunden sind. Ebenso kann aus der Perspektive der Disability Studies kritisch betrachtet werden, wie (Nicht-)Normalität im Kontext von Sport und Bewegung definiert wird.

Dieser Beitrag stellt Anschlüsse zwischen den Disziplinen Sportwissenschaft und Disability Studies her und gibt einen Überblick über bisherige Arbeiten. Im zweiten Abschnitt wird zunächst die historische Entwicklung der Sportwissenschaft bis zum heutigen Stand skizziert. Anschließend wird der Sport als Untersuchungsgegenstand definiert und von benachbarten Begrifflichkeiten abgegrenzt. Im nächsten Abschnitt werden die drei Bereiche vorgestellt, nach denen sich sportliche Aktivitäten kategorisieren lassen: Rehabilitationssport, Freizeit- und Breitensport sowie Leistungssport. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Organisationsstruktur des Sports in Deutschland eingegangen. Im vierten Abschnitt werden die Diskussionen dargestellt, die von Seiten der Sportwissenschaft aus der Perspektive der Disability Studies und von Seiten der Disability Studies mit Blick auf den Lebensbereich Bewegung und Sport geführt werden. An dieser Stelle geht es insbesondere um die Debatte um Inklusion im und durch Sport wie auch um Ansätze aus der Körpersoziologie; zusätzlich werden der Paralympische Spitzensport und die (vermeintlichen) Vorteile thematisiert, die Athlet*innen gegenüber Menschen ohne Beeinträchtigungen erhalten, wenn sie Hightech-Prothesen benutzen. Der Beitrag endet mit einer Zusammenfassung und einer Skizze zukünftiger Forschungsdesiderata.

2 Historische Entwicklung der Sportwissenschaft

Die Anfänge der Sportwissenschaft sind nicht eindeutig zu definieren. Carl Ciem, erster Rektor der Deutschen Sporthochschule Köln, führt die Disziplin auf die Philanthropen zurück, die im Zuge reformpädagogischer Strömungen Leibeserziehung zu Hause und auch in der Schule als planvolle Erziehungsmaßnahme forderten und sich um die Wende des 18./19. Jahrhunderts mit der Theorie der Leibesübungen auseinandergesetzt haben (Geldbach, 1980; Grupe, 1996).

Da eine Darstellung der gesamten geschichtlichen Entwicklung den Rahmen dieses Beitrags überschreiten würde, erfolgt nur ein kurzer Abriss der Entwicklung der Sportwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, um die jüngere Geschichte in den Blick zu nehmen. Dabei werden vornehmlich die Entwicklungen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) betrachtet. Die Situation in Österreich und der Schweiz kann dagegen nicht erläutert werden. Für eine ausführliche Darstellung aus der Forschungsperspektive der Disability History in Deutschland sei an dieser Stelle auf die Arbeit von Sebastian Schlund (2017) verwiesen.

Den Beginn der Sportwissenschaft als akademische Institution und autonome Fachdisziplin in der Bundesrepublik Deutschland datiert Gunnar Drexel (2002) auf Mitte der 1960er Jahre bis Anfang der 1970er Jahre. Wie erwähnt, handelt es sich um eine junge wissenschaftliche Disziplin, die besonders geprägt ist durch die in der Nachkriegszeit aufkommende Forderung nach einer wissenschaftlichen Fundierung von Leibesübungen. Damit einher ging die zunehmende Institutionalisierung der Sportwissenschaft. Vor allem wurde bereits 1970 die Deutsche Sporthochschule Köln als Universität anerkannt, womit sportwissenschaftliche Promotionen und Habilitationen möglich wurden. Auf der politischen Ebene wurde die Sportwissenschaft über die 1970 erfolgte Gründung des Bundesinstituts für Sportwissenschaft (BISp) gestärkt; dessen Zweck war es unter anderem, Forschungsvorhaben im (Spitzen-)Sport zu unterstützen (Fahrner, 2013). Mit der Gründung der Fachzeitschrift *Sportwissenschaft* 1970 sowie der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs) 1976 konnten weitere Strukturen geschaffen werden, die zur Etablierung der Sportwissenschaft im Wissenschaftssystem beitragen.

In der DDR ist die (institutionelle) Etablierung der Sportwissenschaft in den 1950er Jahren mit Gründung der Deutschen Hochschule für Körperkultur (DHfK) in Leipzig erfolgt. Jochen Hinsching (1996) hebt hervor, dass sich in der Etablierungsphase schnell zwei Forschungsrichtungen entwickelten, die voneinander getrennt bearbeitet wurden. Zum einen wurde der Bereich des Spitzensports vornehmlich in der Trainingswissenschaft bearbeitet. Die Forschungserkenntnisse wurden jedoch von der öffentlichen Diskussion möglichst ferngehalten, da dieser Sportbereich einer intensiven staatlichen Kontrolle unterlag. Zum anderen gab es den Bereich der „einigermaßen transparent gemachten sogenannten Nicht-Leistungsforschung, worunter vor allem breitensportliche Forschung und Schulsportforschung“ fielen (Hinsching, 1996, S. 16). Mit intensiver staatlicher Unterstützung konnte sich die Sportwissenschaft in der DDR bereits Ende der 1960er Jahre als wissenschaftlich fundierte Disziplin etablieren.

Im heutigen wiedervereinigten Deutschland ist die Eingrenzung der Sportwissenschaft als akademische Disziplin nicht mehr so eindeutig. Bei der Sportwissenschaft handelt es sich mittlerweile „um ein beinahe undurchschaubares *Nebeneinander spezialisierter Teildisziplinen*“ (Fahrner, 2013, S. 43; Hervorh. i. O.), das sich durch sozial-, geistes- und naturwissenschaftliche Zugänge kennzeichnet. Mit der ausgeprägten Interdisziplinarität gehen unterschiedliche Theorien, Terminologien oder Modelle einher, die innerhalb des Faches Anlass zu Kontroversen geben. Dennoch wird heute von der Sportwissenschaft und nicht von den Sportwissenschaft*en* gesprochen (Grupe, 1995).

Werner Hägele (1995) betont in diesem Zusammenhang, dass die Sportwissenschaft die Teildisziplinen vereinen wolle und diese nicht nebeneinander stehen bleiben sollten.

Zu den älteren Teildisziplinen gehören insbesondere die Sportpädagogik, Sportgeschichte, Sportmedizin, Bewegungswissenschaft, Trainingswissenschaft, Sportpsychologie, Sportsoziologie sowie die Sportphilosophie. Als Reaktion auf gesellschaftlich relevante Fragestellungen haben sich darüber hinaus die Teildisziplinen Sportethik, Sportrecht, Sportökonomie und Sportpublizistik herausgebildet (Burk & Fahrner, 2013). Kennzeichnend für die Sportwissenschaft ist somit die Vielfältigkeit möglicher Perspektiven auf den Gegenstand des Sports. Was aber ist ‚Sport‘? Auf diese Frage wird im Folgenden näher eingegangen.

3 ‚Sport‘ als Forschungsgegenstand

Eine einheitliche Definition des Begriffs Sport besteht nicht, sondern es gibt unterschiedliche Begriffsbestimmungen, die jeweils andere Schwerpunkte setzen. Der Wissenschaftliche Beirat des Deutschen Sportbundes (1980) benennt sieben idealtypische Kriterien, die Sport konstituieren: motorische Aktivität, Bedeutungsinhalt, Leistung, Sportorganisationen, Sportregeln, ethische Werte und Erlebnisformen. Eine aktuellere Definition bietet Artikel 2 (1a) der European Sports Charta von 2001: „‚Sport‘ means all forms of physical activity which, through casual or organised participation, aim at expressing or improving physical fitness and mental well-being, forming social relationships or obtaining results in competition at all levels.“ (Council of Europe, 2001) Rainer Schliermann et al. (2014b, S. 2) definieren Sport „als eine selbstbestimmte sensorische Aktivität, die leistungsfrei oder leistungsorientiert in organisierter oder unorganisierter Form als wesentlicher Bestandteil eines selbstbestimmten Lebens stattfindet.“ Sie unterscheiden außerdem Sport von angrenzenden Bereichen, etwa von körperlicher Aktivität als einer übergeordneten Ebene, die sich durch einen erhöhten Energieaufwand definiert und auch Alltagsaufgaben, wie z. B. Gartenarbeit, beinhalten kann. Zum anderen grenzt sich Sport deutlich von (sport-)therapeutischen und psychomotorischen Angeboten ab, die sich zwar sportlicher Elemente bedienen, jedoch eine therapeutische Intention verfolgen.

Mit Sport kann eine große Bandbreite von Aktivitäten beschrieben werden: vom gesundheitsorientierten Walken bis hin zum Spitzensport (Fahrner, 2013). Gleichzeitig hängt es von der Perspektive der Beobachter*innen ab, ob z. B. Atemgymnastik als Sport bezeichnet wird. Eine Kategorisierung der unterschiedlichsten sportlichen Aktivitäten erfolgt insbesondere anhand der Bereiche des Rehabilitationssports, des Freizeit- und Breitensports und des Leistungs- bzw. Spitzensports, die im Folgenden skizziert werden.

Erstens stellt der Rehabilitationssport eine Maßnahme im Zusammenhang mit Heilbehandlungen, zur Wiedererlangung oder Aufrechterhaltung von Gesundheit dar, der aufgrund einer entsprechenden Diagnose verordnet wird (Kosel & Froböse, 1999, S. 32; Will, 2014, S. 14). Im Rehabilitationssport steht der gesundheitliche Nutzen von

Bewegung und Sport im Fokus, dessen Wirksamkeit auf die Gesundheit in zahlreichen Studien aufgezeigt wurde (Graf, 2017, S. 63; World Health Organization [WHO], 2010, S. 7). Rehabilitationssport wird von Volker Anneken et al., (2014, S. 7) als individuelles Bewegungs- und Sportangebot charakterisiert, welches nicht auf Leistung ausgerichtet ist. Langfristiges Ziel ist es, die Rehabilitanden darin zu unterstützen, von den gesundheitlichen Potenzialen des Sports zu profitieren und Bewegung und Sport in den Alltag zu integrieren. Anneken et al., (2014, S. 7) nennen vier wesentliche Ziele des Rehabilitationssports, welche die Förderung von Ausdauer und Kraft, die Verbesserung von Koordination und Flexibilität, die Stärkung des Selbstbewusstseins sowie Hilfe zur Selbsthilfe und Motivation zu selbstständiger und eigenverantwortlicher Bewegung umfassen. Rehabilitationssport kann und soll zugleich eine Brücke zum Freizeit- und Breitensport darstellen (Froböse, 2014, S. 23).

Im Gegensatz zum Rehabilitationssport wird, zweitens, im Freizeit- und Breitensport kein konkreter Zweck, wie zum Beispiel Gesundheitsförderung und -erhaltung, verfolgt, sondern im Fokus stehen, abhängig von der individuellen Motivation für sportliche Aktivität (Gabler, 2002, S. 17), der reine Selbstzweck von Bewegung und Sport, der Spaß daran oder das soziale Miteinander (Knoll & Fessler, 2012, S. 229). Zum Freizeitsport gehören die Formen von Bewegung und sportlicher Aktivität, die in einem nicht organisierten Rahmen (z. B. Frisbee spielen im Park oder Joggen) wie auch bei kommerziellen Anbietern (z. B. Fitnessstudios) stattfinden. In Abgrenzung dazu findet Breitensport vorwiegend innerhalb von Vereinsstrukturen statt, die in der Regel auf einzelne Sportarten (z. B. Handball, Tennis) ausgerichtet sind.

Drittens lässt sich der Leistungssport als sportliche Aktivität definieren, für die umfangreiche Trainingsleistungen, Wettkampfbezug und das Erreichen persönlicher Höchstleistungen charakteristisch ist. Leistungssport impliziert ein stark ausgeprägtes Leistungsprinzip und Konkurrenzsituationen, die sowohl im Wettkampf als auch im Training bestehen können. Die Möglichkeit zur Teilnahme an Wettkämpfen ist durch das Erreichen von festgelegten Normen geregelt, die sich beispielsweise über Punkte, Zentimeter oder Sekunden quantifizieren lassen (Haag, 2003, S. 282–283). Bei den Wettkämpfen im Leistungssport besteht das Bestreben, für alle Teilnehmenden möglichst gleiche Ausgangsbedingungen herzustellen, um das Ergebnis offen zu halten. Dazu werden üblicherweise die Athlet*innen anhand von Geschlecht, Alter oder auch Gewicht in Leistungsgruppen unterteilt.

Mit Blick auf den Zusammenhang von Sport und Gesellschaft ist neben der Unterteilung der drei Formen sportlicher Aktivität das Sportsystem in Deutschland und dessen Organisationsstruktur bedeutsam. Während Sport (z. B. Joggen oder Walken) im nicht organisierten Bereich leicht zugänglich stattfinden kann, lassen sich im organisierten Vereinssport Selektionsprozesse beobachten, die entweder durch den inhaltlichen Fokus auf eine Sportart oder durch übergeordnete Zugangskriterien gesteuert werden.

Der organisierte Sport ist außerdem quantitativ von Bedeutung: Im Jahr 2018 waren in Deutschland etwa 27 Mio. Menschen Mitglied in Sportvereinen (Deutscher Olympischer Sportbund [DOSB], 2018). Als Dachverband des Vereinssports fungiert der

DOSB, der in vier weitere Bereiche unterteilt ist. Der erste setzt sich aus den 16 Landes-sportbünden zusammen, der zweite besteht aus 38 olympischen Spitzenverbänden (z. B. der Deutsche Turner Bund [DTB]), der dritte beinhaltet 28 nichtolympische Spitzenverbände (z. B. den Deutschen Behindertensportverband [DBS]) und der vierte Bereich umfasst die Verbände mit besonderen Aufgaben, wie zum Beispiel den Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverband (DOSB, o. J.a), welche Grundwerte wie Vielfalt, Fairness und Toleranz sowie den Zugang des Sports für alle Menschen vertreten.

Der DBS stellt den Dachverband für den Sport von Menschen mit Beeinträchtigungen in Deutschland dar und ist für die übergeordnete Organisation des Sports zuständig, der vom Rehabilitations- bis zum paralympischen Spitzensport reicht (DOSB, o. J.b). Die Einteilung der Athlet*innen des DBS in Leistungsgruppen, sogenannten Klassifizierungen, ist zudem auf nationaler Ebene bindend (Deutscher Behindertensportverband, 2018). Dabei ist ursprünglich ein medizinisch orientiertes System verwendet worden, anhand dessen Personen entlang von körperlichen Beeinträchtigungen in *Schadensklassen* eingeteilt worden sind. Diese hatten keinerlei Bezug zum eigentlichen sportlichen Inhalt, was sich mit der Einführung der *funktionellen* Klassifizierung seit Beginn der 1990er Jahre geändert hat. Demnach erfolgt nun die Klassifizierung orientiert daran, inwiefern die für die jeweilige Sportart typischen (Schlüssel-)Bewegungen ausführbar sind bzw. hier Einschränkungen bestehen (Schliermann, 2015, S. 242–243; Schliermann et al., 2014a, S. 12–13). Zur weiterführenden Auseinandersetzung sei auf den Überblick über die Klassifikationen der einzelnen Sportarten beim Bundesinstitut für Sportwissenschaft (2014) verwiesen. Ein internationaler Vergleich von Strukturen des (inkluisiven) Sportsystems findet sich bei Sabine Radtke (2013).

4 Sportwissenschaft im Spiegel der Disability Studies

Auf Basis der dargestellten Grundlagen der Sportwissenschaft wird im Folgenden aufgezeigt, welche thematischen Verbindungen es zwischen der Sportwissenschaft und den Disability Studies gibt. Der Abschnitt behandelt drei Schwerpunktthemen. Zunächst wird auf die allgemeine Inklusionsdebatte im Sport eingegangen; im Anschluss daran geht es um zwei Diskurse, die sich aus der Perspektive der Disability Studies mit (Leistungs-) Sport auseinandersetzen. Diese betreffen zum einen die Diskussion um Körperlichkeit im Kontext von Sport und zum anderen die kritische Auseinandersetzung mit Exklusionsmechanismen im (paralympischen) Spitzensport.

4.1 Diskurse um Inklusion im und durch Sport

Relevant für die Sportwissenschaft wie auch für die Disability Studies ist die Auseinandersetzung um die Umsetzung des inklusiven Sports, die mit der Ratifizierung der UN-BRK starke Impulse erhalten hat. Damit wird gleichzeitig die allgemeine Frage des

Umgangs mit Verschiedenheit im Sport aufgeworfen (z. B. Gieß-Stüber et al., 2014). Was den Sport betrifft, offenbart sich an dieser Stelle ein bislang noch nicht aufgelöstes Dilemma: Auf der einen Seite gibt es die Bestrebung, dass Bewegung und Sport für alle zugänglich sein sollen; auf der anderen Seite ist dem Sport ein gewisses Maß an Exklusivität immanent. Zum Beispiel erfordern einzelne Sportarten (z. B. Rudern oder Volleyball) bestimmte Bewegungsmuster, die nicht für alle durchführbar sind. Anhand der drei Sportbereiche werden die Debatten im Folgenden kurz dargestellt.

Erstens: Insbesondere im Spitzensport ist die relative Ergebnisoffenheit des sportlichen Wettkampfs ein Aspekt, der sowohl für die Athlet*innen als auch die Zuschauer*innen den Reiz ausmacht. Die Voraussetzung dafür stellt jedoch ein möglichst fairer Wettkampf in möglichst homogenen und vergleichbaren Gruppen dar (Müller, 2017, S. 273–274). Diese Voraussetzung kann in einem inklusiv organisierten (Spitzen-)Sport, der charakterisiert ist durch die Zugänglichkeit für Alle, unabhängig von Diversitätsmerkmalen wie Beeinträchtigung, Geschlecht oder Alter, möglicherweise nicht umgesetzt werden. Versucht man, das Dilemma zwischen Leistung und Inklusion dahin gehend aufzulösen, dass inklusiver Spitzensport in heterogenen Gruppen betrieben wird, kann dies zur Folge haben, dass der Ausgang von Wettkämpfen vorhersehbar und damit sowohl für Athlet*innen als auch Zuschauer*innen frustrierend sein kann. Möglicherweise lässt sich die Attraktivität von Wettkämpfen nur zulasten des inklusiven Spitzensports aufrechterhalten. Auch wenn die Diskussion präsent ist, gibt es bislang noch keine Lösung. Insofern handelt es sich um einen noch zu bearbeitenden Forschungsbereich. Seitens der Sportpsychologie kann zum Beispiel die Frage interessant sein, was den Reiz des Sports ausmacht, wenn bei den Teilnehmenden heterogene Voraussetzungen bestehen und Ergebnisse vorhersehbar werden. Umgekehrt ist zu fragen, inwiefern die Attraktivität von Sport durch die Klassifizierung von Athlet*innen in (annähernd) homogene Gruppen aufrechterhalten wird. Arbeiten, die sowohl an die Disability Studies als auch die Sportwissenschaft anschließen, können Erkenntnisse dazu liefern, wie sich der Eigensinn des Sports erhalten lässt und gleichzeitig Mechanismen sozialer Ausgrenzung im Sport abgebaut werden können.

Zweitens sind für den Freizeit- und Breitensport eine Reihe von Untersuchungen vorhanden, die sich vorwiegend mit der praktischen Umsetzung von inklusivem Sport beschäftigen und neben der methodischen Gestaltung auch die dafür notwendige Neu- und Weiterentwicklung von Sportsystemen in den Blick nehmen (z. B. Anneken, 2013; Fediuk, 2008a; Tillmann, 2015). Am Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport gGmbH (FIBS) in Frechen werden beispielsweise seit 2008 anwendungsorientierte Forschungsprojekte rund um das Thema Inklusion und Teilhabe am und durch Sport durchgeführt (z. B. Anneken, 2013; Tillmann et al., 2017). Die Arbeiten von Bettina Rulofs (2014), Stefan Meier (2016) oder Meier et al. (2016) thematisieren inklusiven Sport aus Sicht der Sportsoziologie. In der Sportpädagogik lassen sich ebenfalls diverse Arbeiten zum Umgang mit Heterogenität, zur Entwicklung einer inklusiven Sportdidaktik und -methodik wie auch zu den Herausforderungen im inklusiven (Schul-)Sport finden (Fediuk, 2008b; Giese, 2016; Giese & Weigelt, 2015; Meier & Ruin, 2015; Ruin et al., 2016;

Tiemann, 2013, S. 47–50; Wagner et al., 2016). Ein weiterführender Einblick in Inklusion im und durch Sport findet sich bei Jonas Heitzer und Vera Tillmann (2017), Swen Körner (2017), Schliermann et al. (2014b) oder Manfred Wegner et al. (2015).

Drittens lässt sich für den Rehabilitationssport beobachten, dass hier keine Diskussionen darüber stattfinden, wie dieser inklusiv gestaltet werden könnte. Wie bereits beschrieben, liegt das Ziel des Rehabilitationssports vorwiegend darin, die Funktionsfähigkeit eines Menschen zu verbessern. Ingo Froböse (2014, S. 23) argumentiert, dass der Rehabilitationssport für den Einstieg in ein sportliches Leben motivieren kann und soll, dass individuelle Teilhabebeeinträchtigungen im Sinne der *International Classification of Functioning, Disability and Health* (ICF) der Weltgesundheitsorganisation (> Naue & Waldschmidt und Wesselmann in diesem Band) abgewendet und die Funktionsfähigkeit von Körperstrukturen erhalten werden können. Vor diesem Hintergrund verfolgt der Rehabilitationssport auch nicht den Auftrag, inklusiv gestaltet zu sein; vielmehr stellt er einen exklusiven Sportbereich dar, dessen Zugänglichkeit unabhängig von einer zugeschriebenen Behinderung geregelt ist, nämlich durch eine medizinische Verordnung. Aus der Perspektive der Disability Studies kann an dieser Stelle beleuchtet werden, wie die Kategorie (Nicht-)Behinderung aufrechterhalten und gefestigt wird, indem beispielsweise die Zusammensetzung von Rehabilitationssportgruppen aufgrund einer medizinischen Diagnose erfolgt. Wertvoll wären auch Untersuchungen darüber, wie Professionelle entscheiden, welche Bewegungs- und Sportangebote unter welchen Rahmenbedingungen gut für die Teilnehmenden sind.

Wie bereits erwähnt, finden Bewegung und Sport zu einem großen Teil im Vereinssystem statt. Dieses ist stark differenziert entlang der verschiedenen Sportarten, Wettkampfklassen oder Altersklassen und umfasst sowohl inklusive Angebote als auch spezielle Angebote für Menschen mit Beeinträchtigungen. Aus Sicht der Disability History hat sich Schlund (2017) kritisch mit Machtgefügen und Selektionsmechanismen auseinandergesetzt; er beschreibt, wie diese (Nicht-)Normalität oder (Nicht-)Behinderung mit Blick auf den Vereinssport (re-)konstruieren können. Weitere Arbeiten in den Disability Studies könnten hier umfassende Erkenntnisse und ein differenziertes Bild liefern.

Florian Kiuppis (2016, S. 11) weist darauf hin, dass zwar separierende, integrative und auch inklusive Strukturen im Sport parallel existieren, diese aber nicht pauschal in ihrer Wertigkeit beurteilt werden können. Neben inklusiven und integrativen Bewegungs- und Sportmöglichkeiten zeigt er auf, dass auch Bewegung und Sport speziell für Menschen mit Beeinträchtigung angeboten werden sollten, damit unterschiedliche Wünsche und Bedarfslagen berücksichtigt werden können. Dies deckt sich auch mit dem bereits erwähnten Artikel 30 der UN-BRK: Hier ist festgeschrieben, dass neben inklusivem Sport auch die Möglichkeit für behinderungsspezifische Sportaktivitäten bestehen muss. Entscheidend ist dabei nach Kiuppis (2016, S. 11) sowie Laura Misener und Simon Darcy (2014, S. 3–4), dass die Auswahl eines Bewegungs- und Sportangebots selbstbestimmt erfolgt und keine Zuordnung zu einem Sportbereich durch Professionelle stattfindet.

4.2 Körperlichkeit, Behinderung und Sport

In den Disability Studies findet die Auseinandersetzung mit Körperlichkeit wiederkehrend statt (Dederich, 2012, S. 143–168; Waldschmidt, 2003, S. 16–17). Eine soziologische Perspektive auf den Körper im Sport nehmen insbesondere Stefanie Duttweiler et al. (2016) und Robert Gugutzer (2016, 2017) ein. Gugutzer (2016) argumentiert, dass es in der heutigen Gesellschaft sehr relevant sei, auf die eigene Gesundheit zu achten, indem man sich *richtig* ernährt, Sport treibt und den Körper *fit* hält. Die Diskussion um einen gesunden, sportlichen Lebensstil sei entsprechend moralisch aufgeladen. Außerdem zeigt er auf, dass mit diesen gesellschaftlichen Veränderungen gleichzeitig ein Wandel des als ideal beschriebenen Körpers einhergeht: Der fitte, schlanke und trainierte Körper diene als Idealnorm, entlang der sich Abweichungen definierten. Dabei wird auch Übergewicht und Dicksein als ‚schlecht, falsch, anormal, ungesund‘ und behandlungsbedürftig bezeichnet, wie Körner (2008) mit Blick auf Kinder kritisch diskutiert. Entscheiden sich Personen gegen diesen Körperkult oder weichen sie durch körperliche Beeinträchtigungen von der festgelegten Idealnorm ab, laufen sie nach Martin Giese und Sebastian Ruin (2016) Gefahr, sozial ausgeschlossen zu werden. Aus der Perspektive der Disability Studies könnte hier eine kritische Betrachtung erfolgen, inwiefern gesellschaftliche Vorstellungen Ideale von Körpern konstruieren und damit Normvorstellungen und Abweichungen davon definiert werden.

4.3 Exklusionsmechanismen im Spitzensport

Im Unterschied zu der Debatte um Körper, Behinderung und Sport gibt es zu den Klassifizierungen im Spitzensport wie auch zum Einsatz von Technologien, wie beispielsweise Sportprothesen, bereits eine Diskussion aus der Perspektive der Disability Studies. Marion Müller (2017) thematisiert zum Beispiel, dass es im Sport als selbstverständlich und legitim wahrgenommen wird, dass Menschen mit Beeinträchtigungen aus Sportwettkämpfen von Menschen ohne Beeinträchtigungen ausgeschlossen werden und sich stattdessen in Vereinen des ‚Sports für Menschen mit Behinderung‘ organisieren. Aus ihrer Sicht zeigen sich die Parallelstrukturen im organisierten Sport besonders deutlich im Spitzensport anhand der Differenzierung der internationalen Wettkämpfe, die alle vier Jahre stattfinden: Olympische Spiele (internationaler Wettkampf von Athlet*innen in Einzel- und Mannschaftssportarten), Paralympische Spiele (internationaler Wettkampf von Athlet*innen mit Beeinträchtigungen in Einzel- und Mannschaftssportarten), Deaflympics (internationaler Wettkampf gehörloser Athlet*innen in Einzel- und Mannschaftssportarten) und Special Olympics (internationaler Wettkampf von Athlet*innen mit kognitiver Beeinträchtigung in Einzel- und Mannschaftssportarten). Während die Olympischen Spiele und Paralympischen Spiele zeitlich kurz nacheinander an denselben Austragungsorten stattfinden, werden die Deaflympics und Special Olympics in anderen Jahren und an anderen Orten durchgeführt.

Insbesondere bei den Paralympischen Spielen besteht ein hochdifferenziertes Klassifizierungssystem zur Einteilung der Sportler*innen in möglichst vergleichbare Leistungsgruppen: Die Zuordnungen erfolgen zum einen nach Geschlecht und zum anderen innerhalb der einzelnen Sportarten nach Funktionsfähigkeit und verwendeten technischen Hilfsmitteln (Müller, 2017). Die Funktion dieser Zuteilungen und Klassifizierungen wird damit begründet, dass eine möglichst hohe Chancengleichheit sowie Spannung durch bestmögliche Ergebnisoffenheit erzeugt werden soll (Müller, 2006). Müller (2017) hebt hervor, dass an dieser Stelle von der Unvergleichbarkeit von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen ausgegangen wird und verweist auf gegenteilige Beispiele, wie etwa Oscar Pistorius oder Markus Rehm. Beide Leistungssportler sind mit Unterschenkelprothesen bei nationalen und internationalen Leichtathletik-Wettkämpfen gegen Sportler ohne Beeinträchtigungen angetreten (Harrasser, 2017; Le Clair, 2017; Müller, 2017; Renggli, 2007).

Schwerpunkt der in der Sportwissenschaft geführten Diskussion ist, inwiefern die Carbonprothese, die zum Beispiel Rehm benutzt, einen Vorteil gegenüber Weitspringern bedeutet, die keine Prothese haben. In den durchgeführten biomechanischen Studien konnte bislang kein eindeutiges Ergebnis festgestellt werden (z. B. Willwacher et al., 2017). Es zeigte sich beispielsweise, dass Rehm durch seine Prothese zwar eine langsamere Anlaufgeschwindigkeit erreicht, beim Absprung aber Vorteile hat. Veit Wank und Valentin Keppler (2015) und Wolfgang Potthast (2016) kommen zu dem Ergebnis, dass die beiden Aspekte schlecht quantifizierbar und auch schwierig gegeneinander aufzuwiegen sind.

Aus der Perspektive der Disability Studies merkt Müller (2017) an, dass der Erfolg der beiden Spitzensportler Pistorius und Rehm vorwiegend auf die Prothese und nicht auf Trainingsleistungen oder das Talent zurückgeführt wird. Es werde vorzugsweise von ‚Sportlern mit Hochleistungsprothesen‘ und nicht von ‚Hochleistungssportlern mit Prothesen‘ gesprochen. Karin Harrasser (2017) hält in diesem Zusammenhang die Frage für relevant, welche körperformenden Maßnahmen als noch akzeptabel gelten und welche nicht mehr. Ausgangspunkt ihrer Argumentation ist die Darstellung und Bezeichnung einiger Athlet*innen der Paralympischen Spiele 2012 in London als *Superhumans*. Die Darstellung der Athlet*innen in dem entsprechenden Werbevideo impliziert die stetige Verbesserung des eigenen Körpers durch die Verwendung von hoch technologisierten Hilfsmitteln, die zu fast übermenschlichen Leistungen befähigen. Mit der Inszenierung als *Superhumans* wird aus Sicht von Harrasser (2017, S. 178) gleichzeitig ein Bild des Menschen als *Mängelwesen* konstruiert, das es zu verbessern gilt.

5 Fazit

Der Beitrag konnte aufzeigen, dass Sport ein relativ wenig bearbeitetes Thema der Disability Studies ist und gleichzeitig die Perspektive der Disability Studies in der Sportwissenschaft noch wenig genutzt wird. Zu beobachten ist allerdings, dass die

menschenrechtliche Forderung nach Inklusion seitens der Sportwissenschaft und des Sportsystems intensiv aufgegriffen und diskutiert wird. Dabei wird thematisiert, wie einerseits die Zielvorgabe der Inklusion erreicht und andererseits die dem Sport immanente Exklusivität erhalten werden können.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der Bereich des Leistungssports, der durch Zugangsbeschränkungen geprägt ist. Im Leistungssport werden Personen in Wettkampfklassen eingeordnet, die sich beispielsweise am Geschlecht oder dem Alter orientieren und nicht spezifisch mit der Kategorie (Nicht-)Behinderung zusammenhängen. Gleichzeitig besteht für den paralympischen Sport ein stark ausdifferenziertes Klassifikationssystem, das Menschen mit Beeinträchtigungen den Wettkampf in möglichst vergleichbaren Gruppen ermöglichen soll. Eine kritische Auseinandersetzung aus der Perspektive der Disability Studies könnte an dieser Stelle herausarbeiten, wie Klassifikationssysteme (Nicht-)Behinderung konstruieren oder inwiefern Vereinsstrukturen zu Diskriminierungen führen und damit den Weg zum Leistungssport verschließen.

Über Leistungssport hinaus gibt es weitere Forschungsdesiderata im Zusammenspiel von Disability Studies und Sportwissenschaft: So stellt der Rehabilitationssport ein Feld dar, welches aus Perspektive der Disability Studies noch wenig bearbeitet ist. Hier könnte kritisch analysiert werden, inwiefern (Nicht-)Behinderung durch die bestehenden Angebote im Rehabilitationssport erhalten und gefestigt wird. Es könnten Mechanismen und Machtstrukturen aufgedeckt werden, in denen zum Beispiel Professionelle im paternalistischen Sinne Entscheidungen für andere treffen. Die Erkenntnisse könnten im Rehabilitationssports wiederum genutzt werden, um bestimmte Machtmechanismen aufzubrechen und gleichzeitig das große gesundheitliche Potenzial und die Relevanz des Rehabilitationssports zu erhalten. Der Facettenreichtum von Sport und Sportwissenschaft lässt vielfältige Analysen aus Sicht der Disability Studies zu. Kritische Auseinandersetzungen können wesentlich dazu beitragen, die Potenziale des Gesellschaftsbereichs Sport für gemeinsame Aktivitäten, Spaß und Begegnungen zu thematisieren und die Entwicklung eines inklusiven Sportsystems zu fördern.

Literatur

- Anneken, V. (2013). *Inklusion durch Sport – Forschung für Menschen mit Behinderungen*. Sportverlag Strauß.
- Anneken, V., Schliermann, R., & Abel, T. (2014). Säulen des Behindertensports. In R. Schliermann, V. Anneken, T. Abel, T. Scheuer, & I. Froböse (Hrsg.), *Sport von Menschen mit Behinderungen: Grundlagen, Zielgruppen, Anwendungsfelder* (S. 6–10). Elsevier Urban & Fischer.
- Bundesinstitut für Sportwissenschaft. (2014). *Das Klassifizierungssystem der paralympischen Sportarten*. https://www.bisp.de/SharedDocs/Downloads/Publikationen/sonstige_Publikationen_Ratgeber/Klassifizierung.pdf?__blob=publicationFile&v=2. Zugegriffen 5. Juli 2018.
- Burk, V., & Fahrner, M. (2013). *Einführung in die Sportwissenschaft*. UVK & Lucius.

- Council of Europe. (2001). *European Sports Charta*. <https://www.coe.int/en/web/sport/european-sports-charter>. Zugegriffen 18. Okt. 2017.
- Dederich, M. (2012). *Körper, Kultur und Behinderung: Eine Einführung in die Disability Studies* (2. Aufl.). transcript.
- Deutscher Behindertensportverband (DBS). (2018). *Klassifizierungscode des Deutschen Behindertensportverbandes e.V. (DBS)*. <https://www.dbs-npc.de/downloads-1128.html?file=files/dateien/leistungssport/Klassifizierung%20gB/DBS%20Klassifizierungscode.pdf>. Zugegriffen 10. Nov. 2020.
- Deutscher Olympischer Sportbund (DOSB). (o. J.a). *Sport- und Selbstverständnis der VmbA im DOSB*. https://cdn.dosb.de/user_upload/www.dosb.de/uber_uns/Mitgliederversammlung/Sport-_und_Selbstverstaendnis_der_VmbA_im_DOSB.pdf. Zugegriffen 15. Okt. 2020.
- Deutscher Olympischer Sportbund (DOSB). (o. J.b). *Was ist Klassifizierung?* <http://www.dbs-npc.de/leistungssport-klassifizierung.html>. Zugegriffen 18. Okt. 2017.
- Deutscher Olympischer Sportbund (DOSB). (2018). *Bestandserhebung 2018*. <https://www.dosb.de/medien-service/statistiken/>. Zugegriffen 28. Aug. 2019.
- Drexel, G. (2002). *Paradigmen in Sport und Sportwissenschaft*. Hofmann.
- Duttweiler, S., Gugutzer, R., Passoth, J.-H., & Strübing, J. (2016). *Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* transcript.
- Fahrner, M. (2013). Sportwissenschaft als Fachdisziplin. In V. Burk, & M. Fahrner (Hrsg.), *Einführung in die Sportwissenschaft* (S. 15–47). UVK & Lucius.
- Fediuk, F. (2008). *Inklusion als bewegungspädagogische Aufgabe: Menschen mit und ohne Behinderungen gemeinsam im Sport*. Schneider Verlag Hohengehren.
- Fediuk, F. (2008b). *Sport in heterogenen Gruppen: Integrative Prozesse in Sportgruppen mit behinderten und benachteiligten Menschen*. Meyer & Meyer.
- Froböse, I. (2014). Behindertensport im Kontext von Prävention und Rehabilitation. In R. Schliermann, V. Anneken, T. Abel, T. Scheuer, & I. Froböse (Hrsg.), *Sport von Menschen mit Behinderungen: Grundlagen, Zielgruppen, Anwendungsfelder* (S. 20–23). Elsevier Urban & Fischer.
- Gabler, H. (2002). *Motive im Sport: Motivationspsychologische Analysen und empirische Studien*. Hofmann.
- Geldbach, E. (1980). Die Philanthropen als Wegbereiter moderner Leibeskultur. In H. Ueberhorst (Hrsg.), *Geschichte der Leibesübungen: Leibesübungen und Sport in Deutschland von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg* (S. 165–196). Bartels & Wernitz.
- Giese, M. (2016). Inklusive Fachdidaktik Sport – Eine Candide im Spiegel der Disability Studies. *Zeitschrift für Sportpädagogische Forschung*, 4(2), 84–101.
- Giese, M., & Ruin, S. (2016). Forgotten bodies – An examination of physical education from the perspective of ableism. *Sport in Society*, 3(2), 1–14.
- Giese, M., & Weigelt, L. (2015). *Inklusiver Sportunterricht in Theorie und Praxis*. Meyer & Meyer.
- Gieß-Stüber, P., Burrmann, U., Radtke, S., Rulofs, B., & Tiemann, H. (2014). *Diversität, Inklusion, Integration und Interkulturalität: Leitbegriffe der Politik, sportwissenschaftliche Diskurse und Empfehlung für den DOSB und die dsj*. https://cdn.dosb.de/user_upload/www.integration-durch-sport.de/Service/Info-Material/Expertise_Diversitaet_Inklusion_Integration_Interkulturalitaet.pdf. Zugegriffen: 3. Nov. 2017.
- Graf, C. (2017). Empfehlungen für gesundheitswirksame körperliche Aktivität im Kindes- und Erwachsenenalter. In W. Banzer (Hrsg.), *Körperliche Aktivität und Gesundheit: Präventive und therapeutische Ansätze der Bewegungs- und Sportmedizin* (S. 61–66). Springer.
- Grupe, O. (1995). Uneingelöste Ansprüche. Vergessene Interdisziplinarität. In H. Digel (Hrsg.), *Sportwissenschaft heute. Eine Gegenstandsbestimmung* (S. 151–160). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Grupe, O. (1996). Kultureller Singeber: Die Sportwissenschaft an deutschen Universitäten. *Forschung & Lehre*, 3(7), 362–366.
- Gugutzer, R. (2016). Die Körper der Gesellschaft. Eine soziologische Entdeckungsreise. In A. Uschok (Hrsg.), *Körperbild und Körperbildstörungen: Handbuch für Pflege- und Gesundheitsberufe* (S. 69–84). Hogrefe Verlag.
- Gugutzer, R. (2017). Sport. Forschungsfelder und Methodische Zugänge. In R. Gugutzer, G. Klein, & M. Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie* (Bd. 2, S. 303–317). Springer VS.
- Haag, H. (2003). Leistungssport. In P. Röthig, & R. Pohl (Hrsg.), *Sportwissenschaftliches Lexikon* (7., völlig. neubearb. Aufl., S. 282–283). Hofmann.
- Hägele, W. (1995). Integrative Sportwissenschaft: Leitidee oder Utopie? Szenario einer künftigen Sportwissenschaft. In H. Digel (Hrsg.), *Sportwissenschaft heute. Eine Gegenstandsbestimmung* (S. 90–98). Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Harrasser, K. (2017). Superhumans-parahumans: Disability and hightech in competitive sports. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability: Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 171–184). transcript.
- Heitzer, J., & Tillmann, V. (2017). Ein Überblick zum aktuellen Forschungsstand zur Inklusion im und durch Sport. In V. Tillmann, T. Bungter, & V. Anneken (Hrsg.), *Teilhabeforschung im Sport* (S. 9–20). Sportverlag Strauß.
- Hinsching, J. (1996). Ostdeutsche Sportwissenschaft vor und nach 1990. *dvs-Informationen*, 11(4), 15–25.
- Kiuppis, F. (2016). Inclusion in sport: Disability and participation. *Sport in Society*, 21(1), 4–21.
- Kiuppis, F., & Kurzke-Maasmeier, S. (2012). *Sport im Spiegel der UN-Behindertenrechtskonvention: Interdisziplinäre Zugänge und politische Positionen*. Kohlhammer.
- Knoll, M., & Fessler, N. (2012). Freizeit- und Breitensport für Menschen mit Behinderungen. In V. Scheid, M. Wegner, & M. Knoll (Hrsg.), *Aktiv dabei: Wege in eine bewegte Zukunft: Positionen – Projekte – Perspektiven* (S. 226–237). Meyer & Meyer.
- Körner, S. (2008). *Dicke Kinder – revisited: Zur Kommunikation juveniler Körperkrisen*. transcript.
- Körner, S. (2017). Alles Inklusion, oder was? *Sport und Gesellschaft*, 14(1), 5–27.
- Kosel, H., & Froböse, I. (1999). *Rehabilitations- und Behindertensport: Körper- und Sinnesbehinderte* (2., völlig neu überarb. Aufl.). Pflaum.
- Clair, L., & Jill, M. (2017). „New“ paralympic heroes: Mainstream media, strategic medals, „cyborg“ bodies, protest and changing attitudes. In D. Kilvington, & J. Price (Hrsg.), *Sport and discrimination* (S. 167–182). Routledge.
- Meier, H. (2016). Inklusion im Sport – Die soziologische Perspektive. In I. Hunger, S. Radtke, & H. Tiemann (Hrsg.), *Dabei sein ist (nicht) alles: Inklusion im Fokus der Sportwissenschaft* (S. 47–62). Feldhaus Edition Czwalina.
- Meier, H., Riedl, L., & Kukuk, M. (2016). *Migration, Inklusion und Integration: Soziologische Beobachtungen des Sports*. Schneider Verlag Hohengehren.
- Meier, S., & Ruin, S. (2015). *Inklusion als Herausforderung, Aufgabe und Chance für den Schulsport*. Logos Verlag.
- Misener, L., & Darcy, S. (2014). Managing disability sport: From athletes with disabilities to inclusive organisational perspectives. *Sport Management Review*, 17(1), 1–7.
- Müller, M. (2006). Geschlecht als Leistungsklasse: Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der „gender verifications“ im Leistungssport. *Zeitschrift für Soziologie*, 35(5), 395–412.
- Müller, M. (2017). „You know you’re not part of it.“: Die Konstruktion von Unvergleichbarkeit behinderter Menschen im (Hochleistungs-)Sport. In M. Müller, & C. Steuerwald (Hrsg.), *„Gender“, „Race“ und „Disability“ im Sport: Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya* (S. 243–282). transcript.

- Potthast, W. (2016). Vor- oder Nachteil für Weitspringer Markus Rehm? *Impulse – Das Wissenschaftsmagazin der Deutschen Sporthochschule Köln* 21(1), S. 49.
- Radtke, S. (2013). Zwischen Inklusion und Exklusion: Internationaler Vergleich von Systembedingungen für einen erfolgreichen Leistungssport – erste Ergebnisse eines Forschungsprojekts. In V. Anneken (Hrsg.), *Wissenschaftliche Inklusion durch Sport – Forschung für Menschen mit Behinderungen* (S. 43–63). Sportverlag Strauß.
- Renggli, C. (2007). Behinderung, Sport, Medien. *Behinderte Menschen: Zeitschrift für Gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten*, 30(3/4), 58–64.
- Ruin, S., Meier, S., & Leineweber, H. (2016). *Inklusion im Schulsport: Anregungen und Reflexionen*. Beltz.
- Rulofs, B. (2014). „Diversität“ und „Diversitäts-Management“: Auslegungen der Konzepte für die Entwicklung von Sportorganisationen. In P. Gieß-Stüber, U. Burrmann, S. Radtke, B. Rulofs, & H. Tiemann (Hrsg.), *Diversität, Inklusion, Integration und Interkulturalität: Leitbegriffe der Politik, sportwissenschaftliche Diskurse und Empfehlung für den DOSB und die dsj* (S. 7–13). Deutscher Olympischer Sportbund.
- Schliermann, R. (2015). Leistungssport von Athletinnen und Athleten mit Behinderungen. In M. Wegner, V. Scheid, & M. Knoll (Hrsg.), *Handbuch Behinderung und Sport* (S. 238–247). Hofmann.
- Schliermann, R., Anneken, V., & Abel, T. (2014a). Internationale Organisationen im Behindertensport. In R. Schliermann, V. Anneken, T. Abel, T. Scheuer, & I. Froböse (Hrsg.), *Sport von Menschen mit Behinderungen: Grundlagen, Zielgruppen, Anwendungsfelder* (S. 10–16). Elsevier Urban & Fischer.
- Schliermann, R., Anneken, V., Abel, T., Scheuer, T., & Froböse, I. (2014b). *Sport von Menschen mit Behinderungen: Grundlagen, Zielgruppen, Anwendungsfelder*. Elsevier Urban & Fischer.
- Schlund, S. (2017). „Behinderung überwinden?“: *Organisierter Behindertensport in der Bundesrepublik Deutschland (1950–1990)*. Campus.
- Tiemann, H. (2013). Inklusiver Sportunterricht: Ansätze und Modelle. *Sportpädagogik*, 37(6), 47–50.
- Tillmann, V. (2015). Der Sport im Dilemma inklusiver Bestrebungen. *Erwachsenenbildung und Behinderung*, 26(1), 38–44.
- Tillmann, V., Bungter, T., & Anneken, V. (2017). *Teilhabeforschung im Sport*. Sportverlag Strauß.
- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Wagner, I., Bartsch, F., & Rulofs, B. (2016). Welche Kompetenzen benötigen Sportlehrkräfte für den Umgang mit Heterogenität im Schulsport? – Konzeptionierung eines Modells. In I. Hartmann-Tews, B. Braumüller, & T. Hoppe (Hrsg.), *Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsociologie und der dvs-Kommission Geschlechterforschung: Tagungsdokumentation* (S. 36–37). Deutsche Sporthochschule Köln.
- Waldschmidt, A. (2003). ‚Behinderung‘ neu denken: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. In A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation* (S. 11–22). Bifos.
- Wank, V., & Keppler, V. (2015). Vor- und Nachteile von Sportlern mit Hochleistungsprothesen im Vergleich zu nichtbehinderten Athleten. *Deutsche Zeitschrift für Sportmedizin*, 66(11), 287–293.
- Wegner, M., Scheid, V., & Knoll, M. (2015). *Handbuch Behinderung und Sport*. Hofmann.

- Will, H. (2014). Didaktik/Methodik des Sports für Menschen mit Behinderung. In H. Will (Hrsg.), *Handbuch Rehabilitationssport* (S. 1–118). Verlag Neuer Start.
- Willwacher, S., Funken, J., Heinrich, K., Müller, R., Hobara, H., Grabowski, A. M., Brüggemann, G.-P., & Potthast, W. (2017). Elite long jumpers with below the knee prostheses approach the board slower, but take-off more effectively than non-amputee athletes. *Scientific Reports* 7(o. H.), o. S. <https://www.nature.com/articles/s41598-017-16383-5>. Zugegriffen 10. März 2021.
- Wissenschaftlicher Beirat des DSB. (1980). Zur Definition des Begriffs Sport. *Sportwissenschaft*, 10(4), 437–439.
- World Health Organization (WHO). (2010). *Global recommendations on physical activity for health*. WHO.

Vera Tillmann, Dr. phil., wissenschaftliche Leiterin am Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport gGmbH (FIBS) in Frechen. Forschungsschwerpunkte: Teilhabe an Bewegung und Sport, Partizipative Forschung & Forschungsmethoden, Selbstbestimmte Mobilität.
<https://www.fi-bs.de/das-institut/das-team/>



Disability Studies in Architektur, Design und Informationstechnik

Caroline Günther

Zusammenfassung

Barrierefreiheit in Architektur, Design und Informationstechnik ist sowohl eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung als auch für die Lebenswirklichkeit behinderter Menschen von hoher Relevanz. Im Anschluss an die Disability Studies stellt der Beitrag gesetzliche Regelungen, Planungsstandards und technologische Systeme vor und beleuchtet am Beispiel verschiedener Handlungsfelder die Praxis und Probleme der Umsetzung. Im letzten Teil werden exemplarisch die Dimensionen einer inklusiven Stadtplanung reflektiert.

Schlüsselwörter

Barrierefreiheit · Inklusive Stadt · Planung · Technologie · Universal Design

1 Einleitung

Die Gestaltung und Realisierung von barrierefreien Umwelten ist eine Voraussetzung für die Verwirklichung von Inklusion. In Deutschland ist der Stand entsprechender Konzepte jedoch noch lückenhaft. Insbesondere den ArchitektInnen mangelt es an Kenntnissen über behinderte Menschen, verschiedene Beeinträchtigungsformen und die daraus folgenden Anforderungen an den gebauten Raum (Imrie, 2004, S. 279). Entsprechend ist es notwendig, den Menschen mit seinen unterschiedlichen Fähigkeiten und Bedürfnissen ins Zentrum der Planung zu stellen.

C. Günther (✉)

Frankfurt University of Applied Sciences, Frankfurt, Deutschland

E-Mail: caroline.guenther@fb1.fra-aus.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

A. Waldschmidt (Hrsg.), *Handbuch Disability Studies*,

https://doi.org/10.1007/978-3-531-18925-3_20

337

Im Folgenden werden zunächst im Anschluss an die Disability Studies die Konzepte der Inklusion, Barrierefreiheit und Universal Design vorgestellt. Anschließend werden die entsprechenden gesetzlichen Regelungen und politischen Maßnahmen erläutert. Dabei wird der Schwerpunkt auf Deutschland gelegt; andere deutschsprachige Länder können nicht berücksichtigt werden. In einem weiteren Teil werden am Beispiel von drei Handlungsfeldern – Informations- und Kommunikationstechnik, Assistive Technologien und Smart Homes sowie Architektur und Stadtplanung – die Implementierungen von barrierefreien, inklusiven Konzepten und die zugrunde liegenden gesetzlichen Regelungen betrachtet. Im letzten Teil fokussiert der Beitrag entsprechend der Fachlichkeit der Autorin auf das Handlungsfeld des barrierefreien Bauens und der inklusiven Stadtplanung.

2 Barrierefreiheit und Universal Design: Konzepte zur Verwirklichung von Inklusion

Inklusion ist ein zentrales Anliegen in den Disability Studies und ein komplexer Ansatz, der weiter als das frühere Konzept der Integration reicht (Waldschmidt, 2005, S. 18;> C. Tillmann in diesem Band). Während Integration die Anpassung eines Menschen mit Behinderungen an eine gebaute Umwelt oder vorhandene Umweltbedingungen beinhaltet, verfolgt Inklusion das Ziel, gesellschaftliche Strukturen zu errichten, die ein selbstbestimmtes, gleichberechtigtes und unabhängiges Leben für alle Menschen, ob mit oder ohne Beeinträchtigungen, ermöglichen. In diesem Zusammenhang sind die Konzepte der Barrierefreiheit und des ‚Universal Design‘ von großer Bedeutung (Heiden, 2006).

Das Konzept der Barrierefreiheit (engl. *accessibility*, dt. Zugänglichkeit) betrifft alle gestalteten Lebensbereiche, will räumliche und technische Barrieren abbauen und durch die praktische Umsetzung von Normen und Standards die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben fördern (Bruhn & Homann, 2013, S. 23; Heiden, 2006, S. 201). Mit der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (im Folgenden: UN-BRK), die 2006 in New York in Kraft trat und 2009 von Deutschland ratifiziert wurde, ist in Artikel 3 („Allgemeine Grundsätze“) und Artikel 9 („Zugänglichkeit“) Barrierefreiheit zum Grundrecht erklärt worden (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017). Auf diesen Begriff wird im nächsten Abschnitt näher eingegangen.

In Artikel 2 („Begriffsbestimmungen“) der UN-BRK wird außerdem ‚universelles Design‘ (engl. *universal design*) definiert. Dieses Konzept verfolgt das Ziel, eine gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen an der Gesellschaft, unabhängig von individuellen Fähigkeiten, Geschlecht, Alter oder kulturellem Hintergrund, zu ermöglichen. Der Begriff wurde von dem US-amerikanischen Architekten Ronald L. Mace geprägt, der Ende der 1990er Jahre mit einer interdisziplinär arbeitenden Gruppe sieben Prinzipien des Universal Designs entwickelte (Story et al., 1998, S. 34–35). Diese sind am Menschen orientiert und sollen die Beurteilung von bestehenden Designs unterstützen,

Designprozesse verbessern und die NutzerInnen über die Eigenschaften von Produkten und der gebauten Umwelt informieren. Sowohl Gebäude und Stadträume als auch Konsumgüter und Mobiliar sowie Kommunikationswege sollen für möglichst alle Menschen zugänglich werden. Maces Arbeitsgruppe verstand Universal Design als einen am Einzelnen orientierten Prozess: Die unterschiedlichen Fähigkeiten der Menschen machten ein Gestaltungskonzept erforderlich, das die Individualität ins Zentrum rücke (Story et al., 1998, S. 2). Mittlerweile gilt Universal Design als Grundlage für die Barrierefreiheit in Architektur, Design und Informationstechnik.

Aus Sicht der Disability Studies hat das Konzept seine Stärken (Heiden, 2006, S. 204–208), jedoch birgt die damit verbundene Individualisierung auch die Gefahren der Ungenauigkeit und der Stigmatisierung, insbesondere wenn die Gestaltung der gebauten Umwelt oder das Design eines Produktes spezifische Bedürfnisse einzelner Personen erst hervorheben (Bruhn & Homann, 2013, S. 23–24). Beispielsweise kritisieren Liat Ben-Moshe und Justin J. W. Powell (2007) die Einführung des „International Symbol of Accessibility [ISA]“ (Rehabilitation International, 2016, S. 1–2), des heute allgemein gebräuchlichen Rollstuhlzeichens, als Symbol für Barrierefreiheit: Damit werde zwar Zugänglichkeit signalisiert, gleichzeitig aber auch verdeutlicht, dass Menschen mit Behinderungen bestimmte Flächen und Räume zur Verfügung stehen; infolgedessen würden ihre Einschränkungen ebenfalls betont.

Das Konzept des Universal Design versucht, mit dem „Dilemma der fortgesetzten Stigmatisierung“ (Bruhn & Homann, 2013, S. 23) umzugehen, und fokussiert auf die Gebrauchstauglichkeit von Produkten und Umwelten. Lars Bruhn und Jürgen Homann (2013, S. 23–24) fordern aus diesem Grund die Partizipation von Betroffenen als ExpertInnen in eigener Sache, um Barrierefreiheit und den Einbezug aller NutzerInnengruppen zu gewährleisten. Aimi Hamraie (2016, S. 285–309) argumentiert ähnlich: PlanerInnen könnten von den Betroffenen lernen, welche architektonischen Elemente erforderlich sind, um Raum für alle nutzbar zu machen. Universal Design solle Barrierefreiheit gewährleisten, als selbstverständlicher Teil der Planung akzeptiert werden sowie ästhetische und funktionale Aufgaben im Entwurf übernehmen (Hamraie, 2016, S. 285–309). Rob Imrie (2004, S. 282–283) hebt hervor, dass die Weiterentwicklung von Universal Design hin zu einem inklusiven Designprozess, der die sozialen Beziehungen in Entwicklungs- und Gestaltungsprozessen berücksichtigt, notwendig sei; dafür müssten die Prinzipien rechtlich formuliert und in Gestaltungsprozesse umgesetzt werden.

3 Rechtliche Regelungen und politische Maßnahmen zur Barrierefreiheit

Wegweisend für die Implementierung von Barrierefreiheit in Deutschland war die Verabschiedung des Gesetzes zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG) auf Bundesebene im April 2002 (Heiden,

2006, S. 199–201). Das Gesetz zielt laut Paragraph 1 darauf ab, die „Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen zu beseitigen und zu verhindern sowie ihre gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft zu gewährleisten und ihnen eine selbstbestimmte Lebensführung zu ermöglichen“ (BMJV, o. J. a, o. S.). Paragraph 4 BGG beinhaltet die aktuelle und allgemein anerkannte Begriffsbestimmung von Barrierefreiheit: „Barrierefrei sind bauliche und sonstige Anlagen, Verkehrsmittel, technische Gebrauchsgegenstände, Systeme der Informationsverarbeitung, akustische und visuelle Informationsquellen und Kommunikationseinrichtungen sowie andere gestaltete Lebensbereiche, wenn sie für Menschen mit Behinderungen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe auffindbar, zugänglich und nutzbar sind. Hierbei ist die Nutzung behinderungsbedingt notwendiger Hilfsmittel zulässig.“ (BMJV, o. J. a, o. S.)

Mit dem Inkrafttreten der Behindertenrechtskonvention veränderten sich nicht nur internationale Standards, sondern es wurde auch eine neue Sichtweise auf Barrierefreiheit geprägt. In der Präambel der UN-BRK heißt es, dass „Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht [...]“ (Präambel e UN-BRK). Dort wird außerdem auf die Signifikanz des vollen Zugangs „zur physischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Umwelt“ (Präambel v UN-BRK) für alle Menschen hingewiesen.

Die Barrierefreiheit wird zudem, wie oben bereits erwähnt, in dem Artikel 3 („Allgemeine Grundsätze“) unter Buchstabe f) genannt und in dem eigenen, längeren Artikel 9 („Zugänglichkeit“) der UN-BRK geregelt. Die Vertragsstaaten sind aufgefordert, geeignete Maßnahmen zu treffen, um „für Menschen mit Behinderungen den gleichberechtigten Zugang zur physischen Umwelt, zu Transportmitteln, Information und Kommunikation, einschließlich Informations- und Kommunikationstechnologien und -systemen, sowie zu anderen Einrichtungen und Diensten, die der Öffentlichkeit in städtischen und ländlichen Gebieten offenstehen oder für sie bereitgestellt werden, zu gewährleisten.“ (Artikel 9, Absatz 1 UN-BRK)

Mit Ratifizierung und Inkrafttreten der Konvention in 2009 hat sich die Bundesregierung zudem verpflichtet, nationale Aktionspläne (NAP) zur Umsetzung zu erstellen. Der erste Aktionsplan wurde 2011 veröffentlicht. Als dessen Fortschreibung wurde 2016 die zweite Version im Bundeskabinett verabschiedet. Der NAP 2.0 sieht 13 Handlungsfelder vor und ergänzt mit 175 Maßnahmen den ersten Aktionsplan (BMAS, 2016). Dabei ist die Förderung von Barrierefreiheit ein zentrales Anliegen.

Beispielsweise ist Bauen und Wohnen im NAP 2.0 das siebte Handlungsfeld (BMAS, 2016, S. 116–129) und beinhaltet die Förderung der barrierearmen bzw. barrierefreien Gestaltung von Wohnungen sowie die Förderung eines inklusiven Sozialraums unter besonderer Berücksichtigung des ländlichen Raums. Das Hauptaugenmerk der Maßnahmen liegt auf älteren Menschen und Menschen mit Behinderungen, für die ein selbstbestimmtes und unabhängiges Wohnen in der gewohnten Umgebung so lange wie möglich gewährleistet werden soll. Das Ziel ist die Berücksichtigung von Barrierefreiheit oder wenigstens von Barrierearmut als wichtiger Aspekt bei allen Neu- und

Umbauten. In einzelnen Maßnahmen sollen Vorschriften weiterentwickelt und die Sensibilisierung hierfür gefördert werden. Der Bund verpflichtet sich, Barrierefreiheit bei Bestandsbauten des Bundes herzustellen, finanzielle Förderprogramme zum barrierefreien und altersgerechten Umbau von Eigentum- oder Mietwohnungen aufzulegen sowie Handlungsempfehlungen zur Verbesserung des altersgerechten Wohnens für alle Generationen zu überprüfen. Des Weiteren soll der Leitfaden *Barrierefreies Bauen* (BMI, 2016), welcher als Arbeitshilfe für Bauverwaltungen, PlanerInnen, ArchitektInnen, FachplanerInnen und Schwerbehindertenvertretungen zur Verfügung steht, fortgeschrieben werden. Dieses Handlungsfeld wird im Folgenden näher betrachtet. Zuvor werden am Beispiel weiterer Handlungsfelder die Implementierung von barrierefreien, inklusiven Konzepten, die zugrunde liegenden gesetzlichen Regelungen sowie die entsprechenden Maßnahmen vorgestellt.

4 Handlungsfeld: Barrierefreiheit in der Informations- und Kommunikationstechnik

Ein wichtiges Handlungsfeld ist die Informations- und Kommunikationstechnik. Sie bietet Unterstützung im Alltag, kann die Unabhängigkeit fördern, den Lebensradius erweitern, bei der Informationsgewinnung unterstützen und soziale Kontakte herstellen (Kaye, 2000, S. 6). Im September 2011 ist entsprechend die Verordnung zur Schaffung barrierefreier Informationstechnik nach dem Behindertengleichstellungsgesetz (Barrierefreie-Informationstechnik – Verordnung – BITV 2.0) vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales erlassen worden und in Kraft getreten (BMAS, 2011). Diese Verordnung wurde auf der Grundlage der Paragraphen 11 und 12 BGG verfasst und setzte zugleich Artikel 9 UN-BRK um. Die BITV soll die Zugänglichkeit von Informations- und Kommunikationsdiensten für Menschen mit Behinderungen sicherstellen (BMAS, 2011) und den Zugang zu Informationen aller öffentlichen Angebote der Bundesbehörden ermöglichen. Gehörlosen und hörbehinderten Menschen sowie lern- und kognitiv behinderten Menschen sollen zudem Informationen in deutscher Gebärdensprache und in leichter Sprache zur Verfügung gestellt werden.

Das Internet und andere Informations- und Kommunikationstechniken können einerseits als Chance für ein verbessertes Unterstützungsangebot für Menschen mit Behinderungen betrachtet werden. Andererseits stellen sie für diese Personengruppe eine Herausforderung dar (Duplaga, 2017). Studien belegen, dass Menschen mit einer Beeinträchtigung weniger Möglichkeiten haben, Informations- und Kommunikationstechniken zu nutzen, als Menschen ohne Behinderung, wodurch eine ‚digitale Kluft‘ (*digital divide*) entstehen kann (Duplaga, 2017; Kaye, 2000; Sachdeva et al., 2015). Neeraj Sachdeva et al. (2015, S. 292) argumentieren, dass trotz umfangreicher assistiver, medizinischer und kommunikationsbasierter Technologie diese Kluft weiterhin bestehe und erst aufgelöst werden könne, wenn die soziale Akzeptanz der Informations- und Kommunikationstechnik zu ihrer Nutzung motiviere. Technische Weiterentwicklung

und Schulung der User im Umgang sowie die Zugänglichkeit zum Internet speziell für Menschen mit Beeinträchtigungen seien daher prioritäre Ziele.

Am 25. Mai 2019 ist die neue Fassung der BITV 2.0 in Kraft getreten; sie gilt für alle öffentlichen Stellen des Bundes sowie für alle Stellen, die das Vergaberecht anzuwenden haben und dem Bund zuzurechnen sind (§ 12 BGG). Sie eröffnet Menschen mit Behinderungen neue Möglichkeiten, am sozialen Leben teilzuhaben, durch die bessere Nutzung des Internets, zum Beispiel durch adaptive Darstellungsformen von digitalen Medien wie z. B. Chatanwendungen, die das Telefon für gehörlose und hörbeeinträchtigte Menschen ersetzen können (Vieritz, 2015).

Mit der neuen Fassung der BITV 2.0, die auf den internationalen Leitlinien für Webinhalte, den WCAG 2.0 (Web Content Accessibility Guidelines), basiert, soll die Zugänglichkeit und Nutzbarkeit von Webseiten für Menschen mit Behinderungen durch barrierefreies Webdesign ermöglicht werden. In 2008 wurden die WCAG 2.0 formuliert, die sich an der modernen Gestaltung des Webs orientieren (Hellbusch, 2018). Anfang Juni 2018 wurden ergänzend die WCAG 2.1 als der neue Webstandard veröffentlicht. Dabei liegt der Schwerpunkt auf der Nutzung von mobilen Geräten. Die WCAG 2.1 erweitern die Barrierefreiheit um neue Eingabemöglichkeiten, z. B. Touch Screen und Spracheingabe, und um die taktile, visuelle und auditive Nutzbarkeit (Hellbusch, 2018).

Das Gesetz zur Förderung der elektronischen Verwaltung (E-Government-Gesetz – EGovG), auch Onlinezugangsgesetz (OZG) genannt, ist eine weitere rechtlich relevante Norm, die im August 2013 in Kraft getreten ist und die Verwaltungen in Deutschland dazu verpflichtet, orts- und zeitunabhängig elektronischen Zugang zu den Verwaltungsdiensten zu ermöglichen (BMJV, o. J. b).

5 Handlungsfeld: Assistive Technologien und Smart Homes

Nach der Weltgesundheitsorganisation (World Health Organisation, 2018) ist der Begriff „Assistive Technologien“ – oder auch „unterstützende Technologien“ (Klein, 2015, S. 245) – ein Oberbegriff für Konzepte und Technologien, die Hilfen im alltäglichen Leben bieten und eine gesunde, produktive und unabhängige Lebensführung sowie die Teilhabe an Bildung, Arbeit und am gesellschaftlichen Leben ermöglichen. Damit sollen körperliche Beeinträchtigungen technisch ausgeglichen werden. Die Technologien sollen benutzerfreundlich, alltagstauglich und nutzbar für Menschen aller Altersgruppen sein. Das Spektrum der assistiven Technologien umfasst Produkte etwa zur sensorischen Unterstützung von Menschen mit Hör- oder Seheinschränkungen (Hörgeräte, Sehhilfen, Spracherkennungssoftware etc.), Mobilitätshilfen (Rollstühle, Rollatoren, Gehstöcke, Krücken, Sitz- und Lagerungshilfen etc.), Fernüberwachungssysteme und Sensoren (z. B. in Telecare und Telehealth) und bauliche Anpassungen durch barrierefreie Maßnahmen in Wohnumfeld, Arbeitsplatz und Umgebung (Rampen, Türöffnungssysteme, unterstützende Kommunikationsformen etc.). (Connell et al., 2008, S. 9)

Auch im Zusammenhang mit dem Älterwerden gewinnen assistive Technologien zunehmend an Bedeutung, denn sie können einen Beitrag zur Teilhabe in der späten Lebensphase leisten (Oswald & Wahl, 2016, S. 113), beispielsweise als kommunikationsunterstützende Maßnahme (Internet, Smartphone usw.) im häuslichen Wohnraum oder um den sozialen Kontakt zur Außenwelt herzustellen. Werden assistive Technologien in Wohngebäuden eingesetzt, wird die Bezeichnung Smart Home-Technologie gebraucht, die mit dem Begriff ‚Intelligentes Zuhause‘ übersetzt wird (DIN EN ISO 16484-2, 2016). Sie umfasst „alle Systeme, Komponenten und Anwendungen, die für eine technische Automation des Wohnbereichs genutzt werden können.“ (Wilkes, 2016, S. 21) Dabei tragen komplexe, vernetzte Technologien zur barrierefreien Gestaltung im häuslichen Raum oder am Arbeitsplatz bei. Das Ziel der Smart Home-Technologie ist es, die individuelle Wohn- und Lebensqualität sowie die Sicherheit zu erhöhen und Gebäude energieeffizient, sicher und wirtschaftlich zu betreiben. Allerdings birgt das Smart Home bei mangelnder Datensicherheit auch Risiken (Skistims, 2016, S. 136). So kann eine kontinuierlich ansteigende Technisierung und Vernetzung im häuslichen Bereich das Eindringen von Hackern erleichtern und infolgedessen den fremden Zugriff auf persönliche Daten möglich machen. Die Befürchtung besteht, dass Grundrechte wie die in Artikel 13 des Grundgesetzes garantierte Unverletzlichkeit der Wohnung untergraben werden und der Datenschutz nicht gewahrt werden kann, da detaillierte Nutzerprofile gesammelt werden (Roßnagel et al., 2016, S. 12–16). Ökonomische Interessen können beispielsweise für die Werbeindustrie eine große Rolle spielen, denn mit den gesammelten Daten lassen sich gewinnbringende Verkaufsstrategien im Kontext des Wohnens entwickeln.

Trotz ihrer Vielfalt können die unterstützenden technischen Lösungen nicht alle Probleme lösen (Wilkes, 2016, S. 85). Während auf der einen Seite Sicherheit, Prävention und die Förderung der Unabhängigkeit entsteht, können technische Lösungen auf der anderen Seite eine Reihe von negativen Auswirkungen haben. Die Anpassung des Wohnraums kann den Bewohner sozial isolieren, z. B. indem mobile Dienste den Einkauf liefern, Telepräsenzroboter den virtuellen Kontakt zu Angehörigen, Ärzten oder Pflegenden herstellen usw. Außerdem können unzureichende Informationen über technische Systeme und deren Einsatzmöglichkeiten Ängste hervorrufen und dazu führen, dass assistive Technologien abgelehnt oder nicht richtig genutzt werden (Connell et al., 2008, S. 45–47). Unattraktive Hilfsmittel können auch als stigmatisierend wahrgenommen werden und deshalb nicht zum Einsatz kommen (Connell et al., 2008).

Eine Studie aus den Disability Studies, die sich kritisch mit dem Einsatz und der Akzeptanz von assistiven Technologien in Deutschland auseinandersetzt, stammt von Rebecca Maskos (2018). Ihre Arbeit untersucht die Eigenwahrnehmung von RollstuhlnutzerInnen und diskutiert die Nutzung des Hilfsmittels als wahrnehmbares Merkmal des physischen Andersseins: Einerseits hat der Rollstuhl als Fortbewegungsmittel eine positive Bedeutung und wird als ein selbständigkeitsfördernder Gebrauchsgegenstand betrachtet, der soziale Partizipation ermöglicht und Sicherheitsgefühle vermittelt. Andererseits löst der Rollstuhl negative Assoziationen als „dominantes

Symbol für Behinderung“ (Maskos, 2018, S. 69) aus. Das Hilfsmittel an sich scheint nicht für die Gefühle verantwortlich zu sein, sondern es ist vielmehr die Wahrnehmung der Lebenssituation, die sich in der Nutzung des Rollstuhls manifestiert.

6 Handlungsfeld: Barrierefreiheit in Architektur und Stadtplanung

In Deutschland wurde Behinderung in der Politik bis in die 1970er Jahre hinein als „individuelles funktionales Defizit in Bezug auf Erwerbsfähigkeit und Produktivität einer Person verstanden.“ (Bösl, 2010, S. 1) Diese Haltung hatte Auswirkungen auch auf die Architektur und Stadtplanung.

Die 1950er Jahre waren davon geprägt, die zum Teil völlig zerstörten Städte nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufzubauen und der Wohnungsnot entgegenzuwirken (Simon-Philipp & Hopfner, 2013, S. 22). Es entstanden kleinteiligere Bebauungen nach dem Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt, meist drei- bis fünfgeschossige Zeilensiedlungen sowie die ersten Hochhäuser (Göderitz et al., 1957). Obwohl es viele Kriegsversehrte gab, wurden deren Bedürfnisse bei der Konzipierung und Errichtung der Wohngebäude nicht berücksichtigt. Erste architektonische Maßnahmen bezogen sich lediglich auf das Arbeitsleben und dienten dazu, Menschen mit ‚Schwerbeschädigungen‘ durch Rehabilitationsmaßnahmen wieder in das Arbeitsleben zu integrieren. Mit diesem Ziel beteiligte sich die Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung bereits in den 1950er Jahren an der Errichtung von Wohnungen für Schwerbeschädigte (Bösl, 2009, S. 320); allerdings wurden in der baulich-technischen Gestaltung die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderungen ebenfalls nicht berücksichtigt.

Erst gegen Ende der 1960er Jahre wurden bauliche und technische Barrieren erstmals als behindernde Faktoren in der Umwelt wahrgenommen. Das Augenmerk der Experten, Ministerien und Behörden richtete sich nun auf bauliche Gegebenheiten wie beispielsweise Treppen, Rampen und Fahrstühle, Durchgangsbreiten, Sanitärräume, Schalter, Fensterhebel, Automaten und Briefkästen (Bösl, 2009, S. 320). Das Ziel der Beseitigung von Barrieren im öffentlichen Raum wurde nun in Mobilitätskonzepte aufgenommen, wobei insbesondere bauliche Maßnahmen für RollstuhlfahrerInnen zum zentralen Anliegen avancierten.

Mitte der 1970er Jahre tauchten Begriffe wie ‚behindertengerecht‘ oder ‚behindertenfreundlich‘ erstmals auf, legten aber den Fokus wiederum auf das Individuum. ‚Barrierefreiheit‘ und ‚Barriereabbau‘ wurden dagegen ab den 1980er Jahren die gängigen Termini (Bösl, 2009, S. 321). Zu diesem Zeitpunkt begannen Menschen mit Behinderungen zunehmend, sich gegen ihre gesellschaftliche Unterdrückung zu wehren (Bösl, 2010, S. 5). Viele AktivistInnen der Behindertenbewegung setzten sich auf regionaler Ebene für die Beseitigung von Barrieren in allen gestalteten Lebensbereichen ein (Heiden, 2006). Aus dieser Bewegung heraus entstand der Initiativkreis Gleichstellung Behinderter, ein

verbandsübergreifender Zusammenschluss, der sich erfolgreich dafür einsetzte, dass 1994 mit dem Satz „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“ in Artikel 3, Absatz 3, Satz 2 GG das Benachteiligungsverbot behinderter Menschen in das Grundgesetz aufgenommen wurde. In den Folgejahren setzte eine Veränderung der Sichtweisen über ‚behindertengerechtes‘ Planen und Bauen ein, die zu dem heutigen Verständnis geführt hat, dass die gebaute Umwelt Menschen mit Behinderungen ein selbstbestimmtes und selbstständiges Leben ermöglichen soll, sodass ihre Partizipation an der Gesellschaft möglich wird. Im Folgenden werden die verschiedenen Deutschen Industrienormen (DIN) vorgestellt, die unter der Leitung des Deutschen Instituts für Normung e. V. im Laufe der Jahre entstanden sind und wichtige Meilensteine zu barrierefreiem Planen und Bauen in Deutschland darstellen.

6.1 DIN-Normen zu barrierefreiem Bauen

Der erste Entwurf für eine DIN-Norm zu barrierefreiem Planen und Bauen wurde bereits 1970 veröffentlicht. Auf vier Seiten wurden Planungsgrundlagen für die spätere DIN 18024 und DIN 18025 formuliert (Wüstermann, 2008, S. 6). 1972 wurde die DIN 18025 erstmals publiziert; sie beinhaltete Regelungen für Wohnungen für Schwerbehinderte und war unterteilt in das Blatt 1 (Wohnungen für Rollstuhlnutzer) und das 1974 veröffentlichte Blatt 2 (Wohnungen für Blinde und wesentlich Sehbehinderte). 1973 wurde die DIN 18024 veröffentlicht; sie umfasste bauliche Maßnahmen für Menschen mit Behinderungen und alte Menschen im öffentlichen Bereich. Teil 1 enthielt Planungsgrundlagen für Straßen, Plätze, Wege, öffentliche Verkehrs- und Grünanlagen sowie Spielplätze und Teil 2 regelte öffentlich zugängliche Gebäude und Arbeitsstätten.

Mit der Einführung dieser DIN-Normen zielte die Bundesregierung darauf, das hindernisfreie und behindertengerechte Bauen zu fördern, um Menschen mit Behinderungen zu integrieren (Bösl, 2010, S. 4). Behinderung galt immer noch als individuelles Problem, dem mit besonderen baulichen Maßnahmen begegnet werden sollte. Erst nach Unterzeichnung der UN-BRK veränderte sich diese Sichtweise: Aufgegeben wurde die sogenannte Zwei-Gruppen Theorie, d. h. die Einteilung der NutzerInnen in eine vergleichsweise homogene Mehrheitsgruppe und eine kleinere Randgruppe; dagegen folgte man nun der Erkenntnis, dass alle Menschen unabhängig von persönlichen Merkmalen gleichberechtigt teilhaben sollen (Wevelsiep, 2015, S. 569).

Im Laufe der 1990er Jahre wurden die DIN 18025-1 und 2 sowie die DIN 18024-1 und 2 sukzessive novelliert (Barthel, 2005, S. 5). Schließlich wurde 2010 ein erneuter Entwurf der DIN-Norm zum Barrierefreien Bauen verfasst, die DIN 18040, welche die früheren Planungsgrundlagen ablöste. Ziel der neuen Norm war die Herstellung von planerischen und baulichen Voraussetzungen, um die in der UN-BRK sowie im BGG gefassten Maßnahmen zur Sicherung der Menschenrechte und Grundfreiheiten im Hinblick auf Barrierefreiheit, individuelle Mobilität und eine unabhängige Lebensführung zu gewährleisten. Die aktuelle DIN 18040 Barrierefreies Bauen beinhaltet drei Teile: Teil

1 – Öffentlich zugängliche Gebäude, Teil 2 – Wohnungen und Teil 3 – Öffentlicher Verkehrs- und Freiraum. Mit diesen DIN-Normen wurden zum ersten Mal differenzierte Maßnahmen definiert, welche die Bedürfnisse von Menschen mit fehlendem oder eingeschränktem Seh- oder Hörvermögen berücksichtigen (Vorwort DIN 18040-1).

6.2 Raum und Barrierefreiheit: Wohnen und öffentlicher Raum in der Stadt

Durch die Fortschreibung und Implementierung der DIN-Normen ist die barrierefreie Gestaltung der Umwelt zu einem notwendigen Bestandteil einer inklusiven Planung geworden. Im nächsten Schritt erfolgt die Betrachtung der Barrierefreiheit beim Wohnen in der Stadt mit dem Ziel, die Gründe für eine sich wandelnde Entwicklung der Wohnbedürfnisse und die daraus entstehenden neuen Anforderungen für Architektur und Stadtplanung zu verstehen.

Bereits heute gibt es zum Wohnen als Bestandteil des oben erwähnten Nationalen Aktionsplans Programme des Bundes, welche die Barrierefreiheit bei Bestandsbauten des Bundes umsetzen, flexible Wohneinheiten und altersgerechte Umbauten errichten und auf veränderte demografische Situationen reagieren sollen. Das Ziel ist, ein barriere-reduziertes und barrierefreies Planen und Bauen als Standard in Deutschland zu etablieren.

Wohnkonzepte wie zum Beispiel gemeinschaftliche Wohnprojekte oder das Mehrgenerationenwohnen sollen die Gestaltungsmaßnahmen zur Herstellung von Barrierefreiheit berücksichtigen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind durch die BewohnerInnen organisierte „Wohnformen, bei denen mehrere Haushalte an einem Wohnstandort jeweils in separaten Wohnungen leben, sich aber für das gemeinschaftliche Leben, eine gegenseitige Unterstützung oder die Verfolgung eines gemeinsamen Lebensgrundsatzes entschieden haben.“ (BBSR, 2014, S. 17)

Das gemeinschaftliche Wohnen ist kein neues Konzept, sondern eine bereits jahrhundertlang praktizierte Wohnform, die oftmals aufgrund der gesellschaftlichen Verhältnisse notwendig war und mit der früher Nachbarschaften und Gemeinschaften auch ihr wirtschaftliches Überleben sicherten (Fedrowitz & Gailing, 2003, S. 20). Zu Beginn der 1990er Jahre veränderte sich die Ausrichtung des gemeinschaftlichen Wohnens und es wurde vor allem für Alleinlebende, Alleinerziehende sowie Paare mit und ohne Kinder und Menschen mit Behinderungen attraktiv. Die Auflösung der Familienstrukturen hat zu familienunabhängigen Modellen geführt, die insbesondere Hilfestellungen im Alter anbieten und dem Wunsch nach „Wahlverwandtschaften“ entsprechen (BMFSFJ, 2012, S. 116). Die Entscheidung, in ein gemeinschaftliches Wohnprojekt oder Mehrgenerationenprojekt zu ziehen, wird in der Regel bewusst getroffen. Diese besondere Wohnform bietet einerseits soziale Kontakte und gegenseitige Unterstützung, andererseits ein unabhängiges Leben mit Rückzugsmöglichkeiten in den eigenen vier Wänden (Fedrowitz, 2016).

Da das Wohnen immer auch Nachbarschaft einschließt (Bollnow, 2004, S. 124), ist die Betrachtung des öffentlichen Raums als sozialer und kultureller Begegnungsort zusätzlich ein wichtiger Aspekt im Kontext von Barrierefreiheit. Nach der Definition von Martina Löw et al. (2008, S. 13) sind Städte „relativ große, dicht besiedelte und dauerhafte Niederlassungen gesellschaftlich heterogener Individuen“ und wirken als „strukturelle, strategische Knoten- und Kristallisationsorte der Arbeitsorganisation und Konsumption einer Gesellschaft.“

In den letzten Jahrzehnten haben gesamtgesellschaftliche Prozesse, wie zum Beispiel die Globalisierung, bauliche Verdichtungen der Städte und die beschleunigten Möglichkeiten der digitalen Kommunikation, zu Veränderungen des Sozialraums Stadt und deren Nutzungsmöglichkeiten geführt und die Welt nicht nur komplexer, sondern auch schnelllebiger und ‚kleiner‘ werden lassen. Diese Entwicklungen beeinflussen die heutige Gestaltung der Stadträume, die in sozialer, ökonomischer und kultureller Hinsicht funktionsfähig und für alle BewohnerInnen nutzbar sein sollen.

Eine inklusive Stadtplanung beinhaltet eine gesamtheitliche sozial-räumliche Betrachtung, die als Entwicklungsmaßstab für Lebensqualität zu verstehen ist. Sie sollte funktional, sozial und persönlich sein. Der Mensch mit seinen Bedürfnissen, der selbstverständlich am gesellschaftlichen Alltag teilhaben und partizipieren können soll, steht im Zentrum der Planung (Gehl, 2018, S. 14–20). Die inklusive Stadt soll Kommunikation fördern, Identität mit dem Quartier stiften, Zugänglichkeit zu allen notwendigen Ressourcen sichern, die Bedürfnisse und Werte aller Menschen berücksichtigen und Vielfalt zulassen. Diese Grundsätze sind vor allem bei der inklusiven Quartiersentwicklung zu berücksichtigen.

6.3 Anforderungen an die inklusive Quartiersplanung

Die Bezeichnung ‚Quartier‘ existiert seit vielen Jahrhunderten im deutschsprachigen Raum (Schnur, 2008, S. 40). Heute wird der Begriff in zweierlei Hinsicht verwendet: Zum einen sind damit Stadtquartiere mit einer Mischnutzung aus Wohnen und Arbeiten gemeint, zum anderen traditionelle Wohnquartiere, die vorwiegend die Funktion des Wohnens erfüllen. Olaf Schnur (2008, S. 40) definiert ein Quartier als einen sozial konstruierbaren Ort, der auf alltägliche Lebenswelten bezogen, identifikationsstiftend und nicht zwingend administrativ begrenzt ist.

Bei der Planung von inklusiven Quartieren ist die Berücksichtigung der verschiedenen lebensweltlichen Dimensionen – die Mikro-Umwelt (Wohnräume, Arbeitsplätze etc.), die Meso-Umwelt (Gebäude, Nachbarschaften, Parks etc.) und die Makro-Umwelt (Stadtteile, Städte, Regionen etc.) – wesentlich (Dieckmann et al., 1998, S. 4). Gefühle der Zugehörigkeit basieren nicht nur auf dem Leben in Mikro-Umwelten, sondern auch auf Identifikationsprozessen mit dem jeweiligen Ort, an dem gelebt wird (Feldman, 1990, S. 184).

Inklusive Quartiere zeichnen sich durch nachhaltige, soziale und belastbare Konzepte aus, bei denen die Bedürfnisse der unterschiedlichen Nutzungsgruppen berücksichtigt werden. Inklusive Konzepte umfassen ganzheitliche Herangehensweisen und beziehen die Wohnungen, Gebäude und das Quartier mit ein. Kompakte Siedlungsstrukturen, Nutzungsmischungen und einladende Gestaltung der öffentlichen Räume tragen zum inklusiven Quartier bei. Vernetzte Wohnstrukturen in Form von „sorgenden Gemeinschaften“ in einem verbindlichen Nachbarschaftskontext aus „kleinteiligen Versorgungsstrukturen“ (Heinze, 2012, S. 313–319) stärken die Einbindung im Quartier, in dem erreichbare soziale Infrastrukturen, kulturelle Angebote, die alltägliche Versorgung mit Lebensmitteln und Dienstleistungen sowie Gesundheit und Pflege vorhanden sein sollten (Stiftung „Lebendige Stadt“ 2015; Sinning, 2017).

Förderlich sind auch kurze Wege nach dem vom Deutschen Institut für Urbanistik erarbeiteten *Leitkonzept – Stadt und Region der kurzen Wege* (Beckmann et al., 2011). Dies beinhaltet die Bewerkstelligung von alltäglichen Wegen, Versorgungswegen, Wegen zur Arbeit oder Ausbildung etc. in möglichst kurzer Zeit. Die barrierefreie Mobilität auf den Straßen, Wegen und Plätzen, barrierefreier öffentlicher Nahverkehr, schwellenfreie Zugänglichkeit zu den Gebäuden und fußläufige Treffpunkte sind weitere Merkmale des barrierefreien Quartiers (BMVBS, 2011, S. 13). Der urbane Raum mit Aufenthaltsqualitäten vermittelt das Gefühl von Sicherheit. Plätze und Grünanlagen mit öffentlichen Spiel- und Freizeitarealen schaffen Begegnungsräume im Quartier; gute Orientierungsmöglichkeiten fördern die Übersichtlichkeit der stadträumlichen Zusammenhänge und minimieren Gefühle der Verunsicherung.

6.4 Praxisbeispiele von inklusiven Quartiersentwicklungen

Auf dieser konzeptionellen Basis sollen abschließend zwei exemplarische Stadtviertel vorgestellt werden, welche die skizzierten Anforderungen an inklusive Quartiere erfüllen.

Das erste Beispiel ist die Sanierung des Quartiers La Duchère in Lyon, Frankreich. Dieses Quartier wurde in den 1960er Jahren erbaut und entwickelte sich über die Zeit zum sozialen Brennpunkt. Ursächlich verantwortlich war das Fehlen von Merkmalen, die ein inklusives Quartier prägen, wie z. B. Treffpunkte für nachbarschaftliche Beziehungen oder die Verbindung der Funktionen Arbeiten, Wohnen, öffentlicher Nahverkehr und Erholungsmöglichkeiten. Ende 2002 wurde das Projekt ‚Grand Projet de Ville‘ (GVP La Duchère, 2018) mit dem Ziel ins Leben gerufen, die Lebensqualität zu verbessern und das Lebensumfeld zu revitalisieren. Zu den größten Herausforderungen zählten der Umgang mit den demografischen Veränderungen im Viertel, die Sanierungsbedürftigkeit der Gebäude, die zunehmende Unsicherheit durch Kriminalität und die Verarmung der Bewohner. Die Realisierung von Maßnahmen, wie eine stärkere Gebäudevielfalt im städtischen Raum, die Erweiterung der öffentlichen Angebote, die Förderung von Bildungsmöglichkeiten, Arbeit und wirtschaftlichen Aktivitäten sowie die Beteiligung der BürgerInnen, haben das Quartier aufgewertet.

Im gesamten Quartier wurde zudem ein neues Konzept der barrierefreien Zugänglichkeit realisiert: Beispielsweise wurden bei den Eingangssituationen Verbindungen zum Straßenraum hergestellt, um den Wunsch nach Sicherheit und Übersichtlichkeit zu erzeugen. Ein zentraler Quartiersplatz, der auf Initiative der BürgerInnen realisiert wurde, bietet den BewohnerInnen nun begegnungsorientierte Nutzungsmöglichkeiten; dort finden z. B. Wochenmärkte und Veranstaltungen statt. Die übersichtliche Gestaltung schafft eine gute Orientierung im öffentlichen Raum und ermöglicht vielfältige Blickbeziehungen. Der Platz ist mit unterschiedlichen Sitzplätzen zum Verweilen ausgestattet, wird nachts gut beleuchtet und schafft einen Raum zum sozialen Interagieren. Solche Maßnahmen fördern einen lebendigen und sicheren städtischen Raum und rücken die Bedürfnisse der Bewohner stärker in den Fokus (Gehl, 2018, S. 19). Das Quartier hat sich zu einem lebensnahen Ort entwickelt, in dem die Kriminalität weitestgehend verschwunden ist. Durch die Realisierung des partizipativen und barrierefreien Konzeptes fühlen sich die BewohnerInnen zugehörig und sie übernehmen Verantwortung für das Quartier.

Ein zweites neues Quartier ist Mitte Altona, das derzeit auf einem ehemaligen Güterbahnhof in Hamburg entsteht. Das Quartier wird in zwei Bauabschnitten errichtet. Der erste Bauabschnitt, der sich seit 2014 in der Realisierung befindet, soll größtenteils bis 2022 fertiggestellt sein ([Stadtportal Hamburg.de](http://Stadtportal.Hamburg.de)). Dort werden ca. 1600 Wohnungen sowie ein großer Park, Spielplätze, vier Kindertagesstätten, eine Stadtteilschule, kleinere Gewerbebetriebe, Läden, Gastronomie und Büros erbaut. Der Bau des zweiten Abschnitts kann erst nach der Verlagerung des Fern- und Regionalbahnhofs entwickelt werden und soll 1900 weitere Wohnungen umfassen. Das Projekt verfolgt drei zentrale Ziele: Inklusion, Nachbarschaftsbildung und zukunftsweisende Mobilität. Bei der Umsetzung hat die Einbindung der BewohnerInnen hohe Priorität. Damit die Vielfalt gefördert und ein Lebensraum für alle Menschen gestaltet werden kann, besteht ein Drittel des Wohnraums aus gefördertem Wohnungsbau, ein Drittel aus frei finanzierten Mietwohnungen und ein Drittel aus Eigentumswohnungen. Zwanzig Prozent des Wohnungsbaus steht Baugemeinschaften zur Verfügung, die selbstorganisiert gemeinschaftlichen Wohnraum schaffen und sich aktiv in die Nachbarschaft einbringen sollen. Um das Ziel des inklusiven Quartiers zu erreichen, sollen alle öffentlichen Räume und Zugänge barrierearm sein und Angebote in leichter und einfacher Sprache sowie barrierefreie Kommunikation und Beteiligung (ProQuartier Hamburg o. J.) geschaffen werden. Das Mobilitätskonzept unterstützt das selbstständige Bewegen im Quartier und bietet unterschiedliche Fahrgeräte an, wie z. B. Autos, Rikshas, E-Bikes, Fahrräder oder Anhänger mit E-Motor, die an einer Mobilitätsstation ausgeliehen werden können.

Ziel der beiden vorgestellten Quartiersentwicklungen ist ein nachbarschaftliches Leben im ganzheitlichen Kontext, in dem die BewohnerInnen ins Zentrum gestellt und an der Planung beteiligt werden. Letztlich sollte die inklusive Stadt selbstverständlicher Bestandteil der zeitgenössischen Architektur und Baukultur sein. Indem die Planung von barrierefreien Nachbarschaften soziale Nachhaltigkeit in der Stadt ermöglicht, kann sich ein sicheres und auch autarkes Leben entfalten.

7 Fazit

Inklusion ist nicht nur eine gesellschaftliche Herausforderung, sondern auch eine Verpflichtung für PlanerInnen in Architektur, Design und Informationstechnik. Ein Umdenken im Planungsprozess, bei dem der Mensch mit seinen Bedürfnissen als Maß der Dinge gilt (Gehl, 2018) und die sozialen Beziehungen und vielschichtigen Einschränkungsformen berücksichtigt werden, ist hierfür erforderlich. Zentral ist ein vertieftes Wissen über inklusive Planungsanforderungen, das verbindlich in die Ausbildungen integriert werden sollte. In diesem Zusammenhang ist ein wissenschaftlicher Diskurs über Barrierefreiheit in Deutschland und ein Dialog mit den Disability Studies dringender denn je.

PlanerInnen sind aufgefordert, passende Konzepte für eine heterogene Gesellschaft zu entwickeln. Dabei sind die dargestellten rechtlichen Regeln, Normen und Richtlinien wichtige, aber längst nicht ausreichende Grundlagen, um Inklusion zu realisieren. Zukünftige Konzepte sollten die Diversität der Lebensformen noch stärker berücksichtigen und Wohnformen wie z. B. das gemeinschaftliche Wohnen, generationsübergreifendes Wohnen und Wohngruppen weiter erforschen. In diesem Kontext sind auch (Stadt-)Räume relevant, welche die Aufgabe haben, den Menschen ein Gefühl der Zugehörigkeit zu geben. Identifikation mit dem öffentlichen Raum und Quartier, Teilhabe und Beteiligung in der Nachbarschaft und die Kommunikation allgemein sind wichtige Aspekte, um ein inklusives Zusammenleben zu fördern. Die Verbundenheit mit dem Quartier und der Nachbarschaft lässt die Stadt zum für den Einzelnen passenden Lebensraum werden (Zaborowski, 2008, S. 198–199) und unterstützt so die Unabhängigkeit. Gelingt die Identifikation mit der Stadt, empfinden die BewohnerInnen diesen Ort meist als ihr Zuhause.

Literatur

- Barthel, R., & Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.). (2005). *Technische Grundsätze zum barrierefreien Bauen*. BBR https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BBSROnline/2002_2006/DL_TechnischeGrundsaeetzeEB.pdf?__blob=publicationFile&v=3. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Beckmann, K. J., Gies, J., Thiemann-Linden, J., & Preuß, T. (2011). *Leitkonzept – Stadt und Region der kurzen Wege. Gutachten im Kontext der Biodiversitätsstrategie*. Deutsches Institut für Urbanistik (Difu) & Umweltbundesamt.
- Ben-Moshe, L., & Powell, J. J. W. (2007). Sign of our times? Revis(it)ing the international symbol of Access. *Disability and Society*, 22(5), 489–505.
- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). (Hrsg.). (2014). *Neues Wohnen – Gemeinschaftliche Wohnformen bei Genossenschaften*. BBSR.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS). (Hrsg.). (2011). *Verordnung zur Schaffung barrierefreier Informationstechnik nach dem Behindertengleichstellungsgesetz (Barrierefreie-Informationstechnik Verordnung – BITV 2.0)*. http://www.gesetze-im-internet.de/bitv_2_0. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.

- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS). (Hrsg.). (2016). *Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft – Der Nationale Aktionsplan 2.0 der Bundesregierung zur UN-Behindertenrechtskonvention*. BMAS. http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Schwerpunkte/inklusion-nationaler-aktionsplan-2.pdf?__blob=publicationFile&v=4. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). (2012). *Zeit für Familie. Familienzeitpolitik als Chance einer nachhaltigen Familienpolitik*. Achter Familienbericht. BMFSFJ.
- Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat (BMI). (Hrsg.). (2016). *Leitfaden Barrierefreies Bauen. Hinweise zum inklusiven Planen von Baumaßnahmen des Bundes*. BMI. <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/bauen/leitfaden-barrierefreies-bauen.html>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (BMJV). (Hrsg.). (o. J. a). *Gesetz zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (Behindertengleichstellungsgesetz – BGG)*. http://www.gesetze-im-internet.de/bgg/_1.html. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (BMJV). (Hrsg.). (o. J. b). *Gesetz zur Verbesserung des Onlinezugangs zu Verwaltungsleistungen (Onlinezugangsgesetz – OZG)*. <https://www.gesetze-im-internet.de/ozg/OZG.pdf>. Zugegriffen: 20. Mai 2020.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS). (2011). *Altersgerecht umbauen – Mehr Lebensqualität durch weniger Barrieren*. Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.
- Bösl, E. (2009). *Politiken der Normalisierung. Zur Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland*. transcript.
- Bösl, E. (2010). Die Geschichte der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik aus der Sicht der *Disability History*. Aus *Politik und Zeitgeschichte*, 23, 6–12.
- Bollnow, O.-F. (2004). *Mensch und Raum* (10. Aufl.). Kohlhammer.
- Bruhn, L., & Homann, J. (2013). Architektur der Gleichstellung: Barrierefreiheit und Partizipation. In Lars Bruhn, & Jürgen. Homann (Hrsg.), *UniVision 2020. Ein Lehrhaus für Alle – Perspektiven für eine barriere- und diskriminierungsfreie Hochschule* (S. 22–28). Centaurus.
- Connell, J., Greal, C., Olver, K., & Power, J. (2008). *Comprehensive scoping study on the use of assistive technology by frail older people living in the community*. Bearbeiter: Urbis Keys Young for the Department of Health and Ageing, Australia. <https://apo.org.au/sites/default/files/resource-files/2011-02/apo-nid23803.pdf>. Zugegriffen: 27. März 2021.
- Dieckmann, F., Flade, A., Schuemer, R., Ströhlein, G., & Walden, R. (1998). *Psychologie und gebaute Umwelt. Konzepte, Methoden, Anwendungsbeispiele*. Wohnen und Umwelt.
- Deutsches Institut für Normung e. V. (DIN). (2016). *DIN EN ISO 16484-2: Systeme der Gebäudeautomation (GA) – Teil 2: Hardware (ISO 16484-2:2004)*; Deutsche Fassung EN ISO 16484-2:2004, 35.240.99; 97.120 (2004–10) (35.240.99; 97.120).
- Duplaga, M. (2017). Digital divide among people with disabilities: Analysis of data from a nationwide study for determinants of internet use and activities performed online. *PLoS ONE*, 12(6), 1–19.
- Fedrowitz, M. (2016). Gemeinschaftliches Wohnen – Stand und Entwicklung in Deutschland. *Nachrichten der Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft (ARL)*, 1, 9–12.
- Fedrowitz, M., & Gailing, L. (2003). *Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung*. Universität Dortmund, Fakultät Raumplanung.
- Feldman, R. M. (1990). Settlement-identity psychological bonds with home places in a mobile society. *Environment and Behavior*, 22(2), 183–299.
- Gehl, J. (2018). *Städte für Menschen* (4. Aufl.). Jovis.

- Göderitz, J., Rainer, R., & Hoffman, H. (1957). *Die gegliederte und aufgelockerte Stadt*. Wasmuth.
- GVP La Duchère. (2018). Grand-Projet-de-Ville: qu'est-ce que c'est ? <http://www.gpvvaulxenvelin.org/Grand-Projet-de-Ville/Le-Grand-Projet-de-Ville-qu-est-ce-que-c-est>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Hamraie, A. (2016). Universal design and the problem of „post-disability“ ideology. *Design and Culture*, 8(3), 285–309.
- Heiden, H.-G. (2006). Von „Barrierefreiheit“ zum „Design für alle!“ Eine neue Philosophie der Planung. In Gisela Hermes, & Eckhard Rohrmann (Hrsg.), *Nichts über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung* (S. 195–210). AG SPAK.
- Heinze, R. G. (2012). Die Schaffung altersgerechter Wohnsettings als Herausforderung. In Generali Zukunftsfonds (Hrsg.), *Generali Alterstudie 2013: Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren* (S. 119–131). Fischer.
- Hellbusch, J. E. (2018). Barrierefreies Webdesign. <https://www.hellbusch.de/neuer-webstandard-fuer-digitale-barrierefreiheit-die-wcag-2-1-ergaenzt-die-wcag-2-0-um-17-neue-erfolgs-kriterien/>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Imrie, R. (2004). From universal to inclusive design in the built environment. In J. Swain, S. French, C. Barnes, & C. Thomas (Hrsg.), *Disabling barriers – Enabling environments* (2. Aufl., S. 279–284). Sage.
- Kaye, H. S. (2000). *Computer and internet use among people with disabilities. Disability statistics report 13*. U.S. Department of Education, National Institute on Disability and Rehabilitation Research. <https://files.eric.ed.gov/fulltext/ED439579.pdf>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Klein, B. (2015). Inklusion durch die Gestaltung von Lebenswelten durch die Ausstellung „Barrierefreies Wohnen und Leben“ der Fachhochschule Frankfurt am Main. In B. Bretländer, M. Köttig, & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 244–252). Kohlhammer.
- Löw, M., Steets, S., & Stoezzer, S. (2008). *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie* (2. Aufl.). Budrich.
- Maskos, R. (2018). „Und dann habe ich gemerkt, wie viel Spaß das auch macht“. Rekonstruktion von Behinderung und Nichtbehinderung am Beispiel der Rollstuhlnutzung. Vorläufige Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit gehbeeinträchtigten Menschen. *Journal für Psychologie*, 26(2), 50–74.
- Oswald, F., & Wahl, H.-W. (2016). Alte und neue Umwelten des Alterns – Zur Bedeutung von Wohnen und Technologie für Teilhabe in der späten Lebensphase. In G. Naegele, E. Olbermann, & A. Kuhlmann (Hrsg.), *Teilhabe im Alter gestalten* (S. 113–129). Springer.
- ProQuartier Hamburg Gesellschaft für Sozialmanagement und Projekte mbH. (o. J.). Mitte Altona. Am Leben teilhaben durch barrierefreie öffentliche Räume. <http://www.mitte-altona.info/inklusion/>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Rehabilitation International. (2016). RI fact sheet: Symbol of accessibility. <http://www.riglobal.org/about/intl-symbol-of-access/>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Roßnagel, A., Geminn, C., Jandt, S., & Richter, P. (2016). *Datenschutz 2016. „Smart“ genug für die Zukunft?* Herausgegeben von ITeG Wissenschaftliches Zentrum für Informationstechnik-Gestaltung. Universität Kassel.
- Sachdeva, N., Tuikka, A.-M., Kimppa, K. K., & Suomi, R. (2015). Digital disability divide in information society. A framework based on a structured literature review. *Journal of Information, Communication and Ethics in Society*, 13(3/4), 283–298.
- Schnur, O. (Hrsg.). (2008). *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis*. VS Verlag.
- Simon-Philipp, C., & Hopfner, K. (2013). *Das Wohnungsbauerbe der 1950er bis 1970er Jahre. Perspektiven und Handlungsoptionen für Wohnquartiere*. Wüstenrot Stiftung.

- Sinning, H. (Hrsg.). (2017). *Altersgerecht wohnen und leben im Quartier*. Fraunhofer IRB.
- Skistims, H. (2016). *Smart Homes: Rechtsprobleme intelligenter Haussysteme unter besonderer Beachtung des Grundrechts auf Gewährleistung der Vertraulichkeit und Integrität. Bd. 31. Der Elektronische Rechtsverkehr*. Nomos.
- Stadtportal Hamburg.de. (o. J.). Der Planungsprozess Mitte Altona. Hamburg.de Beteiligungs GmbH. <https://www.hamburg.de/planungsprozess/>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Stiftung „Lebendige Stadt“. (Hrsg.). (2015). *Inklusive Quartiersentwicklung. Erster Runder Tisch der Stiftung „Lebendige Stadt“ am 8. April 2015 in Köln*. Societäts-Verlag. https://lebendigestadt.de/pdf/Stiftung_Lebendige_Stadt_Runder_Tisch.pdf. Zugegriffen: 9. März 2021.
- Story, M. F., Mueller, J. L., & Mace, R. L. (1998). *The universal design file – Designing for people of all ages and abilities*. North Carolina State University, Center for Universal Design.
- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Vieritz, H. (2015). *Barrierefreiheit im virtuellen Raum. Benutzungszentrierte und modellgetriebene Entwicklungen von webbasierten Oberflächen*. Springer Fachmedien.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Wevelsiep, C. (2015). Überwindung der Zwei-Gruppen-Theorie? Pädagogische Professionalität und Inklusive Pädagogik. *Zeitschrift für Pädagogik*, 61(4), 565–579.
- World Health Organisation (WHO). (2018). Assistive technology. <https://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/assistive-technology>. Zugegriffen: 12. Okt. 2020.
- Wilkes, B. (2016). *Smart Home für altersgerechtes Wohnen. Systemlösungen in Neubau und Bestand*. VDE.
- Wüstermann, K.-D. (2008). Barrierefreies Bauen – Bauen ohne Hindernisse. Beiträge zur Vorgeschichte und Entstehung sowie zur Entwicklung der Normen des Barrierefreien Bauens in Deutschland, Österreich und der Schweiz. <https://docplayer.org/22535153-Beitraege-zur-vorgeschichte-und-entstehung-sowie-zur-entwicklung-der-normen-des-barrierefreien-bauens-in-deutschland-oesterreich-und-der-schweiz.html>. Zugegriffen: 10. März 2021.
- Zaborowski, H. (2008). Zur Phänomenologie des Wohnens. In J. Hasse (Hrsg.), *Die Stadt als Wohnraum* (S. 180–208). Alber.

Caroline Günther, Dr.-Ing., Professorin für Barrierefreies Planen und Bauen und Gebäudekunde, Studiengangsleiterin des Masterstudiengangs Inclusive Design, Mitglied Leitung des Forschungszentrums FUTURE AGING an der Frankfurt University of Applied Sciences. Forschungsschwerpunkte: Räumliche und typologische Entwicklung der inklusiven Planung, Raumwahrnehmung, Mensch und Raum, demografische Entwicklung, bauliche Strukturen für das Wohnen im Alter. <https://www.frankfurt-university.de/caroline-guenther>

Intersektionale und querliegende Perspektiven in den Disability Studies



Gender & Queer Studies in den Disability Studies

Heike Raab und Simon Ledder

Zusammenfassung

Im Mittelpunkt des Beitrags steht das Wechselverhältnis von (Nicht-)Behinderung und Geschlecht. Nach einem geschichtlichen Überblick werden die theoretischen Debatten in den Feminist Disability Studies sowie Gender & Queer Disability Studies erläutert. Ferner skizziert der Beitrag aktuelle Forschungsfelder und Auseinandersetzungen der feministischen und queer-feministischen Disability Studies. Dabei werden insbesondere die Themen Körper, doppelte Diskriminierung, Intersektionalität, Sexualität, Biographie und Biopolitik diskutiert.

Schlüsselwörter

Feminismus · Geschlechterforschung · Intersektionalität · Körper · Sexualität

1 Einleitung

Die Disability Studies sind ähnlich wie die Gender & Queer Studies eine inter- und transdisziplinäre Wissenschaft. Innerhalb der Disability Studies werden Behinderung bzw. Nicht-Behinderung als komplexe, aufeinander verweisende soziale und kulturelle Phänomene analysiert. Häufig wird allerdings (Nicht-)Behinderung als einfaches

H. Raab (✉)
Langenselbold, Deutschland
E-Mail: raabheike@freenet.de

S. Ledder
Bonn, Deutschland
E-Mail: sledder@gmx.net

Differenzverhältnis betrachtet und als alleiniger Gegenstand untersucht. Demgegenüber weisen feministische Aktivist*innen und Wissenschaftler*innen seit den 1980er Jahren darauf hin, dass (Nicht-)Behinderung mit Geschlechterverhältnissen eng verwoben ist und die Verknüpfung zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen behinderter Männer und behinderter Frauen führt. Zudem unterscheiden sich auch die Diskriminierungen behinderter Menschen in Verbindung mit ihrer sexuellen Orientierung oder einer nicht-binären Geschlechtsidentität. Diese Verschränkungen haben die Entwicklung der Feminist Disability Studies und späteren Queer Disability Studies begründet.

In den Feminist Disability Studies werden im Rückgriff auf feministische Theorie Strukturen, Institutionen und Praktiken im Kontext von Geschlecht und Behinderung analysiert. Im deutschsprachigen Raum liegt dabei der Schwerpunkt auf den Erfahrungen behinderter Frauen (Köbsell, 2012a, S. 129; Waldschmidt, 2014, S. 873). Queertheoretisch wird an den Feminist Disability Studies kritisiert, dass Zweigeschlechtlichkeit und heterosexuelles Begehren als ‚natürlich‘ angenommen und nicht genügend hinterfragt würden (Tremain, 2000, S. 292). Während in anderen als ‚innerfeministisch‘ geltenden Debatten große Differenzen zwischen z. B. queer-feministischen und trans-exkludierenden Positionen zutage treten (Ahmed, 2016), finden sich solch explizite Widersprüche zwischen Feminist Disability Studies und Queer Disability Studies kaum (Garland-Thomson, 2005, S. 1571; Mollow, 2017, S. 347–350). Aus diesem Grund werden die beiden Richtungen in diesem Beitrag weitestgehend gemeinsam verhandelt.

Im Folgenden wird die historische Entwicklung der Diskurse in Deutschland, Österreich und Schweiz kurz dargestellt. Daran schließt sich ein Überblick über verschiedene Konzepte des Körpers an, ehe die Diskussionen um ‚doppelte Diskriminierung‘ und ‚Intersektionalität‘ beleuchtet werden. Schließlich werden die Forschungserträge in den drei Themenfeldern Sexualität, Biographie und Biopolitik skizziert. Zum Schluss werden Forschungsdesiderata identifiziert.

2 Feminist & Queer Disability Studies im deutschsprachigen Raum

Im Zuge allgemeiner Liberalisierungstendenzen formierten sich in den 1960er und 1970er Jahren in Nordamerika und Westeuropa soziale Bewegungen verschiedener Randgruppen wie z. B. die Behindertenbewegung (> Köbsell in diesem Band), die Frauenbewegung, die Lesben- und die Schwulenbewegung. Während sich in der BRD eine aktive Behindertenbewegung entwickelte, gab es in der DDR aufgrund staatlicher Repressionen keine vergleichbare Strömung. Ausgehend von einer Differenzkategorie – z. B. ‚Behinderung‘, ‚Frau-sein‘ oder ‚Schwarz-sein‘ – stand in jener Zeit die gesellschaftliche Benachteiligung der jeweiligen Gruppierung im Mittelpunkt von Theorie und Praxis. Die thematische Fokussierung auf eine Differenzkategorie nivellierte jedoch häufig die Differenzen innerhalb der einzelnen Gruppe, mit der Konsequenz, dass

zum Beispiel die Erfahrungen behinderter Frauen weder in der Frauenbewegung noch in der Behindertenbewegung als eigenständige Phänomene ernstgenommen wurden (Achtelik, 2015, S. 77–123; Köbsell, 2012b, S. 36). Nicht zuletzt deswegen kam es immer wieder zu Spannungen innerhalb der Frauenbewegung: Behinderte Frauen, Lesben, schwarze Frauen oder Migrant*innen fühlten sich vom Feminismus unterrepräsentiert (Achtelik, 2015; Kelly et al., 2019).

Bereits ab Ende der 1970er Jahre sind daher in der BRD erste Aktivitäten behinderter Frauen zu verzeichnen, die sich ab dieser Zeit in der so genannten Behindertenfrauenbewegung bzw. ‚Krüppelfrauenbewegung‘ vernetzt haben (Köbsell, 2016, S. 243–256). Anfangs der 1980er Jahre erscheint erstmals autobiographische und wissenschaftliche Literatur zur Lebenssituation der Frauen mit Behinderungen. 1985 veröffentlichen einige Frauen aus der Behindertenbewegung das Werk *Geschlecht: behindert – Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen* (Ewinkel et al., 1985). Hierin werden Lebenserfahrungen behinderter Frauen wiedergegeben und die Bereiche Schönheitsideale, Gynäkologie, Umgang mit dem Paragraphen 218 und sexualisierte Gewalt ebenso thematisiert wie Mutterschaft, Ausbildung und Rehabilitation. Die einschlägigen Veröffentlichungen der 1980er und 1990er Jahre (Barwig & Busch, 1993; Degener & Köbsell, 1992; Ehrig, 1996; Schildmann, 1983) führen diese Analysen fort. In der Schweiz beginnen behinderte Frauen ebenfalls, geschlechtsspezifische Aspekte von Behinderung aufzuarbeiten (Eggl, 1977; Zemp & Pircher, 1996). In der österreichischen Behindertenbewegung wird Volker Schönwiese zufolge zwar über das Recht auf Sexualität und Partnerschaft diskutiert, nicht aber über Geschlechterdifferenzen (Köbsell et al., 2020, S. 32). Ein Ergebnis dieser Aktivitäten ist, dass im deutschsprachigen Raum die Behindertenfrauenbewegung entsteht und sich institutionalisiert.

1995 formieren sich zum Beispiel das Krüppel-Lesben-Netzwerk und 1998 das Weibernetz e.V. als Selbstvertretungsorganisationen behinderter Frauen in Deutschland; zusätzlich entstehen bis heute in elf Bundesländern entsprechende Netzwerke und weitere Kontakt- und Beratungsstellen. Diese Organisationen und Institutionen betreiben nicht nur Interessenvertretung, sondern stoßen zudem wissenschaftliche Untersuchungen an. Allerdings werden die Zusammenschlüsse zunächst vornehmlich von *weißen*¹ Frauen mit körperlichen Beeinträchtigungen geprägt; Frauen mit Lernschwierigkeiten, mit psychiatrischen Diagnosen und Women of Color bleiben auch in der Bewegung behinderter Frauen lange Zeit unberücksichtigt (Pfahl & Köbsell, 2016, S. 70). Zwischen Wissenschaft und Behindertenbewegung entwickelt sich eine enge Verzahnung, teilweise bis hin zur problematischen Vermischung. Heute sind Behindertenbewegung und

¹ In diesem Beitrag werden die Begriffe ‚Schwarz‘ und ‚weiß‘ bezogen auf rassifizierte Personengruppen verwendet. Die von den Rechtschreibregeln abweichende Großschreibung und Kursivierung sollen darauf hinweisen, dass Schwarz und weiß politische Kategorien und nicht biologistische Konstrukte wie z. B. Hautfarben bezeichnen. Auf den problematischen Begriff *race* kann dieser Beitrag nicht näher eingehen (> Dobusch und Pieper in diesem Band).

Disability Studies zwei unterschiedliche Felder, die sich wechselseitig kritisieren, aber auch bereichern.

Bereits in den 1980er Jahren hatte sich zunächst in den USA zudem die queere Bewegung formiert, die den Separatismus der *weißen*, mittelschichtsaaffinen Lesben- und Schwulenbewegung und die Exklusion von inter* und trans* Personen und People of Color kritisierte. Im deutschsprachigen Raum wird der hier ebenfalls praktizierte Separatismus erst in den 1990er Jahren kritisch hinterfragt (Woltersdorff, 2003, S. 919–921). Zeitgleich etabliert sich auch hierzulande die Queer Theory; sie kritisiert die Identitätspolitik feministischer Theorie und analysiert die scheinbar biologische Unterscheidung von Geschlechtskörpern als gesellschaftliche Konstruktion. Entgegen der Annahme, Geschlechter, Körper oder Identitäten seien stabil, werden diese veruneindet und als veränderbar konzipiert (Jagose, 2001, S. 101).

In den 2000er Jahren wird vermehrt mit bzw. über behinderte Frauen und ihre Lebensbedingungen empirisch geforscht; dabei liegt der methodische Fokus auf narrativen (Sigot, 2017) bzw. narrativ-biographischen (Bruner, 2005) Untersuchungen, auf problemzentrierten (Römisch, 2011) bzw. leitfadengestützten Interviews und repräsentativen Befragungen (Eiermann et al., 2000; Schröttle et al., 2013). Heike Raab (2007) trägt in dieser Phase explizit queer-theoretische Überlegungen in die deutschsprachigen Disability Studies hinein. Der 2010 erschienene Sammelband *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (Jacob et al., 2010) zeigt die Vielseitigkeit des Forschungsfelds. Im jüngsten Tagungsband der deutschsprachigen Disability Studies (Brehme et al., 2020) werden in etlichen Beiträgen Themen aus den Gender & Queer Studies aufgenommen und vertieft diskutiert.

Im Blick auf die Institutionalisierung in der deutschsprachigen Hochschullandschaft fällt allerdings auf, dass zwar seit den 1980er Jahren Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung existieren und seit den 2000er Jahren vereinzelt Professuren mit Denominationen für Disability Studies entstehen. Eine Professur für Feminist Disability Studies oder Queer Disability Studies existiert jedoch noch nicht.

3 Der Körper in Disability Studies und Gender & Queer Studies

Ein erstes verbindendes Element sowohl von Disability Studies als auch von Gender & Queer Studies sind die Auseinandersetzungen mit dem Körper. Für die Women's bzw. späteren Gender Studies bedeutet dies seit den 1970er Jahren, Geschlecht nicht oder nicht nur als körperliche Eigenschaft zu betrachten, sondern zwischen *gender* und *sex* zu unterscheiden. Der Begriff *gender* rekuriert auf das ‚soziale‘ Geschlecht, d. h. auf die durch Gesellschaft und Kultur geprägten Geschlechtseigenschaften von Personen und die daraus folgenden sozialen Positionierungen. *Gender* unterscheidet sich folglich von *sex* als ‚biologischem‘ Geschlecht, von dem angenommen wird, dass es durch Chromosomen, Genitalien, Hormone etc. eindeutig bestimmbar sei.

Den sozialkonstruktivistischen Gender Studies gilt *gender* als ein Effekt sozialen Handelns und gesellschaftlicher Institutionalisierungsprozesse; dagegen wird *sex* nur geringe Relevanz zugesprochen (West & Zimmermann, 1987, S. 125–151).

Eine ähnliche Trennung nehmen die Disability Studies für die Begriffe *impairment* und *disability* an. In den 1980er Jahren wird in Großbritannien auf der Grundlage einer materialistischen Gesellschaftstheorie das soziale Modell von Behinderung entwickelt (Barnes & Mercer, 2004; Oliver, 1996, S. 41–58; > Hirschberg in diesem Band). Es versteht die Erfahrung von Behinderung (*disability*) als eine Form der Unterdrückung durch gesellschaftliche Verhältnisse, die nahezu unabhängig ist von einer diagnostizierbaren Beeinträchtigung (*impairment*). Im Fokus der Disability Studies stehen deshalb Aspekte von *disability*, d. h. Barrieren und andere Mechanismen der Ausgrenzung.

Innerhalb der englischsprachigen feministischen Disability Studies gelten etwa Simi Linton (1998), Jenny Morris (1993) und Carol Thomas (1999) als frühe Vertreterinnen des sozialen Modells. Linton (1998) kritisiert, dass Behinderung ausschließlich in den Rehabilitationswissenschaften erörtert und als negative Eigenschaft charakterisiert wird; geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Zugänge zum Phänomen Behinderung blieben in der Forschung gemeinhin ausgeblendet. Sowohl Morris (1993, S. 62–69) als auch Thomas (1999, S. 71–120) nennen als zentrale Gemeinsamkeit von Disability Studies und Gender & Women's Studies die Fokussierung auf persönliche Erfahrung und Betroffenheit. Damit greifen sie die Debatte um eine feministische Epistemologie (Haraway, 1988; Harding, 1986) auf, in der die scheinbare Objektivität und Neutralität von Wissenschaft als androzentrisch kritisiert wird. Entgegen der Annahme, wissenschaftliches Vorgehen sei geschlechtsneutral, werden Prämissen, Methodologien, Methoden und die Auswahl der Untersuchungsgegenstände als Formen patriarchaler Herrschaft erörtert. Morris (1993) und Thomas (1999) knüpfen an diese Positionen an, um die Erforschung der Barrieren des Alltags und der Lebensrealität behinderter Frauen einzufordern.

Während die Vertreterinnen des sozialen Modells in den 1990er Jahren den Fokus auf institutionalisierte Formen des Behinderens (*to disable*) legen, artikuliert sich zum Ende der Dekade vermehrt eine poststrukturalistische bzw. postmoderne Kritik an der Trennung von *impairment* und *disability*. Wie zum Beispiel Shelley Tremain (2005, S. 1–16, 78–90) im Rückgriff auf Michel Foucault darlegt, ist auch die physiologische Ebene, auf der *impairment* angesiedelt wird, nicht ‚natürlich‘ gegeben, sondern mit Bedeutung aufgeladen. In Diskursen werde festgelegt, welche körperlichen, geistigen oder psychischen Eigenschaften als ‚beeinträchtigt‘ und welche als ‚normal‘ gelten. *Impairment* könne daher nicht unabhängig von gesellschaftlichen Einflüssen betrachtet werden.

Damit ähnelt die Auseinandersetzung zu *impairment/disability* der dekonstruktivistischen Debatte über die *sex/gender*-Unterscheidung. Innerhalb der Gender & Queer Studies analysiert der dekonstruktivistische Ansatz den scheinbar ‚biologischen‘ *sex* als einen Effekt von Machtverhältnissen. Die diskursive Konstruktion – dies schließt z. B. bei Judith Butler (1991) die Ebene von materialisierter Körperlichkeit ein – von Geschlechtern vollzieht sich

durch beständige Wiederholung der Konventionen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Geschlecht und Körper sind nicht sozial vorgängig, sondern sozial und kulturell geprägt – und dadurch in ihrer Bedeutung veränderbar.

Im englischsprachigen Raum hat insbesondere Rosemarie Garland-Thomson (1997, 2002) die Feminist Disability Studies entwickelt und fundiert. Sie weist darauf hin, dass beeinträchtigte und weibliche Körper sehr ähnlich beschrieben werden. Sie würden als minderwertig und als Abweichung von der (männlichen) Norm wahrgenommen. Historisch betrachtet würden außerdem Frauen und People of Color ähnlich wie Menschen mit Behinderungen als verletzlich, abhängig und inkompetent dargestellt (Garland-Thomson, 1997, S. 19–51). Ebenso seien Frauen wie behinderte Menschen seit Beginn der Moderne immer wieder medikalisiert und psychiatrisiert worden. Aufgrund dieser Überlegungen plädiert Garland-Thomson für eine feministische Disability-Theorie, die davon ausgeht, dass es eine Hierarchie der körperlichen Vielfalt gibt, die bestimmte körperliche Formen stigmatisiert (Garland-Thomson, 2002, S. 6–17).

Garland-Thomson hat die Bausteine für eine kulturwissenschaftliche Ausrichtung der Disability Studies und das sogenannte kulturelle Modell von Behinderung (Snyder & Mitchell, 2006; Waldschmidt, 2005) geliefert und gilt als prominente Vertreterin der Feminist Disability Studies. Auch die Queer Disability Studies knüpfen an das kulturelle Modell und das dort entwickelte Körperverständnis an. Im englischsprachigen Raum sind die Queer Disability Studies maßgeblich von Janet Price und Margrit Shildrick (1999), Eli Clare (1999), Tremain (2005), Robert McRuer (2006) und Alison Kafer (2013) geprägt; im deutschsprachigen Raum ist vor allem Raab (2007, 2010) zu nennen. Im Mittelpunkt steht hier die Analyse von soziokulturellen Praktiken, durch welche ‚Geschlecht‘, ‚Sexualität‘ oder ‚Behinderung‘ vereindeutigt, d. h. als naturalisierte Kategorien hergestellt werden. Entsprechend geraten kulturelle Unterscheidungsweisen von und spezifische Wissenskulturen zu beeinträchtigten Körpern ins Visier der Forschung (Raab, 2010, S. 74). Anschlussfähig sind die Queer Disability Studies insbesondere an Transgender Studies, die den Zusammenhang und die Herstellungsweise von Gender im Kontext von Pathologisierungsstrategien von Inter-/Transsexualität untersuchen (Klöppel, 2010; Puar, 2015).

Die Bedeutung des Körpers variiert in den verschiedenen Ansätzen. So kritisieren unter anderem Liz Crow (1996), Helen Meekosha (1998), Tremain (2005) und Susan Wendell (1996) das soziale wie das kulturelle Modell von Behinderung aufgrund des Umgangs mit Körperlichkeit. Sie bemängeln auf der einen Seite die ausschließliche Fokussierung auf soziale Strukturen und auf der anderen Seite Ansätze, welche die Beeinträchtigungsebene als rein konstruktivistischen Effekt beschreiben. Alle Autorinnen fordern, dem Körper in seiner konkreten materiellen Verfasstheit gerecht zu werden, d. h. auch Erfahrungen von Schmerzen und Erschöpfung anzuerkennen.

Sowohl Wendell (1996) als auch Jackie Leach Scully (2008) gehen aus leibphänomenologischer Perspektive von der grundsätzlichen Verletzbarkeit des Körpers aus und führen die Entfremdung behinderter und chronisch kranker Frauen von ihrem Körper auf normative Körperideale der Nicht-Behinderung zurück. Zwar konstatiert

Scully (2008, S. 49–78), dass die Analyse des Erlebens von Beeinträchtigungen für eine Phänomenologie des Körpers nicht ausreiche, dennoch müsse das Körperwissen von behinderten Frauen auch in die feministische Ethik und Medizinkritik integriert werden. Wendell (1996, S. 165–181) spricht vom verleugneten Körper und kritisiert, dass die Körpertheorie in den Gender Studies ausschließlich auf den Erfahrungen nicht-behinderter Personen beruhe. Auch hinterfragt sie die Unterscheidung zwischen *impairment* und *disability* und betont, dass eine scharfe Grenzziehung zwischen beiden Ebenen nicht möglich sei. Zudem postuliert Wendell (1989, S. 112–120) die Notwendigkeit, die Erfahrungen chronisch kranker Personen innerhalb einer feministischen Theorie der Behinderung ebenfalls zu reflektieren.

4 Zum Verhältnis von Behinderung und Geschlecht: ,Doppelte Diskriminierung‘ und/oder ,Intersektionalität‘

Der Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht wird, wie die beiden letzten Abschnitte gezeigt haben, international und historisch unterschiedlich analysiert. Im deutschsprachigen Raum werden in den 1980er und 1990er Jahren die Gewalterfahrungen behinderter Frauen (Ewinkel et al., 1985; Zemp & Pircher, 1996) und ihre Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt (Arnade, 2001; Schildmann, 1983) insbesondere mithilfe der These der ‚doppelten Diskriminierung‘ diskutiert (Barwig & Busch, 1993; Degener & Köbsell, 1992). Behinderte Frauen würden, so die Kritik, nur durch die Brille der Behinderung wahrgenommen, ihre Geschlechtlichkeit bleibe dadurch unsichtbar oder werde ignoriert. Entsprechend besagt die These der doppelten Diskriminierung, dass in einer Gesellschaft, die sich durch sexistische und behindertenfeindliche Strukturen auszeichnet, behinderte Frauen im besonderen Maß benachteiligt werden, da sie zwei marginalisierten Gruppen zugleich angehören. Die Bezeichnung ‚doppelte Diskriminierung‘ wird jedoch bald als problematisch angesehen (Schildmann, 2000, S. 21), da sie einen additiven Zugang impliziere, der unzureichend sei, um die Erfahrungen behinderter Frauen zu analysieren: „Dabei vereinen sie nicht nur die Diskriminierungen beider Gruppen auf sich; vielmehr potenzieren sich die Diskriminierungen bei diesem Zusammenspiel.“ (Köbsell, 1993, S. 34) Die These der doppelten Diskriminierung findet gleichwohl bis in die 2000er Jahre Eingang in die innerfeministische Auseinandersetzung um Mehrfachbenachteiligungen.

Mittlerweile werden derartige Fragen sowohl international als auch im deutschsprachigen Raum vorrangig und mit teilweise anderen Akzenten unter dem Begriff der Intersektionalität diskutiert. Diesen Begriff hat die Juristin Kimberlé Crenshaw (1989) im Anschluss an den Schwarzen Feminismus geprägt, um zu analysieren, dass Schwarze Frauen erstens durch Rassismus, zweitens durch Sexismus und drittens durch die Verschränkung dieser Achsen diskriminiert werden können. Inzwischen verwenden sehr verschiedene Zugänge diesen Begriff, um die Wechselbeziehungen von sozialen Ungleichheiten bzw. Kategorien auszuloten (Walgenbach & Pfahl, 2017, S. 141–150).

Die Intersektionalitätsdebatten reichen von Differenzbeschreibungen über Antidiskriminierungspraktiken bis hin zu gesellschaftstheoretischen Analysen. Dabei wird auch Behinderung verstärkt thematisiert (Jacob et al., 2010; Walgenbach, 2007).

Analysiert wird unter anderem, wie Benachteiligung über die Produktion von Differenzen hervorgebracht wird und wie diese Differenzen in ihrer wechselseitigen Beeinflussung funktionieren, so etwa, wenn sich Migration, Behinderung und Geschlecht verschränken (Köbsell & Pfahl, 2015; Pieper & Mohammadi, 2014). Aufbauend auf die Critical Race Studies verdeutlicht zum Beispiel Michelle Jarman (2012), wie das Merkmal *race* (> Dobusch und Pieper in diesem Band) an rassifizierende Stereotype von Behinderung und Geschlecht gebunden ist. Anita Ghai (2003) zeigt unter Rückgriff auf postkoloniale Theorie diese Verbindungen im Leben behinderter Frauen in Indien auf. Christiane Hutson (2010) legt dar, wie sie als Schwarze chronisch kranke Frau in Deutschland sich bei der medizinischen Untersuchung als exotisiertes und sexualisiertes Objekt erfährt, deren Schwangerschaft als Bedrohung gilt. Nirmala Erevelles (2011) argumentiert historisch-materialistisch, dass *disability* und *race* als historisch spezifische Legitimationen verwendet werden, um Individuen auf einen ungeschlechtlichen Körper zu reduzieren und als Arbeitskraft auszubeuten. Rechtswissenschaftlich argumentiert Julia Zinsmeister (2007, S. 95–135), dass intersektionale Formen der Diskriminierung oftmals nur vermittelt auftreten und es häufig nicht deutlich wird, ob es beispielsweise am Geschlecht liegt, an einer Beeinträchtigung oder daran, dass beides zusammenkommt. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund sind Gender-Aspekte in der UN-BRK explizit berücksichtigt worden (Arnade, 2019).

In der deutschsprachigen Intersektionalitätsforschung haben Gabriele Winker und Nina Degele (2009) eine Mehrebenenanalyse vorgeschlagen, die auf Makro-, Meso- und Mikroebenen die Kategorien ‚Geschlecht‘, ‚Klasse‘, ‚Rasse‘ und ‚Körper‘ untersucht. Aus der Perspektive der Disability Studies kritisiert Anne Waldschmidt (2014, S. 877) an diesem Ansatz zum einen, dass bereits die ersten drei Kategorien verkörpert sind, und zum anderen, dass in der Kategorie ‚Körper‘ die Phänomene ‚Alter‘ und ‚Behinderung‘ gleichgesetzt werden, obwohl sie unterschiedlich bewertet würden; während Behinderung mit ‚Anormalität‘ assoziiert werde, gelte Alter(n) als normal. Donja Amirpur (2016) erweitert den Ansatz von Winker und Degele (2009) und analysiert mittels biographischer Interviews die Verwobenheit der Strukturkategorien ‚Migration‘ und ‚Behinderung‘. Andere Arbeiten analysieren aus einer queer-theoretischen Perspektive die Verschränkung von Behinderung, Geschlecht und heteronormativer Sexualität (AG Queer Studies, 2013; Raab, 2007).

Ein weiterer Ansatz der Intersektionalitätsdebatte stammt von Katharina Walgenbach (2007). Sie argumentiert, dass die untersuchten Kategorien von Gender oder *race* bereits in sich stets durch andere Kategorien strukturiert und daher „interdependent[.]“ (Walgenbach, 2007, S. 23) seien. Demnach unterscheidet sich die Kategorie Gender bei armen und bei reichen Frauen, bei *weißen* und bei Schwarzen Frauen. Waldschmidt (2014, S. 879) wendet sich gegen die Übertragung dieses Konzepts auf Behinderung, da zu wenig beachtet werde, dass sich letztere im Unterschied zu den

anderen Kategorien stets im Deutungsrahmen von „Funktionsfähigkeit und Leistungsvermögen“ bewege. Ulrike Schildmann et al. (2018, S. 59–71) erörtern ‚Behinderung‘ ebenfalls als notwendig eigenständige Kategorie für eine makrosoziologische Intersektionalitätsforschung.

5 Forschungsfelder der Feminist & Queer Disability Studies

Die Feminist und Queer Disability Studies forschen über sehr verschiedene Themen. Im Folgenden werden mit Sexualität und Fortpflanzung, Biographie und Identität sowie Kapitalismus und Biopolitik besonders relevante Forschungsfelder vorgestellt.

5.1 Sexualität, Fortpflanzung und Elternschaft

Erstens wird thematisiert, dass Menschen mit Beeinträchtigungen Partnerschaft und Familie, Begehren, Sexualität und Fortpflanzung häufig abgesprochen werden. Dies zeigt sich etwa in der Idee der Eugenik, die im 19. Jahrhundert entwickelt wurde und sich im 20. Jahrhundert unter anderem in Deutschland, Kanada, Schweden, der Schweiz und den USA in Gesetzen zur Zwangssterilisation manifestierte. Diese Gesetze zielten darauf ab, unerwünschte Bevölkerungsgruppen durch Sterilisation an der Fortpflanzung zu hindern und so langfristig ihre Anzahl zu dezimieren. Eugenisches Denken war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und politischen Richtungen weit verbreitet und akzeptiert (Schenk, 2016, S. 18–20). In Deutschland und Österreich wurde die Zwangssterilisation vor allem während der NS-Zeit praktiziert.

In ihrer grundlegenden historischen Studie kommt Gisela Bock (2010, S. 417–472) zu dem Ergebnis, dass die damalige Sterilisationspolitik vor allem von Männern betrieben wurde und vor allem als ‚erbkrank‘ diagnostizierte Frauen zwangssterilisiert wurden. Während der nationalsozialistischen Herrschaft in den Jahren von 1934 bis 1945 wurden mindestens 360.000 Personen zwangssterilisiert (Bock, 2010, S. 255). In ihrer Untersuchung zur bundesdeutschen Praxis am Beispiel der 1967 gegründeten Human-genetischen Untersuchungsstelle in Hamburg-Barmbek zeigt Britta-Marie Schenk (2016, S. 304–380), dass die eugenischen Denkmuster noch in der Nachkriegszeit leitend waren und erst als Folge der unter anderem auch von der Behindertenfrauenbewegung geäußerten Kritik (z. B. Degener & Köbsell, 1992; Köbsell & Strahl, 1986; Köbsell, 1987) in den 1980er und 1990er Jahren sich änderten. Seit 1992 steht im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB), dass eine stellvertretende Einwilligung in die Sterilisation nur dann stattfinden darf, sofern die „Sterilisation dem Willen des Betreuten nicht widerspricht“ (§ 1905 BGB) und andere zumutbare Maßnahmen zur Verhinderung einer Schwangerschaft nicht möglich sind (BMJV o. J.). Diese so genannten ‚freiwilligen‘ Sterilisationen finden weiter statt, und zwar überwiegend bei Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen;

tendenziell werden jedoch jedes Jahr weniger Sterilisationen vorgenommen (Bundesamt für Justiz, 2018).

Wie Kirsten Achtelik (2015, S. 167–184) darstellt, hat die Bewertung von human-genetischer Beratung und Pränataldiagnostik (PND) zu Konflikten zwischen der Frauenbewegung und den Frauen aus der Behindertenbewegung geführt (Degener & Köbsell, 1992). In der Frauenbewegung wird dafür plädiert, dass sich die schwangere Frau unabhängig von ihren Gründen für eine Abtreibung entscheiden kann, während behinderte Frauen auf die Abwertung von Behinderung aufmerksam machen, die – auch ungewollt – zum Ausdruck kommt, wenn eine Abtreibung aufgrund der potenziellen Beeinträchtigung eines Kindes durchgeführt wird (Degener & Köbsell, 1992; Köbsell & Strahl, 1986). Im Anschluss an die Disability Studies hat Gisela Hermes (2004, S. 33–40) analysiert, dass die Mutterschaft behinderter Frauen immer noch aufgrund verschiedener Vorurteile abgelehnt wird. Demgegenüber werden innerhalb der Behindertenbewegung und der Disability Studies eigene Care-Konzepte wie etwa das Modell der assistierten Elternschaft entwickelt (Kelly, 2013; Shildrick, 2009). Des Weiteren zeigt eine repräsentative Studie von Monika Schröttle et al. (2013, S. 51–53), dass beeinträchtigte Frauen, die nicht in einer Einrichtung wohnen, beinahe ebenso häufig in einer Partnerschaft leben und Kinder haben wie nicht-beeinträchtigte Frauen. Nur beeinträchtigte Frauen, die in Einrichtungen leben, haben deutlich seltener Kinder oder eine Partnerschaft. Kathrin Römisch (2011, S. 72–73) erläutert, dass Frauen mit sogenannten kognitiven Beeinträchtigungen in Einrichtungen sich in Fragen von Partnerschaft oder Mutterschaft als sehr fremdbestimmt erleben.

Seit den 1980er Jahren werden seitens der Behindertenfrauenbewegung das eigene Begehren und die eigene Lust, die Wünsche und Anforderungen an romantische und sexuelle Beziehungen thematisiert, um die Vorstellung aufzubrechen, dass Sexualität für Menschen mit Behinderungen irrelevant sei (Eggli, 1977; Ewinkel et al., 1985, S. 43–68). Über die aktuelle gesellschaftliche Wahrnehmung der Sexualität behinderter Personen gibt es unterschiedliche Einschätzungen. So formuliert Swantje Köbsell (2012a, S. 130), dass im Allgemeinen beeinträchtigte Männer und Frauen nicht mehr desexualisiert würden. Dennoch würden Frauen und Männer mit Behinderungen zumeist nicht als potentielle Partner*innen wahrgenommen. Waldschmidt (2010, S. 56–59) zeigt am Beispiel eines international diskutierten Falls, wie in den USA noch in den 2000er Jahren Sexualität gewaltsam unterdrückt wird. Mit dem Ziel, die geringe Körpergröße von Ashley, ihrer beeinträchtigten Tochter, und damit deren ‚pflegeleichten‘ Zustand zu erhalten, ließen die Eltern mit Unterstützung medizinischen Personals die früh einsetzende Pubertät des Mädchens mittels Medikamenten und Sterilisation irreversibel stoppen. Sie begründeten dies unter anderem mit der Aussage, dass ihre Tochter ohnehin niemals zu einer sexuellen Beziehung fähig wäre und es wichtiger sei, sie möglichst zu Hause betreuen zu können.

Sexualität thematisiert ebenfalls McRuer (2006), der argumentiert, dass die Vorstellung einer ‚natürlichen‘ Heterosexualität mit der Annahme einer ebenso ‚natürlichen‘ Nicht-Beeinträchtigung einhergehe. Behinderung verhindere, dass die geschlechtlichen

und sexuellen Konventionen von Männlichkeit oder Weiblichkeit erfolgreich eingehalten würden. In der heteronormativen Gesellschaft herrsche eine „compulsory able-bodiedness“ (McRuer, 2006, S. 1). Ute Kalender (2011, S. 385) verweist darauf, dass manche lesbische Frauen mit Beeinträchtigungen es als Vorteil ansehen, nicht als potenzielle Mutter zu gelten: Gängige Anforderungen an heterosexuelle Frauen würden an sie gar nicht erst gestellt, so dass sie sich nicht den heterosexuellen Normen fügen müssten.

Wie bereits erwähnt, ist das Themenfeld Behinderung und Sexualität zudem mit dem Themenfeld *race* gekoppelt. Historische Forschung zur Eugenik in den USA zeigt, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts *weiße* Frauen mit kognitiven Beeinträchtigungen desexualisiert wurden; Schwarze Männer wurden dagegen als – geistig wie moralisch – minderwertig und gefährlich dargestellt, da sie die Hilflosigkeit beeinträchtigter *weißer* Frauen ausnutzen würden. Dieses Bedrohungsszenario diene als Legitimation für Lynchmorde und Zwangssterilisationen an Schwarzen Männern (Jarman, 2012, S. 93–100). Mit zeitgenössischem Fokus legen sowohl Stella Bolaki (2011) als auch Therí A. Pickens (2014, S. 116–146) am Beispiel der Autorin Audre Lorde (1934–1992) dar, welche Relevanz die Erfahrungen als Schwarze Lesbe für die Auseinandersetzung mit eigener chronischer Krankheit und Behinderung haben.

5.2 Biographie und Identität

Zweitens werden im englischsprachigen Raum die Möglichkeiten der Herausbildung einer eigenständigen behinderten weiblichen Identität stark diskutiert. Gefragt wird, ob die Kategorie ‚Behinderung‘ eine Reduktion von ‚Weiblichkeit‘ bedeutet und wie die spezifischen Erfahrungen von behinderten Frauen in der Forschung berücksichtigt werden können (Crow, 1996; Morris, 1993; Wendell, 1996).

Im deutschsprachigen Raum arbeitet die biographieanalytische Studie von Heike Ehrig (1996, S. 32) heraus, dass körperbehinderte Frauen ihre spät erworbene Beeinträchtigung als „deutlichen Bruch“ in der Biographie erleben. Claudia Franziska Bruner (2005, S. 287) untersucht die Identitätskonstruktionen körperbehinderter Frauen anhand narrativer Interviews; sie weist darauf hin, dass die in Anspruch genommene Identität als „Ausdruck situativer und kontextueller Positionierungen“ verstanden werden muss. Die Ausbildung einer Identität als ‚behindert‘ führe zugleich zur Herausbildung einer „defizitären Geschlechtsidentität“ (Bruner, 2005, S. 287; Hervorh. i. O.); damit bestätigt sie die frühere Analyse von Ehrig (1996). Beide Autorinnen machen zugleich darauf aufmerksam, dass Beeinträchtigungen auch die Möglichkeit bieten, das „weiblich determinierte[.] Normalkonzept“ (Ehrig, 1996, S. 319) zu hinterfragen. In ihrer Studie *Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung* legt wiederum Römisch (2011) dar, dass sich die Lebensentwürfe unter anderem in der Gewichtung von Beruf, romantischer Beziehung und Fortpflanzung unterscheiden. Neben der elterlichen Erziehung macht sie vor allem die institutionelle

Einbindung der Frauen als starken Einflussfaktor aus, der zu widersprüchlichen Lebensbedingungen führe.

Entgegen der Position, die ‚Behindertsein‘ als Teil der eigenen Identität auffasst (Crow, 1996; Morris, 1993; Wendell, 1996), betonen die Queer Disability Studies, dass Identität nichts Fixes, sondern beständig verändernden Prozessen unterworfen sei und sich performativ herstelle. Entsprechend dem Konzept des *critically queer* von Butler entwickeln McRuer (2006, S. 40–41) und Kafer (2013, S. 15–18) die Perspektive des *critically crip*: Dabei geht es um Theorien und politische Praktiken, in denen *crip* als fluide Identität und ein Versuch, Körperlichkeit auf andere Weise zu denken, begriffen werden kann. Zudem wird angenommen, dass Behinderung in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich relevant sei.

5.3 Geschlechtersensible Kapitalismuskritik und Biopolitik

In den Disability Studies gibt es drittens kapitalismuskritische Arbeiten, die eine geschlechtersensible Ausrichtung haben. Denn Frauen mit Behinderungen sind, wie empirische Studien zeigen, häufiger erwerbslos und haben ein geringeres Erwerbseinkommen als Männer mit Behinderungen und Frauen ohne Behinderungen (Arnade & Scheytt, 2017). Raab (2012) gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass es insbesondere im Neoliberalismus zu einer Verdinglichung von Behinderung, mithin von behinderten Frauen, komme. Behinderung nehme verstärkt den Charakter einer Ware an, die nach ihrem Wert bestimmt werde. Entsprechend würden sich soziokulturelle Normen verändern: vom Ausschluss behinderter Menschen – beispielsweise vom Arbeitsmarkt – hin zum Einschluss entlang ökonomischer Verwertbarkeitskriterien. Diese Verdinglichung ermögliche einerseits emanzipatorische Gewinne, andererseits stünden diesen staatliche Sozialkürzungen entgegen.

Damit liefert Raab eine Verbindung zu den Ansätzen, die den Zusammenhang von Behinderung und kapitalistischen Verhältnissen diskutieren. Diese Debatte findet insbesondere im englischsprachigen Raum innerhalb der (Queer-)Feministischen Disability Studies statt (Erevelles, 2011; Kafer, 2013; McRuer, 2006; Puar, 2015). Erevelles (2011, S. 29–60) argumentiert, dass Behinderung zunehmend als ‚Warenfetisch‘ des Arbeitsmarktes funktioniere, der die realen Produktionsbedingungen eines gewaltvollen sozio-ökonomischen Systems unkenntlich machen soll. In Deutschland betont Rebecca Maskos (2015) die Anforderungen an bürgerliche Subjekte, ihre Fähigkeiten zu pflegen, um ihre Arbeitskraft verkaufen zu können. Das Konzept von ‚Behinderung‘ diene dabei dazu, das Selbstbild der nicht-behinderten Person als autonom zu unterstützen. Hannah Meißner (2015) verbindet queer-feministische Disability Studies und die Kapitalismusanalyse von Karl Marx (1818–1883); sie zeichnet nach, dass die Perspektive auf ‚Behinderung‘ als individueller Effekt von den historisch spezifischen Konkurrenzverhältnissen nicht zu

trennen ist. Die Bedingungen, Normen und Ziele, unter denen etwa Inklusion als Lösung vorgeschlagen werde, seien zu reflektieren.

Zudem werden im Rahmen der Kritik an Kapitalismus und Biopolitik neben der bereits erwähnten Pränataldiagnostik weitere aktuelle ‚Biotechnologien‘ wie Stammzellforschung, Neuroprothetik oder *human enhancement* innerhalb der (queer-)feministischen Disability Studies diskutiert. Dabei unterscheiden sich diese Debatten von der entsprechenden Auseinandersetzung in Anthropologie und (Bio-)Ethik (> Dederich & Seitzer in diesem Band), die häufig eine dezidiert kritische Stoßrichtung vermissen lässt. Kalender (2011, S. 389–391) analysiert zum Beispiel die Kommodifizierung weiblicher Körpersubstanzen in den Gen- und Reproduktionstechnologien und die damit einhergehende Gefahr einer Neo-Eugenik. Shildrick (2009) und Garland-Thomson (2012) kritisieren die fortschrittsgläubigen Versprechungen etwa des Transhumanismus, dem zufolge Beeinträchtigung, Krankheit oder Alter abgeschafft werden könnten. Stattdessen beharren sie darauf, dass Beeinträchtigung, Krankheit oder Alter daran erinnern, dass der Mensch niemals vollständige Kontrolle über sich, seinen Organismus oder seine Umwelt erlangen könne. Gegen die Idee der androzentrischen Naturbeherrschung postulieren sie Verletzlichkeit und Relationalität als ethische Werte, die einen Gegenpol zu optimierenden Körpermodifikationen darstellten.

6 Fazit

Die Disability Studies und die Gender & Queer Studies überkreuzen sich in diversen theoretischen Überlegungen und empirischen Untersuchungen. Gleichwohl sind insbesondere im deutschsprachigen Raum einige Auslassungen zu verzeichnen. Der Schwerpunkt in der Auseinandersetzung liegt immer noch auf behinderten Frauen. Erst langsam werden behinderte Männer und nicht-binärgeschlechtliche Personen mit Behinderungen zum expliziten Untersuchungsthema. Zudem ist die Forschung immer noch stark auf marginalisierte Positionen fokussiert und weniger darauf zu hinterfragen, wie Geschlecht und (Nicht-)Behinderung die hegemonialen Positionen nicht-behinderter Männlichkeit strukturieren. Dagegen ließe sich durch einen Fokus auf Prozesse der Hegemonialisierung die gesellschaftliche Produktivität von Differenzen womöglich präziser analysieren. Des Weiteren sind die Analysen von Kapitalismus und Klassismus innerhalb der Feminist Disability Studies und Queer Disability Studies – insbesondere im deutschsprachigen Bereich – vertiefungsbedürftig, da sich die soziale Lage von Menschen mit Behinderungen zunehmend ausdifferenziert. Vor diesem Hintergrund wäre eine stärkere Verzahnung der Problematik von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht mit der Kritik vergangener und gegenwärtiger Neoliberalismustendenzen und der Auswirkungen aktueller gesellschaftlicher Krisen wünschenswert.

Literatur

- Achtelik, K. (2015). *Selbstbestimmte Norm. Feminismus, Pränataldiagnostik, Abtreibung*. Verbrucher Verlag.
- AG Queer Studies. (2013). Queere Kritik zu Diversity und Gleichstellung – und was sich sonst ändern muss. In J. Homann, & L. Bruhn (Hrsg.), *UniVision 2020: ein Lehrhaus für Alle. Perspektiven für eine barriere- und diskriminierungsfreie Hochschule* (S. 110–134). Centaurus.
- Ahmed, S. (2016). An affinity of hammers. *Transgender Studies Quarterly*, 3(1), 22–34.
- Amirpur, D. (2016). *Migrationsbedingt behindert? Familien im Hilfesystem. Eine intersektionale Perspektive*. transcript.
- Arnade, S. (2001). Gegen die doppelte Diskriminierung. *Frauenrat*, 50(4), 4–7.
- Arnade, S. (2019). Behinderte Frauen. Sehr kämpferisch, sehr erfolgreich und sehr arm. In T. Degener, & M. von Miquel (Hrsg.), *Aufbrüche und Barrieren. Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er-Jahren* (S. 321–337). transcript.
- Arnade, S., & Scheytt, C. (2017). *Mit Behinderung leben – Armut inklusive!* Der Paritätische Gesamtverband.
- Barnes, C., & Mercer, G. (Hrsg.). (2004). *Implementing the social model of disability: Theory and research*. The Disability Press.
- Barwig, G., & Busch, C. (Hrsg.). (1993). „Unbeschreiblich weiblich!?“ *Frauen unterwegs zu einem selbstbewussten Leben mit Behinderung*. AG SPAK.
- Bock, G. (2010). *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*. Mosenstein und Vannerdat (Erstveröffentlichung 1986).
- Bolaki, S. (2011). Challenging invisibility, making connections: Illness, survival, and black struggles in Audre Lorde’s work. In C. Bell (Hrsg.), *Blackness and disability critical examinations and cultural interventions* (S. 47–74). LIT.
- Brehme, D., Fuchs, P., Köbsell, S., & Wesselmann, C. (Hrsg.). (2020). *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung*. Beltz.
- Bruner, C. F. (2005). *Körperspuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*. transcript.
- Bundesamt für Justiz. (2018). *Betreuungsverfahren: Zusammenstellung der Bundesergebnisse für die Jahre 1992 bis 2001*. <https://www.bundesjustizamt.de/DE/SharedDocs/Publikationen/Justizstatistik/Betreuungsverfahren.html>. Zugegriffen: 23. Juli 2021.
- Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (BMJV). (Hrsg.). (o. J.). *Bürgerliches Gesetzbuch in der Fassung der Bekanntmachung vom 2. Januar 2002 (BGBl. I S. 42, 2909; 2003 I S. 738), das zuletzt durch Artikel 13 des Gesetzes vom 22. Dezember 2020 (BGBl. I S. 3256) geändert worden ist*. <https://www.gesetze-im-internet.de/bgb/BJNR001950896.html>. Zugegriffen: 23. Juli 2021.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp.
- Clare, E. (1999). *Exile & pride. Disability, queerness, and liberation*. Duke University Press.
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the intersection of race and sex: A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory and antiracist politics. *University of Chicago Legal Forum*, o. Jg.(1), 139–167.
- Crow, L. (1996). Including all of our lives: Renewing the social model of disability. In J. Morris (Hrsg.), *Encounters with strangers. Feminism and disability* (S. 206–226). The Women’s Press.
- Degener, T., & Köbsell, S. (1992). „Hauptsache, es ist gesund“? *Weibliche Selbstbestimmung unter humangenetischer Kontrolle*. Konkret Literatur.
- Eggli, U. (1977). *Herz im Korsett. Tagebuch einer Behinderten*. Zytglogge.
- Ehrig, H. (1996). „Verminderte Heiratschancen“ oder Perspektivengewinn? *Lebensentwürfe und Lebenswirklichkeit körperbehinderter Frauen*. Kleine.

- Eiermann, N., Häußler, M., & Helfferich, C. (2000). *LIVE. Leben und Interessen Vertreten – Frauen mit Behinderung. Lebenssituation, Bedarfslagen und Interessenvertretung von Frauen mit Körper- und Sinnesbehinderungen*. Kohlhammer.
- Erevelles, N. (2011). *Disability and difference in global contexts. Enabling a transformative body politic*. Palgrave Macmillan.
- Ewinkel, C., Boll, S., Degener, T., Hermes, G., Kroll, B., Lübbers, S., & Schnartendorf, S. (Hrsg.). (1985). *Geschlecht: behindert – Besonderes Merkmal: Frau*. AG SPAK.
- Garland-Thomson, R. (1997). *Extraordinary bodies. Figuring physical disability in American culture and literature*. Columbia University Press.
- Garland-Thomson, R. (2002). Integrating disability, transforming feminist theory. *NWSA Journal*, 14(3), 1–32.
- Garland-Thomson, R. (2005). Feminist disability studies: A review essay. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 30(2), 1557–1587.
- Garland-Thomson, R. (2012). The case for conserving disability. *Journal of Bioethical Inquiry*, 9(3), 339–355.
- Ghai, A. (2003). *(Dis)Embodied form. Issues of disabled women*. Har-Anand Publications.
- Haraway, D. (1988). Situated knowledges. The science question in feminism and the privilege of partial perspectives. *Feminist Studies*, 14(3), 575–599.
- Harding, S. (1986). *The science question in feminism*. Cornell University Press.
- Hermes, G. (2004). *Behinderung und Elternschaft leben – kein Widerspruch. Eine Studie zum Unterstützungsbedarf körper- und sinnesbehinderter Eltern in Deutschland*. AG SPAK.
- Hutson, C. (2010). Mehrdimensional verletzbar. Eine Schwarze Perspektive auf Verwobenheiten zwischen Ableism und Sexismus. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 61–72). transcript.
- Jacob, J., Köbsell, S., & Wollrad, E. (Hrsg.). (2010). *Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*. transcript.
- Jagose, A. (2001). *Queer theory. Eine Einführung*. Querverlag.
- Jarman, M. (2012). Dismembering the Lynch Mob. Intersecting narratives of disability, race, and sexual menace. In R. McRuer, & A. Mollow (Hrsg.), *Sex and disability* (S. 89–107). Duke University Press.
- Kafer, A. (2013). *Feminist, queer, crip*. Indiana University Press.
- Kalender, U. (2011). *Körper von Wert. Eine kritische Analyse der bioethischen Diskurse über die Stammzellforschung*. transcript.
- Kelly, C. (2013). Building bridges with accessible care. *Disability Studies, Feminist Care Scholarship, and Beyond. Hypatia*, 28(4), 784–800.
- Kelly, N., Truth, S., & Davis, A. (Hrsg.). (2019). *Schwarzer Feminismus: Grundlagentexte*. Unrast.
- Klöppel, U. (2010). *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. transcript.
- Köbsell, S. (1987). *Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen*. AG SPAK.
- Köbsell, S. (1993). Eine Frau ist eine Frau ist eine Frau ist eine Frau. Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderung. In G. Barwig, & C. Busch (Hrsg.), „Unbeschreiblich weiblich!“ *Frauen unterwegs zu einem selbstbewussten Leben mit Behinderung* (S. 32–40). AG SPAK.
- Köbsell, S. (2012). Sex – (K)ein Thema? Über die Schwierigkeiten politisch engagierter behinderter Frauen und Männer, das Begehren zu thematisieren. In J. Clausen, & F. Herrath (Hrsg.), *Sexualität leben ohne Behinderung. Das Menschenrecht auf sexuelle Selbstbestimmung* (S. 124–134). Kohlhammer.
- Köbsell, S. (2012). *Wegweiser Behindertenbewegung. Neues (Selbst-)Verständnis von Behinderung*. AG SPAK.

- Köbsell, S. (2016). „Besondere Körper“ – Geschlecht und Körper im Diskurs der westdeutschen Behindertenbewegung der 1980er und 1990er Jahre. In G. Lingelbach, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte* (S. 239–261). Campus.
- Köbsell, S., & Pfahl, L. (2015). Behindert, weiblich, migriert. Aspekte Mehrdimensionaler Benachteiligung. *AEP Informationen*, 42(4), 10–14.
- Köbsell, S., & Strahl, M. (1986). Humangenetik. „Saubere Eugenik“ auf Krankenschein. *die randschau. Zeitschrift für Behindertenpolitik*, 1(3), 3–11.
- Köbsell, S., Hermes, G., Kuppers, P., Schönwiese, V., & Wehrli, P. (2020). Wie war das damals eigentlich? Wie die Disability Studies Deutsch sprechen lernten. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 24–40). Beltz Juventa.
- Linton, S. (1998). *Claiming disability. Knowledge and identity*. New York University Press.
- Maskos, R. (2015). Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277>. Zugegriffen: 23. Juli 2021.
- McRuer, R. (2006). *Crip theory. Cultural signs of queerness and disability*. New York University Press.
- Meekosha, H. (1998). Body battles. Bodies, gender and disability. In T. Shakespeare (Hrsg.), *The disability reader. Social science perspectives* (S. 163–180). Continuum.
- Meißner, H. (2015). Studies in Ableism – Für ein Vorstellungsvermögen jenseits des individuellen autonomen Subjekts. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/276>. Zugegriffen: 23. Juli 2021.
- Mollow, A. (2017). Disability studies. In I. Szeman, S. Blacker, & J. Sully (Hrsg.), *A companion to critical and cultural theory* (S. 339–356). Wiley & Sons.
- Morris, J. (1993). Feminism and disability. *Feminist Review*, 43(1), 57–70.
- Oliver, M. (1996). *Understanding disability. From theory to practice*. Macmillan.
- Pfahl, L., & Köbsell, S. (2016). Von „Krüppelfrauengruppen“ zur „Disability and Mad Pride“. Grenzen der Sichtbarkeit von Geschlecht und Behinderung. In C. Bauschke-Urban, G. Both, I. Greusing, S. Grenz, T. König, L. Pfahl, K. Sabisch, & S. Völker (Hrsg.), *GENDER, Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft – Sonderheft 3: Bewegung/en. Beiträge zur 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien* (S. 61–74). Budrich.
- Pickens, T. A. (2014). *New body politics. Narrating Arab and black identity in the contemporary United States*. Routledge.
- Pieper, M., & Mohammadi, J. H. (2014). Partizipation mehrfach diskriminierter Menschen am Arbeitsmarkt. Ableism und Rassismus – Barrieren des Zugangs. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 221–251). Springer VS.
- Price, J., & Shildrick, M. (Hrsg.). (1999). *Feminist theory and the body. A reader*. Routledge.
- Puar, J. K. (2015). Bodies with new organs. Becoming trans, becoming disabled. *Social Text*, 33(3), 45–73.
- Raab, H. (2007). Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Disability, Heteronormativität und Gender. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 127–151). transcript.
- Raab, H. (2010). Shifting the Paradigm. „Behinderung, Heteronormativität und Queerness“. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 73–94). transcript.

- Raab, H. (2012). Doing Feminism: Zum Bedeutungshorizont von Geschlecht und Heteronormativität in den Disability Studies. In K. Rathgeb (Hrsg.), *Disability studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen* (S. 69–89). Springer VS.
- Römisch, K. (2011). *Entwicklung weiblicher Lebensentwürfe unter Bedingungen geistiger Behinderung*. Klinkhardt.
- Schenk, B.-M. (2016). *Behinderung verhindern. Humangenetische Beratungspraxis in der Bundesrepublik Deutschland (1960er bis 1990er Jahre)*. Campus.
- Schildmann, U. (1983). *Lebensbedingungen behinderter Frauen*. Focus.
- Schildmann, U. (2000). Einführung in die Systematik der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik. In U. Schildmann, & B. Bretländer (Hrsg.), *Frauenforschung in der Behindertenpädagogik. Systematik – Vergleich – Geschichte – Bibliographie. Ein Arbeitsbuch* (S. 9–40). LIT.
- Schildmann, U., Schramme, S., & Libuda-Köster, A. (2018). *Die Kategorie Behinderung in der Intersektionalitätsforschung. Theoretische Grundlagen und empirische Befunde*. Projektverlag.
- Schrötte, M., Hornberg, C., Glammeier, S., Sellach, B., Puhe, H., Kavemann, B., & Zinsmeister, J. (2013). *Lebenssituation und Belastungen von Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen in Deutschland. Ergebnisse der quantitativen Befragung – Endbericht*. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Scully, J. L. (2008). *Disability bioethics. Moral bodies, moral difference*. Rowman and Littlefield.
- Shildrick, M. (2009). *Dangerous discourses of disability, subjectivity and sexuality*. Palgrave Macmillan.
- Sigot, M. (2017). *Junge Frauen mit Lernschwierigkeiten zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Ergebnisse aus einem partizipativen Forschungsprozess*. Budrich.
- Snyder, S. L., & Mitchell, D. T. (2006). *Cultural locations of disability*. University of Chicago Press.
- Thomas, C. (1999). *Female forms. Experiencing and understanding disability*. Open University Press.
- Tremain, S. (2000). Queering disabled sexuality studies. *Sexuality and Disability*, 18(4), 291–299.
- Tremain, S. (2005). *Foucault and the government of disability*. University of Michigan Press.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2010). Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 35–60). transcript.
- Waldschmidt, A. (2014). Jenseits der doppelten Diskriminierung? Disability, Gender und die Intersektionalitätsdebatte. In M. Löw (Hrsg.), *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012. Teilband 2* (S. 871–883). Campus.
- Walgenbach, K. (2007). Gender als interdependente Kategorie. In K. Walgenbach, G. Dietze, A. Hornscheidt, & K. Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität* (S. 23–64). Budrich.
- Walgenbach, K., & Pfahl, L. (2017). Intersektionalität. In T. Bohl, J. Budde, & M. Rieger-Ladich (Hrsg.), *Umgang mit Heterogenität in Schule und Unterricht. Grundlagentheoretische Beiträge, empirische Befunde und didaktische Reflexionen* (S. 141–158). Klinkhardt.
- Wendell, S. (1989). Toward a feminist theory of disability. *Hypatia*, 4(2), 101–124.
- Wendell, S. (1996). *The rejected body. Feminist philosophical reflections on disability*. Routledge.
- West, C., & Zimmerman, D. H. (1987). Doing gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.
- Winker, G., & Degele, N. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. transcript.

- Woltersdorff, V. alias Logorrhöe, L. (2003). Queer theory und queer politics. *Utopie Kreativ*, o. Jg.(156), 914–923.
- Zinsmeister, J. (2007). *Mehrdimensionale Diskriminierung. Das Recht behinderter Frauen auf Gleichberechtigung und seine Gewährleistung durch Art. 3 GG und das einfache Recht*. Nomos.
- Zemp, A., & Pircher, E. (1996). „Weil das alles weh tut mit Gewalt“. *Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung*. Bundesministerium für Frauenangelegenheiten und Verbraucherschutz.

Heike Raab, Dr. phil., Studium von Politik, Soziologie und Pädagogik in Gießen, Frankfurt und Wien. Independent Scholar. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Queer Studies, Gender Studies, Körper, Staat, Cultural Studies, Policy- und Diskursanalyse, Soziale Arbeit.

Simon Ledder, Dipl.-Sozw., wissenschaftlicher Referent am Deutschen Luft- und Raumfahrtzentrum (DLR) Projektträger, Bonn. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Soziologie der Behinderung, Gender Studies, Techniksoziologie und -philosophie, Game Studies.

<https://simonledder.net/>



Disability Studies in der Migrationsgesellschaft

Marianne Pieper

Zusammenfassung

Der Beitrag befasst sich mit drei Forschungsrichtungen, die in den Disability Studies zu Fragen der Einwanderungsgesellschaft arbeiten: Interkulturelle Ansätze beleuchten unter den Stichworten ‚Migrationshintergrund‘, ‚Kultur‘ und ‚Interkulturalität‘ die Themen Differenz und Vielfaltsdimensionen. Die Kritische Rassismusforschung analysiert mit Blick auf Behinderung Rassismus und Ableismus als gesellschaftliche Machtverhältnisse. Die Fluchtforschung in den Disability Studies untersucht Lebenslagen im Schnittfeld von Flucht, Asylsituation und Behinderung.

Schlüsselwörter

Ableismus · Asyl · Kultur · Postkoloniale Kritik · Rassismus

1 Einleitung

Angesichts ihrer unübersehbaren demografischen, massenmedialen und alltagsweltlichen Präsenz können Erfahrungen, Praktiken und Lebenslagen von Migration, Flucht und Asyl nicht mehr – wie lange Zeit insbesondere im deutschsprachigen Raum üblich – als Ausnahmeerscheinung interpretiert werden. Entsprechend setzen sich seit einiger Zeit die Sozial- und Kulturwissenschaften (Sassen, 2008; Yildiz & Hill, 2015) – und somit auch die internationalen und interdisziplinären Disability Studies – mit diesen Phänomenen auseinander. Dabei wird davon ausgegangen, dass sowohl Behinderung als auch Migrations-

M. Pieper (✉)

Fachbereich Sozialwissenschaften, Universität Hamburg, Hamburg, Deutschland

E-Mail: Marianne.Pieper@uni-hamburg.de

oder Asylstatus immer auch Ergebnisse politischer und juristischer Strukturierungen, Praktiken und Prozessierungen sind (Wansing & Westphal, 2014b, S. 17).

Dieser Beitrag erläutert zunächst Migration, Flucht und Asyl als empirische Phänomene; anschließend werden die zentralen Konzepte ‚Migrationshintergrund‘, ‚Kultur‘ bzw. ‚Interkulturalität‘, ‚Rassismus‘ und ‚Ableismus‘ sowie wichtige Forschungsansätze reflektiert. Des Weiteren wird der Forschungsstand vorgestellt. In den Disability Studies lassen sich – grob unterteilt – drei Richtungen unterscheiden, die zu Fragestellungen der Migrationsgesellschaft arbeiten: Interkulturelle Ansätze untersuchen, erstens, Fragen von Differenz und Vielfaltsdimensionen. Zweitens nimmt Kritische Rassismusforschung ‚Rassismus‘ und ‚Ableismus‘ als gesellschaftliche Machtverhältnisse ins Visier. Die Fluchtforschung befasst sich, drittens, mit Lebenslagen im Schnittfeld von Fluchterfahrung, Asylsituation und Behinderung. Neben ausgewählten Studien aus dem anglophonen Sprachraum – insbesondere aus Großbritannien (United Kingdom, UK), den USA, Kanada, Australien und Indien – wird vor allem ein Überblick über den deutschsprachigen Raum geboten.

2 Migration, Flucht und Asyl – die Sachlage

Historisch betrachtet ist Migration ein universelles menschliches Phänomen und bildet einen konstitutiven Bestandteil sowohl von traditionellen Gemeinschaften als auch von modernen Gesellschaften. Bis in die 1980er Jahre hinein verstand die klassische Migrationsforschung (z. B. Esser, 1980) Wanderungsbewegungen als Einbahnstraßen, auf denen Menschen dauerhaft von einem Nationalstaat in einen anderen wechseln. Diese Auffassung gründete auf überkommenen Konzepten einer homogenen Bevölkerung, von territorialen Staatsbürgerschaften und Identitäten. Zugleich wurde – und wird dieses Konzept von Migration gegenwärtig immer noch – politisch an einen Integrationsimperativ gekoppelt, der die einseitige Anpassung an eine dominante ‚Leitkultur‘ fordert.

Mittlerweile hat jedoch die Forschung gezeigt, dass angesichts zunehmender wirtschaftlicher, sozialpolitischer und kultureller Verflechtungen Migrationsprozesse komplexer verlaufen. Ludger Pries (2010) hat herausgearbeitet, dass Menschen über große Entfernungen und mehrere Generationen länderübergreifende Mobilitäts- und Lebens-, Arbeits- und Beziehungsmuster entwickeln. Die Migrationsforschung bezeichnet diese Mobilitätsformen als ‚transnationale Migration‘ oder ‚Transmigration‘. Einfache Konzepte wie kulturelle Identität oder nationale Zugehörigkeit bieten in diesem Zusammenhang keinen angemessenen Analyserahmen mehr. Für Nachkommen von Migrant*innen in der zweiten und dritten Generation prägte die kritische Migrationsforschung daher den Begriff ‚Postmigrant*innen‘. Dabei verweist das Präfix ‚post‘ nicht auf die Zeit *nach* der Migration, d. h. auf eine chronologische Zäsur. Nach Kijian Espanhangizi et al. (2016) handelt es sich vielmehr um eine theoriepolitische Intervention, die darauf abzielt, die Analyse der lebensweltlichen Dimensionen

gesellschaftlicher Mehrfachzugehörigkeiten und Mehrfachdiskriminierungen in einer Migrationsgesellschaft mit Rassismuskritik zu verbinden.

Eine Variante von Migration ist die sogenannte Fluchtmigration, deren Folge eine Asylsituation sein kann. Als ‚Flüchtling‘ gilt, wer aus unterschiedlichen Gründen gezwungen wird, das Herkunftsland zu verlassen. Auch wenn der Begriff Flüchtling in der Rechtssprache weiter gebräuchlich ist, wird er mittlerweile wegen seiner negativen Konnotationen problematisiert. In der kritischen Migrationsforschung haben sich stattdessen die Begriffe ‚Geflüchtete‘ bzw. ‚geflüchtete Menschen‘ eingebürgert, die allerdings dem Dilemma einer Homogenisierung der Menschen als einheitliche Gruppe nicht entkommen. Das Flüchtlingsrecht und die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) der Vereinten Nationen (United Nations, UN) von 1951 (UNHCR Deutschland, o. J.) legen fest, wer im juristischen Sinne als Flüchtling betrachtet wird, welchen Schutz und welche sozialen Rechte diesen Personen gewährt werden sollen. Außerdem existiert die Richtlinie 2013/33/EU der Europäischen Union für „die Aufnahme von Personen, die internationalen Schutz beantragen“; in Artikel 21 schließt sie explizit auch Menschen mit Behinderungen mit ein (Europäische Union, 2013, S. L 180/96, L 180/106). Insbesondere für geflüchtete Menschen mit Behinderungen und ihren aus der Behindertenrechtskonvention (> Rößler in diesem Band) und der Kinderrechtskonvention (Engin, 2019) der Vereinten Nationen abgeleiteten Menschenrechten auf Teilhabe und Inklusion stellt sich die Rechtslage an der Schnittstelle zwischen Aufenthalts- und Sozialrecht als außerordentlich komplex dar (Caritas-Verband, 2018).

Schätzungen zufolge gelten mindestens 15 % aller geflüchteten Menschen als beeinträchtigt (Deutsches Institut für Menschenrechte, 2018, S. 1). Verschiedene Studien gehen davon aus, dass zwischen 16 und 55 % der asylsuchenden Menschen in Deutschland von einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) betroffen sein könnten (Bozorgmehr et al., 2016, S. 609–610).

3 Begriffsbestimmungen und Konzepte der Disability Studies in der Migrationsgesellschaft

Für Arbeiten in den Disability Studies, die sich mit Fragen der Migrationsgesellschaft beschäftigen wollen, ist zunächst wichtig, die verwendeten Begriffe zu klären und kritisch zu reflektieren. Der folgende Abschnitt behandelt Begriffsbestimmungen, wegweisende Debatten und Forschungskonzepte.

3.1 ‚Migrationshintergrund‘ als Kategorie personaler oder kollektiver Identität

Wurden Migrant*innen im deutschsprachigen Raum bis in die 1990er Jahre hinein noch als ‚Ausländer‘, ‚Aussiedler‘ oder ‚Gastarbeiter‘ bezeichnet, hat sich seit etwa

zwei Jahrzehnten die Bezeichnung ‚[Person] mit Migrationshintergrund‘ als gängige Vokabel in Öffentlichkeit, Politik, Wissenschaft und damit auch in den hiesigen Disability Studies etabliert. Das Konzept des Migrationshintergrunds ist jedoch weder juristisch oder statistisch klar definiert noch bislang in Gesetzen verankert. Das Statistische Bundesamt (2011) benutzt z. B. im Mikrozensus von 2005 und 2010 die Kategorie ‚Bevölkerung mit Migrationshintergrund‘ und zählt dazu „alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten, sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil.“ (Statistisches Bundesamt, 2011, S. 6) Es werden also nicht nur selbst eingewanderte Personen subsumiert, sondern auch diejenigen, die in Deutschland geboren sind und eine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen (Wansing & Westphal, 2014b, S. 29).

Die Verwendung von Migrationshintergrund im Sinne einer Kategorie personaler und kollektiver Identität ist seit einiger Zeit in die Kritik geraten. Gudrun Wansing und Manuela Westphal (2014b, S. 37) merken an, der Begriff erzeuge den Eindruck eines individuellen Merkmals, das einzelnen Menschen anhafte, als handle es sich um „gesellschaftsexterne Tatbestände“. Clemens Dannenbeck (2014, S. 89) unterstreicht, dass weder Behinderung noch Migrationshintergrund „Eigenschaftssyndrome“ darstellten. Vielmehr fungiere die Konstruktion Migrationshintergrund als statistisches Instrument zur Herstellung einer vermeintlich homogenen Bevölkerungsgruppe, die als „Migrationsandere“ figurierten – so Paul Mecheril (2002, S. 107). Nach Wansing und Westphal (2014b, S. 29–30) wird es so möglich, die gesellschaftliche Zugehörigkeit von bestimmten Menschen zu negieren; der Blick auf soziokulturelle Strukturen und die Konstitutionsbedingungen der „kulturell und ethnisch Anderen“ bleibe hingegen ausgeblendet. Zudem bestehe die Tendenz, soziale Ungleichheiten in ethnische oder kulturelle Differenzen umzuinterpretieren (ähnlich: Hormel, 2011, S. 103). Um dem hier kurz skizzierten Kategorisierungsdilemma zu entkommen, arbeiten einige Forscher*innen mit Begriffen wie „migrationsbedingte Heterogenität“ (Amirpur, 2016, S. 71); andere unterscheiden zwischen ‚Migrationserfahrung‘ und der ‚postmigrantischen Situation‘ nachfolgender Generationen (Yildiz & Hill, 2015) oder sprechen von „Menschen mit Flucht- und Behinderungserfahrung“ (Otten, 2020, S. 154).

Grundsätzlich geht es in der Debatte um die theoretische Perspektive: Versteht man Migrationshintergrund als Kategorie personaler oder kollektiver Identitäten beziehungsweise als Heterogenitätsdimension, wird man diese als Auslöser von Diskriminierung betrachten. Will man jedoch untersuchen, wie die komplexen Machtverhältnisse, Wissensproduktionen sowie politischen und institutionellen Praktiken in einer pluralisierten Einwanderungsgesellschaft Menschen in Gruppen einteilen und Ein- und Ausschlüsse steuern, wird man analysieren, wie solche Grenzziehungen erzeugt, aber auch verschoben, destabilisiert oder unterlaufen werden können.

3.2 Kultur, kulturelle Differenz und Interkulturalität

In den Debatten über Migration tauchen außerdem vielfach die Begriffe ‚Kultur‘ im Sinne ‚kultureller Identität‘, der Zugehörigkeit zu einem ‚Kulturkreis‘ oder ‚kulturelle Differenz‘ sowie ‚interkulturell‘ und ‚Interkulturalität‘ auf. Der Begriff Kultur steht dabei oft für eine vermeintliche oder tatsächliche Religionszugehörigkeit (‚der Islam‘) oder für eine Herkunftsregion (Karacayli & Kutluer, 2012; Rauscher, 2003). Kultur erscheint in diesem Zusammenhang als universelles, stabiles Orientierungssystem, das für eine Gesellschaft oder Gruppe typisch ist. Die Vorstellung vermeintlich konsistenter Muster von Eigenschaften, Haltungen, Orientierungen und Handlungen dient der Konstruktion von homogenen Gruppen der ‚Anderen‘, die sich von einer ‚Wir-Gruppe‘ abgrenzen lassen. Dieses Konzept wird als Essentialisierung von Kultur kritisiert (Amirpur, 2016, S. 41–47).

Ulrich Beck und Edgar Grande betonen, dass die Vorstellung von Kultur oder kultureller Identität als abgeschlossenes „Containermodell“ (Beck & Grande, 2010, S. 208) nicht angemessen sei. Schließlich hätten transnationale Migrationsbewegungen und die Prozesse der Globalisierung immer wieder zu Austauschprozessen, Überschneidungen, Überlappungen und Verwobenheiten geführt. Im Bestreben, das Problem des ‚Containermodells‘ von Kultur zu umgehen, werden in neueren Arbeiten (z. B. Karakaşoğlu & Amirpur, 2012; Tsirigotis, 2019) vielfach Begriffe wie ‚interkulturell‘ und ‚Interkulturalität‘ verwendet. Diese Kategorien sind in ihrem Bedeutungsgehalt aber ebenfalls nicht eindeutig (Elberfeld, 2008).

Ursprünglich führte der deutsche Philosoph Edmund Husserl (1973, S. 233; Bolten, 2020) – vermutlich unter dem Eindruck der großen Migrationsbewegungen der 1920er Jahre – den Begriff ‚interkulturell‘ in die deutschsprachige Debatte ein. Seine Vorstellung von einem ‚interkulturellen Verständnis‘ in der Kommunikation orientierte sich an einem prozessualen „intersubjektiven Verständnismodell“ (Wang, 2012, S. 35). Mittlerweile ist jedoch Husserls Ansatz zu Gunsten von eher substanz- oder kohärenzorientierten Kulturbegriffen in den Hintergrund getreten (Bolten, 2020, S. 83; Elberfeld, 2008, S. 16). Unter dem Begriff ‚Interkulturalität‘ hat sich vielfach eine kulturvergleichende Perspektive herausgebildet. Diese geht wiederum von der Vorstellung klar voneinander abgrenzbarer Kulturen aus, die auf Kritik gestoßen ist. So gibt Mecheril (2004, S. 6) zu bedenken, dass das ‚Kulturalisierungsdilemma‘ einer so verstandenen interkulturellen Perspektive darin liege, spezifische Verschiedenheit immer schon vorauszusetzen und diese auf Kultur zu reduzieren. Mit dem Rückgriff auf das Differenzschema Kultur verbinde sich häufig die Vorstellung von einer gewissermaßen ‚natürlichen‘, wesenhaften und unveränderbaren Zugehörigkeit der und des Einzelnen zu kulturellen Gruppen. Vor der Neigung, soziale Ungleichheiten in ethnische oder kulturelle Differenzen umzuinterpretieren, warnen auch Wansing und Westphal (2014b, S. 30).

Mark Terkessidis (2010) hat zusätzlich den Begriff ‚Interkultur‘ eingeführt. Damit bezieht er sich nicht auf Herkunftskulturen, sondern auf Institutionen und deren Kulturen, d. h. auf Leitbilder und Organisationsprinzipien. Diese sollten eine „Barrierefreiheit“ (Terkessidis, 2010, S. 9) gewährleisten, die angesichts der empirisch gegebenen, pluralen Einwanderungsgesellschaft soziale und strukturelle Hürden der Ungleichheit für alle abbaut. Dieses Konzept propagieren zum Beispiel auch Yasemin Karakaşoğlu und Donja Amirpur (2012) zur Förderung interkultureller Kompetenz für den Bildungsbereich.

Die hier diskutierten Konzepte sind im Übrigen nicht zu verwechseln mit den Kulturbegriffen, wie sie in dem einflussreichen kulturellen Modell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band), in den internationalen Cultural Disability Studies (> Ochsner in diesem Band) oder den Disability Culture & Arts (> Saerberg in diesem Band) verwendet werden. Angesichts einer „Uneindeutigkeit des Kulturbegriffs“ (Reckwitz, 2001, S. 179) existiert weder in den Disability Studies noch in den allgemeinen Sozial- und Kulturwissenschaften eine allgemeingültige Definition von Kultur.

3.3 Rassismus und Ableismus

Die Annahme einer Existenz menschlicher ‚Rassen‘ ist vor allem im deutschsprachigen Raum spätestens seit dem NS-Regime und dessen rassistischer Vernichtungspolitik gegen die jüdische Bevölkerung, behinderte und andere als ‚minderwertig‘ markierte Menschen politisch diskreditiert. Auch wissenschaftlich ist das Konzept nicht haltbar. Wie das Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte feststellt, ist das „Konzept der Rasse das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung [...]. Es gibt hierfür [...] keine biologische Begründung und tatsächlich hat es diese auch nie gegeben.“ (Max-Planck-Institut, 2019, o. S.)

Dagegen wird der Begriff *race* in den US-amerikanischen und britischen Diskursen mit großer Selbstverständlichkeit verwendet. Auch in der deutschsprachigen Debatte hat sich in Teilen der Intersektionalitätsforschung (Winker & Degele, 2007) der Begriff ‚Rasse‘ wieder eingebürgert. Die Verwendung erfolgt mit dem Hinweis, dass es sich um die Bezeichnung eines Machtverhältnisses handle und nicht um eine biologische Kategorie (Winker & Degele, 2007, S. 59). Man beziehe sich auf die Diktion in den anglophonen Ländern, in denen *race* eine soziale Lage beschreibe. Betrachtet man indes Studien aus Nordamerika (im Überblick: Sienstra, 2020), wo zum Beispiel die ‚Hyphenated Americans‘ in ‚African-Americans‘, ‚Latin-Americans‘ oder ‚Hispanic-Americans‘ unterschieden werden, finden sich Gruppenkategorien, die nicht einfach nur nach sozialer Lage, sondern nach Herkunft bzw. ‚Abstammung‘ differenzieren. Dies wiederum entspricht dem Muster des rassistischen Diskurses. Daher warnt z. B. Heiner Bielefeldt (2008) angesichts der deutschen Geschichte vor einer ‚unbefangenen‘ Verwendung des Begriffs ‚Rasse‘ oder *race*. Die damit verbundenen biologistischen Konnotationen könnten auch mit einer kritischen Analyse nicht einfach überwunden

werden. Zudem blende – so Birgit Rommelspacher (2009, S. 7) und Amirpur (2016, S. 84) – der Begriff andere rassistische Phänomene aus, wie z. B. Antisemitismus, Antiziganismus, antimuslimischen Rassismus oder staatlich ausgeübten Rassismus.

Auch wenn die Existenz menschlicher ‚Rassen‘ widerlegt und der Begriff politisch und wissenschaftlich diskreditiert ist, existiert Rassismus nach wie vor. Dabei handelt es sich keineswegs nur um individuelle Vorurteile oder persönliche Einstellungen. Rassismus bezeichnet vielmehr ein heterogenes, historisch veränderliches und komplexes Ensemble von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Erscheinungsformen von Rassismus reichen von offener rassistischer Gewalt, Formen des Alltagsrassismus bis hin zu mehr oder weniger subtilen Varianten eines ‚institutionellen Rassismus‘ (Gomolla & Radtke, 2002), der sich in unterschiedlichen Bereichen – z. B. im Zugang zu Aufenthaltstiteln und (Staats-)Bürgerschaftsrechten, in Bildungsinstitutionen, Wohnraum und Arbeitsmarkt – mittels bürokratischer Regeln, Prozeduren und Grenzziehungen artikuliert.

Die Konstruktion von ‚Rassen‘ erfolgt jedoch nicht nur auf der Basis naturalisierend-biologistischer Annahmen, sondern auch mittels kulturalistischer, ethnisierender und nationalistischer Diskurse, institutioneller Regeln und Praktiken (Pieper, 2016, S. 93). Nach Etienne Balibar betreiben die neuen Varianten des Rassismus gleichsam einen ‚Rassismus ohne Rasse‘ oder auch einen „differenzialistischen Rassismus“ (Balibar, 1990, S. 28), in dem Kultur, Ethnizität oder Religion (z. B. Islam) den Begriff ‚Rasse‘ ersetzt hätten. Vermeintlich allen Gruppenmitgliedern gemeinsame Eigenschaften, Lebensgewohnheiten, Orientierungen und Gebräuche werden festgeschrieben und dienen den Prozessen des „Othering“ (Spivak, 1985, S. 252). Stuart Hall (1998, S. 913) zufolge funktioniert Rassismus durch „Klassifikationssysteme“. Diese dienen dazu, soziale, politische und ökonomische Praxen zu begründen, um bestimmte Gruppen vom Zugang zu materiellen oder symbolischen Ressourcen auszuschließen.

Rassismus ist außerdem in seinem historischen Entstehungszusammenhang mit einem weiteren Machtverhältnis verknüpft, das in den Disability Studies als *ableism* oder *dis/ableism* und im Deutschen als ‚Ableismus‘ bezeichnet wird. Der Ableismus-Begriff, auf den dieser Beitrag nur kurz eingehen kann (Pieper, 2016; >Waldschmidt & Schillmeier und Wesselmann in diesem Band), konzipiert Körper und *impairment* (Schädigung bzw. Beeinträchtigung) nicht als ahistorische, essentialistische Entitäten. Auch wird von der Auffassung abgerückt, Disability sei eine Identitätsposition (Goodley, 2014, S. xi). Vielmehr steht *ability* (engl. to be able – fähig sein) als wirkmächtiges – und gleichzeitig unerreichbares – normatives Ideal im Mittelpunkt, das es zu dezentrieren und in seiner Produktivität zu analysieren gilt. In diesem Zusammenhang schlägt Dan Goodley (2014) auch den Begriff *dis/ability* vor, um ein ‚becoming dis/abled‘, also ein ‚behindert Werden‘ als komplexen gesellschaftlichen Prozess, von einem ‚being disabled‘, d. h. ‚behindert Sein‘ als Identitätskategorie, abzugrenzen.

Ableismus sei – so Fiona Kumari Campbell (2009, S. 5) – ein Netzwerk von Überzeugungen, Prozessen und Praktiken, das eine besondere Art von Selbst und des Körpers (des physischen Standards) erzeuge, die als perfekt, speziestypisch und daher als

wesenhaft für den Menschen gelten. Es handle sich um eine übersteigerte Idealisierung von Leistungsfähigkeit, Unabhängigkeit und Autonomie. Diese sei eng verknüpft mit der Verwertbarkeit einer Person als Humankapital innerhalb des kapitalistischen-neoliberalen Produktionsregimes – so auch Goodley (2014, S. 33). Mit „disablism“ bezeichnet Goodley (2014, S. xvi) all jene repressiven Praktiken der Gegenwartsgesellschaft, die Subjekte, Körper und intellektuellen Fähigkeiten auszuschließen, auszumerzen und auszuschalten drohen, die nicht in den kapitalistischen Imperativ der maximalen Leistungsfähigkeit passen. Bei der Analyse von ‚Assemblagen von Rassismus und Ableismus‘ (Pieper, 2016) ist also zu bedenken, dass es sich um historisch veränderliche, bewegliche und konflikthafte Kräfteverhältnisse handelt, deren Grenzbeziehungen beständig umkämpft bleiben (Bojadzije, 2002; Gilroy, 2004).

3.4 Kritische Rassismusforschung, Postkoloniale Kritik und Critical Whiteness Studies

Anstelle einer Perspektive auf Heterogenitätsdimensionen, wie sie in den Interkulturellen Disability Studies oder auch in den Diversity Studies (> Dobusch in diesem Band) angewandt wird, verschiebt die Kritische Rassismusanalyse – auch ‚Critical Race Studies‘ genannt (Annamma et al., 2013) – den Blick auf Machtverhältnisse. Untersucht wird, wie sich das normative Ideal des leistungsfähigen Körpers mit rassistischen Diskursen und Praktiken verbindet und wie rassistisch und als behindert markierte Subjekte und Körper produziert werden. Dabei geht es auch um das Verstehen der verkörperten Erfahrungen von Rassismus und um jene Praxen, in denen rassistisch markierten Subjektpositionen zurückgewiesen und unterlaufen werden.

In diesem Zusammenhang gewinnt international die Postkoloniale Kritik zunehmend auch in den Disability Studies an Bedeutung (> Biermann & Powell in diesem Band). Sie entwickelte sich seit den 1970er Jahren vor allem in den internationalen Literatur- und Kulturwissenschaften. Als wegbereitend gelten die Arbeiten von Frantz Fanon (1967), Edward W. Said (1978), Gayatri Chakravorty Spivak (1985) und Homi K. Bhabha (1994). Die Postcolonial Disability Studies setzen sich mit dem Nachwirken kolonialer Diskurse, den postkolonialen Praktiken in der Gegenwart und der Konstruktion des rassistisch markierten, behinderten Subjekts auseinander (Dossa, 2009; Erevelles, 2011; Ghai, 2012; Meekosha, 2011; Snyder & Mitchell, 2010). Seit der Zeit des Kolonialismus haben Zuschreibungen mangelnder (intellektueller oder körperlicher) Leistungsfähigkeit immer wieder dazu gedient, die rassistisch markierten ‚Anderen‘ als ‚minderwertig‘ zu klassifizieren und ihnen den Status des gleichberechtigten und gleichwertigen Menschseins abzuspochen (Brunner, 2020, S. 46; Goldberg, 2002; Loomba, 1998, S. 104; Miles, 1989). Solche biopolitischen „Zäsuren“ (Foucault, 1999, S. 301) dien(t)en dazu, soziale Hierarchien, den Ausschluss aus Bürger*innenrechten und verschiedene Formen der Ausbeutung zu legitimieren.

Eine weitere Variante Kritischer Rassismusforschung bilden die Critical Whiteness Studies, die sich auf die Arbeiten von W.E.B. Du Bois (1903), Theodore W. Allen (2012), Toni Morrison (1993), Peggy McIntosh (1998) und Ruth Frankenberg (1993) berufen können. Mit diesem Ansatz wendet sich der Blick von den rassistisch markierten Subjekten weg und hin zu der Frage von ‚Weißsein‘ als privilegierter Position im rassistischen Diskurs. Weißsein wird nicht als Pigmentierung der Haut und damit als persönliches Differenzmerkmal betrachtet, sondern als politische Kategorie. Als wirkmächtiges, aber zugleich unreflektiertes gesellschaftliches Konstrukt beansprucht Weißsein die Rolle der hegemonialen Norm. Eine Privilegierung von Weißsein als ‚White Supremacy‘ (Fredrickson, 1982) erzeugt rassistische Hierarchien und soziale Ungleichheitsverhältnisse. Kritiker*innen des Critical Whiteness-Ansatzes wenden ein, damit drohe eine „Naturalisierung phänotypischer Merkmale“ (Karakayalı et al., o. J., o. S.). Unsichtbar bleibe, dass Rassismus als gesellschaftliches Machtverhältnis Konjunkturen und Kämpfen unterliege; zudem gerieten die Handlungspotenziale rassistisch markierter Subjekte, ihre *agency*, aus dem Blick.

Critical Whiteness in den Disability Studies zu analysieren bedeutet, eine nur auf Behinderung fokussierte Perspektive zu kritisieren, die weitere Machtverhältnisse oder Ungleichheitsstrukturen ausblendet. In den USA protestierte der Schwarze Wissenschaftler und Aktivist Christopher M. Bell bereits vor fünfzehn Jahren gegen „the whiteness of disability studies in its present incarnation.“ (Bell, 2006, S. 275) Disability Studies seien eine Weiße Disziplin, die Rassismus ignoriere: „I want to [...] acknowledge Disability Studies for what is, White Disability Studies.“ (Bell, 2006, S. 275)

4 Interkulturelle Disability Studies: Forschungsstand

Die Disability Studies in Großbritannien und den USA haben die Tatsache der Migrationsgesellschaft deutlich früher zur Kenntnis genommen als die hiesige Debatte. Britische Arbeiten, die Erfahrungen von „disabled Black and minority ethnic people, women, elder people, gay men and lesbians“ mithilfe des „concept of simultaneous oppression“ (Vernon, 1999, S. 385) thematisieren, datieren bereits aus den 1990er Jahren. Für eine systematisierende Darstellung werden in diesem Abschnitt kultur-differenzierende von intersektionalen Ansätzen unterscheiden.

4.1 Kulturdifferenzierende Ansätze in den Interkulturellen Disability Studies

Wie bereits erläutert (3.2), gehen Arbeiten, die ‚kulturspezifische‘ Aspekte oder ‚kultursensible‘ Haltungen in Beratung und Hilfesystemen thematisieren, von der Annahme kultureller Differenz aus. Mehrheitlich kommt die internationale Literatur zu

diesem Thema aus den USA und befasst sich mit der Situation der „African Americans with disabilities“ (Sienstra, 2020, S. 454). Bemerkenswert ist, dass dabei die Begriffe *ethnicity* bzw. *race* und *culture* gleichgesetzt werden und sie sich damit sowohl auf ‚Identitätsmarker‘, ‚kulturelle Minderheiten‘ (*cultural minority groups*) als auch auf Fragen kultureller Differenz oder Diversität beziehen. Deborah Sienstra (2020, S. 457–458) bietet einen Überblick über die Forderungen nach „culturally sensitive or culturally competent services“ in Bezug auf „people with disabilities from minority racial/ethnic backgrounds“ (Sienstra, 2020, S. 457).

Migrationshintergrund und Behinderung als Diversitätsdimensionen sind auch Gegenstand deutschsprachiger Studien (zusammenfassend: Wansing & Westphal, 2012, 2014a; Windisch, 2014). Neben empirischer Bildungsforschung und statistischen Untersuchungen zu Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund (Halfmann, 2012) oder Sekundäranalysen des Mikrozensus zu behinderten Frauen mit Migrationshintergrund (Libuda-Köster & Sellach, 2014) liegen vor allem Einzelfallanalysen aus der Perspektive professioneller Akteur*innen vor (Halfmann, 2012; Seifert, 2010). Eine Reihe von Studien fokussiert Zugangsmöglichkeiten und Barrieren in Hilfesystemen (z. B. Falkenstörfer & Gasmi 2019; Heiden et al., 2009; Rauscher, 2003; Yenice-Çağlar, 2008). Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass behinderte Menschen und Familien mit behinderten Angehörigen im Kontext von Migration bei der Inanspruchnahme von Sozialleistungen deutlich unterrepräsentiert sind (kritisch zusammenfassend: Amirpur, 2016, S. 13). Daraus resultiert die Annahme kultureller Barrieren beim Zugang zu Hilfesystemen und die Forderungen nach „Berücksichtigung sozialer Vielfalt“ (BAGFW, 2012, o. S.) sowie nach „interkultureller Öffnung“ (kritisch: Amirpur, 2016, S. 13) oder nach der „interkulturellen Barrierefreiheit von Diensten der Behindertenhilfe“ (Seifert, 2010, S. 258).

Michael Bader und Dinah Kohan (2011) befragten 128 Familien mit behinderten Angehörigen, die als sogenannte Kontingentflüchtlinge jüdischen Glaubens aus der ehemaligen Sowjetunion eingewandert waren. In einer Teilanalyse zeigte Kohan (2012) im Rückgriff auf das Habituskonzept Pierre Bourdieus differenzierte Bewältigungsstrategien, die sich auf Erfahrungen im Herkunftsland zurückführen ließen. Ellen Karacayli und Filiz Kutlur (2012) interviewten Menschen mit türkischem und russischem Migrationshintergrund; neben Sprach- und Kommunikationsproblemen identifizierten sie vor allem kulturell bedingte Deutungsmuster von Behinderung als Barriere im Hilfesystem. In der Schweiz untersuchten Ingeborg Hedderich und Katharina Lescow (2015) mit leitfadengestützten Interviews die Lebenssituation von Familien mit Migrationshintergrund und einem behinderten Kind. Sie arbeiteten ebenfalls kommunikative Barrieren, ein kulturell geprägtes Verständnis von Behinderung sowie hohen Unterstützungsbedarf heraus (Hedderich & Lescow, 2015, S. 362).

In diesem Zusammenhang kritisiert Amirpur (2016, S. 14), dass in der deutschsprachigen Debatte Deutungen kultureller Fremdheit überwiegen, die sich vorzugsweise auf Familien mit türkischer, iranischer oder – noch allgemeiner – mit arabischer Herkunftsgeschichte zentrierten. Vielfach kategorisierten Angehörige der hegemonialen Gesellschaft diese Familien auch vereinfachend als Angehörige einer ‚muslimischen

Kultur'. Ungeachtet der Frage, welche Bedeutung religiöse Orientierungen im Einzelfall spielten, werde damit unterstellt, dass diese maßgeblichen Einfluss auf Wahrnehmung und Umgang mit Behinderung hätten. Annita Kalpaka (2015, S. 387) zufolge geraten solche professionellen Praktiken wie auch wissenschaftliche Überlegungen und Theoriebildung allzu leicht in eine „Kulturalisierungsfalle“. Mit dem Konzept der kulturellen Differenz würden komplexe soziale Situationen vermeintlich einfach erklärt und eingeordnet. Gesellschaftliche Machtverhältnisse, die institutioneller Rassismus, ungleiche Klassen- oder Geschlechterverhältnisse (> Raab & Ledder in diesem Band) erzeugen, blieben damit ausgeblendet (Kalpaka, 2015).

4.2 Intersektionale Ansätze in den Interkulturellen Disability Studies

Angesichts der Probleme kulturspezifischer oder interkultureller Ansätze fordert z. B. Sienstra (2020, S. 454), dass die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge in den Fokus gerückt und die dabei stattfindenden Verallgemeinerungen über ‚affected communities‘ hinterfragt werden müssten. Dementsprechend plädiert sie für die Anwendung des Intersektionalitätsansatzes in den Disability Studies (Lutz et al., 2013; >Raab & Ledder und Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band). Mittlerweile zeichnet sich in der Forschungslandschaft tatsächlich eine entsprechende Präferenz ab.

Dabei geht es im internationalen Diskurs vornehmlich um Barrieren oder Diskriminierungen im Schul- oder Hilfesystem im Kontext von *race*, Einwanderungsstatus und *disability* (z. B. Beratan, 2008; Blanchett et al., 2009; Leonardo, 2009; Petersen, 2006; Raghavan, 2009). Zu unterscheiden ist zwischen Studien (Raghavan, 2009), die *race*, Einwanderungsstatus und Behinderung als individuelle Identitätsmarker sehen, die sich zu Barrieren verdichten können, und solchen Arbeiten (z. B. Beratan, 2008; Blanchett et al., 2009; Petersen, 2006), die sich mit den damit verbundenen gesellschaftlichen Machtverhältnissen auseinandersetzen und der im nächsten Abschnitt behandelten Kritischen Rassismusforschung zuzuordnen sind.

In den deutschsprachigen Disability Studies wird in intersektionalen Analysen, die eine wechselseitige Verschränkung einer Vielzahl von Strukturen sozialer Ungleichheit untersuchen, zumeist der diskreditierte Begriff ‚Rasse‘ vermieden. Stattdessen operieren die Forscher*innen mit dem Begriff der Migration, um den Bedingungen der Einwanderungsgesellschaft Rechnung zu tragen. Gegenwärtig liegen allerdings erst wenige Studien vor. So untersucht Amirpur (2016) auf der Basis einer intersektionalen Mehrebenenanalyse komplexe Lebenslagen von Familien an der Schnittstelle von Migration und Behinderung. Ihre Analyse mehrsprachig geführter, biografischer Interviews zu den Statuspassagen, die mit der Geburt eines behinderten Kindes beginnen, kommt zu dem Ergebnis, dass Barrieren im Hilfesystem existierten. Entgegen landläufiger Annahmen unterschieden sich aber keineswegs die Orientierungen migrierter und nicht-migrierter Familien (Amirpur, 2016, S. 281; ähnlich: Halfmann, 2012). Statt

kulturspezifischer Unterschiede wirkten sich eher geringer sozioökonomischer Status und auch Geschlechterverhältnisse erschwerend auf die Möglichkeiten aus, Hilfeleistungen in Anspruch zu nehmen (Amirpur, 2016, S. 276). Die Strukturkategorien von Migration und Behinderung könnten sich wechselseitig negativ verstärken. Nicht zu vernachlässigen seien außerdem strukturelle, migrationsspezifische Barrieren sowie rassistische Diskriminierungen und Abwertungsprozesse (Amirpur, 2016, S. 278).

5 Kritische Rassismusforschung in den Disability Studies: Forschungsstand

Während die meisten Beiträge von Strukturkategorien, Heterogenitätsdimensionen oder Identitätskategorien ausgehen, fragt, wie bereits ausgeführt, die Kritische Rassismusforschung in den Disability Studies nach den machtvollen Verschränkungen von Rassismus und Ableismus und ihrer Verkoppelung mit weiteren Machtverhältnissen wie Klassen- und Geschlechterverhältnissen. Den Schwerpunkt bilden dabei Analysen der institutionellen Kontexte des Schul-, Gesundheits-, Justiz- oder Einwanderungssystems (z. B. Beratan, 2012; Blanchett et al., 2009; Gillborn, 2015). Herausgearbeitet wird ein institutioneller Rassismus, der rassistische Konstruktionen, die Markierung als ‚behindert‘ und damit Ungleichheit und Unterprivilegierung systematisch re/produziert (Annamma et al., 2013; Gillborn, 2015). International ist bereits eine Reihe von Studien entstanden und es existiert eine Vielfalt unterschiedlicher Ansätze; dagegen finden sich in den deutschsprachigen Disability Studies nur vereinzelt entsprechende Veröffentlichungen. Erst die große Anzahl geflüchteter Personen seit 2015 hat hierzulande ein wachsendes Interesse für Fragen von Migration, *dis/ability* und Rassismus ausgelöst.

5.1 DisCrit – Forschung zu den Interdependenzen von institutionellem Rassismus und Ableismus

Unter dem Etikett *DisCrit* (Annamma et al., 2013) hat sich ein neues Analyseparadigma etabliert, das disziplinäre Trennungen überwinden will. Der Neologismus steht für die Zusammenführung der Perspektiven von Disability Studies und Critical Race Theory. Ausgangspunkt ist die lange Geschichte der Überrepräsentation von ‚rassialisierten‘ Schüler*innen bzw. Nachkommen von Einwanderern in den Sonderschulen (Blanchett et al., 2009; Gillborn, 2015). So wird etwa eine Steigerung von Diagnosen (z. B. ADHS) und der Feststellung von *special needs* bei männlichen Jugendlichen, die Nachkommen von Einwanderern aus der Karibik in Großbritannien sind, und bei African-Americans in den USA verzeichnet. Gregg D. Beratan (2012, o. S.) spricht in diesem Zusammenhang von „institutional ableism“, Wanda J. Blanchett et al. (2009, S. 392) von „institutionalized racism“. Michele Moore und Roger Slee (2020, S. 270) diagnostizieren sowohl „racializing disability“ als auch „racialization of special educational needs“.

Nirmala Erevelles (2011, S. 65–93) kommt zu dem Ergebnis, dass in den USA Verschränkungen von Rassismus und Armut ein Diagnose-Regime begründeten, das Behinderung überhaupt erst erzeuge. David Gillborn (2015) gelangt hingegen in seiner Interviewstudie zu Eltern aus der Schwarzen Mittelklasse in England zu der Einschätzung, dass nicht Armut, sondern Rassismus in der Schule die primäre Ursache für Diagnosen von Lernbehinderungen sei. Die Schulen würden auf ‚individuellen Defiziten‘ beharren; Lehrer*innen hätten chronisch niedrige Erwartungen an Schwarze Schüler*innen und neigten dazu, schnell Indikatoren für Lernbehinderungen zu diagnostizieren (Gillborn, 2015, S. 283).

Für Deutschland beschreibt Marc Thielen (2014) auf der Basis einer ethnografischen Studie die ‚Sonderpädagogisierung‘ von Jugendlichen mit Migrationshintergrund; sie erlebten institutionellen Rassismus mit behindernden Effekten, die sich bis in die Zugänge zu beruflicher Bildung hinein fortsetzten. Dass das Phänomen des institutionalisierten Rassismus auch hierzulande existiert, bestätigen ebenfalls die quantitativen Analysen von Justin J. W. Powell und Sandra J. Wagner (2014).

5.2 Postkoloniale Kritik & Critical Whiteness Studies in den Disability Studies

Weitere Varianten der Kritischen Rassismusforschung bieten, wie bereits erwähnt, die Postkoloniale Kritik und Critical Whiteness Studies. Auf internationaler Ebene forderte die Aktivistin Joy E. Weeber (1999, S. 23) bereits früh: „We need to sever the dialogue with authors of degradation [...] and we need to decolonize the mind“; es gehe darum, „the hidden cultural referent of whiteness“ in die Analyse von Ableismus aufzunehmen. Mit dem Sammelband *Blackness and Disability* (Bell, 2011) wurde die Richtung der ‚Black Disability Studies‘ geschaffen, die sich kritisch gegen den Weißen Mainstream der Disziplin wendet. Auch Helen Meekosha (2011, S. 667) plädiert für „Decolonizing Disability“ und weist auf die weiter wirksamen Effekte kolonialer Diskurse und Praktiken für behinderte Menschen hin.

Elemente von Postkolonialer Kritik und Critical Whiteness Studies verbindet Erevelles (2011). Sie analysiert aus der Perspektive des Historischen Materialismus die körperzerstörenden Bedingungen, die Menschen während der Sklaverei ertragen mussten. Die Grundlage der gegenwärtigen Konstruktion von Schwarzen Menschen als intellektuell minderbegabt sei in den kolonialen Gewaltverhältnissen zu finden: Versklavte Körper hätten als *disabled* gegolten, um die ‚Weiße‘ Kontrolle durch Zwangsarbeit zu legitimieren (Erevelles, 2011, S. 25–63). Erevelles analysiert ‚Weißsein‘ als intrinsischen Bestandteil eines ganzen Ensembles miteinander verschränkter Diskurse, die den Konkurrenzkapitalismus und die an Produktivität, Effizienz und Autonomie orientierte Arbeitsethik miteinander verbinden. Sie resümiert: „Being white is historically contingent with being intelligent, civilized and able.“ (Erevelles, 2002, S. 19) Nach Victoria Kannen (2008, S. 149) ist es notwendig aufzuzeigen, wie die miteinander

verwobenen, privilegierten Identitätskonstruktionen ‚Weißsein‘ und *ablebodiedness* um den Preis des verworfenen, behinderten ‚Anderen‘ konstruiert werden. Anita Ghai (2012) gibt allerdings zu bedenken, dass die Annahmen von einfachen Hierarchien und Binari-täten oder Opfer-Täter-Positionen zu kurz griffen. Sie plädiert dafür, die Komplexität der Machtverhältnisse genauer zu analysieren und die oft unterschätzten Ambivalenzen und Widerstände wahrzunehmen (Ghai, 2012, S. 276–277).

In Deutschland hat bisher nur Christiane Hutson (2010) eine Analyse zu den Verschränkungen von Ableismus, Sexismus und Rassismus am Beispiel eigener Erfahrungen vorgelegt. Als behinderte ‚Woman of Color‘ beschreibt sie, wie Krankheit und Behinderung rassifiziert und vergeschlechtlicht werden. Kolonial-rassistische Haltungen des medizinischen Personals zeigten sich in den Interaktionen mit ‚People of Color‘ sowie in Deutungen von Krankheiten und artikulierten sich als Akte sexistischer, rassistischer und ableistischer Gewalt.

5.3 ‚Ablenationalism‘ – Interdependenzen von Ableismus und institutionellem Rassismus im Einwanderungssystem

Für die USA analysieren David T. Mitchell und Sharon L. Snyder (2015), wie sich institutionalisierter Ableismus und Rassismus in Bezug auf Bürgerschaftsrechte manifestierten und dabei das Phänomen *ablenationalism* in Erscheinung trat (Mitchell & Snyder, 2015, S. 41–45). Seit dem späten 18. Jahrhundert habe sich die enge Verknüpfung von nationaler Zugehörigkeit und Ableismus im Kontext von Industrialisierung und späterer ‚Post-Industrialisierung‘ entwickelt. Indem behinderte Menschen als Ausnahme und soziale Minorität konzipiert wurden, sei die Wertschätzung von „able-bodied norms“ (Snyder & Mitchell, 2010, S. 113) als vermeintlich natürliche Qualifikation von Bürgerschaft entstanden. In der gegenwärtigen Ära des Neoliberalismus gehe es allerdings nicht mehr nur um die Unterscheidung von ‚able-bodied‘ und ‚disabled‘. Vielmehr werde eine privilegierte Minorität einiger weniger ‚super crips‘ als ‚abled-disabled‘ in die vollen Bürgerrechte eingeschlossen, während zugleich nicht verwertbare (behinderte, rassialisierte, nicht-westliche, queere) Körper bzw. Subjektivitäten unsichtbar gemacht würden (Mitchell & Snyder, 2015, S. 35–37).

Für weitere geopolitische Kontexte wurde gezeigt, dass die Verschränkung von institutionalisiertem Rassismus und Ableismus tief in den staatlichen Einwanderungssystemen verankert ist. So untersuchen Karen Soldatic und Lucy Fiske (2009), wie im Gründungsdokument der australischen Nation 1901 die ‚First Australians‘ (d. h. die Gruppen der Koor, Anangnu und Torres Strait) und behinderte Menschen gleichermaßen einen Ausschluss aus dem Bürgerschaftsstatus erfuhren, da sie nicht die vollen politischen Teilhaberechte und Freiheiten erhielten (Soldatic & Fiske, 2009, S. 298). Die neu geschaffene Nation basiere auf der Konstruktion des rationalen ‚abled-bodied‘ und ‚weißen‘ Bürgers. Auch gegenwärtig hätten die ‚First Australians‘ eine dreimal höhere Wahrscheinlichkeit, ein ‚impairment label‘ zu bekommen.

Parin Dossa (2009) beschreibt auf der Basis von biografischen Erzählungen die Situation muslimischer Migrantinnen im kanadischen Einwanderungssystem: Rassistisch markierte, nichtbehinderte Einwandererinnen würden als billige Arbeitskräfte willkommen geheißen. Rassialisierte, als behindert markierte Frauen würden hingegen als soziale Bürde gelten, da erwartet werde, dass sie die Rolle als migrantische Care-Arbeiterin in schlecht bezahlten Jobs nicht erfüllen könnten. Sie würden als Empfängerinnen von Fürsorge und unerwünschte Migrantinnen konstruiert. Rassialisierte und als behindert markierte Menschen seien „the other of the other“ (Dossa, 2009, S. 34), denen der Eintritt in die sich eigentlich als ‚multikulturell‘ verstehende kanadische Gesellschaft verwehrt bleibe.

Für Deutschland arbeiteten Marianne Pieper und Jamal Haji Mohammadi (2014) ebenfalls heraus, dass Menschen, die im Laufe ihres Migrationsprozesses als ‚behindert‘ markiert werden, sowohl von der Inanspruchnahme eines gesicherten Aufenthaltsstatus als auch aus dem regulären Arbeitsmarkt ausgeschlossen werden, wenn sie nicht in der Lage sind, ihren Lebensunterhalt ohne staatliche Transferleistungen zu bestreiten. Der ungesicherte Aufenthaltsstatus, die Zuschreibung mangelnder Leistungsfähigkeit aufgrund eines Behindertenausweises in Kombination mit rassistischen Konstruktionen potentieller Arbeitgeber*innen manövrierten die betroffenen Menschen in die paradoxe Situation einer „unmöglichen Bürgerschaft“ (Pieper, 2016, S. 100). Die Praktiken „selektiver Inklusion“ würden „illiberale Grenzziehungen“ (Pieper, 2016, S. 99) vollziehen, da sie nur jenen Bürgerschaftsrechte gewährten, die als verwertbares Humankapital gelten.

6 Fluchtforschung in den Disability Studies: Forschungsstand

Flucht- und Asylforschung bilden in den Disability Studies ein relativ neues Feld; dementsprechend liegen nur wenige Arbeiten vor, von denen die meisten aus dem Kontext der sozialen Hilfesysteme stammen. Außerdem findet man Beiträge zu den widerständigen Politiken im Kontext von Flucht und Asyl.

6.1 Flucht und Asyl im Kontext von sozialen Hilfesystemen

Wegbereitende Arbeiten zu geflüchteten und asylsuchenden Menschen mit Behinderungen lieferten in den britischen Disability Studies Keri Roberts und Jennifer Harris (2001, 2002, 2003). Sie betonten, dass diese Personengruppe eine unsichtbare Minderheit bilde, über die kaum Daten existierten und die durch die Netze der sozialen Hilfesysteme falle.

Erste qualitative empirische Studien behandeln Erfahrungen, Lebenssituationen und Barrieren. Zum Beispiel hat Rebecca Yeo (2015) mit dem britischen Street

Art-Künstler Andrew Bolton ein emanzipatorisches Forschungsprojekt durchgeführt, in dem behinderte Geflüchtete und Asylsuchende als Wissensproduzentinnen fungierten und den öffentlichen Raum reklamierten, indem sie Mauern gestalteten, um ihre Erfahrungen und Wünsche, Barrieren und Lösungsmöglichkeiten darzustellen. Zusätzlich dienten Gruppendiskussionen, Expert*inneninterviews, Beobachtungen und Internetrecherchen der Triangulation der Daten (Yeo, 2015, S. 528–529). Im Ergebnis zeigte sich eine umfassende Marginalisierung, d. h. finanzielle Unterversorgung und problematische Wohnsituationen sowie fehlender Zugang zu sozialen Hilfesystemen, Informationen und Selbsthilfeorganisationen. Hinzu kamen psychische Belastungen aufgrund des unsicheren Aufenthaltsstatus und die Angst vor Abschiebung. Ein Ineinandergreifen unterschiedlicher Macht- und Ungleichheitsverhältnisse kennzeichnete somit die Situation der Betroffenen (Yeo, 2015, S. 527).

In den deutschsprachigen Disability Studies liegt bislang vor allem der Sammelband *Migration, Flucht und Behinderung* (Westphal & Wansing 2019a) vor. Darin weist Swantje Köbsell (2019, S. 68–69) auf die Ausblendungen behinderter Geflüchteter in den politischen und wissenschaftlichen Diskursen hin; sie konstatiert eklatante strukturelle Unterversorgung und menschenrechtsverletzende Zustände nicht nur während der Fluchtsituation, sondern auch im Ankunftsland. Neben fehlender Information stellt sie die mangelnde gesundheitliche Versorgung sowie den erschwerten Zugang zu Hilfsmitteln und Therapien heraus (Köbsell, 2019, S. 71). Zudem existiere aufgrund der getrennten Beratungs- und Unterstützungssysteme für behinderte und für geflüchtete Menschen eine Lücke, in der geflüchtete behinderte Menschen gleichsam verschwinden würden (Köbsell, 2019, S. 71; ähnlich: Otten et al., 2017, S. 203). Die Barrierefreiheit in den Wohnunterkünften für geflüchtete Menschen in Hamburg analysieren Angela Grotheer und Joachim Schröder (2019). Sie kommen zu dem Ergebnis, dass bei Planung und Bau von Folgeunterkünften Barrierefreiheit nicht systematisch berücksichtigt werde. Barrieren bestünden nicht nur in den Unterkünften, sondern auch im Zugang zu Beratungsbüros, Spielplätzen, Behörden sowie Integrations- und Sprachkursen. Die existierenden Lücken in den Versorgungsstrukturen für geflüchtete behinderte und chronisch kranke Kinder führt Kenan Engin (2019) auf die problematische Rechtslage und die fehlende Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention zurück. Felix Welti und Anne Walter (2019) befassen sich aus rechtlicher Sicht mit Asylgesetzgebung, Aufenthaltsbestimmungen und Leistungsrecht. Mirjam Schülle (2019) untersucht die Barrieren bei der Inanspruchnahme medizinischer Versorgung und von Eingliederungshilfen; eine komplizierte Rechtssituation führe in Abhängigkeit von Aufenthaltstiteln und Bleibeperspektiven oft zu erheblichen Restriktionen.

Die Arbeitsmarktinklusioin von behinderten Geflüchteten hat Pieper (2016) in der bereits erwähnten Studie empirisch analysiert. Am Beispiel eines partizipativen Lehrforschungsprojekts mit geflüchteten behinderten Menschen stellt Matthias Otten (2020) heraus, dass die asyl-, sozial- und leistungsrechtlichen Regelungen permanente Fremd- und Selbstkategorisierungen erforderten, um Zugänge zum Leistungssystem zu erhalten.

Die institutionell erzeugten Kategorisierungen schrieben sich mehr oder weniger intensiv in die Selbstdeutungen der Menschen mit Fluchterfahrung ein.

6.2 Widerständige Politiken im Kontext von Migration, Ableismus und Rassismus

Arbeiten, die widerständige Potenziale und Politiken im Schnittpunkt von Migration, Ableismus und Rassismus untersuchen, sind bislang selten. Auf internationaler Ebene plädiert Sienstra für eine Bewegung, die Bürger*innenrechte reklamiert. Für institutionellen Rassismus und Ableismus sensibilisierende „disability advocacy organisations“ könnten Aufmerksamkeit erzeugen und Unterstützung mobilisieren (Sienstra, 2020, S. 463).

In den deutschsprachigen Disability Studies geben Petra Flieger et al. (2014) Anregungen für widerständige aktivistische Politiken. Judy Gummich (2010) beschreibt die Schwierigkeit, intersektionale Verknüpfungen verschiedener Diskriminierungserfahrungen als Bezugspunkte politischer Praktiken zu nutzen. Als Schwarze Deutsche und Mutter einer Tochter mit Down Syndrom sei es sowohl in deutschen anti-rassistischen Bewegungen als auch in der Behindertenbewegung schwierig, eine politische Plattform zu finden. Die Gruppen und Organisationen seien identitätspolitisch ausgerichtet, sodass die gleichzeitige Positionierung innerhalb unterschiedlicher Machtverhältnisse als Störfaktor wirke. Pieper (2016, S. 106–113) hat die molekularen, unscheinbaren und verstreuten Kämpfe von behinderten geflüchteten Menschen im Alltag empirisch untersucht. Diese seien nicht als Akte singulärer Subjekte, sondern als kollektive Verbindungen zu sehen; die Betroffenen mobilisierten Potentiale, Ressourcen und Solidaritäten, um die alltäglichen und institutionellen Barrieren von Ableismus und Rassismus zu unterlaufen.

Diese Arbeiten fordern Aktivismus und Forschung dazu auf, neue Perspektiven zu entwickeln. Da Ableismus und Rassismus keinen monolithischen Apparat bilden, sondern sich in Verschränkung mit weiteren Machtverhältnissen verdichten, sind transversale Kämpfe und Politiken notwendig, die nicht als Einpunktstrategie organisiert sind (Pieper, 2016, S. 105). Pieper (2016), Westphal & Wansing (2019b, S. 14) sowie Otten (2020) weisen darauf hin, dass die Wahrnehmung von Behinderung, Migration und Rassismus als ‚soziale Probleme‘ und der einseitig auf Diskriminierung und Exklusion ausgerichtete Blick die eingespielten Differenzkonstruktionen und Viktimisierungen fort-schreiben. Aktivitätspotenziale, Ressourcen und widerständige Politiken, die versuchen, bestehende Verhältnisse zu destabilisieren, blieben auf diese Weise ausgeblendet.

Die emanzipatorisch-partizipative Forschung im Anschluss an die Disability Studies (> Behrisch in diesem Band) kann hilfreich sein, um die Perspektive von Opferstatus und Ohnmacht zu durchbrechen und dem Kategorisierungsdilemma zu entgehen. Pieper (2016) entwickelt ein methodologisches Instrumentarium, um sowohl Agency-Potentiale und kollektive Praktiken als auch Machtverhältnisse zu analysieren.

Otten (2020, S. 152–154) schlägt vor, zwischen den Analyseebenen der subjektiven Erfahrungen und der institutionell-rechtlichen Formierung als „Asyl-Fall“ zu trennen. Rekonstruktiv-partizipative Sozialforschung könne Menschen mit Behinderungs- und Fluchterfahrung helfen, Handlungsräume freizulegen, institutionelle Kategorisierungen aufzulösen oder zu relativieren. Allerdings sei dabei die Rolle von Co-Forscher*innen mit eigener Flucht- und Behinderungserfahrung kritisch zu reflektieren, denn selbst bei ähnlichen Erfahrungen könnten diese nicht als Repräsentant*innen einer Gruppe betrachtet werden, da eine *community* behinderter Geflüchteter nicht existiere.

7 Fazit

Die mit der Migrationsgesellschaft verknüpften Themenfelder wurden von den Disability Studies erst vor Kurzem entdeckt. Dementsprechend besteht erheblicher Forschungsbedarf. Bislang fehlen aussagekräftige qualitative und quantitative Studien über die Lebenssituationen und vielfältigen Barrieren von migrierten und geflüchteten Menschen mit Behinderungen. Systematische Analysen der Verschränkungen von Ableismus und Rassismus bilden insbesondere in den deutschsprachigen Disability Studies die Ausnahme. Umfangreicher dokumentiert sind dagegen die vielfältigen Probleme und Defizite, die sich aus den sozialen Diensten und Hilfesystemen ergeben. Außerdem fehlen Studien zu den Lebens- und Arbeitssituationen von rassistisch und als behindert markierten Menschen, bei denen weitere Machtverhältnisse wie Gender, Heterosexismus und Klassenverhältnisse berücksichtigt werden.

Vor allem sind grundlegende theoretische Auseinandersetzungen mit Migration und Rassismus, Postkolonialer Kritik und Critical Whiteness Studies rar. Um die eurozentristische, auf den globalen Norden ausgerichtete Perspektive zu überwinden, fordern daher internationale Stimmen (Goodley & Swartz, 2016; Meekosha, 2011, S. 662; Pisani et al., 2016, S. 299) eine Transnationalisierung und ‚Dekolonisierung‘ der Disability Studies. In der künftigen Forschung gilt es zudem, die allgegenwärtige Viktimisierung zu vermeiden und vielmehr die Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten behinderter Menschen mit Migrations-, Flucht- und Asylerfahrungen sowie die alltäglichen widerständigen Politiken und Solidarisierungspotenziale in gleichem Maße wie die vorhandenen Barrieren zu analysieren.

Literatur

- Allen, T. W. (2012). *The invention of the white race. Bd. 1: Racial oppression and social control*. Verso Books (Erstveröffentlichung 1994).
- Annamma, S., Connor, D. J., & Ferri, B. (2013). Dis/ability critical race studies (DisCrit): Theorizing at the intersections of race and dis/ability. *Race, Ethnicity and Education*, 16(1), 1–31.

- Amirpur, D. (2016). *Migrationsbedingt behindert? Familien im Hilfesystem. Eine intersektionale Perspektive*. transcript.
- Bader, M., & Kohan, D. (2011). *Die Versorgungssituation jüdischer Kontingentflüchtlinge mit einer Behinderung: Ergebnisse einer Befragung*. Books on Demand.
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (BAGFW) & Die Fachverbände für Menschen mit Behinderungen. (2012). *Gemeinsame Erklärung zur interkulturellen Öffnung und zur kultursensiblen Arbeit für Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund*. https://jugendsozialarbeit.de/media/raw/Gemeinsame_Erklaerung_2012_01_23_final.pdf. Zugegriffen: 10. März 2021.
- Balibar, E. (1990). *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Argument.
- Beck, U., & Grande, E. (2010). Jenseits des methodologischen Nationalismus: Außereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne. *Soziale Welt*, 61(3/4), 187–216.
- Bell, C. M. (2006). Introducing white disability studies: A modest proposal. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (2. Aufl., S. 275–282). Routledge.
- Bell, C. M. (2011). *Blackness and disability: Critical examinations and cultural interventions*. LIT.
- Beratan, G. D. (2008). The song remains the same: Transposition and disproportionate representation of minority students in special education. *Race, Ethnicity and Education*, 11(4), 337–354.
- Beratan, G. D. (2012). *Institutional ableism and the politics of education. An ethnographic study of an inclusive high school*. University of London, Institute of Education, unpublished doctoral thesis. <https://core.ac.uk/download/pdf/33678486.pdf>. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- Bhabha, H. K. (1994). *The location of culture*. Routledge.
- Bielefeldt, H. (2008). „Der Begriff ‚Rasse‘ kann nicht unschuldig verwendet werden“. *Institut für Menschenrechte fordert sensibleren Umgang mit der Sprache. Heiner Bielefeldt im Gespräch mit Klaus Pokatzky*. www.deutschlandfunkkultur.de/der-begriff-rasse-kann-nicht-unschuldig-verwendet-werden. Zugegriffen: 30. Sept. 2020.
- Blanchett, W. J., Klingner, J. K., & Bess, H. (2009). The intersection of race, culture, language, and disability: Implications on urban education. *Urban Education*, 44(4), 389–409.
- Bojadzije, M. (2002). Antirassistischer Widerstand von Migrantinnen und Migranten in der Bundesrepublik: Fragen der Geschichtsschreibung. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts*, 17(1), 125–152.
- Bolten, J. (2020). Interkulturalität neu denken: Strukturprozessuale Perspektiven. In C. Rink (Hrsg.), *Interkulturalität – Transkulturalität* (S. 81–104). Metzler.
- Brunner, C. (2020). *Epistemische Gewalt*. transcript.
- Bozorgmehr, K., Mohsenpour, A., Saure, D., Stock, C., Loerbroks, A., Joos, S., & Schneider, C. (2016). Systematische Übersicht und „Mapping“ empirischer Studien des Gesundheitszustands und der medizinischen Versorgung von Flüchtlingen und Asylsuchenden in Deutschland (1990–2014). Gesundheitsversorgung von Asylbewerbern und Geflüchteten. *Bundesgesundheitsblatt*, 59(5), 599–620.
- Campbell, F. K. (2009). *Contours of ableism: The production of disability and ableness*. Palgrave Macmillan.
- Caritas-Verband. (2018). *Umfrage zur Versorgungslage geflüchteter Menschen mit Behinderung innerhalb des Caritas-Verbandes*. Caritasnet.de/Umfrage_zur_Versorgungslage_gefluechteter_Menschen_mit_Behinderung.pdf. Zugegriffen: 6. Okt. 2020.
- Dannenbeck, C. (2014). Vielfalt neu denken. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 83–96). Springer VS.
- Deutsches Institut für Menschenrechte. (2018). *Jahresbericht 2018*. urn:nbn:de:0168-ssaoar-66540-7. Zugegriffen: 30. Sept. 2020.

- Dossa, P. (2009). *Racialized bodies, disabling worlds: Storied lives of immigrant muslim women*. University of Toronto Press.
- Du Bois, W.E.B. (William Edward Burghardt). (1903). *The souls of black folk: Essays and sketches*. A. G. McClurg.
- Elberfeld, R. (2008). Forschungsperspektive „Interkulturalität“. Transformation der Wissensordnungen in Europa. *Zeitschrift für Kulturphilosophie*, 2(1), 7–36.
- Engin, K. (2019). Deutsche Versorgungsstrukturen im Umgang mit geflüchteten Kindern mit Behinderung im Lichte von Grundlagen internationalen Rechts. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 103–120). Springer VS.
- Erevelles, N. (2002). (Im)Material citizens and the dialects of difference. *Disability, Culture and Education*, 1(1), 5–25.
- Erevelles, N. (2011). *Disability and difference in global contexts: Enabling a transformative body politic*. Palgrave Macmillan.
- Espanhangizi, K., Hess, S., Karakayali, J., Kasperek, B., Pagano, S., Rodatz, M., & Tsianos, V. S. (2016). Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft. Zur Einleitung. *movements: Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung*, 2(1), 9–23.
- Esser, H. (1980). *Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Luchterhand.
- Europäische Union. (Hrsg.). (2013). *Richtlinie 2013/33/Eu des Europäischen Parlaments und des Rates vom 26. Juni 2013 zur Festlegung von Normen für die Aufnahme von Personen, die internationalen Schutz beantragen (Neufassung)*. Amtsblatt der Europäischen Union vom 29.06.2013, S. L 180/96–180/116. <https://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:L:2013:180:0096:0116:DE:PDF>. Zugegriffen: 13. März 2021.
- Falkenstörfer, S., & Gasmi, J. (2019). Migration und Behinderung als Widerfahrnisse und ihr Einfluss auf die Lebenswelten von Familien. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 27–41). Springer VS.
- Fanon, F. (1967). *Black skin, white masks*. Grove Press.
- Flieger, P., Melter, C., & Schönwiese, V. (2014). Barrieren, Diskriminierung und Widerstand. Erfahrungsbezogene intersektionale Analysen in Handlungspraxen in Bezug auf Behindertwerden und Rassismus. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 337–356). Springer VS.
- Foucault, M. (1999). *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975–76*. Suhrkamp.
- Frankenberg, R. (1993). *White women, race matters: The social construction of whiteness*. University of Minnesota Press.
- Fredrickson, G. M. (1982). *White supremacy. A comparative study in American and South African history*. Oxford University Press.
- Ghai, A. (2012). Engaging with disability with postcolonial theory. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory* (S. 270–286). Palgrave Macmillan.
- Gillborn, D. (2015). Intersectionality, critical race theory, and the primacy of racism: Race, class, gender, and disability education. *Qualitative Inquiry*, 21(3), 277–287.
- Gilroy, P. (2004). *Postcolonial Melancholia*. Columbia University Press.
- Goldberg, D. T. (2002). *The racial state*. Blackwell Publishers.
- Gomolla, M., & Radtke, F.-O. (2002). *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*. Leske + Budrich.
- Goodley, D. (2014). *Dis/ability studies. Theorising disablism and ableism*. Routledge.

- Goodley, D., & Swartz, L. (2016). The place of disability. In S. Grech, & K. Soldatic (Hrsg.), *Disability in the global south. The critical handbook* (S. 69–83). Springer.
- Grotheer, A., & Schröder, J. (2019). Unterbringung von Geflüchteten mit Behinderung. Ein Problemaufriss am Beispiel von Hamburg. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 81–101). Springer VS.
- Gummich, J. (2010). Migrationshintergrund und Beeinträchtigung. Vielschichtige Herausforderungen an einer diskriminierungsrelevanten Schnittstelle. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 131–151). transcript.
- Halfmann, J. (2012). *Migration und komplexe Behinderung. Eine qualitative Studie zu Lebenswelten von Familien mit einem Kind mit komplexer Behinderung und Migrationshintergrund in Deutschland*. Universität zu Köln, rehabilitationswiss. Dissertation. https://kups.ub.uni-koeln.de/4950/1/Halfmann_Dissertation_2012.pdf. Zugegriffen: 30. Sept. 2020.
- Hall, S. (1998). Rassismus als ideologischer Diskurs. *Das Argument*, 31(6), 913–921.
- Heiden, H.-G., Srna, C., & Franz, K. (2009). *Zugangswege in der Beratung chronisch kranker/behinderter Menschen mit Migrationshintergrund. Eine Feldstudie*. Stiftung Lebensnerv.
- Hedderich, I., & Lescow, K. (2015). Migration und Behinderung. Eine qualitative Pilotstudie zur Lebens- und Unterstützungssituation von Familien mit Migrationshintergrund und einem behinderten Kind. *Migration und Soziale Arbeit*, 37(4), 362–368.
- Hormel, U. (2011). Differenz und Diskriminierung: Mechanismen der Konstruktion von Ethnizität und sozialer Ungleichheit. In J. Bilstein, J. Ecarius, & E. Keiner (Hrsg.), *Kulturelle Differenzen und Globalisierung* (S. 91–111). Springer VS.
- Husserl, E. (1973). Cartesianische Meditationen. In I. Kern (Hrsg.), *Husserliana: Bd. XV. Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*. 3. Teil. Meiner.
- Hutson, C. (2010). Mehrdimensional verletzbar. Eine Schwarze Perspektive auf Verwobenheiten zwischen Ableism und Sexismus. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 61–72). transcript.
- Kalpaka, A. (2015). Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfalle. Über den Umgang mit ‚Kultur‘ in Verhältnissen von Differenz und Dominanz. In R. Leiprecht, & A. Kerber (Hrsg.), *Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch* (S. 387–405). Wochenschau.
- Kannen, V. (2008). Identity treason: Race, disability, queerness, and the ethics of (post)identity practices. *Culture, Theory, and Critique*, 49(2), 149–163.
- Karacayli, E., & Kutluer, F. (2012). *Projektabschlussbericht. Projekt „Behinderung und Migration“*. Bethel.regional. September 2009 – August 2011. https://www.bethel.de/fileadmin/Bethel/downloads/zum_thema/Abschlussbericht_Projekt_Behinderung_und_Migration.pdf. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- Karakayali, S., Tsianos, V. S., & Karakayali, J. (o. J.). Blackbox Critical Whiteness. Zur Kritik neuer Fallstricke des Antirassismus: Eine Intervention. https://www.academia.edu/3374581/Blackbox_Critical_Whiteness_Zur_Kritik_neuer_Fallstricke_des_Antirassismus_Eine_Intervention_Vassilis_S_Tsianos_Serhat_Karakayali. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- Karakaşoğlu, Y., & Amirpur, D. (2012). Inklusive Interkulturalität. In S. Seitz (Hrsg.), *Inklusiv gleich gerecht? Inklusion und Bildungsgerechtigkeit* (S. 63–70). Klinkhardt.
- Köbsell, S. (2019). „Disabled Asylum Seekers? ... They don't really exist“. Zur Unsichtbarkeit behinderter Flüchtlinge im Hilfesystem und im behindertenpolitischen Diskurs. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 63–80). Springer VS.
- Kohan, D. (2012). *Migration und Behinderung: eine doppelte Belastung? Eine empirische Studie zu jüdischen Kontingentflüchtlingen mit einem geistig behinderten Familienmitglied*. Centaurus.

- Leonardo, Z. (2009). *Race, whiteness and education*. Routledge.
- Libuda-Köster, A., & Sellach, B. (2014). Lebenslagen und Diskriminierung behinderter Frauen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Auswertung des Mikrozensus. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 309–335). Springer VS.
- Loomba, A. (1998). *Colonialism/Postcolonialism*. Routledge.
- Lutz, H., Herrera Vivar, M. T., & Supik, L. (Hrsg.). (2013). *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts* (2., überarb. Aufl.). Springer VS.
- Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte. (2019). Jenaer Erklärung: Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung. 7 Seiten. <https://www.shh.mpg.de/1464864/jenaer-erklaerung>. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- McIntosh, P. (1998). White privilege: Unpacking the invisible knapsack. In M. McGoldrick (Hrsg.), *Re-visioning family therapy: Race, culture, and gender in clinical practice* (S. 147–152). The Guilford Press.
- Mecheril, P. (2002). Natio-kulturelle Mitgliedschaft – ein Begriff und die Methode seiner Generierung. *Tertium Comparationis*, 8(2), 104–115.
- Mecheril, P. (2004). Beratung in der Migrationsgesellschaft. Paradigmen einer pädagogischen Handlungsform. http://www.staff.uni-oldenburg.de/paul.mecheril/download/beratung_mecheril2004.pdf. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- Meekosha, H. (2011). Decolonising disability: Thinking and acting globally. *Disability & Society*, 26(6), 667–682.
- Miles, R. (1989). *Racism*. Routledge.
- Mitchell, D. T., & Snyder, S. L. (2015). *The biopolitics of disability. Neoliberalism, ablenationalism and peripheral embodiment*. University of Michigan Press.
- Moore, M., & Slee, R. (2020). Disability studies, inclusive education and exclusion. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 265–280). Routledge.
- Morrison, T. (1993). *Playing in the dark: Whiteness and the literary imagination*. Vintage Books.
- Otten, M., Farrokhzad, S., & Zuhr, A. (2017). Flucht und Behinderung als Schnittstellenaufgabe der Sozialen Arbeit. *Gemeinsam Leben*, 25(4), 197–206.
- Otten, M. (2020). Kategorisierung und Repräsentation. Methodologische Grenzerkundungen zur Forschung über Flucht und Behinderung. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung* (S. 151–157). Beltz Juventa.
- Petersen, A. J. (2006). *Exploring intersectionality in education: The intersection of gender, race, disability, and class*. University of Northern Iowa, erziehungswiss. Dissertation (PhD). <https://scholarworks.uni.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1327&context=etd>. Zugegriffen: 10. März 2021.
- Pieper, M., & Mohammadi, H. J. (2014). Partizipation mehrfach diskriminierter Menschen am Arbeitsmarkt. Ableism und Rassismus – Barrieren des Zugangs. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 221–251). Springer VS.
- Pieper, M. (2016). Assemblagen von Rassismus und Ableism. Selektive Inklusion und die Fluchtlinien affektiver Politiken in emergenten Assoziationen. *movements: Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung*, 2(1), 91–116.
- Pisani, M., Grech, S., & Mostafa, A. (2016). Disability and forced migration: Intersections and critical debates. In S. Grech, & K. Soldatic (Hrsg.), *Disability in the global south. The critical handbook* (S. 285–301). Springer.

- Powell, J. J. W., & Wagner, S. J. (2014). An der Schnittstelle Ethnie und Behinderung benachteiligt. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 177–199). Springer VS.
- Pries, L. (2010). *Transnationalisierung. Theorie und Empirie neuer Vergesellschaftung*. VS Verlag.
- Raghavan, R. (2009). Improving access to services to minority ethnic communities. *Learning Disability Practice*, 12(7), 14–18.
- Rauscher, I. (2003). Zur Situation von türkischen Migrantenfamilien mit behinderten Kindern in der BRD. *Behindertenpädagogik*, 42(1–2), 402–416.
- Reckwitz, A. (2001). Multikulturalismustheorien und der Kulturbegriff. *Berliner Journal für Soziologie*, 11(2), 179–200.
- Roberts, K., & Harris, J. (2001). *Disabled refugees and asylum seekers in Britain: Numbers and social characteristics*. Report No. NLCB1816.05.01KR/Jha. University of York, Social Policy Research Unit. <https://www.york.ac.uk/inst/spru/research/pdf/nlcb1816.pdf>. Zugegriffen: 10. März 2021.
- Roberts, K., & Harris, J. (2002). *Disabled people in refugee and asylum seeking communities in Britain*. Joseph Rowntree Foundation. <https://www.jrf.org.uk/report/disabled-people-refugee-and-asylum-seeking-communities-britain>. Zugegriffen: 10. März 2021.
- Roberts, K., & Harris, J. (2003). Challenging barriers to participation in qualitative research: Involving disabled refugees. *International Journal of Qualitative Methods*, 2(2), 14–22.
- Rommelspacher, B. (2009). Intersektionalität. Über die Wechselwirkung von Machtverhältnissen. <http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2017/11/Rommelspacher-Was-ist-Rassismus.pdf>. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- Said, E. W. (1978). *Orientalism*. Pantheon Books.
- Sassen, S. (2008). *Das Paradox des Nationalen. Territorium, Autorität und Rechte im globalen Zeitalter*. Suhrkamp.
- Schülle, M. (2019). Medizinische Versorgung von Menschen mit Behinderung, die Leistungen nach dem Asylleistungsbewerberggesetz erhalten. Rechtliche und praktische Barrieren der Barrierefreiheit. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 123–165). Springer VS.
- Seifert, M. (2010). *Kundenstudie. Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderungen. Abschlussbericht*. Rhombos.
- Sienstra, D. (2020). Race/ethnicity and disability studies. Towards an explicitly intersectional approach. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (2., vollständig rev. u. erw. Aufl., S. 453–466). Routledge.
- Snyder, S. L., & Mitchell, D. T. (2010). Ablenationalism and the geo-politics of disability. *Journal of Literary & Cultural Disability Studies*, 4(2), 113–125.
- Soldatic, K., & Fiske, L. (2009). Bodies ‚locked up‘: Intersections of disability and race in Australian immigration. *Disability & Society*, 24(3), 289–301.
- Spivak, G. C. (1985). The Rani of Sirmur: An essay in reading the archives. *History and Theory*, 24(3), 247–272.
- Statistisches Bundesamt. (2011). Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2010. Sonderausgabe der Fachserie 1, Reihe 2.2. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Publikationen/_publikationen-innen-migrationshintergrund.html. Zugegriffen: 10. März 2021.
- Terkesidis, M. (2010). *Interkulturel*. Suhrkamp.
- Thielen, M. (2014). Behinderte Übergänge in die Arbeitswelt. Zur Bedeutung und pädagogischen Bearbeitung von Diversität im Alltag schulischer Berufsvorbereitung. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 203–220). Springer VS.

- Tsirigotis, C. (2019). Ressourcen und Kompetenzen erkennen. Beratung von Familien mit Migrationsbiografien und behinderten Kindern. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 237–262). Springer VS.
- UNHCR, the UN Refugee Agency. (o. J.). *Genfer Flüchtlingskonvention: Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 28. Juli 1951 (In Kraft getreten am 22. April 1954) & Protokoll über die Rechtsstellung der Flüchtlinge vom 31. Januar 1967 (In Kraft getreten am 4. Oktober 1967)*. Der Hohe Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen (UNHCR), Amt des Vertreters in der Bundesrepublik Deutschland. https://www.unhcr.org/dach/wp-content/uploads/sites/27/2017/03/Genfer_Fluechtlingskonvention_und_New_Yorker_Protokoll.pdf. Zugegriffen: 13. Okt. 2020.
- Vernon, A. (1999). The dialectics of multiple identities and the disabled people's movement. *Disability & Society*, 14(3), 385–398.
- Wang, J. (2012). Die Dimensionen der Kulturphilosophie in der Phänomenologie Edmund Husserls. *Prolegomena*, 11(1), 35–54.
- Wansing, G., & Westphal, M. (2012). Teilhabeforschung, Disability Studies und Migrationsforschung verbinden. *Orientierung: Fachzeitschrift für Teilhabe*, 1, 12–15.
- Wansing, G., & Westphal, M. (Hrsg.). (2014). *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität*. Springer VS.
- Wansing, G., & Westphal, M. (2014). Behinderung und Migration. Kategorien und theoretische Perspektiven. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 17–47). Springer VS.
- Weeber, J. E. (1999). What could I know of racism? *Journal of Counselling and Development*, 77(1), 20–23.
- Welti, F., & Walter, A. (2019). Migration und Behinderung. Rechtliche Aspekte. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 123–143). Springer VS.
- Westphal, M., & Wansing, G. (Hrsg.). (2019). *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste*. Springer VS.
- Westphal, M., & Wansing, G. (2019). Schnittstellen von Migration und Behinderung in Bewegung. In M. Westphal, & G. Wansing (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung. Herausforderungen für Politik, Bildung und psychosoziale Dienste* (S. 3–24). Springer VS.
- Winker, G., & Degele, N. (2007). Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. <https://www.soziologie.uni-freiburg.de/personen/degele/dokumente-publikationen/intersektionalitaet-mehrebenen.pdf>. Zugegriffen: 15. März 2018.
- Windisch, M. (2014). Lebenslagenforschung im Schnittfeld zwischen Behinderung und Migration. In G. Wansing, & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität* (S. 119–138). Springer VS.
- Yenice-Çağlar, Y. (2008). Sozialpädagogische Familienberatung für türkische Familien mit behinderten Kindern. In C. Kaucor, S. Lorenzkowski, & M. Al-Munaizel (Hrsg.), *Migration, Flucht und Behinderung* (S. 139–148). Behinderung und Entwicklungszusammenarbeit e. V.
- Yeo, R. (2015). „Disabled asylum seekers? ... They don't really exist': The marginalization of disabled asylum seekers and why it matters. *Disability and the Global South*, 2(1), 523–550.
- Yildiz, E., & Hill, M. (2015). *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*. transcript.

Marianne Pieper, Dr. phil. habil., em. Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt „Soziale Konstruktion von Kulturen, Geschlechtern und Differenzen“ am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorie, Gender, Queer, Critical Ableism und Postcolonial Studies, Kritische Rassismus- und Migrationsforschung, Qualitative empirische Sozialforschung.

<https://www.wiso.uni-hamburg.de/fachbereich-sowi/ueber-den-fachbereich/personen/pieper-marianne.html>



Critical Blindness Studies in den Disability Studies

Miklas Schulz und Natalie Geese

Zusammenfassung

Der Beitrag gibt einen Überblick über wissenschaftliche Arbeiten, die der kritischen Blindheitsforschung, d. h. den Critical Blindness Studies zugerechnet werden können. Diese Studien zeichnen sich dadurch aus, dass sie im Anschluss an die Disability Studies Blindheit nicht als körperliches Defizit betrachten, sondern die Eingebundenheit menschlicher Körper in soziale und kulturelle Praktiken hervorheben. Während frühe Publikationen vor allem handlungstheoretisch geprägt sind, knüpfen neuere Forschungen an unterschiedliche kulturwissenschaftliche und praxistheoretische Ansätze an.

Schlüsselwörter

Diskursive Konstruktion · Erkenntniskritik · Kulturelle Praktiken · Ressourcenorientierung · Soziale Interaktion

1 Einleitung

Der Forschung zu Blindheit liegt bis heute die Annahme zugrunde, dass eine Beeinträchtigung des Sehens bzw. der vollständige Verlust des Sehvermögens für betroffene Personen mit einer Reihe von Alltagsproblemen einhergeht. So kann nach Susanne

M. Schulz (✉)
Universität Duisburg-Essen, Essen, Deutschland
E-Mail: miklas.schulz@uni-due.de

N. Geese
Netphen, Deutschland

Trauzettel-Klosinski (2011, S. 871) eine Sehbeeinträchtigung beispielsweise den Verlust der Lesefähigkeit oder Orientierungsprobleme zur Folge haben. Verringert werden sollen solche Probleme durch eine Rehabilitation mithilfe der Ausstattung vergrößernder Sehhilfen, um das Restsehvermögen zu optimieren, oder es kommt zur speziellen Schulung in Orientierung und Mobilität. Erforscht wird das Phänomen Blindheit bislang vor allem in Augenheilkunde, Rehabilitationswissenschaft und Blinden- und Sehbehindertenpädagogik. Vereinzelt wird diese rehabilitationsorientierte Forschung zum Thema Blindheit auch als *Blindness and Low Vision Studies* bezeichnet (Western Michigan University, o. J.).

Forschende im Feld der Disability Studies, die sich seit den 1980er Jahren entwickelt haben, verfolgen einen anderen Ansatz. Entsprechend des sozialen Modells von Behinderung (Oliver, 2009) gehen sie davon aus, dass es sich bei dem Phänomen Behinderung um ein soziales Konstrukt handelt, das durch von der Gesellschaft verursachte Barrieren in der Umwelt hervorgebracht wird. Das kulturelle Modell (Schneider & Waldschmidt, 2012) macht zusätzlich darauf aufmerksam, dass auch Wissensbestände in Kultur, Medien und Literatur machtvolle Normalitätsvorstellungen sowie Ein- und Ausschlüsse produzieren und dadurch beeinträchtigte Körper hervorbringen. Innerhalb der Disability Studies wird nicht nur beeinträchtigungsübergreifend geforscht, sondern es haben sich auch Forschungsrichtungen herausgebildet, die sich einzelnen Beeinträchtigungsformen widmen. Hierzu zählen z. B. die Deaf Studies, die um die Anerkennung der Gebärdensprache als eine dem verbalisierten Ausdruck gleichrangige Kommunikationsform kämpfen, der nichts Defizitäres anhaftet (Bauman & Murray, 2014, S. 21; >Rombach & Kellermann in diesem Band).

Behinderung im Allgemeinen mag zwar in der Konstruktionslogik ein gesamt-kulturelles Phänomen sein; gleichzeitig besitzen die durch unterschiedliche (Sinnes-) Beeinträchtigungen evozierten Erfahrungen der Abweichung jeweils eine spezifische Qualität, ebenso wie die kulturhistorischen Ursprünge verschiedener Beeinträchtigungsformen unterschiedlich sind. Von diesem Standpunkt aus ist es gerechtfertigt, den Diskurs zu Disability um beeinträchtigungsspezifische Perspektiven zu bereichern. Die Sinnesbeeinträchtigung Blindheit wird bereits in vielen Arbeiten der Disability Studies untersucht (Geese, 2017; Mraczny, 2012; Saerberg, 2006; Schillmeier, 2010; Schulz, 2014). Mittlerweile zeichnet sich ein eigenes Forschungsfeld ab, das wir als kritische Blindheitsforschung, d. h. als *Critical Blindness Studies*, fassen wollen. Neben der Überzeugung, dass es sich bei Blindheit um ein soziales Konstrukt handelt, ist charakteristisch für die Critical Blindness Studies, dass blinde Expert_innen selbst forschen. Auch aus diesem Grund gehört das Forschungsfeld zu den Disability Studies.

Ziel dieses Beitrags ist es, jene Forschung, die wir den Critical Blindness Studies zurechnen, systematisch darzustellen. Dabei liegt der Fokus auf den deutschsprachigen Publikationen. Da in Österreich und der Schweiz bislang keine weitergehenden Diskussionen stattfinden, wird die dortige Forschung nicht gesondert verhandelt. Entsprechend der zeitlichen Entstehung werden im Folgenden drei Forschungsschwerpunkte vorgestellt und theoretisch eingeordnet. Der erste Abschnitt widmet sich den

Untersuchungen zu den handlungstheoretisch perspektivierten Interaktionen und dem sozial geformten (Alltags-)Handeln sehbeeinträchtigter Personen. Im Anschluss geht es um Arbeiten, welche die vergesellschafteten Kulturen und Wissensbestände zum Thema Blindheit untersuchen. Der dritte Teil dreht sich in eher praxistheoretischer Lesart um die Konfigurationen zwischen Menschen und Nichtmenschen sowie Dingen in blinden (Alltags-)Praktiken.

2 Handlungstheoretische Forschungsansätze in den Critical Blindness Studies

Seit den 1960er Jahren hat sich ein Forschungsschwerpunkt gebildet, der sich mit dem sozial geformten Alltagshandeln blinder Menschen beschäftigt. Im Folgenden werden die Arbeiten vorgestellt, die im rekonstruierenden Rückblick den Critical Blindness Studies zugerechnet werden können. Dabei lässt sich eine Verschiebung der theoretischen Perspektiven erkennen. Bis zum Ende der 1970er Jahre beziehen sich die Studien vor allem auf das Werk von Erving Goffman (2001 [1982]), das sich zum einen mit den gesellschaftlich hervorgebrachten Regeln beschäftigt, die sozialen Interaktionen zugrunde liegen (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band). Zum anderen wird seine Stigmatheorie (Goffman, 2007 [1963]) benutzt, um das Identitätsmanagement von (blinden) Personen zu untersuchen, die Stigmatisierungen ausgesetzt sind. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts findet außerdem die Sozialphänomenologie nach Alfred Schütz (Schütz & Luckmann, 2003) Eingang in die Critical Blindness Studies; sie betont die intersubjektiv geteilten Strukturen der menschlichen Lebenswelt.

Die erste Arbeit, die das skizzierte Themengebiet zum Gegenstand hat und Goffmans Ansatz nutzt, ist die US-amerikanische Studie *The Making of Blind Men* von Robert A. Scott (1969). Ihr Ziel war, einen Überblick über die Probleme der in den USA lebenden blinden Menschen zu erhalten (Scott, 1969, S. 15). Scotts Erkenntnisse bezogen sich insbesondere auf blinde Männer, wie der Titel seiner Studie verdeutlicht. Teilweise spricht er aber auch von blinden Menschen im Allgemeinen. Zudem wollte Scott herausfinden, mit welchen Aspekten des Phänomens Blindheit sich die Blindenhilfe (nicht) beschäftigte und wie effektiv die durchgeführten Rehabilitationsmaßnahmen waren. Ferner fragte er danach, welche Auswirkungen die Maßnahmen auf blinde Menschen hatten. Zur Datengewinnung griff Scott (1969, S. 24) auf unterschiedliche Verfahren zurück. Beispielsweise analysierte er Dokumente von Organisationen, die in der Blindenhilfe tätig waren. Außerdem führte er einige Interviews sowohl mit Expert_innen aus der Blindenhilfe als auch mit blinden Personen durch. Zudem basierten seine Erkenntnisse auf eigenen Beobachtungen in den Organisationen der Blindenhilfe. Das zentrale Ergebnis der Studie lautet, dass Blindheit eine soziale Rolle ist, die auf den allgemeinen Erwartungen Sehender gegenüber blinden Menschen sowie auf den speziellen Erwartungen professioneller Rehabilitationsfachkräfte und Blindenpädagogen basiert (Scott, 1969, S. 130). Blinde Menschen erlernten die Blindenrolle in alltäglichen

Interaktionen mit Sehenden bzw. während ihres Aufenthaltes in Einrichtungen für blinde Menschen wie z. B. in Blindenschulen.

Aus dem deutschsprachigen Raum stammt die erste einschlägige Studie von Peter Krähenbühl (1977). Im Unterschied zu Scott handelte es sich bei Krähenbühl um einen blinden Forscher, der auf Selbstbeobachtungen zurückgriff. Er verfolgte das Ziel, die Struktur der sozialen Interaktionen zwischen blinden und vollsinnigen Menschen herauszuarbeiten. Krähenbühl (1977, S. 133) konstatierte, dass soziale Interaktionen, an denen blinde Menschen beteiligt sind, anders verlaufen als soziale Interaktionen zwischen vollsinnigen Menschen. In modernen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften sei der Prozess des Kennzeichnens und Erfassens der sozialen Position einer Person primär auf die visuelle bzw. audiovisuelle Sinneswahrnehmung ausgerichtet (Krähenbühl, 1977, S. 58). Daher beeinträchtigt in westlichen Kulturen ein vermindertes Seh- bzw. Hörvermögen den Prozess des Erkennens von Personen. Blinde Menschen nutzten zur Identifikation der sozialen Position ihres Gegenübers vor allem akustische und in einem wesentlich geringeren Ausmaß auch olfaktorische und taktile Zeichen (Krähenbühl, 1977, S. 61–76). Im Anschluss an Goffman zeigte Krähenbühl (1977, S. 111–123), dass blinde Menschen auf Techniken des Stigmanagements zurückgreifen, um soziale Begegnungen mit vollsinnigen Menschen zu gestalten. So versuchten sie, soziale Situationen zu meiden, die ihnen keine optimalen Kommunikationsbedingungen bieten. Auch bemühten sie sich darum, das Wissen der anderen Interaktionsbeteiligten über das Merkmal ‚blind‘ zu beeinflussen, indem sie das vermeintlich stigmatisierende Attribut verbergen oder davon ablenken.

Während in den 1960er und 1970er Jahren das Thema des Alltagshandelns blinder Menschen und dessen soziale Bedingungen erstmals wissenschaftliches Interesse auf sich zog, scheint es in der Forschung der 1980er und 1990er Jahre keine große Rolle gespielt zu haben. Es finden sich lediglich Publikationen, die vorrangig versuchen, den problematischen Einfluss zu klären, den eine Sehschädigung auf die Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung betroffener Personen habe (Ahrbeck & Rath, 1995; Obele & Cloerkes, 1985). Erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts wird Blindheit wieder verstärkt thematisiert und es entstehen weitere Arbeiten, die für die Critical Blindness Studies grundlegend sind.

Den früheren Faden aufgreifend, verfasste Maria Borcsa (2001) eine interaktionistisch orientierte Studie, in der sie mithilfe narrativer Interviews die Identitätskonstruktionen geburtsblinder Menschen unterschiedlichen Alters untersuchte. Intendiert war, etwas über den Wandel von „kulturellen Sinngabungsprozessen“ zu erfahren, wie sie über „soziale Agenturen in einem lebenslangen Prozeß und in einem spezifischen kulturellen Rahmen vermittelt“ werden (Borcsa, 2001, S. 7). Borcsa ging davon aus, dass die körperliche Differenz der Befragten für die persönliche und identitätsmäßige Entwicklung relevant ist und „kulturelle Bedeutungs- und Bewertungsprozesse“ in Gang setzt (Borcsa, 2001, S. 1). Angewandt wurde eine sozialphänomenologische Methodologie, die postuliert, dass soziale Wirklichkeit das Resultat von koproduktiv hergestellten und zugeschriebenen Bedeutungen ist. Im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses stand

die Frage nach dem Selbstverständnis und der sozialen Eingebundenheit der Interviewten; außerdem wurde untersucht, inwieweit sich über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten Ausgrenzungserfahrungen in den einzelnen Generationen niederschlagen. Borcsa (2001, S. 344) konstatierte, dass sich blinde Menschen früher in einer „eigenen Blinden-Welt einrichtete[n]“. Demgegenüber seien Stigmatisierungsprozesse heutzutage subtiler geworden und die Möglichkeiten freier Lebensgestaltung hätten für blinde Menschen zugenommen. Zugleich werde aber auch eine gelingende Individualisierung erwartet, sodass Blindheit zu einer eigenverantwortlich zu handhabenden, von Ressourcen abhängigen Lage werde (Borcsa, 2001, S. 346).

Ebenfalls sozialphänomenologisch orientiert und außerdem mithilfe der Methode der Autoethnografie untersuchte Siegfried Saerberg (2006) die Frage nach der intersubjektiven Herstellung blinder Raumorientierung. Der blinde Forscher analysierte Situationen, in denen er ihm auf der Straße begegnenden Menschen um eine Wegauskunft bat. Im Anschluss an die Sozialphänomenologie von Schütz und die Phänomenologie von Maurice Merleau-Ponty (1908–1961) bezeichnet Saerberg die nicht-optische Wahrnehmung blinder Menschen und ihre Orientierung im Raum als ‚blinden Wahrnehmungsstil‘. Bezogen auf die blinde Raumwahrnehmung spricht er „von einem hochgradig komplexen Ineinandergreifen verschiedener Sinnesfelder“ (Saerberg, 2006, S. 77) und verweist auf die Entstehung einer synästhetischen Wahrnehmung, in der unterschiedliche Schallphänomene, Tasteindrücke, Wahrnehmungsempfindungen und Bewegungsempfindungen integriert werden. Der Wahrnehmungsstil eines Blinden hat in der von Saerberg gewählten Perspektivierung nichts Defizitäres; vielmehr steht er gleichberechtigt neben anderen Wahrnehmungsstilen als „ein geordnetes Ganzes subjektiver Wirklichkeitskonstitution“ (Saerberg, 2006, S. 17). Ob eine blinde Person sich erfolgreich im Raum orientieren und eine ihr unbekannte Wegstrecke gehen kann, hänge auch davon ab, inwiefern Sehende in der Lage seien, der blinden Person eine für sie brauchbare Wegauskunft zu geben. Erst durch das Scheitern Sehender bei der Vermittlung einer geeigneten Wegauskunft werden blinde Personen laut Saerberg (2006, S. 220) zu ‚Behinderten‘, die der Hilfe von Sehenden in Form einer Begleitung bedürften. Er betonte, „dass die an der Situation beteiligten Interaktionspartner zwar innerhalb eines kulturell vorgegebenen Interpretationsrahmens handeln, [...] dass sie aber innerhalb dieses Rahmens beträchtlichen Interpretations- und Anwendungsspielraum haben, um gemeinsam, d. h. mit-, gegen- und teilweise auch an-einander-vorbei eine Inszenierung von Blindheit im situativen Kontext der Konstruktion eines gemeinsamen Raumes auszuhandeln.“ (Saerberg, 2006, S. 239) Mit seiner Studie lieferte Saerberg, der seit 2020 eine Professur für Disability Studies in Hamburg innehat, eine konzeptionelle Grundlegung, um den Leib und die Sinnesmodi als relevant für Sinnkonstitution untersuchen zu können.

An die sozialphänomenologische Perspektive knüpften auch Carsten Bender und Marion Schnurnberger (2015) bei ihrer Erforschung der Situation von Menschen mit Sehverlust im Alter an. Als theoretischen Rahmen nutzten sie das Lebensweltkonzept nach Schütz (Schütz & Luckmann, 2003) und dessen Weiterentwicklung zum

Forschungsverfahren der lebensweltanalytischen Ethnografie (Hitzler & Honer, 1988). Ziel war es, die Erfahrungsqualitäten alter Menschen mit Sehverlust zu rekonstruieren, um sich ihren sinnhaften Konstruktionen anzunähern. Das Forschungsprojekt fragte danach, „aufgrund welcher Sinnbezüge Menschen mit Sehverlust im Alter ihre Wirklichkeit erleben und deuten und wie sie diese durch ihr Handeln schaffen und verändern“ (Bender & Schnurnberger, 2015, S. 103). Entgegen dem gängigen Alltagsverständnis wurde Sehen nicht zuallererst als Mittel der Erkenntnisfähigkeit, sondern in seiner Vollzugswirklichkeit untersucht. Dabei wurde ein Fokus auf die Bedeutung gelegt, die Bewegungen sowie dem Erinnerungsvermögen bei Sehverschlechterungen zukommt. Angewandt wurde eine Methodenkombination, deren Grundannahme war, dass die beobachtbare Bewegungspraxis als Hinweis auf das Gedeutete werden kann, was situativ wahrgenommen wird. Gleichzeitig wurde versucht, die Grenzen der Intersubjektivität auszuloten. Somit wurden auch die eigenen Erfahrungen im Bereich Sehen und Sehverlust/Sehveränderung zu einem Instrument der Datenerhebung und nicht als Störvariable abqualifiziert. In dem Forschungsteam verfügte eine Person selbst über die Erfahrung des Sehverlustes und nutzte diese gezielt für den Feldzugang, d. h. den Kontakt mit stationär untergebrachten Menschen in der Altenhilfe. Entstehen sollte auf Basis von Selbst- und Fremdbeobachtungen ein Verständnis von „unterschiedlichen Seh- und Wahrnehmungsweisen“ (Bender & Schnurnberger, 2015, S. 106). Interessanterweise zeigte sich, dass „weder die Einrichtung noch die Bewohnerinnen und Bewohner selbst eindeutig einschätzen konnten, ob eine pathologische, alterskorrelierte Sehveränderung vorlag oder nicht.“ (Bender & Schnurnberger, 2015, S. 108)

Als Zwischenergebnis ist zu konstatieren, dass ab den 1960er Jahren bis in die Gegenwart einige Studien publiziert wurden, die davon ausgehen, dass das Alltagshandeln blinder Menschen kein Resultat einer individuellen körperlichen Beeinträchtigung, sondern sozial geformt ist. Die Frage, was unter sozial zu verstehen ist, wird von den einzelnen Autor_innen unterschiedlich beantwortet. Während die frühen Studien postulieren, dass das Alltagshandeln blinder Menschen durch Regeln bestimmt ist, die von Sehenden entwickelt sind, zeigt die neuere Forschung, dass blinde Menschen ihr Handeln im intersubjektiven Austausch in konkreten Situationen mitgestalten. Während zunächst vor allem die Behinderungen betont werden, die für blinde Menschen existieren, weisen neuere Arbeiten darauf hin, dass das Alltagshandeln für blinde Menschen nicht zwangsläufig und ausschließlich mit Barrieren verbunden sein muss. Offen bleibt in den referierten Studien allerdings, wie die Regeln entstehen, die das Alltagshandeln strukturieren und wer sie konkret entwirft. Zudem wird der Eindruck erweckt, als handle es sich bei Blindheit um ein naturgegebenes Phänomen, denn thematisiert wird nicht, wer auf welche Weise festlegt, wer der Kategorie ‚blinde Person‘ angehört und wer nicht. Kategorisierungen, wie etwa der offizielle Blindenstatus, werden als gegeben angenommen und nicht weiter problematisiert. Dieser Kritik versuchen die im Folgenden betrachteten, kulturwissenschaftlich orientierten Studien zu begegnen.

3 Blindheit im Spiegel von Kultur und Wissen

Arbeiten der Critical Blindness Studies, die ausgehend vom kulturellen Modell (Schneider & Waldschmidt, 2012) Blindheit perspektivieren, bevorzugen nicht handlungstheoretische und sozialphänomenologisch ausgerichtete Ansätze, sondern folgen eher dem Sozialkonstruktivismus (Berger & Luckmann, 1987) oder dem post-strukturalistisch ausgerichteten Werk Michel Foucaults (1978). Damit verbunden ist eine Verschiebung des Fokus: Stand zuvor bei der Thematisierung des Phänomens Blindheit eine Problemzentrierung im Mittelpunkt, wird nun der produktive Charakter des sozio-kulturell hervorgebrachten Wissens um Sehbeeinträchtigung hervorgehoben.

Beispielsweise geht Carolin Länger (2002, S. 5) davon aus, dass es sich bei Blindheit um ein Phänomen handelt, dessen Eigenheiten erst noch untersucht werden müssen. Sie vertritt die wissenssoziologisch fundierte Annahme (Berger & Luckmann, 1987), dass Blindheit kulturell konstruiert wird. Daher möchte sie herausfinden, wie Wissen über Blindheit und Sichtigkeit produziert und wie die Differenz zwischen blinden und sehenden Menschen hergestellt wird. Zur Beantwortung ihrer Fragen wählt Länger (2002, S. 9) eine ethnografische Vorgehensweise. Die sehende Forscherin begibt sich an die Orte, an denen Blindheit hergestellt wird, und führt dort teilnehmende Beobachtungen durch. Im Ergebnis stellt sie fest, dass Augenärzt_innen, Sachbearbeiter_innen kommunaler Ämter und Mobilitätstrainer_innen als vermeintliche Expert_innen die Definitionsmacht über Blindheit haben (Länger, 2002, S. 15). Sie nehmen Einstufungen vor und bestimmen auf diese Weise, wer (nicht) sieht. Außerdem produzieren sie Wissen über Blindheit, bei dem es sich primär um optisches Wissen handelt (Länger, 2002, S. 46). So wird beispielsweise das Gesichtsfeld der Patient_innen von Augenärzt_innen grafisch dargestellt.

Auch Studien zum Kino (z. B. Tacke, 2016) haben sich dem Phänomen Blindheit zugewandt, um erlernte Sehgewohnheiten zu problematisieren. In einem filmanalytisch angelegten Essay fragt etwa Stefan Ripplinger (2008) nach der Verhältnisbestimmung von Kino und der Figur des Blinden. Er hält fest, dass das Kino in der Figur des Blinden „über seine Grenzen nach[denkt], darüber, dass es sein Reich auf Illusionen errichtet hat, dass sein Material höchst unsichere bewegte Bilder, Bilder von Bildern und Nachbilder sind“ (Ripplinger, 2008, S. 67). Hinterfragt werden könne so die Sicherheit, über das Sehen Dinge in ihrer Wesenhaftigkeit wahrhaft erkennen zu können. Vergleichbar argumentiert Nils Reschke (2010, S. 260), wenn er die in Filmen vorfindlichen Versuche der Negation des Sehens als Allegorie auf die eigens hervorgerufenen Täuschungen interpretiert. Er spricht von Blinden „als erkenntniskritische Reflexionsfiguren“ (Reschke, 2010, S. 259). Verwiesen ist damit auf eine merkwürdige Faszination des Kinos für die Figur des Blinden, dient diese doch dem durch technische Apparaturen aufgerufenen Spektakel als kontrafaktisches Ideal. Das Kino bedient sich also des Blinden immer wieder als Kontrastfolie zur Selbstvergewisserung oder als Anlass zur Selbsthinterfragung, um sich im Spiel des Lichtes über die eigenen Schatten (wieder-)zufinden.

Dass Blindheit ein Produkt der visuellen Kultur ist, zeigt auch Sebastian Mraczny (2012); dabei rahmt er seine Ausführungen mit dem kulturellen Modell von Behinderung. Er geht davon aus, dass das Phänomen Blindheit auf die soziokulturellen Konstruktionsbedingungen von visuellen Kulturpraktiken verweist. Gestützt auf die Rekonstruktion von Interviewmaterial mit sich als blind bezeichnenden Personen beabsichtigt Mraczny (2012, S. 197), „die These von der sozialen Lenkung der visuellen Wahrnehmung“ zu plausibilisieren, geht es ihm doch darum, Blindheit zum Anlass zu nehmen, um Wahrnehmungsgewohnheiten zu hinterfragen und die (behindernden) Differenzsetzungen zu problematisieren. Über eine befremdende Annäherung an Praktiken der visuellen Kultur offenbaren sich nicht nur die diskriminierenden Umstände kultureller und ideeller Setzungen, sondern es werden auch Normalitätskonstruktionen als Erwartungshorizonte für die Kulturangehörigen erkennbar. Demnach verfügen blinde Menschen über ein Expertenwissen, das sich im Sinne eines impliziten Praxis-Wissens auf die Konstruktionsbedingungen der visuellen Kultur bezieht (Mraczny, 2012, S. 189). Die von diesem Autor geführten Interviews zeigen, dass unabhängig vom Sehvermögen eine Orientierung am visuell-ästhetischen Diskurs existiert und wie schwer es ist, sich herrschenden Diskursen und ihren Imperativen zu entziehen. So besteht zum Beispiel auch unter blinden Menschen ein Interesse an Äußerlichkeiten wie Kleidung oder Haarfarben. Offenkundig stellt visuelle Behinderung ein Produkt der visuellen Kultur dar, der sie als Negativfolie dient (Mraczny, 2012, S. 198). Gleichzeitig erlangt Blindheit das Potenzial, die kulturelle Seh-Ordnung subversiv zu unterlaufen, d. h. „ihre Kontingenz, ihre Gemachtheit vorzuführen“ (Mraczny, 2012, S. 198). Der Vorgang des Sehens funktioniert nach Mraczny (2012, S. 186) über kulturell erlernte Muster des Filterns und Ordners der aufgenommenen visuellen Eindrücke, die immer selektiv und kontingent sind.

Als ein weiteres Beispiel kann die medienwissenschaftliche Arbeit von Anna Grebe (2016) herangezogen werden. Explizit an das kulturwissenschaftliche Modell anschließend, untersucht sie das „filmische Werden von Blindheit bzw. Sehbehinderung“ (Grebe, 2016, S. 324) in Dokumentarfilmen. Blindheit wird in diesem Genre als ein erklärungsbedürftiges Thema entworfen, das zugleich informativ und unterhaltsam aufbereitet ist. Die Autorin interessiert sich vor allem für die filmisch-ästhetischen Strategien im audiovisuellen Regime, „der Übersetzung von Nicht-Sehen in ein für den sehenden Zuschauer konfiguriertes visualisiertes Zeigen“ (Grebe, 2016, S. 327). Grebe zeigt, dass sich die journalistischen Erzählweisen des Phänomens Blindheit am Nicht-Sehen orientieren; sie reproduzieren das Sehen als hegemonialen Sinn und nehmen dafür ein medizinisches Wissen über Normalität zum Ausgangspunkt. Die dokumentarische Erzählweise ist insofern paradox, als sie Blindheit zunächst als Abweichung herstellt, um sie anschließend als Normalität zu inszenieren. Implizit wird auch hier die blinde Figur als „Reflexionsfigur der visuellen Kultur“ (Grebe, 2016, S. 340) konstituiert.

Während die deutschsprachigen Critical Blindness Studies die Konstruktion von Sehgewohnheiten und Blindheit in den Medien bisher fast ausschließlich anhand des Films untersucht haben, liegen international auch Studien zu Literatur und anderen visuellen

Kunstformen vor (Barasch, 2001; Bolt, 2005). Bisher existiert nur eine deutschsprachige Untersuchung, die andere visuelle Kunstformen in den Blick nimmt (Hackel, 2017, S. 10). Astrid Hackel interessiert sich für Arbeiten aus den Bereichen Literatur, Fotografie, Theater und szenische Installationskunst, die zwischen 2002 und 2008 entstanden sind (Hackel, 2017, S. 18). Sie fragt, wie in der neueren Kunst traditionelle Denkfiguren im Zusammenhang mit Blindheit ausgeblendet, aufgegriffen oder umgedeutet werden. Ihre Analyse verdeutlicht, dass in der Gegenwartskunst die Auseinandersetzung mit Blindheit von der kritischen Reflexion von Seh- und Rezeptionsgewohnheiten stark geprägt ist (Hackel, 2017, S. 18). In den untersuchten Kunstwerken besteht die zentrale Funktion des Phänomens Blindheit darin, eine Auseinandersetzung mit der Ausbildung und Transformation von Wahrnehmungs- und Darstellungsgewohnheiten voranzubringen. Das Phänomen Blindheit erweist sich dabei „als produktiv für das Aushebeln und Aufbrechen verkürzter, ausgrenzender und normierender Praktiken visueller Wahrnehmung“ (Hackel, 2017, S. 10). Die blinden Figuren machten einerseits die Bedeutung des Sehens in westlichen Kulturen bewusst, andererseits erlaubten sie es, das jenseits des Sehens liegende Wahrnehmungspotenzial zu entdecken (Hackel, 2017, S. 25). Die Relevanz von Geschlecht scheint in dieser Studie zusätzlich auf: Während blinde Figuren in Kunst und Literatur früher vor allem männlich waren, trifft man in neueren Kunstformen verstärkt auf weibliche blinde Figuren. Teilweise bleibt das Geschlecht der blinden Figuren auch unbestimmt; damit lasse sich, so Hackel (2017, S. 31), das Denken in binären Kategorien überschreiten.

Halten wir fest: Critical Blindness Studies im Anschluss an das kulturelle Modell sind mit dem Ansatz verbunden, vereindeutigende Dualismen zu unterlaufen; dieser Aspekt bleibt auch im nächsten Abschnitt präsent. Zugleich findet die ebenfalls produktive Verbindung von Blindheit und (technischer) Materialität noch wenig Beachtung. Diese als Wechselwirkung zu verstehende Verbindung erhält im dritten Forschungsschwerpunkt einen konzeptionellen Rahmen, der systematischere Analysen erlaubt.

4 Konfigurationen von Blindheit in praxistheoretischer Perspektive

Als Pionierarbeit für die Analyse der Bedeutung von nichtmenschlichen Akteuren für die Konstruktion von Blindheit kann die Studie von Rod Michalko (1999) gelten, der die Beziehung von blinden Menschen und Führhunden zum Forschungsgegenstand machte und dabei autoethnografisch vorging. In jüngster Zeit wurde eine Reihe von weiteren Studien vorgelegt, die ebenfalls das Phänomen Blindheit im Zusammenspiel mit Nichtmenschen untersuchen. Zumeist schließen diese Arbeiten an das praxistheoretische Paradigma an (für einen Überblick Reckwitz, 2003). Konkret wird auf zwei Theorieperspektiven zurückgegriffen: Die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) nach Bruno Latour (2007, S. 81–149) geht davon aus, dass ‚Dinge‘ im Rahmen der ihnen sozial gegebenen und in ihrer Materialität eingelagerten Programmatik mit handeln. Die

dispositivanalytische Perspektive betont das Zusammenspiel von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken (Foucault, 1978, S. 118–119), die gemeinsam die Wirklichkeit in Form von Subjekten und Materialitäten hervorbringen.

Michael Schillmeier (2010) wählt eine an der ANT und den Science Technology Studies orientierte Perspektive auf das Phänomen Behinderung, um Praktiken des Geldverkehrs im Kontext von Blindheit zu untersuchen. Er schlägt vor, Behinderung als Resultat eines komplexen Beziehungsgeflechts bestehend aus heterogenen Elementen zu denken. Blindheit – verstanden als eine Variante von Behinderung – bedeutet ihm zufolge „getting in touch with the invisible, moving within a rather complex set of practices, objects and relations that make the materiality of social relations traceable“ (Schillmeier, 2010, S. 43). Schillmeiers Studie basiert auf Interviews mit blinden Personen und ethnografischen Beobachtungen. Durch den Fokus auf Alltagspraktiken des Bezahls wird auf die allgemein sensorische Dimension von Geld aufmerksam gemacht. Deutlich wird, dass die Aneignung von Geld mehr beinhaltet und voraussetzt als kognitiv-kalkulatorische Prozesse (Schillmeier, 2010, S. 47). Beschreibbar werden durch eine solche Neuperspektivierung typische Szenarien der Ermöglichung und der Behinderung, wie sie mit sensorisch fundierten Geldpraktiken verbunden sind. In dieser Lesart bringen visuell orientierte Geldpraktiken im Zusammenspiel mit ihrer Materialität – als Metallmünze, Papierschein oder Chipkarte – Blindheit als ein individuelles Problem hervor. Jedoch befördert erst der sich in der Materialität des Geldes ausdrückende Zusammenhang aus visueller und kapitalistischer Kultur den Umstand, dass Blinde sich bei der Geldaneignung in ihren Handlungsspielräumen als determiniert erleben (können).

Auch Arseli Dokumacı (2016) nimmt sich der Wechselbeziehung von Körpern, Technologien und Praktiken an, indem sie die technisch erweiterte Orientierungsfähigkeit Blinder untersucht. Sie verfasste eine ethnografische Fallstudie, in der sie als nichtblinde Person einen Blinden bei seinen alltäglichen, technisch gestützten Navigationspraktiken begleitete. Im Anschluss an Schillmeier (2010, S. 102) zielt ihr Forschungsinteresse darauf, die performativen Beziehungen von Körpern, Dingen und Sinnen zu erkunden (Dokumacı, 2016, S. 258). Ähnlich wie Saerberg (2006) fragt sie nach Orientierungspraktiken. Den Unterschied bildet die Erweiterung in Richtung technologischer Unterstützungssysteme. Um die „wechselseitige Beziehung zwischen Menschen und Medientechnologien“ (Dokumacı, 2016, S. 258) zu konzeptualisieren, greift die Autorin auf die ANT zurück. Das Ziel ist, (digitalen) Programmen wie Google Maps im Beziehungsgeflecht zwischen Menschen und Dingen einen aktiv vermittelnden Status mit Gestaltungsmöglichkeiten einzuräumen. Gleichzeitig plädiert Dokumacı (2016, S. 276) für einen Ansatz, der die Probleme der Barrierefreiheit weder ausschließlich aufseiten der Materialität, noch allein in der körperlichen Verfasstheit verortet. Insbesondere die digital gestützte Mobilität lässt einen hybriden Raum entstehen, in dem Blinde auf ihre eigenen Weisen navigieren können. Anders als bei Saerberg (2006) entsteht Dokumacı zufolge die Raumwahrnehmung als Resultat des Zusammenspiels von Sinnlichkeit, Medientechnologie und Aneignungspraxen. Um die

technisch konfigurierte Kreativität der Orientierungspraxis zu betonen, bezieht sich Dokumacı zusätzlich auf Michel De Certeau (1988). De Certeau hebt die Kunstfertigkeit im Handeln allgemein hervor und benutzt den Begriff der *agency*; Dokumacı überträgt diesen Ansatz auf blinde Navigationspraktiken. Sie betont damit die performative Entstehung eines für Blinde nutzbaren Raumes. Das Resultat solch kreativer und medientechnisch gestützter Aneignungsprozesse nennt Dokumacı „mikroaktivistische Affordanzen“ (2016, S. 255). Betont wird damit die improvisatorische Kompetenz, die das Leben in einer Umwelt fordert, die nicht immer frei von Barrieren ist.

Für kreative bis widerständige Aneignungsspielräume im Umgang mit Identitätskategorien interessiert sich auch Miklas Schulz (2014), der sich in seiner Analyse einer Bahnfahrtsituation von einer dispositivanalytischen Forschungsperspektive leiten lässt. In der Studie *Hören als Praxis* (Schulz, 2018), der das kulturelle Modell von Behinderung zugrunde liegt, vergleicht er optische und auditive Aneignungspraxen gesprochener und geschriebener Sprache, die sich verschiedenen Medientechnologien bedienen. Die dispositivanalytisch geleitete Frage ist, inwiefern wir aneignungspraktisch erst wahr-machen, was wir sinnlich wahr-nehmen (Schulz, 2018, S. 31). Schulz untersucht also, in welchem Maße sinnliche Wahrnehmungsweisen natürlich bedingt oder doch eher performativ hervorgebracht werden. Ziel ist es, die Grenzen und Möglichkeiten verschiedener sinnlicher Textaneignungsweisen auszuloten. Die eigene Erblindungserfahrung dient in der Studie als Kontrastfolie, um die sinnlichen Normalitätskonstruktionen der Mehrheitsgesellschaft kritisch hinterfragen zu können. Die Untersuchung basiert auf zwei Datenquellen: In einer Interviewstudie wurden nicht-blinde Menschen zu ihren textbezogenen Aneignungspraxen befragt. Angefertigt wurde gleichzeitig eine Autoethnografie zur eigenen Lesepraxis, die im Modus des Auditiven operiert. Über das autoethnografisch herauspräparierte „Hören als epistemische Praxis“ (Schulz, 2018, S. 291–322) wird es möglich, die vermeintlichen Selbstverständlichkeiten Sehender und deren optische Lesepraktiken zu dekonstruieren. Der Glaube an bislang sinnesphysiologisch begründete, als gegeben angenommene Wahrnehmungsstrukturen kann so irritiert werden. Letztere erweisen sich in Teilen als Resultat spezifischer Praxisvollzüge, die von einem vielfältigen Sinnes-Wissen strukturiert sind (Schulz, 2018, S. 338–346). Nicht intendiert ist es jedoch, neue Grenzen zwischen optischen und auditiven Textaneignungspraxen zu behaupten; betont werden vielmehr die Überschneidungen und Ähnlichkeiten zwischen den beiden sinnlichen Aneignungsweisen. Dabei zeigt sich, dass sogenannte ‚innere‘ Stimmen nicht nur für das optische Lesen konstitutiv sind, sondern auch beim auditiven Lesen mithilfe einer Sprachausgabe eine resemantisierende Funktion des zuvor Gehörten übernehmen. Was das Ohr oder das Auge (in intellektueller Hinsicht) zu leisten im Stande ist, erscheint somit als eine Frage, die sich weniger anhand der körperlichen Verfasstheit, sondern in Praxisvollzügen entscheidet.

Auch Natalie Geese (2017) greift auf praxistheoretische Annahmen zurück und verbindet sie mit klassischer Handlungstheorie. In ihrer Arbeit fragt sie, wie die Mobilitätsassistenzen Langstock, Führhund und sehende Begleitung soziale Interaktionen

zwischen blinden und sehenden Menschen beeinflussen. Ihre Erkenntnisse gewinnt die blinde Forscherin unter anderem mithilfe einer autoethnografischen Vorgehensweise. Am Beispiel der Rolle von Führhunden in gemischt-sozialen Begegnungen zwischen blinden und sehenden Menschen kann sie zeigen, dass Stigmatisierungsprozesse wesentlich komplexer und facettenreicher sind, als es die von Goffman vor mehr als fünfzig Jahren entwickelte Stigmatheorie nahelegt (Geese, 2017). Ein Stigma ist nicht automatisch an bestimmte Eigenschaften oder ein bestimmtes Verhalten geknüpft. Vielmehr sind Stigmata das Resultat von Interaktionen, in denen konkret anwesende materielle Körper und Artefakte vor dem Hintergrund existierender Normen aufeinander einwirken. Stigmatisierungserfahrungen blinder Personen sind nicht zwangsläufig auf die Blindheit zurückzuführen; vielmehr kann auch eine normverletzende Aktivität des Führhunds, beispielsweise sein Entwenden von Speisen, Ursache für eine Stigmatisierung sein.

Wie in diesem Abschnitt gezeigt wird, entsteht das Phänomen Blindheit im Rahmen des Vollzugs sozialer Praktiken, die durch das komplexe Zusammenspiel kulturellen Wissens und Könnens mit materiellen Körpern und Artefakten hervorgebracht werden. Die skizzierte Forschungsrichtung wird erst seit wenigen Jahren in den deutschsprachigen Critical Blindness Studies angewandt. Dabei unterscheiden sich die Arbeiten in der Bestimmung individueller Handlungsspielräume, wobei die vorhandenen Unterschiede sich auf die jeweils zugrunde gelegten Theorieansätze zurückführen lassen. So wird z. B. im Anschluss an Latour den blinden Alltagspraktiken weniger Handlungsmacht zugerechnet als in den Studien, die mit De Certeaus Agency-Begriff arbeiten. Zum Schluss des Beitrags wird noch einmal vergleichend auf alle drei Forschungsrichtungen eingegangen.

5 Fazit

Beim Nachzeichnen der Entwicklungslinien im Feld der Critical Blindness Studies hat der Beitrag einen Dreierschritt vollzogen. Auffällig im ersten Schwerpunkt ist, dass die frühen Veröffentlichungen von Scott (1969), Krähenbühl (1977) und Borcsa (2001), die rekonstruierend in die kritische Blindheitsforschung eingeordnet wurden, ausschließlich interaktionistisch geprägt waren und ihren Schwerpunkt auf die Auswirkungen sozialer Normen auf das Alltagshandeln blinder Personen legten. Bezogen auf Alltagsnormen und damit einhergehenden Normalitätskonstruktionen verblieben diese Untersuchungen in einer eher defensiven Positionierung und fokussierten überwiegend Problemzusammenhänge anstatt Überschreitungs- und Irritationsszenarien. Insgesamt lassen sie sich jedoch dem sozialen Modell von Behinderung zurechnen. In den späteren, sozialphänomenologisch fundierten Studien, wie sie Saerberg (2006) und Bender und Schnurnberger (2015) vorgelegt haben, wurde die Körperlichkeit sehbeeinträchtigter Personen eingehender thematisiert und es zeigte sich eine zunehmend selbstbewusstere Haltung blinder Forschender. Wahrnehmungsweisen abseits des gängigen visualitätszentrierten Selbstverständnisses konnten somit zur Sprache kommen. Zweitens: Einen dekonstruktivistischen

und damit auch machtkritischen Zugang wählen die Arbeiten, die dem kulturellen Modell zugerechnet werden, wenngleich nicht alle explizit entsprechend argumentieren. Die Arbeiten von Länger (2002), Ripplinger (2008), Reschke (2010), Mraczny (2012), Grebe (2016) und Hackel (2017) verbindet ein Perspektivwechsel, der über die Analyse der kulturellen Darstellungen von Blindheit Erkenntnisse über die allgemeine Sehkultur in Erfahrung bringen will. Blindheit wird hier nicht länger als eigener Gegenstand untersucht, sondern vielmehr als Kontrastfolie benutzt, um die Praktiken der dominanten Visualitätskultur transparent zu machen und ihre Kontingenz vorzuführen. Der dritte und jüngste Schwerpunkt orientiert sich noch deutlicher an einem praxistheoretischen Paradigma, demzufolge die über machtvollen Praktiken konfigurierten Wechselbeziehungen unterschiedlicher Ebenen aus Menschen, Dingen und Diskursen zu untersuchen sind. Schillmeier (2010), Dokumacı (2016), Geese (2017) und Schulz (2018) heben die über Praktiken konstituierte Verwicklung von Menschen und Nichtmenschen hervor. Abhängig davon, wie sich sozio-technische Aneignungsprozesse gestalten (lassen), bieten sich unterschiedliche Möglichkeiten der Befähigung oder Behinderung. Dabei finden sich in diesen Studien sowohl Bezüge zum sozialen Modell (Geese, 2017) als auch zum kulturellen Modell von Behinderung (Schulz, 2018).

Auffällig ist, dass verschiedene Autor_innen ihre Erkenntnisse mithilfe autoethnografischer Vorgehensweisen gewinnen (z. B. Geese, 2017; Krähenbühl, 1977; Saerberg, 2006; Schulz, 2018). Dies ist insofern bemerkenswert, als die allgemeinen deutschsprachigen Sozial- und Geisteswissenschaften diese Forschungsmethode eher selten anwenden. Als innovatives Forschungsfeld könnten die Critical Blindness Studies möglicherweise zukünftig diese neue Herangehensweise in der Forschungslandschaft etablieren und so zur Methodenvielfalt beitragen. In inhaltlicher Hinsicht steht vor allem eine Einmischung in die mitunter immer noch exklusiv von sehenden Expert_innen über Blindheit geführten Fachdiskurse aus. Kritische Auseinandersetzungen mit der etablierten Blinden- und Sehbehindertenpädagogik sind bisher eher die Ausnahme (Schulz, 2020). Es erscheint wünschenswert, dass sich Betroffene hier einbringen, um eine dekonstruierende Perspektivenerweiterung vorzunehmen. Zusätzlich wären die Umstände noch genauer zu erforschen, in denen Blindheit als Kategorie aktualisiert und relevant gemacht wird. Mit anderen Worten, die Suche nach einem (*un-*)*doing blindness* könnte sich als weiterführend für eine kritische Reflexion der Kategorie Blindheit erweisen.

Literatur

- Ahrbeck, B., & Rath, W. (1995). Steht die Sehschädigung im Mittelpunkt der Identität? Ein Beitrag zum Thema „Identität und Sehschädigung“. *Die Sonderschule*, 40(1), 28–40.
- Barasch, M. (2001). *Blindness: The history of a mental image in Western thought*. Routledge.
- Bauman, H.-D. L., & Murray, J. J. (2014). Deaf studies im 21. Jahrhundert: „Deaf-gain“ und die Zukunft der menschlichen Diversität. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 28(96), 18–41.

- Bender, C., & Schnurnberger, M. (2015). Ethnographische Erkundungen zwischen Sehen und Nicht-Sehen. In R. Hitzler, & M. Gothe (Hrsg.), *Ethnographische Erkundungen. Methodische Aspekte aktueller Forschungsprojekte* (S. 103–123). Springer VS.
- Berger, P. L., & Luckmann, T. (1987). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Fischer.
- Bolt, D. (2005). Looking back at literature: A critical reading of the unseen stare in depictions of people with impaired vision. *Disability & Society*, 20(7), 735–747.
- Borcsa, M. (2001). *Selbstthematisierung als Alterität: Identitätskonstruktionen blinder Menschen aus drei Generationen: Eine rekonstruktive Analyse*. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Philosophische Fakultät I, Dissertation im Fach Psychologie.
- De Certeau, Michel. (1988). *Die Kunst des Handelns*. Merve.
- Dokumacı, A. (2016). Mikro-aktivistische Affordanzen: Critical disability als Methode zur Untersuchung medialer Praktiken. In B. Ochsner, & R. Stock (Hrsg.), *senseAbility. Mediale Praktiken des Sehens und Hörens* (S. 257–279). transcript.
- Foucault, M. (1978). *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Merve.
- Geese, N. (2017). Stigmatisierungen in Mensch-Führhund-Triaden: Ursachen, Verwirklichung und Management. In N. Burzan, & R. Hitzler (Hrsg.), *Auf den Hund gekommen: Interdisziplinäre Annäherung an ein Verhältnis* (S. 139–155). Springer VS.
- Goffman, E. (2001). Die Interaktionsordnung. In E. Goffman, *Interaktion und Geschlecht*. Herausgegeben von Hubert A. Knoblauch (S. 50–104). Campus (Erstveröffentlichung 1982).
- Goffman, E. (2007). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1963).
- Grebe, A. (2016). Nicht-Sehen in der audiovisuellen Kultur. In A. Tacke (Hrsg.), *Blind Spots in der Filmgeschichte* (S. 323–344). transcript.
- Hackel, A. (2017). *Paradox Blindheit – Inszenierungen des Sehverlusts in Literatur, Theater und bildender Kunst*. Neofelis.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1988). Der lebensweltliche Forschungsansatz. *Neue Praxis*, 18(6), 496–501.
- Krähenbühl, P. (1977). *Der Blinde in gemischten sozialen Situationen*. Schindele.
- Länger, C. (2002). *Im Spiegel von Blindheit. Eine Kultursoziologie des Sehannes*. Lucius.
- Latour, B. (2007). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Suhrkamp.
- Michalko, R. (1999). *The two-in-one walking with Smokie, walking with blindness*. Temple University Press.
- Mrazny, S. (2012). Blindheit und die kulturelle Produktion des visuellen Sinns. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 37(2), 185–201.
- Obele, E., & Cloerkes, G. (1985). Die soziale Reaktion auf Sehgeschädigte in verschiedenen Kulturen. *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und Ihre Nachbargebiete*, 54(4), 417–431.
- Oliver, M. (2009). *Understanding disability: From theory to practice* (2. Aufl.). Palgrave Macmillan.
- Reckwitz, A. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.
- Reschke, N. (2010). Blick-Störungen, Blindheit, Kino. In K. S. Calhoon, E. Geulen, C. Haas, & N. Reschke (Hrsg.), *„Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht“*. *Über den Blick in der Literatur* (S. 257–269). Schmidt.
- Ripplinger, S. (2008). *I can see now. Blindheit im Kino*. Verbrecher Verlag.
- Saerberg, S. (2006). *„Geradeaus ist einfach immer geradeaus“*. *Eine lebensweltliche Ethnographie blinder Raumorientierung*. Universitätsverlag Konstanz.
- Schillmeier, M. (2010). *Rethinking disability: Bodies, senses, and things*. Routledge.

- Schneider, W., & Waldschmidt, A. (2012). Disability Studies. (Nicht-)Behinderung anders denken. In S. Moebius (Hrsg.), *Kultur: Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies: Eine Einführung* (S. 128–150). transcript.
- Schulz, M. (2014). Disability meets Diversity. Dispositivtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Situativität, Intersektionalität, Agency und Blindheit. *Soziale Probleme: Zeitschrift für Soziale Probleme und Soziale Kontrolle*, 25(2), 286–300.
- Schulz, M. (2018). *Hören als Praxis. Sinnliche Wahrnehmungsweisen technisch (re-)produzierter Sprache*. Springer VS.
- Schulz, M. (2020). Sinnlichkeit und Ableismus im Kontext von Schriftsprache. Das disruptive Potential des auditiven Lesens. *Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management*, 5(1), 8–20.
- Schütz, A., & Luckmann, T. (2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Universitätsverlag Konstanz.
- Scott, R. A. (1969). *The making of blind men. A study of adult socialization*. Sage.
- Tacke, A. (Hrsg.). (2016). *Blind Spots – Eine Filmgeschichte der Blindheit vom frühen Stummfilm bis in die Gegenwart*. transcript.
- Trauzettel-Klosinski, S. (2011). Zeitgemäße Möglichkeiten visueller Rehabilitation. *Deutsches Ärzteblatt*, 108(51–52), 871–878.
- Western Michigan University. (o. J.). *Blindness and low visions studies*. Kalamazoo, Michigan, USA. <https://wmich.edu/visionstudies>. Zugegriffen: 13. Juni 2019.

Miklas Schulz, Dr. phil., Vertretungsprofessor für Inklusive Pädagogik und Diversität am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Duisburg-Essen und wissenschaftlicher Mitarbeiter (beurlaubt) am Institut für Sonderpädagogik an der Leibniz Universität Hannover. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Diversitäts- und Intersektionalitätsforschung, Körper-, Kultur- und Mediensoziologie, Dispositivanalyse, Rekonstruktive Forschungsansätze, (Auto-)Ethnografie. https://www.uni-due.de/biwi/inklusive_paedagogik/team

Natalie Geese, M.A., Doktorandin im Arbeitsbereich Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, Analyse des Handelns von Assistenzensembles, Handlungs- und Praxistheorien, Ethnografie.



Deaf Studies und Disability Studies

Fabian Rombach und Gudrun Kellermann

Zusammenfassung

Deaf Studies rücken die Lebenssituation tauber Menschen und Aspekte des (Nicht-) Hörens in das Zentrum der Analyse. Sie betrachten Taubheit vorrangig als Merkmal einer sprachlich-kulturellen Minderheit und betonen den Stellenwert von Gebärdensprachen. Der Beitrag beschreibt vor dem Hintergrund anglophoner Einflüsse die Modelle, Geschichte und Entwicklung der Deaf Studies im deutschsprachigen Raum. Abschließend werden die Entwicklungslinien und Denkansätze der Deaf Studies mit denen der Disability Studies verglichen.

Schlüsselwörter

Audismus · Gebärdensprache · Gehörlosigkeit · Hörbehinderung · Taubheit

1 Einleitung

Deaf Studies haben sich in den letzten Jahrzehnten in der angloamerikanischen Hochschullandschaft etablieren können und auch im deutschsprachigen Raum sind sie zunehmend präsent. Dieser Beitrag stellt die Deaf Studies als Forschungsfeld vor. Neben

F. Rombach (✉)

Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies, Universität zu Köln,
Humanwissenschaftliche Fakultät, Köln, Deutschland

E-Mail: fabian.rombach@uni-koeln.de

G. Kellermann

Evangelische Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum, Deutschland

E-Mail: kellermann@evh-bochum.de

zentralen Begriffen und Konzepten werden die Geschichte und das vorherrschende Selbstverständnis des Wissenschaftszweiges erläutert. Anschließend geht der Beitrag auf aktuelle Themen und Debatten ein und skizziert zum Schluss die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Deaf Studies und Disability Studies. Dabei richtet sich der Blick vorwiegend auf die Entwicklungen im deutschsprachigen Raum.

Für Deaf Studies und Disability Studies gilt, dass sie für unterschiedliche Positionen des Sprechens sensibel sind. Aus diesem Grund sei erwähnt, dass der Beitrag von zwei Personen verfasst wurde, die unterschiedliche Zugänge zur Thematik mitbringen. Fabian Rombachs wissenschaftliches Interesse am (Nicht-)Hören und an den Deaf Studies resultiert aus seiner biografischen Erfahrung, in eine Familie hineingeboren zu sein, in der die Art des Hörstatus keine unausgesprochene Selbstverständlichkeit darstellt. Rombach gilt unter audiologischen Gesichtspunkten als hörende Person; als Kind gehörloser Eltern ist er zweisprachig mit Laut- und Gebärdensprache aufgewachsen. Zugleich teilt er aufgrund seines Hörstatus nicht unmittelbar die Lebenserfahrung tauber und hörbehinderter Menschen. Kennzeichnend für deren Erfahrung ist, sowohl über ein verkörpertes Wissen tauber Wahrnehmungsweisen zu verfügen als auch spezifische Diskriminierung zu erleben.

Dagegen versteht sich Gudrun Kellermann als Vertreterin der Disability Studies. Sie ist von Geburt an gehörlos, mit Hörtechnologien versorgt und lautsprachlich sozialisiert. Bei der Kommunikation ist sie auf Hörtechnik und zugleich auf ein sichtbares Mundbild angewiesen. Aufgewachsen in einem auditiv orientierten Umfeld, absolvierte Kellermann nach dem kurzzeitigen Besuch einer Fördereinrichtung allgemeinbildende Schulen außerhalb von Sonderinstitutionen. Im Studium der Schwerhörigenpädagogik erlernte sie die Grundlagen der Gebärdensprache und setzte sich intensiv mit der eigenen Position an der Schnittstelle von Menschen mit unterschiedlichem Hörstatus und verkörperten Differenzen auseinander.

2 Begrifflichkeiten im Kontext der Deaf Studies

Um die Deaf Studies einordnen zu können, werden wir zunächst einige Begrifflichkeiten klären, die sowohl Hörstatus als auch Identitätspositionen betreffen. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass die Wahrnehmung akustischer Signale für manche Menschen selbstverständlich ist und sie sich nicht bewusst als hörende Personen begreifen (müssen). Für andere ist das Nicht-Hören eine Selbstverständlichkeit. Jedoch wird den verschiedenen tauben und hörbehinderten Selbstbildern eine große identitätspolitische Bedeutung beigemessen (z. B. Breivik, 2007). Im Wissen, dass die nachfolgend erläuterten Begriffe aufgrund körperlicher und sozialer Facetten nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden sind, erscheinen uns die Begriffsbestimmungen wichtig, um im sensiblen Umgang mit unterschiedlichen Selbst- und Fremdwahrnehmungen der Vielschichtigkeit von Hörbehinderung bzw. Taubheit gerecht zu werden.

Für das Phänomen *Hörbehinderung* sind im deutschsprachigen Raum die Begriffe ‚Hörschädigung‘, ‚Hörbeeinträchtigung‘ oder auch ‚Hörminderung‘ gebräuchlich. Auch die aus der Medizin stammenden Bezeichnungen ‚Schwerhörigkeit‘, ‚Resthörigkeit‘ oder ‚Gehörlosigkeit‘ werden zur Beschreibung unterschiedlicher Grade des Nicht-Hörens verwendet. In ähnlicher Weise wird in der englischen Sprache mit dem Ausdruck *hearing impaired* die Sinnesbeeinträchtigung als ein dysfunktionaler Zustand des Hörens beschrieben. Für das Wort *deaf* haben sich unterschiedliche Bedeutungen herausgebildet, die mit der Groß- und Kleinschreibung angezeigt werden (Woodward, 1982). So wird das klein geschriebene Wort *deaf* häufig als medizinische Kategorie und Sammelbegriff für alle hörbehinderten Menschen unabhängig von ihrer bevorzugten Kommunikationsform benutzt (Ladd, 2003). In der großgeschriebenen Variante hat sich *Deaf* hingegen eher als Sozialkategorie etabliert, bei der Taubheit in Analogie zu anderen Gruppenidentitäten ein gemeinsam geteiltes Identitätsmerkmal einer sprachlich-kulturellen Minderheit darstellt (Woodward, 1982). Vor allem gebärdensprachlich kommunizierende taube Personen, die sich als Angehörige der sogenannten Gehörlosen- bzw. Taubengemeinschaft (*Deaf Community*) oder einer Gebärdensprachgemeinschaft verstehen, distanzieren sich mit dieser Schreibweise von der audiologischen Auffassung, Gehörlosigkeit sei ein Hördefekt (Padden & Humphries, 1988; Lane, 1995, S. 173).

Inspiziert durch die anglophonen Debatten hat sich Mitte der 2000er Jahre auch im deutschsprachigen Raum eine kritische Auseinandersetzung mit dem Ausdruck ‚gehörlos‘ als Selbstbezeichnung entwickelt. Die Bezeichnung ‚Gehörlosigkeit‘ ist zwar neben dem Oberbegriff ‚hörbehindert‘ gebräuchlich, jedoch treten gegenwärtig beide Formulierungen häufig zugunsten des eher unverfänglichen Begriffs ‚taub‘ und seiner identitätspolitischen Großschreibung in den Hintergrund (Vogel, 2007). Noch bis in das letzte Jahrhundert hinein wurde fast ausschließlich die Wortzusammensetzung ‚taubstumm‘ verwendet, die den Hörstatus mit dem vermeintlichen Unvermögen zur sprachlichen Kommunikation verknüpft (Söderfeldt, 2013, S. 27–28). Viele der damit adressierten Personen empfinden diese Bezeichnung als stigmatisierend, da mit ihr eine unzureichende kommunikative Kompetenz und Handlungsunfähigkeit impliziert ist (Ebbinghaus & Heßmann, 1989, S. 4).

Im Ringen um gesellschaftliche Anerkennung und Antidiskriminierung sind Gebärdensprachen vielerorts zum Anker geworden, an dem taube Identitäten festgemacht werden (Davis, 2007, S. 418). In diesem Zusammenhang zeichnet sich aktuell eine Begriffsverschiebung ab: Es wird diskutiert, ob es nicht angezeigt sei, von sich selbst als Gebärdensprachnutzende zu sprechen, anstatt sich über das Merkmal Hörbehinderung zu definieren (z. B. Vogel, 2007). Wegen der Betonung der gemeinsamen Sprache erweist sich dieses Verständnis auch als anschlussfähig für gebärdensprachige Menschen unabhängig von ihrem Hörstatus, beispielsweise für hörende Kinder tauber Eltern.

3 Die Vorgeschichte der Deaf Studies

Die Entstehung der Deaf Studies, die sich im deutschsprachigen Raum erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts akademisch herausbildeten und von Anfang auch an unter dieser Bezeichnung firmierten (z. B. Fischer et al., 2009), ist eng mit der Bildungsgeschichte tauber und hörbehinderter Menschen, ihren Gemeinschaften sowie sozialen Bewegungen verknüpft (Bauman & Murray, 2014). Im Folgenden werden die zentralen historischen Wegmarken skizziert, welche für die Herausbildung der zugleich westlich geprägten Deaf Studies bedeutsam sind.

Die Phänomene der Hörbehinderung und der Taubheit haben eine Geschichte, unterschiedliche kulturelle Bedeutungen und soziale Konstruktionsmodi. Während es in der Antike anscheinend Auseinandersetzungen mit dem Nicht-Hören gab, hat Lennard J. Davis (1995, S. 111) kulturhistorisch die modernen Vorstellungen von Taubheit herausgearbeitet und freigelegt, wie der Aufstieg der Lesekultur im 18. Jahrhundert zur Herausbildung von Diskursen zu Gehörlosigkeit führte. Die Frage nach den geeigneten Wegen der Erziehung und Bildung von Personen, die als ‚taubstumm‘ bezeichnet und nicht länger für bildungsunfähig gehalten wurden, formte das moderne Verständnis von Taubheit (Davis, 1995, S. 112).

Heute ist die Auseinandersetzung um die geeignete Beschulung nach gebärdensprachlichen und lautsprachlichen Methoden geradezu mythologisiert. Zumeist wird der sogenannte Methodenstreit auf die Gründung der ersten staatlichen Sondereinrichtungen Europas – in Paris durch Abbé Charles Michel de l'Épée im Jahr 1770 und in Leipzig durch Samuel Heinicke im Jahr 1778 – reduziert (Groschek, 2008, S. 14, 33). Dass die Abgrenzung zwischen den beiden Methoden schon damals nicht eindeutig war, zeigt beispielsweise ein Blick nach Österreich. Anstelle eines abrupten oralistischen Umbruchs, der häufig mit dem sogenannten Mailänder Kongress als zweiten Internationalen Taubstummenlehrerkongress 1880 in Verbindung gebracht wird, hat sich in diesem Land die reine Lautspracherziehung bereits früher durchgesetzt (Quandt, 2011).

Abgesehen von der ersten gebärdensprachlich orientierten Bildungseinrichtung von 1864, dem Gallaudet College in den USA, blieben die lautsprachlichen Methoden bis in die 1960er Jahre international und im deutschsprachigen Raum bis über die 1980er Jahre hinaus vorherrschend. Demgegenüber fungierten seit dem 18. Jahrhundert lokale Gruppen und regionale Vereine als Orte des gebärdensprachlichen Austauschs (Söderfeldt, 2013, S. 149–177). Mit Ende des Ersten Weltkrieges vollzog sich im demokratischen Klima der Weimarer Republik eine Reorganisation der Vereinsstrukturen, die sowohl zu einer Mobilisierung der Emanzipationsbestrebungen über den Sport als auch zur Beteiligung gehörloser Menschen an der damaligen, eugenisch motivierten Sterilisierungsdebatte führte. Unter dem nationalsozialistischen Regime fielen hörbehinderte Menschen als angeblich minderwertige Personengruppe den Verbrechen der Zwangssterilisation und Euthanasie zahlreich zum Opfer (Biesold, 1988, S. 91–104). Allerdings wurden auch außerhalb des NS-Staats, z. B. in der Schweiz,

Zwangssterilisierungen bis in die 1950er Jahre hinein durchgeführt (Söderfeldt & Schwanke, 2019).

Die medizinisch-pathologische Perspektive auf Gehörlosigkeit hatte sich schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts herausgebildet. Aus dem Anspruch, Taubheit zu heilen und die betroffene Personengruppe zu ‚normalisieren‘, institutionalisierte sich die Ohrenheilkunde als gesonderter Teilbereich der Medizin (Eulner, 1970); heute zählen neben der Audiologie auch die Bereiche der Hörgeräteakustik und Logopädie dazu. Waren es die technischen Neuerungen und die Erforschung der Elektrizität, die im Laufe des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zur Entwicklung von Instrumenten zur Hörmessung, elektrischen Hörverstärkungen und Hörhilfen führten, so markierten die ersten Prototypen einer elektrisch betriebenen Innenohr-Prothese – des Cochlea-Implantats (CI) – eine Zäsur im Umgang mit Taubheit, die wiederum lautsprachlich orientiert war (Lane, 1992). Seit den 1980er Jahren finden auch im deutschsprachigen Raum bei Menschen mit der audiologischen Diagnose Gehörlosigkeit bzw. Resthörigkeit in steigender Zahl Cochlea-Implantationen statt (Bentele, 2001; Rombach, 2015, S. 402). Kontrovers diskutiert werden nach wie vor CI-Implantationen in den ersten Lebensjahren, wohingegen das Erlernen der Gebärdensprache zugunsten der Lautsprachentwicklung lange abgelehnt wurde (Bauman, 2008).

Hatten Gebärdensprachen bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Status primitiver Ausdrucksformen, so konnte in den 1960er Jahren die Arbeitsgruppe um William Stokoe (1960) mit der Veröffentlichung der Studie *Sign Language Structure* das sprachwissenschaftliche Gegenteil nachweisen. Die Forschungsergebnisse von Stokoe fielen zeitlich mit dem Aufkommen von Bürgerrechtsbewegungen zusammen und läuteten eine Phase des Umbruchs ein: Die wissenschaftliche Entdeckung der Gebärdensprachen führte zum einen bei hörenden Linguist:innen zu einem regen Forschungsinteresse, zum anderen begannen die Beforschten selbst, als politisch handelnde Subjekte aktiv zu werden. Aus dem neuen Sprachbewusstsein folgte die Forderung nach Anerkennung der Gebärdensprache; außerdem war man nun bestrebt, als kulturelle und sprachliche Minderheit anerkannt zu werden (Fischer et al., 2009; Groschek, 2008, S. 30).

Als eine Folge des Zusammenwirkens von tauben und hörbehinderten Aktivist:innen sowie überwiegend hörende Gebärdensprachforschende fanden schon in den 1970er Jahren erstmals Themen von Deaf Studies Eingang in die Lehrveranstaltungen verschiedener europäischer und US-amerikanischer Universitäten. Beispielsweise gab es damals in Frankreich an der Pariser *École des hautes études en sciences sociales* (EHESS) entsprechende Aktivitäten (Waldschmidt, 2020, S. 61–62). In den 1980er Jahren folgte die Entstehung erster eigenständiger Studiengänge, unter anderem an der Bristol University in Großbritannien und ein Jahrzehnt später auch in den USA an der Gallaudet University (Bauman, 2008, S. 227; Bauman & Murray, 2014, S. 18). Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Gebärdensprachen im anglophonen Raum zeigte auch in Deutschland ihre Wirkung. An der Universität Hamburg wurde 1981 die erste Forschungsstelle für Gebärdensprache mit Siegmund Prillwitz als Leiter

gegründet, die unter Einbeziehung einer Arbeitsgruppe tauber Mitarbeitenden 1987 zur Gründung des Zentrums für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser führte. Damit wurde ein Grundstein für die deutsche Gebärdensprachforschung und die Erforschung der Lebenssituation tauber und hörbehinderter Menschen gelegt (Groschek, 2008, S. 240).

Der heutige Status von Gebärdensprachen im deutschsprachigen Raum ist unterschiedlich: Die Deutsche Gebärdensprache wurde durch das Behindertengleichstellungsgesetz von 2002 offiziell anerkannt; die Anerkennung der Österreichischen Gebärdensprache erfolgte 2006 im Rahmen einer Verfassungsänderung (Krausneker, 2006, S. 10). Demgegenüber werden Gebärdensprachen in der Schweiz lediglich in zwei Kantonsverfassungen erwähnt (Boyes et al., 2010).

Für die Etablierung von Deaf Studies an den Hochschulen hat die Gebärdensprache vor allem in Deutschland eine wichtige Funktion. Während die Deaf Studies nahezu in allen Hochschulstudiengängen zu Gebärdensprachdolmetschen und Gebärdensprache integraler Bestandteil der Lehre geworden sind, wurde der erste und bisher einzige universitäre Bachelor-Studiengang für Deaf Studies 2006 an der Humboldt-Universität zu Berlin implementiert. Trotz der zögerlichen Etablierung der Deaf Studies in Deutschland sind seit der Gründung des Hamburger Zentrums vielfältige Forschungsleistungen zu verzeichnen, die in der Fachzeitschrift *DAS ZEICHEN – Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser* sichtbar werden und sich auch im internationalen Vergleich behaupten können. Der internationale Forschungsstand ist im *Journal of Deaf Studies and Deaf Education*, im *Oxford Handbook of Deaf Studies, Language and Deaf Education* (Marschark & Spencer, 2005) sowie im dreiteiligen Handbuch *The SAGE Deaf Studies Encyclopedia* (Gertz & Boudreault, 2016) abgebildet. Zusätzlich finden die Perspektiven tauber Wissenschaftler:innen der Deaf Studies im Sammelband *Innovations in Deaf Studies: The Role of Deaf Scholars* (Kusters et al., 2017) weitere Berücksichtigung.

Der Beginn der Diskussion um die deutschsprachige Ausrichtung der Deaf Studies lässt sich zum einen auf die Veranstaltungsreihen des Hamburger Vereins Kultur und Geschichte Gehörloser e. V. datieren, welche bereits in den 2000er Jahren den Austausch insbesondere mit anglophonen Vertreter:innen der Disziplin förderten. Zum anderen markiert die Veröffentlichung *Leitbild: Deaf Studies in Deutschland* (Fischer et al., 2009) durch eine aus tauben Akademiker:innen bestehende Arbeitsgruppe im Jahr 2009 einen Meilenstein der Debatte. Das Symposium ‚Eine Standortbestimmung der Deaf Studies in Deutschland‘, das im Jahr 2012 an der Humboldt-Universität zu Berlin veranstaltet wurde, griff die Diskussion um das Grundverständnis des Studienfachs erneut auf. Dabei wurden Differenzlinien freigelegt, die mit Kontroversen und Konflikten über die Ausrichtung wie auch das Selbstverständnis des Fachs verbunden sind (Ebbinghaus, 2013; Fries & Geißler, 2011; Krausneker, 2013; Vollhaber, 2011, 2012, 2018). Die Diskussion um unterschiedliche Modelle innerhalb der Deaf Studies wird im Folgenden ausgeführt.

4 Modelldiskussionen in den Deaf Studies

Die Herausbildung der Deaf Studies ist wesentlich darauf zurückzuführen, dass sich taube bzw. hörbehinderte Aktivist:innen im Kampf um Gleichstellung als forschende Subjekte zum Gegenstand akademischer Forschung gemacht haben. Dieser emanzipatorischen Entwicklung ging voraus, dass Betroffene „eine positive Beziehung zur Gehörlosigkeit“ entwickelten (Vogel, 2003, S. 13–14) und die Hörbehinderung als Teil ihres Lebens und nicht als Mangel auffassten. Zentral ist außerdem, von einer Lebensgemeinschaft tauber Menschen und einer dazu gehörigen ‚Gehörlosenkultur‘ auszugehen, wie sie insbesondere in den angelsächsischen Ländern in den 1980er Jahren dokumentiert wurde (Padden, 1980). Die damit verbundene Wertschätzung von Gehörlosigkeit, die sich von tradierten Sichtweisen und medizinischen Diskursen abhebt, verleiht dem Forschungsfeld seine Konturen. Seither werden unterschiedliche Ansätze von Taubheit diskutiert.

Harlan Lane (1992, 1995) beschrieb in den 1990er Jahren zwei Formen der Konstruktion von Taubheit (*d/Deafness*). Zum einen lasse sich die audiologische Gehörlosigkeit als Behinderung, nämlich als „disability construction of deafness“ (Lane, 1995, S. 187), verstehen; zum anderen könne Deafness positiv als kulturelles Merkmal einer sprachlichen Minderheit gedeutet werden. Während nach dem Defizitmodell von Taubheit die Hörbeeinträchtigung als funktionale Schädigung und persönliches Leid gefasst werde, sei die kulturelle Taubheit ein kollektiver Wert, um den sich Identitäten der Gehörlosengemeinschaft formierten (Lane, 1992). Einer solch schematischen Trennung wird jedoch entgegengehalten, dass sie die Selbstpositionierung als „behinderte Gehörlose“ (Bruhn & Homann, 2008, S. 238) ausklammere.

Auch das von Paddy Ladd (2003, S. 164) vorgeschlagene ‚kulturlinguistische Modell‘ überträgt „the essentially collective nature of the Deaf experience“ auf das Konzept der kulturellen Sprachminderheit, indem es die geläufige Sichtweise von ‚Hörunfähigkeit‘ als körperliche Fehlfunktion zurückweist. In diesem Minderheitenmodell werden vor allem sprachliche, historische und soziokulturelle Aspekte mit Taubheit verknüpft (Lane, 1995, S. 177–183). In Verbindung mit dem von Ladd eingeführten Konzept *Deafhood* (Taubsein) wird zudem die Situation der „Sign Language Peoples“ als historisch gewachsen und vom Kolonialismus geprägt verstanden (Ladd & Lane, 2014, S. 48). *Deafhood* wird als Möglichkeit konzipiert, um die „Formen der internalisierten Unterdrückung innerhalb der Gehörlosenkulturen zu identifizieren und aufzudecken“ (Ladd & Lane, 2014, S. 46).

Ladds Begriff der *Deafhood* ist eng mit Lanes Konzept *Deaf Ethnicity* verknüpft, das die Gemeinschaft tauber Menschen als eigene Ethnie versteht (Lane, 2005; Lane et al., 2011). Denn „Sprache, Bindung an seinesgleichen, Kultur, soziale Institutionen und die Aufrechterhaltung der Grenzen nach außen“ (Ladd & Lane, 2014, S. 42) würden eine taube Gruppenidentität schaffen. Die Ein- und Abgrenzung der Gemeinschaft tauber Menschen wird gegenüber der Mehrheitsgesellschaft hörender Menschen vorgenommen (Ladd & Lane, 2014, S. 42–43). Während Lane anhand der kollektiven Merkmale des

Minderheitenmodells eine taube Ethnizität ausmacht, richtet das Konzept *Deafhood* den Fokus auf die jeweils regionalen Kulturgemeinschaften tauber Menschen und will auch diejenigen in das Ethnizitätskonzept einbinden, welche die traditionellen gehörlosenkulturspezifischen Erfahrungen nicht teilen (Ladd & Lane, 2014, S. 51).

Nach Ladd (2003, S. 166, 2019) wird mit dem sprachlich-kulturellen Minderheitenansatz eine notwendige Erweiterung des sozialen Modells von Behinderung aus den Disability Studies (> Hirschberg in diesem Band) vorgenommen. Das soziale Modell verlagere zwar den Fokus vom *Behindertsein* aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen hin zum sozialen System, das behinderten Menschen eine marginalisierte Position zuweist und Barrieren gegen ihre Partizipation errichtet, allerdings decke die daraus abgeleitete Forderung nach wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung die Anerkennung der tauben Community als Sprachgemeinschaft nicht ab (Ladd, 2003, S. 164–169). Das linguistische Minoritätenmodell betont demgegenüber die kulturellen Aspekte gesellschaftlicher Partizipation (Ladd, 2019, S. 41).

An dieser Stelle ist hervorzuheben, dass das sprachlich-kulturelle Minderheitenmodell zwar wiederholt auch als „kulturelles Modell“ (Bauman, 2008, S. 223–224) bezeichnet wird, sich jedoch vom kulturellen Behinderungsmodell der Disability Studies (Schneider & Waldschmidt, 2012) unterscheidet. So stellt Anne Waldschmidt (2007, S. 68) eine Frage, die in den Überlegungen des linguistischen Minderheitenmodells nicht zu finden ist: „Was haben eigentlich psychisch Kranke, Rollstuhlfahrer, Nierenkranke, Gehörlose, Brustamputierte, Kleinwüchsige und aufmerksamkeitsgestörte Kinder tatsächlich gemeinsam?“ Behinderte Menschen teilten, so Waldschmidt (2007, S. 69), die Erfahrungen des sozialen Umgangs mit körperlicher und verkörperter Differenz, nämlich die Einordnung als ‚nicht normal‘ und die davon abgeleitete Anforderung, sich anzupassen.

Neben den vorgestellten Modellen von Taubheit wird in jüngerer Zeit auch der Ansatz *Deaf Gain* (Bauman & Murray, 2014) diskutiert. Er postuliert, dass Taubheit nicht als Mangel, sondern „als eine Form menschlicher Diversität [zu entwerfen sei], die einen wichtigen Beitrag zum Wohl der Gesellschaft insgesamt leisten kann.“ (Bauman & Murray, 2014, S. 18) Mit *Deaf Gain* versuchen Humphries-Dirksen L. Bauman und Joseph J. Murray (2014, S. 19) der von ihnen beobachteten Normalisierungstendenz durch Gentests und Prothesentechnik die Frage entgegenzustellen, „warum Gehörlose und ihre Gebärdensprachen weiterhin existieren sollten.“ Anstelle einer menschenrechtlich basierten Antwort (Böhm & Benner, 2019) geht es darum, die Mehrheitsgesellschaft von der Daseinsberechtigung der Gehörlosengemeinschaften zu überzeugen, indem auf die Besonderheiten der Gebärdensprache und die Fähigkeiten tauber Menschen in räumlichem Denken aufmerksam gemacht wird (Bauman & Murray, 2014, S. 36; Kusters et al., 2015, S. 211).

Den Konzeptionen von *Deaf Ethnicity*, *Deafhood* und *Deaf Gain* ist gemeinsam, dass zur Beschreibung der tauben Lebenswirklichkeit die Metapher des *Lebens in zwei Welten* herangezogen wird (z. B. Bauman & Murray, 2014; Ladd, 1992, 2003). Einer Welt der hörenden Mehrheitsgesellschaft wird die *Welt der Gehörlosen* gegenübergestellt

(Dietz, 2015). Dieses ‚Zwei-Welten-Modell‘ basiert wesentlich auf der Unterscheidung zwischen einer auf das Auditive fokussierten Wahrnehmungskultur und der ‚Gehörlosenkultur‘. Diese Unterscheidung wird unter anderem von Davis (2007, S. 422) kritisch gesehen, da die damit verbundene Vorstellung von Identität dazu führe, „alle in eine Schablone pressen zu wollen“.

An der binären Weltbildkonstruktion übt auch Tomas Vullhaber Kritik und schlägt vor, dass Deaf Studies „den Fokus auf die *Differenz* unterschiedlich hörender beziehungsweise tauber Menschen richten“ sollten, anstatt „auf die Diversität einer tauben und einer hörenden Welt und auf eine Konstruktion tauber und hörender Identitäten und Kulturen zu bauen“ (Vullhaber, 2018, S. 407; Hervorh., i. O.). Mit Bezug auf das kulturelle Behinderungsmodell (Waldschmidt, 2005) überlegt Vullhaber (2019, S. 44): „Was wäre, wenn sich ein Nachdenken auf eine Kritik des Hörens richtet und damit den Körper (nicht)hörender Menschen in den Fokus seiner Überlegungen rückt?“

5 Themen und Beiträge der Deaf Studies

In dem folgenden Abschnitt wird ein Überblick über Forschungsthemen und Beiträge innerhalb der Deaf Studies gegeben. Wenngleich ein buntes Mosaik methodologischer und theoretischer Ansätze sowie verschiedene wissenschaftliche Perspektiven auszumachen sind, so stellt das Leben tauber und hörbehinderter Menschen und die damit verbundenen Facetten von Gemeinschaft, Kultur und Sprache die gemeinsame Klammer dar. Die folgende Darstellung ist in vier Themenblöcke gegliedert und spiegelt eine grobe chronologische Entwicklung wider.

5.1 Identität, Gebärdensprache und Kulturgemeinschaft

Im Kontext der sozialen Bewegungen der 1970er Jahre stellte das neue Selbstverständnis tauber bzw. hörbehinderter Menschen die traditionelle, westliche Konstruktion von Taubheit (*deafness*) als defizitäres individuelles Merkmal infrage. Die Unterscheidung zwischen *d/Deaf* und die politischen Kämpfe für die Anerkennung von Gebärdensprachen bildeten den Kern von *Deaf Pride*, *Deaf Identity* und *Deaf Culture* (Padden & Humphries, 1988). Der erste Themenblock beschäftigt sich entsprechend mit der Auseinandersetzung um taube Identitäten, den Begriff der Kulturgemeinschaft sowie die Gebärdensprache.

Für das Forschungsfeld ist das Konzept der Gehörlosenkultur zentral, das Carol Padden (1980) als Ausdrucksweise einer Gruppe von Menschen mit eigener Sprache, eigenen Verhaltensregeln und Wertvorstellungen sowie Traditionen definiert. In den 1990er Jahren erfuhr diese Konzeption deutliche Kritik. So argumentierte Graham H. Turner (1994, S. 116–119) gegen ein statisches Kulturverständnis, das auf eindeutig identifizierbare Merkmale gründe und eine uniforme Sichtweise auf ‚die‘ amerikanische

Gehörlosengemeinschaft nahelege. Turner plädierte stattdessen für ein anti-essenzialistisches und prozessuales Verständnis von Gehörlosenkultur, das Hegemonien unter gehörlosen Menschen vermeidet (Turner, 1994, S. 120).

Von den 1990er bis in die 2000er Jahre hinein beschäftigten sich die Deaf Studies vor allem mit historischen und kulturellen Aspekten von Gehörlosengemeinschaften (Padden, 1980; Padden & Humphries, 1988). Was zunächst als Suche nach der eigenen, verschütteten Geschichte begonnen hatte, entwickelte sich zu einem eigenen Forschungsbereich, der *Deaf History*. Dabei lieferte Lanes (1984) vergleichende Arbeit über die französische und amerikanische Geschichte tauber Menschen wichtige Impulse. Auch der tauben Emanzipationsbewegung nahestehende Autor:innen, wie Oliver Sacks (1990) oder Renate Fischer und Lane (1993), haben einen kritischen Blick auf die historischen Auswirkungen des Oralismus und einer einseitig ausgerichteten oralistischen Geschichtsschreibung geworfen. Das seit 2020 bestehende DFG-Netzwerk ‚Deaf History im deutschsprachigen Raum‘ hat zum Ziel, die Geschichte von Taubheit und tauben Menschen nicht länger aus hörender Sicht zu erzählen, sondern die vielfältigen tauben Perspektiven auf die Gehörlosengeschichte sichtbar zu machen. Neben dem Fokus auf das Leben tauber Personen (Fischer & Vollhaber, 1996) wenden sich historische Arbeiten im deutschen Sprachraum unter anderem den Erfahrungen in Bildungseinrichtungen und der Lebenssituationen in der NS-Zeit zu (Biesold, 1988; Schmidt & Werner, 2019; Vogel, 2002; Wolff, 2019; Zaurov, 2003). Neuere Publikationen setzen sich mittels intersektionaler Ansätze mit der Vielschichtigkeit von Taubheit auseinander (z. B. Breivik, 2007; Brueggemann, 2007; Metzner, 2018).

5.2 Taube Ethnizität und hörende Privilegien

Der zweite Themenblock schließt chronologisch an den vorhergehenden an, lenkt jedoch den Blick zusätzlich auf die Aspekte einer tauben Ethnizität (Lane, 2005) in Verbindung mit dem kultursprachlichen Modell (Ladd, 2003). Aus den wissenschaftlichen Diskursen über Gehörlosenkultur in den frühen 1980er Jahren entwickelten sich Bestrebungen, von einem eigenen ‚Volk‘ auszugehen, d. h. von einem Selbstverständnis als Ethnie, und einer am Nationalverständnis angelegten sogenannten *Deaf World* (Erting, 1978). Seit Mitte der 1990er Jahre hat das Ethnizitätskonzept an wissenschaftlicher und aktivistischer Bedeutung gewonnen, sodass es zunehmend Forschungsarbeiten aus ethnologischer wie auch kulturwissenschaftlicher Perspektive gibt (Breivik, 2007; Kusters, 2012).

Für Deutschland hat beispielsweise Anne Uhlig (2012) mit ihrer *Ethnographie der Gehörlosen* eine klassisch ethnologische Monografie vorgelegt, die an Ladds (2003) Konzept der *Deafhood* anschließt und ‚die‘ deutsche Gehörlosengemeinschaft als ‚Stammesgesellschaft‘ untersucht. Aus der zentralen Rolle der Sprache und dem Konzept der Verwandtschaft leitet Uhlig ab, dass Gehörlose anhand der Gebärdensprache als Ethnie definiert seien und sich darüber hinaus die Verwandtschaftsverhältnisse durch

biologische Merkmale sowie soziale und emotionale Verbundenheit auszeichneten (Uhlig, 2012, S. 94–95).

Neben kulturanthropologischen Ansätzen ist auch ein Rückgriff auf postkoloniale Theorietraditionen auszumachen. So behauptet etwa Ladd (2003, S. 207), ein strategisch angewandter Essenzialismus ermögliche es gehörlosen Menschen, gegen die Dominanz hörender Personen anzugehen. Während diese essenziellistische Konzeption kritisch diskutiert wird (Fernandes & Shultz Myers, 2010), regt Asha Rajashekhar (2011) an, die Unterdrückungserfahrungen tauber Menschen durch hörende Menschen unter dem Begriff *Hearing Privileges* – analog der *White Privileges* – zu verhandeln (Rajashekhar, 2011, S. 292–294). Diskussionen um Privilegien hörender Menschen werden insbesondere im Bezug auf das Dolmetschen von Musik in Gebärdensprache geführt (Sequeira Gerardo, 2019).

5.3 Audismus, Normierung und Normalisierung

Die Analysen gesellschaftlicher Normierungs- und Normalisierungsprozesse (Davis, 1995) sowie von Taubheit als soziale Konstruktion (Brueggemann, 1999) bilden einen dritten Themenblock innerhalb der Deaf Studies. Ausschlaggebend war die Einführung des Begriffs ‚Audismus‘ (engl. *audism*) durch Tom Humphries (1977), der damit an das lateinische Wort *audire* ‚(hören)‘ anknüpfte. Humphries definierte Audismus als das Bewusstsein, auf Grundlage der eigenen Fähigkeit zu hören, überlegen zu sein, oder sich bewusst wie jemand zu verhalten, der hört.

Als Folge der Verbreitung und Normalisierung von Hörtechnologien und des wachsenden Selbstbewusstseins von Gebärdensprachgemeinschaften hat sich Humphries‘ ursprüngliche Definition von Audismus zu einer kollektiven Auslegung hin verändert. Lane (1992, S. 43) bestimmt Audismus als „die Art der Hörenden, die Gehörlosengemeinschaft zu dominieren, umzustrukturieren und Autorität über sie auszuüben.“ Forschungsarbeiten, die Aspekte des Audismus untersuchen, üben oftmals auch Kritik am Linguizismus und Phonozentrismus und problematisieren die vorherrschend lautsprachliche und textbasierte Kommunikation sowie die Herabsetzung der Gebärdensprachen (Rajashekhar, 2011).

In enger Verschränkung mit dem Audismus-Konzept steht die Konstruktion von Normalität und Taubsein bzw. Hörbehinderung als Nicht-Erfüllung von Normalitätsanforderungen. Mit Blick auf die fortschreitende Entwicklung der Hörtechnologien sowie der Genforschung und Reproduktionsmedizin werden im deutschsprachigen Raum etwa genetische Beratungen in Verbindung mit Hörbehinderung (Rombach, 2016) oder Cochlea-Implantate, beispielsweise ihre ethische Bewertung (Bentele, 2001) oder die damit verbundenen Norm(alis)ierungspraktiken (Ochsner, 2017; Rombach, 2015), untersucht. Andere Studien richten den Blick auf das Hörerleben mit Cochlea-Implantat (Ochsner & Stock, 2014) oder die visuelle Darstellung prothetisierter Hörbehinderung (Rombach, 2019b).

5.4 Hörstatus, Hörsinn und sinnliche Wahrnehmung

Wenngleich in den Deaf Studies gehörlose Menschen schon früh mit dem Ausdruck *People of the Eye* (Lane et al., 2011) bezeichnet wurden und die Selbstbezeichnung als *Augenmenschen* auch im Deutschen nicht fremd ist, blieb die Auseinandersetzung mit Sinneswahrnehmungen bislang eher randständig. Unterdessen hat Douglas C. Baynton (2008, S. 296) für eine Hinwendung zur verkörperten Differenz plädiert, denn „[...] the deaf body is intensely relevant to Deaf people.“ Entsprechend umfasst der vierte Themenblock Beiträge, die sowohl das Visuelle (Bahan, 2008) als auch die taktile Wahrnehmung (Napoli, 2014) und die Erfahrung taubblinder Personen (Edwards, 2015) fokussieren. In der Beschäftigung mit sinnlicher Wahrnehmung erweisen sich die Deaf Studies auch als anschlussfähig an das Feld der Sound Studies (Friedner & Helmreich, 2012).

In den deutschsprachigen Deaf Studies beschreibt Gunda Schröder (2019, S. 396) „Schwungungskreise zwischen Hören und Nicht-Hören“, d. h. verschiedene Hörweisen und Zustände des Hörens. Mithilfe der Erfahrung als schwerhörige Hörgeräteträgerin zeigt sie auf, wie sie ihren eigenen Körper als Klangkörper und Spürkörper erfährt. Im Anschluss an die Phänomenologie subjektiver Wahrnehmung verdeutlicht sie, dass jedes Klangereignis mehr mit sich bringt als das rein auditiv Hörbare: „Das ‚Hören‘ ist auch ein Fühlen vielfältigster Weise im Mundraum, Kopf, Kehlkopf, in den Knochen und den verschiedenen Organen und auch in Muskelpartien und Faszien. Vieles ist aber auch auf der Haut bis hin zu den Haarspitzen zu spüren.“ (Schröder, 2019, S. 402) Damit lenkt Schröder den Fokus auf ein multisensorisches Verständnis des (Nicht-)Hörens, das vielfältige Wahrnehmungsweisen mit dem Körper einbezieht.

Demgegenüber versucht Anna-Kristina Mohos (2017), Taub- und Hörendsein theoretisch anders zu denken, und stellt die Frage, „wie sich die Wahrnehmungszugehörigkeit sowohl innerhalb der Mehrheitsgesellschaft als auch innerhalb der entsprechenden Gemeinschaft [tauber Menschen] selbst konstituiert.“ (Mohos, 2017, S. 42) Ähnlich schlägt Rombach (2019a, S. 49) als Ergebnis seiner Untersuchung biografischer Erzählungen vor, den Blick auf Konstellationen von Zu- und Zusammengehörigkeit zu richten. Damit lasse sich das individuelle Werden untersuchen, das durch unterschiedliche Status des (Nicht-)Hörens geprägt sei. Auch Vollhaber (2018, S. 408) meint, dass „Erfahrungen, denen jeder ausgesetzt ist und die jede Biografie prägen“, im Raum der Deaf Studies zu einer kritischen Reflexion über das (Nicht-)Hören einladen könnten. Denn eine „Kritik des Hörens findet überall dort statt, wo sich taube und hörende Menschen befinden, und sagt etwas von dem Miteinander-Sein, das zwischen beiden besteht, und dem Voneinander-Lernen, das möglich ist.“ (Vollhaber, 2018, S. 408)

6 Zum Verhältnis von Deaf Studies und Disability Studies

Die bisherigen Ausführungen haben die Deaf Studies vorgestellt und dabei überwiegend auf die Unterschiede zu den Disability Studies abgehoben; abschließend soll nun das Verhältnis der beiden Forschungsfelder genauer beleuchtet werden.

Bei der Darstellung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen sich vier zentrale Aspekte herausarbeiten. Beide Disziplinen sind, erstens, eng mit den sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre verbunden. Für die deutschsprachigen Disability Studies waren neben der sich in den 1980er Jahren formierenden Behindertenbewegung die internationalen Tagungen ‚Der (im-)perfekte Mensch‘ (2001) und ‚PhantomSchmerz‘ (2002) wesentliche Gründungs Momente (Schneider & Waldschmidt, 2012, S. 137). Die Konturen der Deaf Studies im deutschsprachigen Raum haben sich hingegen erst ab Mitte der 2000er Jahre abgezeichnet, wie oben ausgeführt wurde.

Zweitens unterscheidet die beiden Disziplinen ihre unterschiedliche Verortung in der wissenschaftlichen Landschaft. Das linguistische Interesse an Gebärdensprachen, das die frühen Deaf Studies prägte, wird bis in die Gegenwart hinein in der Anbindung an jene Fachbereiche deutlich, die sich mit Sprechen, Sprache und Hören befassen (Homann & Bruhn, 2007, S. 291). „In Studiengängen, deren Gegenstand die Deutsche Gebärdensprache (DGS) ist,“ so hebt Vollhaber (2019, S. 42–43) hervor, „hat es den Anschein, als ob Deaf Studies eine Funktion erfüllen, die in Form von ‚Landeskunde‘ Bestandteil fremdphilologischer Studiengänge ist und Informationen über Land und Leute vermitteln will, um einen kulturellen Zugang zu der Gemeinschaft zu ermöglichen, deren Sprache die Studierenden lernen.“ Für Disability Studies gilt dagegen, dass sie entgegen ihres Selbstverständnisses weniger in den Sozial- und Kulturwissenschaften als überwiegend im Bereich der Rehabilitation sowie Heil- bzw. Sonderpädagogik zu finden sind (Schneider & Waldschmidt, 2012, S. 137–138). Für beide Disziplinen, d. h. die Disability Studies und die Deaf Studies, ist festzustellen, dass sie bisher nur an wenigen Hochschulen in das Lehrangebot aufgenommen wurden und es noch nicht geschafft haben, sich aus der sonderpädagogischen wie auch rehabilitationswissenschaftlichen Umklammerung zu lösen.

Beide Forschungszweige stellen die jeweilige binäre Leitdifferenz – taub/hörend bzw. behindert/nicht-behindert – infrage. Beide Disziplinen gehen außerdem davon aus, dass Taubheit bzw. Behinderung sozial konstruiert seien. Damit kritisieren sie das individualistische Modell der Medizin, das primär gesundheitliche Probleme fokussiert. Zugleich werden in den beiden Forschungsrichtungen die eigenen Denkmodelle, wie oben ausgeführt, unterschiedlich ausbuchstabiert: Während innerhalb der Disability Studies im Anschluss an das soziale Modell von Behinderung Auseinandersetzungen darüber stattfinden, welche Bedeutung dem Körper sowie der Unterscheidung *impairment* versus *disability* beigemessen wird (Schneider & Waldschmidt, 2012, S. 133), scheuen die Deaf Studies bislang noch die offensive Auseinandersetzung mit dem (tauben) Körper (Fries, 2012, S. 329). Angeregt durch die Disability Studies gibt es jedoch auch hier eine zunehmende Kritik an der im Diskurs vorherrschenden Körperablehnung (Vollhaber, 2018, S. 403). In diesem Punkt durchkreuzen und befruchten sich die beiden Forschungsrichtungen.

Viertens ist für das Selbstverständnis beider Wissenschaftsansätze bezeichnend, dass diejenigen, welche traditionell die beforschten Objekte abgeben, nun zu forschenden Subjekten werden. Zudem, so argumentiert etwa Humphries (2017, S. 398), seien Deaf

Studies auch „als Untersuchung[sort] der Anderen zu begreifen, der hörenden Menschen, derer, die für sich selbst keinen Namen haben.“ In den Disability Studies betonen Werner Schneider und Anne Waldschmidt (2012, S. 150), dass die Analyse von „dis/ability“ in letzter Konsequenz bedeute, „das Augenmerk auf das für jede Kultur und Gesellschaft zentrale Phänomen der Besonderung zu richten.“ In diesem Sinne fragen beide Forschungsprogramme nicht nur nach den Subjektformen der behinderten bzw. tauben Akteur:innen, bei denen sie davon ausgehen, dass sich diese vor dem Hintergrund historisch-kultureller Praktiken und Diskurse konstituieren. Vielmehr richten beide auch den kritischen Blick auf vermeintliche Selbstverständlichkeiten wie etwa Normen und Normalitäten.

7 Fazit

Der Beitrag hat sich mit den Deaf Studies, ihrer Entstehungsgeschichte, Entwicklungen und Kontroversen befasst. Deutlich wurden die facettenreichen Identitätspositionen von Taubheit, die sich nicht auf medizinische Kategorien des Hörstatus reduzieren lassen. Zugleich wurde aufgezeigt, wie sich die Diskurse um Hörbehinderung gewandelt haben und welche Schritte zu Deaf Studies als akademische Disziplin geführt haben. Im Zentrum dieser Studien stehen das Bewusstsein von Sprache und Gemeinschaft und das Anliegen, sich über Forschung die eigene Lebenserfahrung emanzipatorisch anzu-eignen. Wie verdeutlicht wurde, weisen Deaf Studies und Disability Studies trotz unterschiedlicher Ansätze und Entwicklungen eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf, die für zukünftige Kooperationen von Nutzen sein können. Dabei bieten Deaf Studies einen Ort, um sich mit den sozialen wie kulturellen Facetten von Taubheit, Hörbehinderung und (Nicht-)Hören auseinanderzusetzen.

Literatur

- Bahan, B. (2008). Upon the formation of a visual variety of the human race. In H.-D. Bauman (Hrsg.), *Open your eyes: Deaf studies talking* (S. 83–99). University of Minnesota Press.
- Bauman, H.-D. (2008). Auf Deaf Studies hören (Teil I). *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 22(79), 222–231.
- Bauman, H.-D. L., & Murray, J. J. (2014). Deaf Studies im 21. Jahrhundert: „Deaf-gain“ und die Zukunft der menschlichen Diversität. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 28(96), 18–41.
- Baynton, D. C. (2008). Beyond culture: Deaf studies and the Deaf body. In H.-D. L. Bauman (Hrsg.), *Open your eyes: Deaf studies talking* (S. 293–313). University of Minnesota Press.
- Bentele, K. (2001). *Das Cochlea-Implantat. Versuch einer ethischen Bewertung*. Signum.
- Biesold, H. (1988). *Klagende Hände: Betroffenheit und Spätfolgen in Bezug auf das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, dargestellt am Beispiel der „Taubstummen“*. Jarick Oberbiel.

- Böhm, C., & Benner, U. (2019). Modelle von Taubsein und Gehörlosigkeit an der Grenze zwischen Selbstbehauptung und Fremdzuschreibung. In B. Thiessen, C. Dannenbeck, & M. Wolff (Hrsg.), *Sozialer Wandel und Kohäsion. Ambivalente Veränderungsdynamiken* (S. 223–237). Springer.
- Boyes Bream, P., & Rathmann, C. (2010). Transmission of sign languages in Northern Europe. In D. Brentari (Hrsg.), *Cambridge language survey: Sign languages* (S. 19–24). Cambridge University Press.
- Breivik, J.-K. (2007). Deaf identities in the making. Local lives, transnational connections. *Scandinavian Journal of Disability Research*, 9(1), 61–64.
- Brueggemann, B. J. (1999). *Lend me your ear. Rhetorical constructions of Deafness*. Gallaudet University Press.
- Brueggemann, B. J. (2007). „Deaf She Wrote“ – Eine Untersuchung zu Autobiographien gehörloser Frauen. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 21(75), 62–69.
- Bruhn, L., & Homann, J. (2008). Zentren der Ausgrenzung – Anmerkungen zur Bedeutung von Disability in Deaf Studies. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 22(79), 232–239.
- Davis, L. J. (1995). *Enforcing normalcy. Disability, Deafness, and the body*. Verso.
- Davis, L. J. (2007). Gehörlosigkeit und das Rätsel der Identität. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 21(77), 418–422.
- Dietz, Y. (2015). Jenseits der zwei Welten – Deaf Power und Nichtidentität im intersubjektiven Raum. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 29(99), 74–80.
- Ebbinghaus, H. (2013). Deaf Studies zwischen Ideologie und Wissenschaft. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 27(95), 392–400.
- Ebbinghaus, H., & Heßmann, J. (1989). *Gehörlose, Gebärdensprache, Dolmetschen: Chancen der Integration einer sprachlichen Minderheit*. Signum.
- Edwards, T. (2015). Bridging the gap between DeafBlind minds: Interactional and social foundations of intention attribution in the Seattle DeafBlind community. *Frontiers in Psychology*, 6(1497), 230–242.
- Erting, C. (1978). Language policy and Deaf Ethnicity in the United States. *Sign Language Studies*, 19(o. H.), 139–152.
- Eulner, H.-H. (1970). *Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer an den Universitäten des deutschen Sprachgebietes*. Enke.
- Fernandes, J. K., & Shultz Myers, S. (2010). Deaf Studies ohne Ausgrenzung: Hindernisse und mögliche Wege. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 24(86), 442–457.
- Fischer, K., Vogel, H., Fries, S., Geißler, T., Rathmann, C., Peters, C., Goldschmidt, S., Kollien, S., & von Meyenn, A. (2009). Leitbild: Deaf Studies in Deutschland. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 23(83), 438–439.
- Fischer, R., & Lane, H. (1993). *Blick zurück. Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaften und ihren Gebärdensprachen*. Signum.
- Fischer, R., & Vollhaber, T. (1996). *Collage works on international deaf history*. Signum.
- Friedner, M., & Helmreich, S. (2012). Sound studies meets Deaf studies. *The Senses and Society*, 7(1), 72–86.
- Fries, S. (2012). Deaf Studies und Theologie: Gehörlose Menschen als Teil des Leibes Christi. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 26(91), 324–332.
- Fries, S., & Geißler, T. (2011). Deaf Studies: Strengthening Our Heritage – Das Berlin-Protokoll. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 25(88), 280–288.
- Gertz, G., & Boudreault, P. (2016). *The SAGE deaf studies encyclopedia*. Sage.
- Groschek, I. (2008). *Unterwegs in eine Welt des Verstehen: Gehörlosenausbildung in Hamburg vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*. Hamburg University Press.

- Homann, J., & Bruhn, L. (2007). Disability Studies und Deaf Studies. Kohärenz, Interdependenz und Widersprüchlichkeiten zweier neuer Disziplinen. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 21(76), 288–295.
- Humphries, T. (1977). *Communicating across cultures (Deaf-hearing) and language learning*. Union Institute & University, erziehungswiss. Dissertation (PhD).
- Humphries, T. (2017). Talking Culture und Culture Talking. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 31(107), 398–405.
- Krausneker, V. (2006). *Taubstumm bis gebärdensprachig. Die österreichische Gebärdensprachgemeinschaft aus soziolinguistischer Perspektive*. Drava.
- Krausneker, V. (2013). Dominanz, Domäne und Inklusion. Sprachenpolitische Überlegungen zu Deaf Studies. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 27(93), 80–88.
- Kusters, A. (2012). Being a Deaf white anthropologist in Adamorobe: Some ethical and methodological issues. In U. Zeshan, & C. De Vos (Hrsg.), *Sign languages in village communities: Anthropological and linguistic insights* (S. 27–52). Mouton de Gruyter & Ishara Press.
- Kusters, A., De Meulder, M., Friedner, M., & Emery, S. (2015). Zu „Diversität“ und „Inklusion“: Unterschiedliche Paradigmen für die Umsetzung der Rechte von Sign Language Peoples. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 29(100), 210–225.
- Kusters, A., De Meulder, M., & O’Brien, D. (2017). *Innovations in Deaf studies: The role of Deaf scholars*. Oxford University Press.
- Ladd, P. (2003). *Understanding Deaf culture: In search of Deafhood*. Multilingual Matters.
- Ladd, P. (2019). Die politische Situation von Gebärdensprachgemeinschaften – Essay. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 69(6–7), 37–41.
- Ladd, P., & Lane, H. (2014). ‚Deaf Ethnicity‘ und ‚Deafhood‘ – Klärung zweier Konzepte und ihrer Beziehung zueinander. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 28(96), 42–53.
- Lane, H. (1984). *When the mind hears: A history of the Deaf*. Random House.
- Lane, H. (1992). *The mask of benevolence: Disabling the Deaf community*. Knopf.
- Lane, H. (1995). Constructions of Deafness. *Disability & Society*, 10(2), 171–189.
- Lane, H. (2005). Ethnicity, ethics, and the Deaf-World. *The Journal of Deaf Studies and Deaf Education*, 10(3), 291–310.
- Lane, H., Pillard, R., & Hedberg, U. (2011). *The people of the eye: Deaf Ethnicity and ancestry*. Oxford University Press.
- Marschark, M., & Spencer, P. E. (2005). *Oxford handbook of deaf studies, language and deaf education*. Oxford University Press.
- Metzner, A. (2018). Inklusive Communities gestalten – Erfahrungen Tauber Schwuler in der schwulen Community (Teil I). *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 32(108), 40–53.
- Mohos, A.-K. (2017). Taubsein anders denken. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 31(105), 34–43.
- Napoli, D. J. (2014). A magic touch: Deaf gain and the benefits of tactile sensation. In H.-D. L. Bauman, & J. J. Murray (Hrsg.), *Deaf gain: Raising the stakes for human diversity* (S. 211–232). University of Minnesota Press.
- Ochsner, B. (2017). Das Cochlea-Implantat oder: Versprechen und Zumutungen sozialer Teilhabe. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 31(106), 236–243.
- Ochsner, B., & Stock, R. (2014). Das Hören des Cochlea-Implantats. *Historische Anthropologie*, 22(3), 408–425.

- Padden, C. (1980). The Deaf community and the culture of Deaf people. In C. Baker, & R. Battison (Hrsg.), *Sign language and the Deaf community: Essays in honor of William Stokoe* (S. 98–104). National Association of the Deaf.
- Padden, C., & Humphries, T. (1988). *Deaf in America. Voices from a culture*. Harvard University Press.
- Quandt, A. (2011). Der Mailänder Kongress und seine Folgen (Teil 1). *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 25(88), 204–217.
- Rajashekhar, A. (2011). Die Taubengemeinschaft zu Zeiten des Postkolonialismus (und von „Hearing Privileges“?) – Die hörende Dominanzgruppe und die gehörlose Minderheitengruppe im Blickfeld der Diskussionen zu „Audismus“ und „Linguizismus“. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 25(88), 290–299.
- Rombach, F. (2015). Körperdifferenz: Taube zwischen Normierung und Normalisierung. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 29(101), 398–409.
- Rombach, F. (2016). Das Risikokalkül der genetischen Beratung. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 30(103), 242–251.
- Rombach, F. (2019). Hörbehinderung im Werden: Eine biografische und zugehörigkeits-theoretische Perspektive. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 33(111), 48–61.
- Rombach, F. (2019). Sichtbarkeiten im Vergleich – Blicke auf prothetisierte Hörbehinderung. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 33(113), 426–440.
- Sacks, O. (1990). *Stumme Stimmen. Reise in die Welt der Gehörlosen*. Rowohlt.
- Schmidt, M., & Werner, A. (Hrsg.). (2019). *Zwischen Fremdbestimmung und Autonomie. Neue Impulse zur Gehörlosengeschichte in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. transcript.
- Schneider, W., & Waldschmidt, A. (2012). Disability Studies. (Nicht-)Behinderung anders denken. In S. Moebius (Hrsg.), *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies* (S. 128–150). transcript.
- Schröder, G. (2019). Schwingungskreise zwischen Hören und Nicht-Hören. Eine phänomenologische Betrachtung von Resonanzen im Körper. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 33(113), 396–407.
- Sequeira Gerardo, A. (2019). Zur Diskussion der „kulturellen Aneignung“ – Ein Kommentar. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 33(111), 96–101.
- Söderfeldt, Y. (2013). *From pathology to public sphere. The German Deaf movement 1848–1914*. transcript.
- Söderfeldt, Y., & Schwanke, E. (2019). Die ‚Lex Zwickau‘. Zwangssterilisierungsdebatten in der Gehörlosenbewegung. In M. Schmidt, & A. Werner (Hrsg.), *Zwischen Fremdbestimmung und Autonomie. Neue Impulse zur Gehörlosengeschichte in Deutschland, Österreich und der Schweiz* (S. 143–192). transcript.
- Stokoe, W. C. (1960). *Sign language structure: An outline of the visual communication systems of the American deaf*. University of Buffalo.
- Turner, G. H. (1994). How is deaf culture? Another perspective on a fundamental concept. *Sign Language Studies*, 83(o. H.), 103–126.
- Uhlig, A. C. (2012). *Ethnographie der Gehörlosen Kultur – Kommunikation – Gemeinschaft*. transcript.
- Vogel, H. (2002). Otto Friedrich Kruse (1801–1880). Gehörloser Lehrer und Publizist (Teil 1). *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 15(56), 198–207.
- Vogel, H. (2003). Kultur und Soziologie der Gehörlosen: Die umgebende Kultur und die Gehörlosenkultur. Lesen statt Hören. *Gehörlosenkulturzeitschrift aus Leipzig, o. Jg.(1)*, 13–15.
- Vogel, H. (2007). Neue Wege in der Gehörlosenkultur: Deafhood – Audismus – Deaf Studies. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 21(77), 492–496.

- Vollhaber, T. (2011). In Leder über den Campus – Anmerkungen zu den performativen Studiengängen Disability Studies und Deaf Studies. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 25(89), 500–513.
- Vollhaber, T. (2012). Akte der Verständigung – Deaf Studies und die Differenz von Präsentation und Repräsentation. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 26(92), 536–553.
- Vollhaber, T. (2018). Deaf Studies neu denken. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 32(110), 394–409.
- Vollhaber, T. (2019). Deaf Studies neu denken – Essay. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 69(6–7), 42–46.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31.
- Waldschmidt, A. (2007). Macht – Wissen – Körper Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 55–87). transcript.
- Waldschmidt, A. (2020). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Wolff, S. (2019). „... ich sagte Carstens mit Verdrießlichkeit, sie sei männlich ...“ – Analyse der Hamburger Schüler*innentagebücher (1830–1847) zum Verhältnis von Biografie und Geschlecht. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 33(113), 374–387.
- Woodward, J. C. (1982). *How you gonna get to heaven if you can't talk with Jesus: On depathologizing Deafness*. T. J. Publishers.
- Zaurov, M. (2003). *Gehörlose Juden. Eine doppelte kulturelle Minderheit*. Peter Lang.

Fabian Rombach, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Soziologie und Politik der Rehabilitation, Disability Studies an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Deaf Studies, Disability Studies, Lebenslauf- und Biografie-forschung, Konstellationen von Zugehörigkeit, Körpersoziologie.
<https://www.hf.uni-koeln.de/39134>

Gudrun Kellermann, M.A., Lehrkraft für besondere Aufgaben im Studiengang Heilpädagogik/ Inklusive Pädagogik im Fachbereich Heilpädagogik und Pflege an der Evangelischen Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum und Mitarbeiterin im Bochumer Zentrum für Disability Studies (BODYD), Lehr- und Forschungsgebiete: Disability Studies, Behindertenpolitik, Hörbehinderung, Barrierefreie Kommunikation, Barrierefreiheit von Medien.



Mad Studies und Disability Studies

Elijah Lüthi

Zusammenfassung

Der Beitrag beschreibt die Anfänge von Mad Studies im deutschsprachigen Raum und setzt diese in Bezug zu weiteren Wissenstraditionen und Bewegungen. Eine Orientierung bieten dabei die folgenden Fragen: *Wie* werden Mad Studies wissenschaftlich definiert? *Wo* werden Mad Studies bewegungspolitisch und wissenstraditionell verortet? Und: *Was* sind zentrale Inhalte, Ergebnisse und Debatten in Mad Studies? Darüber hinaus wird das Verhältnis von Mad Studies und Disability Studies diskutiert.

Schlüsselwörter

Antipsychiatrie · Intersektionalität · Irren-Bewegung · Psychiatriekritik · Wissenschaftskritik

1 Einleitung

Der Begriff *Mad Studies* findet sich akademisch dokumentiert erstmals in Kanada (Ingram, 2016, S. 11; Reville, 2013, S. 171). Seither organisieren sich unter dieser Bezeichnung insbesondere im nordamerikanischen und europäischen, vereinzelt jedoch auch im weiteren globalen Raum emanzipative Auseinandersetzungen mit Verücktheit und kritische Forschungen zu Psych-Zusammenhängen. Das Kürzel ‚psych‘ steht dabei für psychiatrische, psychologische, biomedizinische, psychoanalytische und daran

E. Lüthi (✉)
Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich

anschließende Wissensordnungen und Praktiken (LeFrançois et al., 2016, S. 1). Und der Begriff ‚VerRücktheit‘ wird im Rahmen dieses Beitrags nicht als individuelle Eigenschaft verstanden, sondern als Ausdruck des gesellschaftlichen Vorganges, der Menschen aufgrund psychiatrischer Zuschreibungen aus der Norm verrückt; zugleich wird ‚verRückt‘ als emanzipative Rückaneignung psychopathologischer Erfahrungen gefasst (Lüthi, 2019, S. 215).

Bereits die Bezeichnung Mad Studies verweist auf zwei Grundlagen des Feldes: Erstens zeigt sich die Verbindung mit psychiatriebetroffenen und verRückten Bewegungen (*Mad* movement). In Anlehnung daran vollziehen Mad Studies eine emanzipative Rückaneignung des im Englischen diskriminierend verwendeten Begriffes *mad*. Zweitens setzt die Verbindung von *Mad* mit *Studies* einen Schwerpunkt auf Wissenstraditionen, welche aus sozialen Bewegungen hervorgehen. Somit formulieren Mad Studies – ähnlich wie Disability Studies (> Klein in diesem Band) – Wissenschaftskritik und fordern eine akademische Anerkennung von verortetem und aktivistischem Wissen.

2 Das ‚Wie‘ von Mad Studies: Parameter für emanzipatives Wissen-Schaffen

Wie weitere Forschungsfelder, die aus aktivistischen Bewegungen entstanden sind, fragen Mad Studies, inwiefern hegemoniale Definitionen von Wissen und Erkenntnis sowie wissenschaftliche Prämissen und Methoden durch gesellschaftliche (Psych-) Normen und Hierarchien geprägt sind (Price, 2011, S. 5). Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, eigene Parameter dafür zu schaffen, *wie* Wissen emanzipativ definiert, geschaffen und weitergegeben wird. Dieser Abschnitt beschreibt drei Themenfelder dieser Debatte: Wie werden Mad Studies disziplinar und bewegungspolitisch definiert? Welche Rolle spielt die forschende Person sowie ihre Positionierung und Perspektive auf den Forschungsgegenstand? Wie können emanzipative Wissensverständnisse methodologisch und methodisch umgesetzt werden?

In Mad Studies wird das Schaffen und Vermitteln von Wissen nicht als exklusiv akademisches, sondern auch als außer-akademisches Projekt gehandhabt. Dieses emanzipative Verständnis von Wissenschaft bezeichne ich als Wissen-Schaffen, erstens um das Schaffen von Wissen als Handlung hervorzuheben, anstatt als Entität oder Institution, und zweitens, um ausschließlich universitären Assoziationen vorzubeugen.

2.1 Mad Studies als ‚In/Disziplin‘: Disziplinäre und bewegungspolitische Ausrichtungen

Die bewegungspolitischen und interdisziplinären Verortungen von Mad Studies kommen unter dem in diesem Forschungsfeld geprägten Begriff ‚In/Disziplin‘ zusammen

(Ingram, 2016, S. 13). Die in diesem Begriff vorgenommene Verbindung von Disziplin und Indisziplin oder Undisziplin vereint drei grundlegende Aspekte von Mad Studies. Erstens beschreibt In/Disziplin ein Wissensfeld, in dem außeruniversitäres (nicht-disziplinäres) und universitäres (disziplinäres) Wissen-Schaffen im Dialog miteinander stehen und ineinander übergehen (Menzies et al., 2013, S. 9–18). Zweitens greift der Begriff inter- und transdisziplinäre Kritiken an universitären Wissenschaftsverständnissen auf und geht darüber hinaus. Als In/Disziplin fordern Mad Studies, sowohl disziplinäre als auch aktivistisch-akademische und außeruniversitär-universitäre Trennungen zu überwinden. Drittens: Dieser Begriff enthält die *indiscipline*, die Undiszipliniertheit von Mad Studies. Darauf bezogen fordern einige Vertret*erinnen,¹ die Spezifik von verRückten und psychiatriebetroffenen Wissenstraditionen nicht durch die Anbindung an die Akademie zu verlieren, sondern wissenschaftliche Normen herauszufordern, sie transformativ, mit Auswirkungen auf die Methoden und Räume von Wissen-Schaffen, zu ver_rücken (Ingram, 2016, S. 13; LeFrançois et al., 2016, S. 1–5).

2.2 Zu der Rolle von Positionierung und Perspektive in Mad Studies

Grundgedanken zu Positionierung und Perspektive lassen sich von dem Namen Mad Studies ableiten: Eine emanzipative *Rückaneignung* von abwertenden Begriffen geschieht immer aus Positionen, welche mittels eines Begriffs diskriminiert werden, wie dies bei der ‚Krüppelbewegung‘ (> Köbsell in diesem Band) und der ‚Irren-Offensive‘ der Fall ist. Bei *mad* sind dies Personen, die über psychiatrische Zuschreibungen als ‚verrückt‘, ‚krank‘ und ‚das Andere‘ hergestellt werden. Als *empowernde* Selbstbezeichnung wird *Mad* im englischsprachigen Raum meist großgeschrieben – ähnlich wie *Black* oder *People of Color*. In der begrifflichen Referenz zu ‚Mad Movements‘ markieren Mad Studies, dass das Wissen-Schaffen von psychiatriebetroffenen und verRückten Personen und Bewegungen im Zentrum steht (Menzies et al., 2013, S. 14). Damit setzen sie Positionierung als relevanten Bezugspunkt für die Forschung und verändern die Perspektive auf den Forschungsgegenstand (LeFrançois et al., 2016, S. 1). Hinterfragt werden dadurch akademische Selbstverständlichkeiten wie ‚Objektivität‘, ‚Allgemeingültigkeit‘ und ‚Neutralität‘.

Das in den Disability Studies oft rezipierte ‚Nichts über uns ohne uns!‘ nimmt auch in Mad Studies eine zentrale Bedeutung ein (Voronka, 2019, S. 2). Gleichzeitig birgt die dabei vorgenommene Herstellung eines ‚Wir‘ auch die Gefahr, dass Identität essentialisiert, (Diskriminierungs-)Erfahrungen und Perspektiven vereinheitlicht sowie

¹Der Gender-* wird jeweils hinter dem Wortstamm gesetzt, um die Personen und deren Handlungen zu zentrieren und nicht um durch die Setzung zwischen der konventionell männlichen und weiblichen Form die Norm von Zweigenderung zu reproduzieren.

Positionen und Ansätze ausgeschlossen werden. In hegemonialen Vorstellungen werden diskriminierte Menschen meist nicht als Individuen wahrgenommen, sondern primär als Repräsent*antinnen einer (hergestellten) Gruppe. Damit einher geht die Erwartung einer einheitlichen ‚authentischen‘ Performanz von VerRücktheit oder Psychiatererfahrung, die von Außen definiert ist. Jijian Voronka (2019) argumentiert, dass sich diese Vorstellungen von Repräsentanz und ‚Authentizität‘ machtvoll auf widerständige Vorstellungen eines ‚Wir‘ auswirken. Oftmals führe dies zu einer entpolitisierten Engführung von Positionierung. Intersektionale Analysen zeigen, dass in diesem hergestellten ‚Wir‘ oftmals mehrfachdiskriminierte Positionen nicht mitgedacht werden. In diesem Zusammenhang hebt Rachel Gorman (2013) die Wichtigkeit hervor, Psychiatrie und VerRücktheit in Wechselwirkung mit weiteren Machtverhältnissen zu verstehen.

Anschließend an diese Debatte ist die Frage nach der Definition oder Nicht-Definition des Feldes. Einerseits wird argumentiert, dass Mad Studies nicht oder zumindest nicht einheitlich definiert werden *sollen* (LeFrançois et al., 2016, S. 1). Dabei geht es um den Versuch, machtvollen Diskurszentrierungen entgegen zu wirken. Denn diese führen meist dazu, dass ein einheitlicher Wissenskanon geschaffen wird, der einige (meist hegemonial anschließbarere) Perspektiven zentriert und andere (meist intersektionale Perspektiven) ausschließt (Gorman, 2013). Andererseits, so argumentieren Peter Beresford und Jasna Russo (2016), berge die Nicht-Definition auch eigene Gefahren, insbesondere die der hegemonialen Vereinnahmung. Eine selbstbestimmte Skizzierung des Feldes und insbesondere eine klare Abgrenzung von psychiatrischen, biomedizinischen und pharmaindustriellen Perspektiven und Interessen soll diese Vereinnahmung verhindern (Beresford & Russo, 2016, S. 271–272).

2.3 Methodologische Schlussfolgerungen und methodische Umsetzungen

Im Sinne von Mad Studies zu forschen bedeutet, die beschriebenen Grundsätze von In/Disziplin, Positionierung und Perspektivwechsel auch in dem eigenen Vorgehen umzusetzen. Einerseits geht es dabei laut Richard A. Ingram (2016, S. 13–16) darum, verRücktes/emanzipatives Wissen wissenschaftlich zu generieren und dabei eine Nachvollziehbarkeit und wissenschaftliche Anschließbarkeit zu gewährleisten. Andererseits geht es darum, die Parameter der Wissenschaftlichkeit emanzipativ zu ver_rücken, zu transformieren.

Forschungen, die sich (psych-)kritisch mit wissenschaftlichen Parametern und Methoden auseinandersetzen, argumentieren, dass verRückte Perspektiven durch Prämissen wie Linearität und Kohärenz aus akademischen Wissensproduktionen ausgeschlossen werden (Price, 2011, S. 5–8). Die methodische Umsetzung von Mad Studies kann bedeuten, verRückte Denk- und Sprechweisen wissenschaftlich einzusetzen (Boger, 2019, S. 399) oder in der eigenen Wissensproduktion bewusst mit positionierten (auto-)biographischen, literarischen und prosaischen Formaten zu arbeiten (Lüthi, 2019).

Der strikten Trennung zwischen akademischen und außerakademischen Wissensproduktionen wird explizit bei partizipativen und betroffenenzentrierten Forschungsansätzen und der User/Survivor Research entgegengewirkt (Krämer & Rose, 2017; Russo, 2012; >Behrlich in diesem Band). Praktische Beispiele für den deutschsprachigen Raum sind das betroffenenkontrollierte ‚Evaluations- und Praxisprojekt: Personenzentrierte Hilfe aus Sicht von Nutzer/innen‘ (2006–2009), durchgeführt vom Verein Für alle Fälle e. V. und finanziert von Aktion Mensch und dem Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin; das betroffenenzentrierte Projekt ‚Stellung nehmen. Obdachlosigkeit und Psychiatrie aus der Sicht der Betroffenen‘ (2003), geleitet von Russo und Thomas Fink beim Paritätischen Wohlfahrtsverband Berlin; und das teils partizipative und teils betroffenenkontrollierte Projekt ‚EmPeeRie – Empower Peers to Research‘ (2014–2017), geleitet von Elena Demke und Thomas Bock, angebunden an die Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf und unterstützt von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur.

Praktisch umgesetzt werden Mad Studies auch in der Gestaltung kollektiver Wissensräume, welche die Begrenzung auf Universität aktiv herausfordern. Ein internationales Beispiel ist die außeruniversitäre ‚Mad Studies Lesgroep‘ in Amsterdam, eine Lesegruppe von und für verRückte und psychiatriebetroffene Personen. In dieser werden, ähnlich wie in Universitätsseminaren, Arbeiten aus Mad Studies gelesen, vorgestellt und diskutiert. Ein weiteres Beispiel ist das Seminar ‚Mad People’s History and Identity‘ der Queen Margaret University in Edinburgh. Dieses stellt eine Verbindung von außer- und inneruniversitären Räumen her, indem administrative Zugangsvoraussetzungen verändert werden: Nicht die akademische Qualifikation, sondern die eigene Betroffenheit ist Voraussetzung für die Teilnahme an dem Seminar.

3 Das ‚Wo‘ von Mad Studies: Eine Ver_ortung von deutschsprachigen Mad Studies

Nach der Beschreibung des Selbstverständnisses von Mad Studies wird im Folgenden eine historische und eine zeitgenössische Ver_ortung von deutschsprachigen Mad Studies vorgenommen. Die Auswahl der skizzierten Bewegungen, Veranstaltungen und Texte orientiert sich an den in diesem Beitrag erläuterten, methodologischen und inhaltlichen Schwerpunkten von Mad Studies und der Relevanz für den deutschsprachigen Raum. Die Auswahl berücksichtigt auch Arbeiten, welche sich selbst nicht explizit auf den im deutschsprachigen Kontext erst langsam aufkommenden Begriff der Mad Studies beziehen.

3.1 Eine Geschichte von Mad Studies: Historische Ver_ortungen

Mad Studies schließen an eine lange Geschichte von Psychiatriekritik und emanzipativen (Selbst-)Verständnissen an. Diese verdichteten sich um 1900 sowie in den 1960er und

1970er Jahren (Brink, 2010, S. 165–186, 410–476). Die folgende Skizze konzentriert sich auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts und beschreibt erstens den historischen Hintergrund von Anstalts- und Reformpsychiatrie, zweitens die Organisation von kritischen Bewegungen und Praktiken und drittens die zentralen Formate der daraus entstandenen Wissensproduktionen.

Vor dem Hintergrund großer Anstaltspsychiatrien des 20. Jahrhunderts formierten sich ab den 1960er Jahren im internationalen Raum verschiedene psychiatriekritische Bewegungen und Wissenstraditionen. Sie kritisierten mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Zugängen psychiatrische Strukturen und entwickelten emanzipative und selbstbestimmte Zusammenhänge und Verständnisse. Sie waren ausschlaggebend für die großen Psychiatriereformen, die in der Bundesrepublik Deutschland, der Schweiz und Österreich ab den 1970er Jahren stattfanden. Die Bewegungen lassen sich grob in antipsychiatrische, statt-psychiatrische und weitere psychiatriekritische Ansätze differenzieren. Die Antipsychiatrie-Bewegung der 1960er Jahre begann mit der Kritik an den großen Anstaltspsychiatrien, Zwangsmaßnahmen und psychiatrischen Diagnosen. Im internationalen akademischen Kontext wurden primär kritische Psychiater (David Cooper, Ronald David Laing, Thomas Szasz) als Vertreter der Antipsychiatrie wahrgenommen und rezipiert. Zentral für diese Bewegungen waren aber ebenso Arbeiten von feministischen und/oder psychiatriebetroffenen Antipsychiat*erinnen, wie Kate Millett und Bonnie Burstow. Ab den 1980er und 1990er Jahren nahmen die Beiträge explizit feministischer, NS-kritischer und antirassistischer Psychiatriekritik zu (Ayim, 1997; Brüggel & Wildwasser e. V., 1999; Buck-Zecherin, 2007; Wandert & Ochsman, 2005). Zeitgleich formierte sich in Deutschland die Statt-Psychiatriebewegung, welche teilweise auch als zweite Antipsychiatriebewegung bezeichnet wird. Sie verortete sich explizit in Psychiatriebetroffenen-Bewegungen und brachte kollektive Wissensproduktionen hervor (Kempker & Lehmann, 1993; Lehmann & Stastny, 2007). Inhaltlicher Schwerpunkt der Statt-Psychiatrie war die Entwicklung von nichtpsychiatrischen und selbstbestimmten Zusammenhängen und Verständnissen, welche teilweise auch als ‚Alternativen zur Psychiatrie‘ bezeichnet werden. Weitere psychiatriekritische Ansätze finden sich bei den italienischen Psychiatrie-Reform*erinnen Franca Ongaro Basaglia und Franco Basaglia sowie in philosophischen, historischen und soziologischen Kritiken an Psych-Zusammenhängen (Michel Foucault, Robert Castel, Erving Goffman).

Diese Bewegungen organisierten sich in der Bundesrepublik Deutschland in dem Sozialistischen Patientenkollektiv SPK (gegründet 1970), der Irren-Offensive (1980), dem deutschen Bundesverband Psychiatrieerfahrener e. V. (1991) und dem Verein zum Schutz vor Psychiatrischer Gewalt e. V. (1989) mit dessen Weglaufhaus (1996). In Österreich entstanden die Demokratische Psychiatrie in Wien (1976) und das Basaglia-Haus in Linz (1981), die durch die Ansätze von Ongaro Basaglia und Basaglia geprägt waren. In der Schweiz wurden PsychEx (1987) und eines der ersten europäischen Soteria-Häuser in Bern (1984) gegründet. Die aus dem Soteria-Gedanken psychiatriekritischer Bewegungen entstandenen Häuser boten wohngemeinschaftsähnliche, nicht-psychiatrische Unterstützungsstrukturen. In allen drei Ländern entstanden dialogische

Austauschräume aus sogenannten ‚Betroffenen‘, ‚Angehörigen‘ und ‚in sozial-psychiatrischen Kontexten professionell Tätigen‘ (Buck-Zecherin, 2007, S. 23). Viele dieser Strukturen sind bis heute aktiv.

Das in diesen Kontexten erzeugte Wissen wurde über verschiedene Formate, d. h. Radiobeiträge, aktivistische Schriften, öffentliche Veranstaltungen, literarische und autobiographische Erstpersionennarrative und wissenschaftliche Aufsätze verbreitet (Brink, 2010, S. 165–186, 410–476). Veranstaltet wurden unter anderem das Foucault-Tribunal zur Lage der Psychiatrie (1998) und das internationale Russell-Tribunal zu Menschenrechten in Psychiatrien (2001) in Berlin. Beide zeigten die katastrophalen Verhältnisse in Psychiatrien auf und klagten diese an. In diesem Kontext wurden kritische Analysen von Psychiatrie entwickelt und rezipiert. Insbesondere literarische und autobiographische Schriften thematisierten die Verbindung von Psychiatrie und Klassismus (Lavant, 2016 [1959]), Rassismus (Ayim, 2013, S. 140–142; Green, 1989[1964]), Sexismus (Kempker, 2000) und Nationalsozialismus (Buck-Zecherin, 2007); dagegen waren diese Perspektiven in den wissenschaftlichen und aktivistischen Debatten weitgehend ausgeschlossen (Kempker, 1991, S. 11).

3.2 Aktuelle Mad Studies im deutschsprachigen Raum

Die skizzierte, vielfältige Kritik an Psych-Zusammenhängen und die Entwicklung emanzipativer (Selbst-)Verständnisse hat seit den 2000er Jahren zu dem internationalen Feld der Mad Studies geführt. Deren Anfänge zeigen sich im deutschsprachigen Raum in der Form von Konferenz(beiträ)gen, Veranstaltungen, Sammelbänden sowie einzelnen Gastprofessuren und Lehraufträgen mit Mad Studies als Schwerpunkt. Sie werden im Folgenden exemplarisch dargestellt.

2011 fand in Berlin die internationale Konferenz ‚Suche nach dem Rosengarten: Echte Alternativen zur Psychiatrie umsetzen‘ statt, organisiert von Russo und dem Verein zum Schutz vor Psychiatrischer Gewalt; daraus ging sowohl eine deutschsprachige Dokumentation als auch ein englischsprachiger Sammelband hervor (Russo & Sweeney, 2016). In Vorträgen, Präsentationen und Podien waren Mad Studies vertreten auf einer Fachtagung zu Teilhabeforschung an der Technischen Universität Dortmund (2017), der Konferenz ‚Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung. Disability Studies im deutschsprachigen Raum‘ an der Alice Salomon Hochschule Berlin (2018) und in dem daraus resultierenden Sammelband (Brehme et al., 2020). An der Universität Hamburg wurde im Rahmen des bereits erwähnten EmPeeRie-Projektes die Vortragsreihe ‚Vom Patienten zum Wissenschaftler: Psychiatrieerfahrene Forscher aus Deutschland und Europa machen Wissenschaft aus Krisenerfahrung‘ (2016/2017) organisiert.

Neben den oben genannten, interdisziplinären Konferenzbänden entsprechen die Editionen *Statt Psychiatrie 2* (Lehmann & Stastny, 2007) sowie *Gegendiagnose I* und *II* (Mader et al., 2019; Schmechel et al., 2015) den inhaltlichen und methodologischen Schwerpunkten von Mad Studies. Dasselbe gilt für die dreibändige Monographie von

Mai-Anh Boger (2019), in der die Autorin ein Konzept von Inklusion entwickelt, das auf Erstpersionennarrativen und Bewegungszusammenhängen fußt.

Zu den Mad Arts & Culture bzw. Disability Culture & Arts (> Saerberg in diesem Band) können das Theater der Verrückten beim Netzwerk Stimmenhören, die Sickness Affinity Group in Berlin, der Sammelband *beHindert & verRückt. Worte_Gebärden_Bilder finden* (Lüthi, 2020) und das gleichnamige Projekt der Akademie der Unvernunft auf der barrierefreien digitalen Bibliothek bidok – behinderung inklusion dokumentation gezählt werden. Veranstaltungen in diesem Bereich umfassen das 2020 von Eva Egermann und Eliah Lüthi in Kooperation mit der Universität Innsbruck kuratierte ‚Symposium der Unvernunft‘, gefördert über die Tiroler Kulturinitiativen, sowie einzelne Beiträge auf den jährlich bis zweijährlich stattfindenden Festivals ‚No Limits‘ (Berlin) und ‚Grenzenlos Kultur‘ (Mainz) und den damit einhergehenden Symposien, organisiert von der Lebenshilfe gGmbH Kunst und Kultur.

4 Das ‚Was‘ von Mad Studies: Zentrale Inhalte und Ergebnisse

Die Inhalte von Mad Studies lassen sich grob in die folgenden Felder gliedern: zum einen die kritische (intersektionale) Analyse von Psych-Zusammenhängen auf institutionell-struktureller, diskursiv-symbolischer und inter/personeller Ebene; zum anderen die Entwicklung selbstbestimmter Paradigmen und Modelle, die Verhandlung von Widerständen und Bewegungsgeschichten und schließlich die Analyse und Entwicklung von emanzipativen, nicht-psychiatrischen Unterstützungszusammenhängen.

4.1 Psych-Zusammenhänge als Diskriminierung oder Gewalt verstehen

Machtkritische Analysen von Psych-Zusammenhängen und deren Wechselwirkungen mit weiteren gesellschaftlichen Machtverhältnissen werden auf struktureller, diskursiver und auch inter/personeller Ebene untersucht. Psych-Zusammenhänge werden dabei als Diskriminierungs- oder Gewaltstrukturen kontextualisiert (LeFrançois et al., 2013; Mader et al., 2019). Zentrale Konzepte im englischsprachigen Raum beschreiben diese als *saneism*, *mentalism* oder *psy violence* (Menzies et al., 2013, S. 9, 339). Deutschsprachige Begriffe sind psychiatrische Gewalt (Thesing, 2017), Psychismus (Lauff, 2020), Psychoableismus (Oppenländer, 2016, S. 37), PsychGewalt und psychiatrisches VerRücken (Lüthi, 2019).

Intersektionale Ansätze untersuchen (Sozial-)Psychiatrie im Kontext von Rassismus (Mader, 2015; Meerai et al., 2016; Mirza, 2014), Klassismus (Ben-Moshe et al., 2014), Sexismus (Diamond, 2014; Thesing, 2017) und trans*Diskriminierung (Lüthi, 2016; Oppenländer, 2016, 2020; Withers, 2014).

4.2 Kritische Analysen der strukturell-institutionellen Ebene

Durch die Entwicklung der sogenannten Institutionspsychiatrie zur Sozial- und Gemeindepsychiatrie veränderten sich auch die Einflussbereiche und Funktionsweisen von Psych-Zusammenhängen. Die Untersuchung der psychiatrischen Reformen bildet einen Schwerpunkt der Forschung in den Mad Studies. Sie beschäftigen sich mit Psych-Strukturen (Weigand, 2015), Institutionalisierung (Rembis, 2014), Diagnostizierung (Thesing, 2017), Medikamentalisierung (Diamond, 2014; Fabris & Aubrecht, 2014; Thesing, 2017, S. 41–44) und der Relevanz der UN-Behindertenrechtskonvention für aktuelle Debatten um Ent-/Psychiatisierung (Russo & Wooley, 2020).

Diese Arbeiten zeigen, dass sich der gesellschaftliche Einfluss von Psych-Verständnissen und Psych-Strukturen durch die Reformen nicht verkleinerte, sondern lediglich veränderte und sich teilweise sogar ausweitete. Demnach sind die sozialpsychiatrischen Strukturen nicht auf die psychiatrischen Institutionen beschränkt, sondern wirken bis in die Schulen, Familien und Privaträume von Personen hinein. Sie materialisieren sich auf institutioneller Ebene unter anderem in gemeindepsychiatrischen und ambulanten sozialpsychiatrischen Strukturen (Weigand, 2015), in einer Zunahme von Diagnostizierung und Medikamentalisierung (Diamond, 2014; Thesing, 2017) und in einem komplexen Netz sozialpsychiatrischer Maßnahmen. Beispielsweise sind die Entlassung aus psychiatrischen Institutionen oder der Zugang zu sozialpsychiatrischen Unterstützungsangeboten an Diagnostik und oftmals auch an Medikamentalisierung geknüpft.

Der Zusammenhang mit dem Neoliberalismus ist ebenfalls ein wichtiges Thema der Analysen. Diskutiert wird dabei die Verbindung von Neoliberalismus mit leistungsspezifischen Diagnosen wie ADHS und Burnout (Thesing, 2017, S. 31–34; Weigand, 2015, S. 41), pharmaindustriellen Interessen (Rembis, 2014) sowie der wirtschaftlichen Vereinnahmung emanzipativer Verständnisse und Strukturen (Morrow, 2013). Dabei wirken Psych-Verständnisse und Diskurse weit über explizite Psych-Strukturen hinaus bis in die Inklusions- und Exklusionsmechanismen in Schulsystemen und sozialpädagogischen Räumen (Price, 2011). Insbesondere Arbeiten aus dem nordamerikanischen Kontext zeigen, wie sich die veränderten Formen der Institutionalisierung in der Überschneidung von VerRücktheit mit Rassismus und Migration niederschlagen. Entsprechende Studien beschäftigen sich mit Asylunterkünften und Abschiebehäft (Mirza, 2014) und der zunehmenden Kriminalisierung von VerRücktheit, welche mit der Kriminalisierung von Armut und rassistisch diskriminierten Personengruppen eng verbunden ist (Patel, 2014; Rembis, 2014). Zudem zeigen die Analysen, dass intersektionale Diskriminierungen sowohl vermehrt zu Zwangsinstitutionalisierung und weiteren ungewünschten (sozial-) psychiatrischen Maßnahmen führen als auch den Zugang zu gewünschten Unterstützungsstrukturen erschweren oder verunmöglichen (Ayim, 1997; Lüthi, 2019; Wandert & Ochsmann, 2005).

4.3 Kritische Analysen der diskursiven Ebene

Die diskursive Herstellung und Verhandlung von VerRücktheit, psychiatrischen Zuständigkeiten und damit zusammenhängenden Themen ist ein weiterer inhaltlicher Schwerpunkt. Untersucht werden erstens mediale Repräsentationen von VerRücktheit und Psych-Normen in Spielfilmen, Berichterstattungen und Alltagssprache (Lüthi, 2016, 2019; Wipond, 2013), zweitens die Herstellung von Fühl- und Verhaltensnormen und die Verwerfung von verRückten Perspektiven in Psych-Strukturen (Liegghio, 2013; Oppenländer, 2016, 2020) sowie drittens die diskursiven Ausschlüsse von verRückten Perspektiven und Themen in weiteren gesellschaftlichen Bereichen wie zum Beispiel in der Gestaltung von Bildungszugängen und -strukturen (Boger, 2019; Lauff, 2020; Price, 2011).

Diese Analysen zeigen diskursive Wissenshierarchien auf, in welchen Psych-Verständnisse zentriert und die Perspektiven von psychiatriebetroffenen Personen abgewertet oder gar als nicht-wahrnehmbar und nicht-vorstellbar betrachtet werden. VerRückte und psychiatriebetroffene Personen werden diskursiv entweder als ‚gefährlich‘ und ‚unberechenbar‘ oder als bemitleidenswert und nicht ernst zu nehmend dargestellt. Dies geschieht sowohl über eine narrative VerÄnderung verRückter Personen, indem sie als ‚das Andere‘ gelten, als auch über den Ausschluss emanzipativer verRückter Perspektiven. VerRückte und psychiatriebetroffene Personen werden nur selten als Expert*innen anerkannt und eingeladen (Lüthi, 2016; Wipond, 2013) und ihre Themen werden diskursiv oftmals tabuisiert.

4.4 Kritische Analysen der inter-/personellen Ebene

In aktuellen reformierten Psych-Zusammenhängen spielt zunehmend die gegenseitige und verinnerlichte Kontrolle und Anpassung von Subjekten eine zentrale Rolle (Castel et al., 1982 [1979]; Foucault, 2015 [1973–1974]). Diese Subjektivierung wird in den Mad Studies anhand zwischenmenschlicher Interaktionen, Selbstverständnissen und deren Wechselwirkungen mit der strukturellen und diskursiven Ebene analysiert. Dies umfasst kritische Auseinandersetzungen mit dem Konzept der ‚freien Wahl von Behandlungen‘ (O’Leary & Ben-Moshe, 2019; Russo & Wooley, 2020, S. 154). Diese Wahl wird zwar diskursiv als individuell und unabhängig dargestellt, ist jedoch faktisch reduziert auf psychologisch-psychiatrische Ansätze und tief verankert in neoliberalen Logiken. Lio Oppenländer (2016, 2020) analysiert, wie Psych-Verständnisse in Wechselwirkung mit Gendervorstellungen auf Personen innerhalb psychiatrischer Strukturen wirken und von diesen verinnerlicht werden. Dabei folgert Oppenländer, ähnlich wie Peet Thesing (2017, S. 28–32), dass das Konzept von ‚Krankheitseinsicht‘ zur Übernahme von Psych-Verständnissen und Selbstpathologisierung auffordert und dabei keinen Raum vorsieht für die Kritik an Diskriminierungsstrukturen. Weitere Arbeiten untersuchen, wie Selbstverständnisse und Interaktionen außerhalb expliziter Psych-Strukturen durch Psych-Verständnisse geprägt sind (Boger, 2019; Lauff, 2020, S. 68–69; Lüthi, 2019).

Diese Analysen zeigen zum einen, dass die Narrative und Verständnisse, die sich in psychiatrischen Diagnosen, Institutionen, alltagssprachlichen und medialen Diskursen finden, in interpersonellen Interaktionen reproduziert werden. Dies gilt sowohl für (psych-)professionelle als auch private Bereiche. Zum anderen werden die psychiatrischen Vorstellungen in den Selbstverständnissen psychiatriebetroffener Personen weitergetragen und in der damit zusammenhängenden Anpassung und Selbstregierung umgesetzt (Oppenländer, 2016; Thesing, 2017). Dabei wird deutlich, dass aktuelle Psych-Zusammenhänge weit über sozialpsychiatrische Kontexte bis tief in Selbstverständnisse und Privaträume hinein reichen.

4.5 Selbstbestimmte Modelle und Paradigmen schaffen

Im Gegensatz zu dem sozialen oder kulturellen Modell von Behinderung in den Disability Studies (> Hirschberg in diesem Band) gibt es in Mad Studies bisher kein geteiltes Modell, welches in Betroffenenperspektiven wurzelt und sich nicht an psychiatrisch-medizinischen Verständnissen orientiert. Die Entwicklung von selbstbestimmten Modellen und Paradigmen wird als zentral hervorgehoben, um psychiatriebetroffene und verrückte Perspektiven in Diskursen um Verrücktheit und Psych-Zusammenhänge einzubringen (Beresford, 2012; Russo, 2016, S. 60–64; Russo & Wooley, 2020). Dabei stellt sich die Frage, an was sich ein Modell der Mad Studies orientieren sollte: an gesellschaftlichen Diskriminierungsprozessen, welche Personen als ‚verrückt‘ herstellen und ausschließen, an Verrücktheit als Zustand, an dem Kontakt mit (sozial-)psychiatrischen Einrichtungen oder ganz anderen Prämissen.

Die Arbeiten zeigen, dass die Herstellung betroffenenzentrierter Verständnisse nicht auf ‚neutralem‘ Grund stattfindet. Vielmehr bewegen sich diese in einem Feld, welches geprägt ist durch biomedizinische Verständnisse (Russo, 2016, S. 62–63) und sich teilweise widersprechende politische und wissenstheoretische Zugänge (Boger, 2019, S. 48, 2020). Insbesondere intersektionale Analysen zeigen, dass (Selbst-)Verständnisse, Erfahrungen und Begriffe (zeitlich und geographisch) situativ zu verstehen sind und mit unterschiedlichen Bedeutungen und Konsequenzen je nach gesellschaftlichem Kontext, sozialer und aktivistischer Verortung sowie wissenstheoretischem Ansatz einhergehen (Davar, 2016; Gorman, 2013). So läuft die Herstellung kollektiver Erfahrungen und Identitäten Gefahr, zu vereinheitlichen und dadurch auszuschließen. Gorman (2013, S. 270–280) schreibt hierzu, dass sowohl die Identifikation als *Mad* als auch die Konzeptualisierung von Psych-Diskriminierung meist nicht in Wechselwirkung mit Rassismus und genderbasierter Diskriminierung gedacht wird.

Somit bewegt sich die Herleitung von selbstbestimmten Modellen und Paradigmen in den Mad Studies in dem Spannungsfeld von situativ, zeitlich, geographisch und wissenstheoretisch variierenden (Selbst-)Verständnissen und dem Versuch, kritisch an hegemoniale Diskurse anzuschließen, um in diese zu intervenieren. Einige Beiträge versuchen, mit eben diesem Dilemma zu arbeiten und in der eigenen Herleitung Wege für

kollektive und multiperspektivische Gestaltungen von selbstbestimmten Paradigmen zu finden (Boger, 2019; Russo, 2016).

4.6 Eigene Geschichte_n schreiben: Bewegungsforschung

Geschichte_n von gegenwärtigen und vergangenen Widerständen und den eigenen Bewegungen zu schreiben ist ein weiterer Forschungsschwerpunkt. Im englischsprachigen Raum werden die unterschiedlichen Ansätze aktueller Bewegungen in *user*, *survivor*, *ex-patient* und *Mad movement* (Diamond, 2014) unterteilt, wobei sowohl verbindende Elemente als auch Spannungsfelder und Unterschiede aufgezeigt werden. Eine ähnliche Differenzierung nimmt Boger (2019) für den deutschsprachigen Raum vor, indem sie die Depathologisierungsbewegungen in dem Trilemma von Empowerment, Normalisierung und Dekonstruktion diskutiert.

In der Forschung zu aktivistischen Bewegungen werden außerdem verschiedene intersektionale Spannungsfelder und Ausschlüsse analysiert. Arbeiten in diesem Feld kritisieren *weiß*-westliche (Gorman, 2013; Meerai et al., 2016), ableistische (Inckle, 2017; Withers, 2014) und genderbasierte (Diamond, 2014) Ausschlüsse in psychiatriekritischen Widerständen. Analog dazu werden verRückende Stereotypen und Ausschlüsse in queeren, feministischen und anti-rassistischen Bewegungen kritisch untersucht und diskutiert (Diamond, 2014; Lüthi, 2016).

4.7 Emanzipative Unterstützungsstrukturen schaffen – Self Care und ‚Alternativen zu Psychiatrie‘

Innerhalb von Mad Studies werden kollektive und individuelle Formen der Unterstützung und Selbstsorge/Self Care diskutiert und entwickelt, welche nicht auf (sozial-) psychiatrischen Verhältnissen aufbauen (Lehmann & Stastny, 2007; Russo & Sweeney, 2016). Die Auseinandersetzungen damit umfassen autoethnographische und empirisch-qualitative Arbeiten zu nicht-professionalisierten kollektiven Unterstützungsstrukturen und -konzepten (Morrow, 2013), zu Self Care-Strategien (Hille, 2019; Lehmann, 2007), zu alternativen Heilmethoden und der Kritik westlicher diagnostischer Verständnisse (Davar, 2016) sowie Berichte und Analysen von (teil-)professionalisierten nicht-(sozial-) psychiatrischen Unterstützungssystemen (Lehmann & Stastny, 2007), die teilweise mit positionierten anti-rassistischen und/oder feministischen Ansätzen arbeiten (Thesing, 2017, S. 74–79). ‚Alternativen‘ zu Psych-Verständnissen zu schaffen bedeutet auch, emanzipative Verständnisse in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen umzusetzen. Dies umfasst eine Verschiebung medialer Diskurse (Patel, 2014; Wipond, 2013) ebenso wie die strukturelle und pädagogische (Um-)Gestaltung von Bildungskontexten (Boger, 2019; Price, 2011).

Diese Arbeiten zeigen, wie (Selbst-)Verständnisse und Bezugnahmen außerhalb von Psych-Logiken gelebt werden können. Viele Auto*rinnen beschreiben, dass dies oft nur isoliert und teilweise gar nur versteckt möglich ist. Eine weitere in vielen Analysen geteilte Schlussfolgerung ist, dass Unterstützungsstrukturen und Verständnisse, die aus Betroffenenperspektiven entwickelt wurden, im Laufe der Zeit oftmals Teil von sozialpsychiatrischen Zusammenhängen (Russo & Sweeney, 2016, S. 3) und neoliberalen Narrativen (Morrow, 2013) werden. Emanzipative Ansätze werden dabei hegemonial angeeignet und von ihren Entstehungskontexten getrennt. Zurückgeführt werden diese Prozesse auf strukturelle und finanzielle Abhängigkeiten und bürokratische Hürden, auf Professionalisierung und epistemische Hierarchien, welche verrückte Perspektiven diskursiv abwerten. Dies ist auch Gegenstand der in Großbritannien entstandenen Bewegung ‚Recovery in the Bin‘, welche die neoliberale Aneignung und Entpolitisierung von widerständigen *recovery*-Verständnissen kritisiert.

In Mad Studies werden ‚Alternativen zur Psychiatrie‘ mitgestaltet, aber auch kritisch besprochen. Eine Kritik setzt daran an, dass auch in den ‚Alternativen zur Psychiatrie‘ Vorstellungen reproduziert werden, welche westliche Psychiatrieverständnisse als universell verstehen und nicht-psychiatrische globale und prä- oder nicht-koloniale Wissenstraditionen nicht berücksichtigen (Davar, 2016, S. 16). Eine weitere Kritik thematisiert, dass es, wenn Psychiatrie als Gewaltssystem verstanden wird, keiner ‚Alternative‘ bedarf, sondern der Abschaffung. Folglich gehe es nicht um die Suche nach ‚Alternativen‘, sondern vielmehr um Nicht- oder Statt-Psychiatrie (Lehmann und Stastny, 2007).

5 Sind Mad Studies Teil von Disability Studies?

Nach dieser Vorstellung der Mad Studies soll abschließend ihr Verhältnis zu den Disability Studies diskutiert werden. Es gibt eine Vielzahl verschiedener Ansätze zu den Verbindungen, Annäherungen und (solidarischen) Abgrenzungen zwischen den Konzepten der Behinderung und Konzepten der Verrücktheit oder Psychiatriebetroffenheit (Spandler et al., 2015). Mit Bezug auf den deutschsprachigen Raum werden diese Ambivalenzen von Boger (2020) sowie Russo und Stephanie Wooley (2020) diskutiert. Hervorgehoben wird dabei sowohl die Relevanz, diese Felder zusammenzudenken (Inckle, 2017; Withers, 2014), als auch die Notwendigkeit, sie zu differenzieren oder voneinander abzugrenzen (Beresford & Russo, 2016). Die zentralen Argumentationen lassen sich im Wesentlichen in den drei Aspekten bündeln: Modelle von Behinderung, aktivistische und bewegungsgeschichtliche Verortungen und universitäre Anbindungen von Mad Studies.

Erstens gibt es Debatten um die (Nicht-)Anschließbarkeit an Modelle der Behinderung: In den gesellschaftsstrukturierenden Wissensordnungen von Medizin

und Recht wird VerRücktheit als Bestandteil der Dreiteilung von Behinderung mittels psychiatrischen, intellektuellen und Körpernormen verstanden. Grundlage hierfür sind unterschiedliche Modelle von Behinderung (Russo & Wooley, 2020). Diese Verständnisse sind wirkmächtig im Alltag, denn sie manifestieren sich in den Krankheitskatalogen der Weltgesundheitsorganisation, in der UN-Behindertenrechtskonvention und in Antidiskriminierungs-, Gleichstellungs- und Sozialgesetzen.

Die Unterscheidung von Mad und Disability Studies wird teilweise mit der Distanzierung von Modellen der Behinderung, inklusive dem in Disability Studies verwendeten sozialen Modell, begründet (Beresford & Russo, 2016; Russo & Wooley, 2020). Gleichzeitig ist diese Kritik auch anschließbar an Debatten innerhalb der Disability Studies, welche auf die Limitationen der Modelle hinweisen (Waldschmidt, 2020). So wird diese gemeinsame Kritik stellenweise auch als verbindendes Element von Mad und Disability Studies angeführt (Inckle, 2017; Withers, 2014).

Zweitens werden bewegungsgeschichtliche und aktivistische Verortungen diskutiert: Zentrale Bewegungen wie die Irren-Offensive, Psychiatriebetroffenen-Bewegungen, Stimmenhör*erinnen, Trialoge, Selbsthilfegruppen, die Demokratische Psychiatrie und die Weglaufhäuser organisierten (und benannten) sich ohne direkten Bezug zu der Behindertenbewegung. In der neueren Bewegung ‚behindert und verrückt feiern‘, die sich bisher in Wien und Berlin organisiert, findet sowohl eine Annäherung der Bewegungen statt als auch eine Differenzierung, die schon in dem Titel deutlich wird. Daran anschließend finden sich in Mad Studies Ansätze, welche aus den geteilten Erfahrungen des behindert-werdens eine Verbundenheit der Mad Studies und Disability Studies ableiten (Boger, 2020). An anderen Stellen wird darauf hingewiesen, dass es wichtig sei, die Spezifik von Mad Studies auch in der Unterscheidung und Unabhängigkeit zu den Disability Studies herauszuarbeiten (Beresford & Russo, 2016).

Drittens werden über universitäre Anbindungen Bezugnahmen zwischen den Feldern deutlich. Internationale Mad Studies sind oft an Disability Studies-Programme angebunden oder aus diesen entstanden. Dies ist auch bei den seit 2002 stattfindenden Seminaren über ‚Mad People’s History‘ an der Ryerson Universität in Toronto, Kanada, der Fall. Sie werden von Aktiv*istinnen der Betroffenen-Bewegungen konzipiert und geleitet (Reville, 2013, S. 171–174) und gelten als ‚Ursprungsort‘ der heutigen Mad Studies. Ähnlich verläuft, wie oben ausgeführt, die universitäre und künstlerisch-kulturelle Anbindung im deutschsprachigen Raum.

Zusammenfassend wird deutlich, dass Mad Studies und Disability Studies konfrontiert sind mit den herrschenden sozialen Kategorien von VerRücktheit und Behinderung, die sie zu hinterfragen und herauszufordern versuchen. Indem sie sich zu den gängigen Kategorisierungen verhalten müssen, laufen sie tendenziell auch Gefahr, diese zu reproduzieren. Gleichzeitig liegt im kritischen Bezug auf diese Kategorien auch das Potential unterschiedlichster Formen der Solidarisierung und Verbündung.

6 Fazit

Mad Studies ist ein im Entstehen begriffenes Forschungsfeld. Es verbindet künstlerische, aktivistische, akademische Wissensproduktionen und -ansätze, die sich kritisch mit Psych-Zusammenhängen auseinandersetzen und sich auf die Suche nach emanzipativen Verständnissen und Praktiken begeben. Dabei bewegen sich Mad Studies inmitten vieler Ambivalenzen und Spannungsfelder. Der Beitrag hat diese erstens anhand der Debatten um die Definition oder Nicht-Definition von Mad Studies diskutiert. Ein zweites Spannungsfeld entfaltet sich in dem Ansatz, verRückte und psychiatriebetroffene Perspektiven zu zentrieren und gleichzeitig essentialisierenden und vereinheitlichenden Konstruktionen von ‚Verrücktheit‘ oder ‚Psychiatriebetroffenheit‘ entgegenzuwirken. Eine dritte Ambivalenz zeigt sich in dem Versuch einer akademischen Anbindung von Mad Studies und der gleichzeitigen Kritik an akademischen Prämissen und Ausschlüssen. Diese Spannungen und Widersprüche zeigen sich ähnlich in anderen kritisch verordneten Forschungsfeldern und sind Mad Studies keinesfalls eigen.

Für Mad Studies sind die Vielstimmigkeit und Multi-Perspektivität, welche diesen Spannungsfeldern zugrunde liegen, in gewisser Weise bezeichnend. Es geht um eine ‚Umarmung‘ des Widerspruchs und der Dissonanz. Im Sinne von Ingram (2016, S. 13) können die Mad Studies als ein Ver_such verstanden werden, VerRücktheit in dem wissen-schaffenden Vorgehen zu erhalten. Die Dissonanz, das Widersprüchliche, hegemonial Unverständliche, Undisziplinierte und Vielstimmige ist – sowohl in einem phänomenologischen als auch in einem konstruktivistischen Verständnis – bezeichnend für (die gesellschaftliche Herstellung von) VerRücktheit. Im besten Falle gelingt es Mad Studies, Ambivalenz und Spannung als verbindende Bezugspunkte des Forschungsfeldes zu erhalten. In der damit verbundenen Gleichzeitigkeit unterschiedlichster Wahrheiten, Ansätze und Perspektiven liegt ihr Potential, neue Möglichkeiten von kritischen Analysen, emanzipativen (Selbst-)Verständnissen und Bezugnahmen zu eröffnen.

Literatur

- Ayim, M. (1997). *Grenzenlos und unverschämt*. Orlanda Frauenverlag.
- Ayim, M. (2013). *Weitergehen*. Orlanda Frauenverlag.
- Ben-Moshe, L., Chapman, C., & Carey, A. C. (Hrsg.). (2014). *Disability Incarcerated*. Palgrave Macmillan.
- Beresford, P. (2012). Die Rolle des Wissens der Betroffenen beim Aufbau von Alternativen zur Psychiatrie. In Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt e. V. (Hrsg.), *Auf der Suche nach dem Rosengarten* (S. 8–15). Selbstverlag.
- Beresford, P., & Russo, J. (2016). Supporting the sustainability of mad studies and preventing its co-option. *Disability & Society*, 31(2), 270–274.
- Boger, M.-A. (2019). *Theorien der Inklusion: Die Theorie der trilemmatischen Inklusion zum Mitdenken*. edition assemblage.

- Boger, M.-A. (2020). Mad Studies und/in/als Disability Studies. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum* (S. 41–55). Beltz Juventa.
- Brehme, D., Fuchs, P., Köbsell, S., & Wesselmann, C. (Hrsg.). (2020). *Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung*. Beltz Juventa.
- Brink, C. (2010). *Grenzen der Anstalt. Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland 1860–1980*. Wallstein.
- Brügge, C., & Wildwasser Bielefeld e. V. (1999). *Frauen in ver-rückten Lebenswelten*. eFeF Verlag.
- Buck-Zecherin, D. (2007). Siebzig Jahre Zwang in deutschen Psychiatrien. In P. Lehmann, & P. Stastny (Hrsg.), *Statt Psychiatrie 2* (S. 17–25). Antipsychiatrieverlag.
- Castel, F., Castel, R., & Lovell, A. (1982). *Psychiatisierung des Alltags*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1979).
- Davar, B. (2016). Alternatives or a way of life? In J. Russo, & A. Sweeney (Hrsg.), *Searching for a rose garden* (S. 14–19). PCCS Books.
- Diamond, S. (2014). Feminist resistance against the medicalization of humanity. In B. Burstow, B. A. LeFrançois, & S. Diamond (Hrsg.), *Psychiatry disrupted* (S. 194–207). McGill-Queen's University Press.
- Fabris, E., & Aubrecht, K. (2014). Chemical constraint. In L. Ben-Moshe, C. Chapman, & A. C. Carey (Hrsg.), *Disability incarcerated* (S. 185–200). Palgrave Macmillan.
- Foucault, M. (2015). *Die Macht der Psychiatrie. Vorlesungen am Collège de France 1973–1974*. Suhrkamp.
- Gorman, R. (2013). Mad nation? In B. A. LeFrançois, R. Menzies, & G. Reaume (Hrsg.), *Mad matters* (S. 269–280). Canadian Scholars' Press
- Green, H. (1989). *Ich habe dir nie einen Rosengarten versprochen*. Rowohlt (Erstveröffentlichung 1964).
- Hille, F. (2019). Auf dass Selbstfürsorge möglich(er) wird. In E. Mader, C. Schmechel, K. Kawalska, & A. Steinweg (Hrsg.), *Gegendiagnose II* (S. 157–167). edition assemblage.
- Inckle, K. (2017). Like a hole in the head? *Asylum. The Magazine for Democratic Psychiatry*, 24(1), 16–17.
- Ingram, R. A. (2016). Doing mad studies. Making (non)sense together. *Intersectionalities. A Global Journal of Social Work Analysis, Research, Polity, and Practice*, 5(3), 11–17.
- Kempker, K. (1991). *Teure Verständnislosigkeit*. Antipsychiatrieverlag.
- Kempker, K. (2000). *Mitgift. Notizen vom Verschwinden*. Antipsychiatrieverlag.
- Kempker, K., & Lehmann, P. (Hrsg.). (1993). *Statt Psychiatrie*. Antipsychiatrieverlag.
- Krämer, U., & Rose, D. (2017). Wie Psychiatrie-Erfahrene Forschungsprozesse gestalten. *Sozial-psychiatrische Informationen*, 47(2), 38–42.
- Lauff, S. (2020). Die gemiedene Kategorie der Psyche in der intersektionalen Diskriminierungskritik. Psychismus als Diskriminierungsform denken wagen. In J. Hahmann, U. Knobloch, M. Kubandt, A. Orlikowski, & C. Plath (Hrsg.), *Geschlechterforschung in und zwischen den Disziplinen: Gender in Soziologie, Ökonomie und Bildung* (S. 63–79). Barbara Budrich.
- Lavant, C. (2016). *Aufzeichnungen aus dem Irrenhaus*. Wallstein (Erstveröffentlichung 1959).
- LeFrançois, B. A., Beresford, P., & Russo, J. (2016). Destination mad studies. *Intersectionalities. A Global Journal of Social Work Analysis, Research, Polity, and Practice*, 5(3), 1–10.
- LeFrançois, B. A., Menzies, R., & Reaume, G. (Hrsg.). (2013). *Mad matters*. Canadian Scholars' Press.
- Lehmann, P. (2007). Was hilft mir, wenn ich verrückt werde? In P. Lehmann, & P. Stastny (Hrsg.), *Statt Psychiatrie 2* (S. 42–75). Antipsychiatrieverlag.
- Lehmann, P., & Stastny, P. (Hrsg.). (2007). *Statt Psychiatrie 2*. Antipsychiatrieverlag.

- Lieghio, M. (2013). A Denial of Being. In B. A. LeFrançois, R. Menzies, & G. Reaume (Hrsg.), *Mad matters* (S. 122–129). Canadian Scholar's Press.
- Lüthi, E. (2016). Relocating mad_trans re_presentations within an intersectional framework. *Intersectionalities. A Global Journal of Social Work Analysis, Research, Polity, and Practice*, 5(3), 130–150.
- Lüthi, E. (2019). PsychGewalt_ig. In E. Mader, C. Schmechel, K. Kawalska, & A. Steinweg (Hrsg.), *Gegendiagnose II* (S. 214–233). edition assemblage.
- Lüthi, E. (Hrsg.). (2020). *BeHindert & verRückt. Worte_Gebärden_Bilder finden*. edition assemblage.
- Mader, E. (2015). Psychopathologisierung und Rassismus in Deutschland. In C. Schmechel, F. Dion, K. Dudek, & M.* Roßmöller (Hrsg.), *Gegendiagnose. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie* (S. 76–101). edition assemblage.
- Mader, E., Schmechel, C., Kawalska, K., & Steinweg, A. (Hrsg.). (2019). *Gegendiagnose II: Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie*. edition assemblage.
- Meerai, S., Abdillahi, I., & Poole, J. (2016). An introduction to Anti-Black Sanism. *Intersectionalities. A Global Journal of Social Work Analysis, Research, Polity, and Practice*, 5(3), 18–35.
- Menzies, R., LeFrançois, B. A., & Reaume, G. (2013). Introducing mad studies. In B. A. LeFrançois, R. Menzies, & G. Reaume (Hrsg.), *Mad matters* (S. 1–22). Canadian Scholar's Press.
- Mirza, M. (2014). Refugee camps, asylum detention, and the geopolitics of transnational migration. In L. Ben-Moshe, C. Chapman, & A. C. Carey (Hrsg.), *Disability incarcerated* (S. 217–236). Palgrave Macmillan.
- Morrow, M. (2013). Progressive paradigm or neoliberal smokescreen? In B. A. LeFrançois, R. Menzies, & G. Reaume (Hrsg.), *Mad matters* (S. 327–333). Canadian Scholars' Press.
- O'Leary, M., & Ben-Moshe, L. (2019). The politics of „Treatment“ and „Choice“ in neoliberal times. In A. Daley, L. Costa, & P. Beresford (Hrsg.), *Madness, violence and power* (S. 115–135). University Press.
- Oppenländer, L. (2016). Verzweifeln in der dritten Person. Depression als Psychopathologisierung und internalisierte Diskriminierung interdepenDenken. In AK ForschungsHandeln (Hrsg.), *InterdepenDenken! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten?* (S. 27–48). w_orten & meer.
- Oppenländer, L. (2020). Morgenrunde – Ein Stück in drei (psychiatrischen) Akten. In E. Lüthi (Hrsg.), *beHindert & verRückt. Worte_Gebärden_Bilder finden* (S. 190–200). edition assemblage.
- Patel, S. (2014). Racing Madness. In L. Ben-Moshe, C. Chapman, & A. C. Carey (Hrsg.), *Disability incarcerated* (S. 201–215). Palgrave Macmillan.
- Price, M. (2011). *Mad at school. Rhetorics of mental disability and academic life*. University of Michigan Press.
- Rembis, M. (2014). The new asylums. In L. Ben-Moshe, C. Chapman, & A. C. Carey (Hrsg.), *Disability incarcerated* (S. 139–162). Palgrave Macmillan.
- Reville, D. (2013). Is mad studies emerging as a new field of inquiry? In B. A. LeFrançois, R. Menzies, & G. Reaume (Hrsg.), *Mad matters* (S. 170–180). Canadian Scholars' Press.
- Russo, J. (2012). Survivor-controlled research. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 13(1), Art. 8. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1790/3310>. Zugegriffen: 15. Okt. 2020.
- Russo, J. (2016). Towards our own framework, or reclaiming madness part two. In J. Russo, & A. Sweeney (Hrsg.), *Searching for a rose garden* (S. 59–68). PCCS Books.
- Russo, J., & Sweeney, A. (Hrsg.). (2016). *Searching for a rose garden*. PCCS Books.

- Russo, J., & Wooley, S. (2020). The implementation of the Convention on the Rights of Persons with Disabilities: More than just another reform of psychiatry. *Health and Human Rights Journal*, 22(1), 151–161.
- Schmechel, C., Dion, F., Dudek, K., & Roßmöller, M.* (Hrsg.). (2015). *Gegendiagnose*. edition assemblage.
- Spandler, H., Anderson, J., & Sapey, B. (Hrsg.). (2015). *Madness, distress and the politics of disablement*. University Press.
- Thesing, P. (2017). *Feministische Psychiatriekritik*. Unrast.
- Voronka, J. (2019). The mental health peer work as informant. *Disability & Society*, 34(2), 564–582.
- Waldschmidt, A. (2020). Jenseits der Modelle. Theoretische Ansätze in den Disability Studies. In D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell, & C. Wesselmann (Hrsg.), *Disability Studies im deutschsprachigen Raum* (S. 56–73). Beltz Juventa.
- Wandert, T., & Ochsmann, R. (2005). Whiteness, Rassismus und ‚Race‘ in der Psychologie. In S. Arndt, M. M. Eggers, G. Kilomba, & P. Piesche (Hrsg.), *Mythen, Masken, Subjekte* (S. 304–317). Unrast.
- Weigand, S. (2015). Zur Herrschaftsförmigkeit der reformierten Psychiatrie. In C. Schmechel, F. Dion, K. Dudek, & M.* Roßmöller (Hrsg.), *Gegendiagnose. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie* (S. 20–47). edition assemblage.
- Wipond, R. (2013). Pitching mad. In B. A. LeFrançois, R. Menzies, & G. Reaume (Hrsg.), *Mad matters* (S. 253–264). Canadian Scholars' Press.
- Withers, A. J. (2014). Disability, divisions, definitions, and disablism. In B. Burstow, B. A. LeFrançois, & S. Diamond (Hrsg.), *Psychiatry disrupted* (S. 114–128). McGill-Queen's University Press.

Elijah Lüthi, Dipl.-Päd. forscht, lehrt, dichtet, publiziert und kuratiert freischaffend als Akademie der Unvernunft und in dem Arbeitsbereich Disability Studies und Inklusive Bildung am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: Mad Studies, Mad Arts & Culture, Gender Studies, mediale Repräsentationen, Diskursanalyse.

<http://akademie-der-unvernunft.org>

<https://www.uibk.ac.at/dk-gender/doktorandinnen/persoенliche-seite-luethi.html>



Diversity Studies und Disability Studies

Laura Dobusch

Zusammenfassung

Ziel des Beitrags ist es, das Verhältnis zwischen Disability Studies und Diversity Studies hinsichtlich gegenseitiger Anschlüsse und potenzieller Bruchstellen zu bestimmen. Zu Beginn erfolgt ein Überblick über die Entwicklung und Etablierung der Diversitätsforschung im angloamerikanischen sowie deutschsprachigen Raum. Anschließend werden verschiedene Ansätze der Diversity Studies erläutert sowie konkrete Forschungsarbeiten zum Thema (Nicht-)Behinderung vorgestellt und in ihrer Passung mit den Disability Studies reflektiert. Abschließend wird der Forschungsbedarf an der Schnittstelle von Disability Studies und Diversity Studies skizziert.

Schlüsselwörter

Differenz · Diversitätsforschung · Diversity Management · Heterogenität · Organisationsforschung

1 Einleitung

Jede Beschreibung der Diversitätsforschung bzw. der Diversity Studies als eigenständiges Forschungsfeld repräsentiert gleichzeitig einen Akt, der an der Etablierung dieser noch jungen Forschungsrichtung mitwirkt (Ahonen et al., 2014). Eine solche Beschreibung ist immer auch Bestandteil der Deutungskämpfe im Wissenschaftssystem

L. Dobusch (✉)
Radboud Social Cultural Research, Radboud University, Nijmegen, Niederlande
E-Mail: l.dobusch@ru.nl

um eine „Ordnung der Wahrheit“ (Foucault, 1978, S. 51). Mit Blick auf die Diversity Studies werden diese Deutungskämpfe nicht nur hinsichtlich inhaltlicher Schwerpunktsetzungen (Was ist unter Diversität zu verstehen und wie ist sie zu beforschen?) geführt, sondern auch entlang disziplinärer Grenzziehungen (Wer forscht wo unter dem Etikett ‚Diversitätsforschung‘?) und sie finden gegenwärtig unter besonders turbulenten Vorzeichen statt (Andresen et al., 2009; Krell, 2014): Diversität bzw. Diversity – verstanden als Bündel potenziell ungleichheitsstiftender Unterschiede zwischen Menschen – stellt in wissenschaftlichen wie öffentlichen Diskursen gleichermaßen ein „hot topic“ (Vertovec, 2015, S. 1) dar.

Ziel dieses Beitrags ist es, das Verhältnis zwischen Disability Studies und Diversity Studies hinsichtlich gegenseitiger Anschlüsse und potenzieller Bruchstellen zu bestimmen. Nachfolgend werden die Begriffe ‚Diversitätsforschung‘ und ‚Diversity Studies‘ synonym verwendet; die Ausdrücke ‚Diversity‘ oder ‚diversity-bezogen‘ werden benutzt, wenn auf konkrete, praxisbezogene Kontexte rekurriert wird, und der Begriff ‚Diversität‘ verweist auf wissenschaftliche Zusammenhänge. Diese begriffliche Spezifizierung ist notwendig, denn die multiple Anschlussfähigkeit von Diversität bzw. Diversity an unterschiedliche Diskurse bedeutet für die wissenschaftliche Auseinandersetzung eine Herausforderung: Versuche konzeptioneller Vereindeutigung sowie konsensueller Kanonbildung erweisen sich als schwierig; hinzu kommen anhaltende Kontroversen über ‚Fluch und Segen‘ des „diversity turn“ (Vertovec, 2012, S. 287).

Vor dem Hintergrund des komplexen Kräftefeldes, das die Diversitätsforschung auszeichnet, erscheint es im Folgenden sinnvoll, sowohl die Entstehungsbedingungen als auch die zentralen Debatten und Reibungspunkte dieser Forschungsrichtung näher zu beleuchten. Anschließend können Qualität wie Potenzial des Verhältnisses von Disability Studies und Diversity Studies näher bestimmt werden. Aus diesem Grund werden zunächst die zentralen Begründungsnarrative der Diversitätsforschung skizziert und bedeutende Strömungen innerhalb der Diversity Studies erläutert. Darauf folgt ein Überblick über konkrete Forschungsarbeiten zur Kategorie (Nicht-)Behinderung im Rahmen der Diversitätsforschung. Anschließend wird die Rezeption der Diversity Studies innerhalb der Disability Studies skizziert. Zum Abschluss werden mögliche Erkenntnis- und Aufmerksamkeitsgewinne diskutiert, die durch die Forschung an der Schnittstelle von Disability Studies und Diversity Studies erzielt werden können.

2 Etablierung und Strömungen der Diversity Studies

Zur Begründung der Entstehung und Etablierung der Diversity Studies in anglo-amerikanischen und deutschsprachigen Kontexten werden meist zwei Erzählungen ins Feld geführt, die sich zwar nicht widersprechen (müssen), aber dennoch selten gemeinsam herangezogen werden: Zum einen wird das Aufkommen der Diversitätsforschung als Reaktion auf empirische Phänomene (z. B. die *civil rights movement* in den USA) und ökonomische Bedarfe (z. B. die Diversifizierung der

Beschäftigtenstrukturen in Unternehmen und globalisierte Arbeitsmärkte) gedeutet (Krell, 2014; Nkomo & Stewart, 2006). Zum anderen wird die Diversitätsforschung im Kontext kultur- und sozialwissenschaftlicher Debatten, nämlich der Auseinandersetzung mit der Beschaffenheit sozialer Differenzierung, deren Bedingungen und Folgen verortet (Allemann-Ghionda, 2011; Vertovec, 2015). Während das erste Narrativ die Entstehung der Diversity Studies auf den Wandel sozialer Verhältnisse zurückführt, betont das zweite Narrativ die Kontinuität entsprechender sozialwissenschaftlicher Forschung. Wie sich zeigen wird, implizieren beide Begründungszusammenhänge jeweils eigene Akzente bei den Forschungsschwerpunkten und unterschiedliche Konturierungen des Forschungsfeldes. Im Folgenden werden die beiden zentralen Strömungen der Diversitätsforschung, zum einen organisations- und wirtschaftswissenschaftliche und zum anderen kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze, näher erläutert. Zusätzlich wird mit den Critical Diversity Studies eine dritte Perspektive aufgezeigt, der eine vermittelnde Position zwischen den beiden anderen Ansätzen zukommt.

2.1 Organisations- und wirtschaftswissenschaftliche Ansätze

Im ersten Begründungsnarrativ, das für organisations- und wirtschaftswissenschaftliche Ansätze der Diversitätsforschung relevant ist, werden vor allem zwei Ereignisse als Wegbereiter für die Herausbildung der Forschungsperspektive genannt: Neben dem Aufkommen der Bürger_innenrechtsbewegung in den USA ab den 1950er Jahren wird die Veröffentlichung der US-amerikanischen Studie *Workforce 2000* (Johnston & Packer, 1987) Ende der 1980er Jahre als signifikantes Ereignis angeführt.

Der Bürger_innenrechtsbewegung wird als erster zentraler Faktor aus zwei Gründen enorme Bedeutung zugerechnet: So bekämpfte sie nicht nur die damals in den USA vorherrschende rassifizierte Segregationspolitik, sondern stieß auch die Verabschiedung des Civil Rights Act im Jahre 1964 an (Dobbin, 2009). Mit diesem Bundesgesetz wurden Diskriminierungen aufgrund von *race*,¹ Hautfarbe, Religion, Geschlecht und nationaler Herkunft für rechtswidrig erklärt und Mittel der Rechtsdurchsetzung bereitgestellt. Auffällig ist, dass die Kategorie (Nicht-)Behinderung keine explizite Erwähnung im Civil Rights Act erfuhr. Nichtsdestotrotz kann dieses Gesetz als Wegbereiter einer „minority rights revolution“ (Skrentny, 2002) gedeutet werden, denn in den Folgejahren fanden sukzessive auch die Interessen von Menschen mit Behinderungen durch entsprechende

¹Aufgrund des Nationalsozialismus und seiner rassistischen Ideologie wird im Deutschen meist von dem Begriff ‚Rasse‘ (> Pieper in diesem Band) Abstand genommen und stattdessen von ‚Ethnizität‘ gesprochen. Im angloamerikanischen Raum hat der Begriff *race* jedoch eine weite Verbreitung und ist auch mit teilweise anderen Konnotationen versehen (Lutz et al., 2010). Aus diesem Grund wird in diesem Aufsatz der Begriff ‚race‘ beibehalten, aber mit Anführungszeichen versehen, um die soziale Konstruiertheit dieser Kategorie im Besonderen zu betonen.

Gesetzgebung (z. B. Rehabilitation Act 1973, Americans with Disabilities Act 1990) zunehmend Berücksichtigung (Dobbin, 2009, S. 39).

Besondere Wirkungen entfaltete das Kapitel ‚Title VII‘ des Civil Rights Act im Hinblick auf die Beschäftigungspolitik, da es die Einrichtung einer Equal Employment Opportunity Commission (EEOC) zur Folge hatte, bei der Diskriminierungen angezeigt werden konnten. Zusätzlich verlangte es von bundesbehördlichen Auftragnehmer_innen Maßnahmenkataloge (*affirmative action plans*) zur Antidiskriminierung (Dobbin, 2009; Vedder, 2006). Allerdings wurden Umfang und Ausrichtung dieser Aktionspläne den Unternehmen selbst überlassen. In der Praxis bedeutete dies, dass es die Personalfachkräfte der Unternehmen als ihre Aufgabe sahen, personalpolitische Maßnahmen zu identifizieren und zu erproben, von denen sie sich die Sicherstellung von Regierungsaufträgen und das Abwenden von Klagen betroffener Arbeitnehmer_innen erhofften. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass der Diversity-Begriff nicht zuerst in wissenschaftlichen Zusammenhängen etabliert wurde: Es war der US-amerikanische Unternehmensberater R. Roosevelt Thomas Jr., der 1983 den Ausdruck *managing diversity* prägte (Kelly & Dobbin, 1998). Während das Aufkommen diversity-bezogener Rhetorik demnach dem ‚Primat der Praxis‘ geschuldet war, entwickelte sich auch in den USA die wissenschaftliche Bearbeitung und Auseinandersetzung zunächst eher zögerlich (Cox & Nkomo, 1990; Hearn & Parkin, 1983).

Erst durch das zweite zentrale Ereignis, das für organisations- und wirtschaftswissenschaftliche Ansätze wichtige Erscheinungen der Studie *Workforce 2000* am Ende der 1980er Jahre (Johnston & Packer, 1987), erhielt die Thematik größere akademische Aufmerksamkeit. Aufgrund demographischer Entwicklungen sagte diese Studie einen fundamentalen Wandel der Beschäftigtenstrukturen in US-amerikanischen Unternehmen voraus: „Nearly overnight, books and articles appeared that addressed the challenge of diversity and forecasts for the impending ‚Workforce 2000‘“ (Ragins & Gonzalez, 2003, S. 125; Cox & Blake, 1991; Loden & Rosener, 1991; Thomas, 1990).

Dagegen dauerte es fast ein Jahrzehnt, bis auch in Deutschland der Diversity-Begriff ‚angekommen‘ war. Ab Mitte der 1990er Jahre begann die deutschsprachige Betriebswirtschaftslehre, sich mit Diversity Management zu beschäftigen (Krell, 1996; Vedder, 2006); anschließend wurde dieser Ansatz auch in anderen Disziplinen aufgegriffen (Andresen et al., 2009; Römhild, 2014; Walgenbach, 2017).

Die Diffusion des Diversity-Begriffs von der Praxis in die Wissenschaft sowie die enge Verknüpfung mit Fragen nach Chancen und Grenzen von Diversity Management bewirkten eine bestimmte Konturierung organisations- und wirtschaftswissenschaftlicher Ansätze der Diversitätsforschung: Insbesondere am Anfang standen anwendungsorientierte Fragen zum konstruktiven und letztlich ‚verwertbaren‘ Umgang mit Diversität in Organisationen im Vordergrund (Lindau, 2010; Nkomo & Stewart, 2006). Dieser Fokus auf die Nutzbarmachung gruppenbezogener Differenzen kann als eine Ursache für die anfängliche Ausblendung und weitgehende Unterbeleuchtung von (Nicht-)Behinderung in dieser Strömung der Diversity Studies ausgemacht werden (Stone & Colella, 1996). So stellen Lynn M. Shore et al. (2009) in ihrem umfassenden

Literaturüberblick über die Forschung zu Diversität in Organisationen fest, dass das Thema (Nicht-)Behinderung zu Beginn vor allem unter negativen Vorzeichen – sei es hinsichtlich der Bedeutung für das beeinträchtigte Individuum, sei es aufgrund der Reaktionen des näheren und weiteren Umfelds – untersucht wurde. Carol Woodhams und Ardha Danieli (2000) argumentieren gar, dass der Ansatz des Diversity Management aufgrund seiner gruppenbezogenen Verwertungslogik mit einer individualisierten Adressierung der Anliegen von behinderten Arbeitnehmer_innen inkompatibel sei.

2.2 Kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze

Auch dem zweiten Begründungsnarrativ, der Diversitätsforschung in der Tradition kultur- und sozialwissenschaftlicher Kernanliegen, liegt zuweilen eine explizit normative Programmatik zugrunde, wenngleich hier Bezüge zur instrumentellen Nutzbarmachung von Diversität vermieden werden. So schreibt Cristina Allemann-Ghionda (2011, S. 16), in den letzten Jahrzehnten habe sich eine „wohlwollende Selbstverständlichkeit bei der Betrachtung von Diversität als Normalität“ in der Wissenschaft etabliert. Dadurch seien innerhalb einer Vielzahl kultur- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen bis dato selbstverständliche Hierarchisierungen und damit einhergehende Bewertungslogiken infrage gestellt worden (Allemann-Ghionda, 2011).

In dieser Strömung der Diversity Studies geht es also nicht darum, bestimmte Differenzmarkierungen oder Identitätsentwürfe zu legitimieren, sondern darum, den Modi sozialer Differenzierung als Zusammenspiel von wahrnehmungsleitenden Kategorisierungen und konkreten soziomateriellen Bedingungen nachzuspüren (Vertovec, 2015). Den kultur- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen innerhalb der Diversitätsforschung ist gemeinsam, dass der alleinige Fokus auf nur ein ‚Diversitätsmerkmal‘ als begründungsbedürftig gilt; ebenso werden Annahmen, die homogene Kontexte als ursprünglich und/oder erstrebenswert voraussetzen, infrage gestellt. Für ein entsprechendes Forschungsprogramm schließt diese Strömung der Diversitätsforschung an bereits etablierte Schlüsselkonzepte wie Ethnizität, Geschlecht, ‚race‘ oder Sexualität an, führt „ehemals getrennte und parallele Betrachtungsweisen“ (Allemann-Ghionda, 2011, S. 24) zusammen und ermöglicht dadurch eine „cross-fertilization of topics and disciplines concerned with the study of social differentiation“ (Vertovec, 2015, S. 10).

Andrea Bührmann (2017, S. 105) plädiert in diesem Zusammenhang für eine „reflexive Diversitätsforschung“, die einer intersektionalen Programmatik verpflichtet ist und „nicht nur Unterschiede zwischen verschiedenen Dimensionen der Vielfalt, sondern unterschiedliche Konnexionen zwischen und Interdependenzen unter verschiedenen Formen von Vielfalt erforscht.“ Mit der Verknüpfung von diversitätsorientierten und intersektionalen Ansätzen verhandelt Bührmann auch das Verhältnis von Diversitäts- und Geschlechterforschung (> Raab & Ledder in diesem Band) als kompatibel: Denn Intersektionalität – im Sinne einer Forschungsperspektive, welche die Gleichzeitigkeit und Verwobenheit sozialer Kategorisierungen und (Macht-)Verhältnisse betont – stellt

einen zentralen Pfeiler gegenwärtiger Geschlechterforschung dar (McCall, 2005). Diese wiederum positioniert sich großteils distanziert bis ablehnend gegenüber explizit diversitätsorientierten Ansätzen (Walgenbach, 2018).

Anders verhält es sich mit der Migrationsforschung (> Pieper in diesem Band), in der sich ein zunehmender Rekurs auf explizit diversitätsbezogene Ansätze abzeichnet (Nieswand, 2017), der zu einer „Dezentrierung der Migrationsforschung“ (Nieswand, 2016, S. 284) beiträgt. Der ursprüngliche Analysefokus auf Menschen mit Migrationshintergrund wird mit Hilfe der Diversity Studies um eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit „sozialen Ordnungen [ergänzt], in denen Migration eine Dynamik entfaltet“ (Nieswand, 2016, S. 284). Auf diese Weise können in der Migrationsforschung zusätzlich andere Diversitätsdimensionen Beachtung finden. Auch in den gegenwärtigen Differenzdebatten in den Erziehungswissenschaften lassen sich vermehrt Bezüge auf den Diversitätsbegriff feststellen, wenn etwa „affirmative Diversity-Management-Ansätze und machtkritische Diversity-Ansätze“ (Walgenbach, 2017, S. 92) untersucht werden sollen. Im Hinblick auf mögliche Verknüpfungen von Disability Studies und Diversity Studies steht allerdings, von einzelnen Arbeiten (Waldschmidt, 2014) abgesehen, die systematische Auseinandersetzung noch aus.

2.3 Critical Diversity Studies

Die Schilderung der beiden Begründungsnarrative und der damit zusammenhängenden Ansätze zeigt, dass sich die Diversitätsforschung in einer Phase forschungsprogrammatischer Ausrichtung befindet. Die damit einhergehenden Aushandlungen finden zum einen im Binnenverhältnis statt, wenn es etwa darum geht, mit der „Frontstellung zwischen dem funktionalistisch affirmativen und kritisch emanzipativen Diskursstrang“ (Bührmann, 2015, S. 83) umzugehen. Zum anderen spielen sie im Außenverhältnis eine Rolle, in den Beziehungen zu anderen Forschungsfeldern, die sich (schon länger) mit ähnlichen Fragestellungen beschäftigen (Andresen & Korbeuer, 2009; Krell et al., 2007; Thuswald, 2016). Die Binnen- wie Außenverhältnisse der Diversity Studies sind durch konfrontative Debatten und hartnäckige Reibungspunkte gekennzeichnet, die von der Auseinandersetzung über die ‚richtige‘ Definition und Theoretisierung des Diversitätskonzepts bis hin zur Infragestellung der Diversitätsforschung an sich reichen (Dobusch, 2017a).

Eine mögliche Ursache für die anhaltende Skepsis gegenüber Forschung unter dem Etikett ‚Diversität‘ ist die mangelnde Unterscheidung zwischen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Diversität(-skonzepten) auf der einen Seite und dem Rekurs auf den Diversitybegriff sowie den Ansatz des Diversity Managements in Praxiszusammenhängen auf der anderen Seite, wie die Definition von Sibylle Hardmeier und Dagmar Vinz (2007, S. 27) veranschaulicht: „Diversity [ist] als Konzept bekannt, das im deutschsprachigen Raum vor allem in der Privatwirtschaft [...] verankert ist und zumeist in der Kombination als ‚Diversity Management‘ auftaucht.“ Eine solche Perspektive

unterschätzt allerdings die Vielfalt innerhalb der Diversitätsforschung und läuft Gefahr, die Forschung zu vernachlässigen, die nicht in Abgrenzung zu, sondern mit dem *diversity turn* an der Verknüpfung diversitäts- und ungleichheitsbezogener Forschungsanliegen arbeiten möchte.

Einen solchen Fokus verfolgen die Critical Diversity Studies, die sich ab Mitte der 1990er Jahre im angloamerikanischen Raum an der Schnittstelle Diversitäts-, Organisations- und Ungleichheitsforschung herauszubilden begannen; dabei kommen unterschiedliche theoretische – zum Beispiel poststrukturalistische, postkoloniale oder (neo-)marxistische – Zugänge zum Einsatz. Die Critical Diversity Studies haben sich als Reaktion auf die als problematisch wahrgenommene „re-appropriation of equal opportunities by business through the notion of diversity“ (Zanoni et al., 2010, S. 9) entwickelt. Gemeinsam ist den unterschiedlichen Ansätzen, die unter diesem Dach eingeordnet werden können, dass sie Abstand von einer instrumentellen Perspektive auf Diversität nehmen (Zanoni et al., 2010). Stattdessen verfolgen sie eine Auseinandersetzung mit Diversität unter alternativen Vorzeichen, indem sie sowohl weit verbreitete, konzeptionelle Annahmen wie etwa die Auffassung, Diversität sei ein individuelles Merkmal, als auch die Reichweite vorhandener Theoretisierungen infrage stellen: „[Critical Diversity Studies] share, at the core, a non-positivistic, non-essentialist understanding of diversity [...]“ (Zanoni et al., 2010, S. 10)

Die programmatische Ausrichtung der Critical Diversity Studies steht mit zentralen Prämissen der Disability Studies im Einklang. So beschreibt etwa Gareth Williams den gemeinsamen Nenner der Arbeiten in den Disability Studies folgendermaßen: „Nearly all work in disability studies explicitly rejects conventional medical, administrative, welfare, or other ‚property definitions‘ of disability [...]“ (Williams, 2001, S. 124). Zwischen den Critical Diversity Studies und den Disability Studies gibt es demnach, was Grundlagen und Theoriekanon betrifft, gemeinsame Schnittmengen; allerdings nimmt auch in den Critical Diversity Studies – ebenso wie in den anderen Strömungen der Diversitätsforschung – die Beschäftigung mit (Nicht-)Behinderung zumindest unter quantitativen Gesichtspunkten eine Randstellung ein.

3 (Nicht-)Behinderung – ein Thema der Diversity Studies?

Für den aktuellen Forschungsstand lässt sich festhalten: Sowohl in der auf den Mainstream bezogenen als auch in der kritisch verorteten Diversitätsforschung kommt der Diversitätsdimension (Nicht-)Behinderung eine untergeordnete Rolle zu. Gleichzeitig lässt sich im letzten Jahrzehnt ein zunehmendes Interesse an (Nicht-)Behinderung im Sinne eines ‚legitimen‘ und relevanten Forschungsgegenstandes feststellen (Boehm & Dwertmann, 2015). Im folgenden Abschnitt wird die Bandbreite behinderungsbezogener Forschungsarbeiten im Rahmen der Diversity Studies aufgezeigt. Der Überblick orientiert sich allerdings nicht an den drei beschriebenen Strömungen, da sich diese in der zugrunde liegenden normativen Programmatik deutlich unterscheiden und auch

die jeweils zum Einsatz kommenden erkenntnistheoretischen sowie methodologischen Perspektiven wenig homogen sind. Vor diesem Hintergrund wird die Darstellung am „Kompass der Diversityforschung“ (Krell & Sieben, 2007, S. 245) ausgerichtet, der eine Systematisierung anhand von vier Forschungszugängen – der funktionalistischen, interpretativen, poststrukturalistischen und (ideologie-)kritischen Perspektive – vorschlägt:

Im *funktionalistischen* Zugang steht meist die Untersuchung bereits vorab festgelegter ‚Diversitätsmerkmale‘ unter instrumentellen Gesichtspunkten (z. B. Nutzenmaximierung, Konfliktlösung) im Vordergrund. Während diese Perspektive die Strömung der organisations- und wirtschaftswissenschaftlichen Diversitätsforschung dominiert (Jacques, 2016; Lindau, 2010), ist die funktionalistische Betrachtungsweise im Zusammenhang mit Behinderung erst in den letzten Jahren zunehmend relevant. Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass Menschen mit Behinderungen im Unterschied zu anderen als diversitätsrelevant aufgefassten Gruppen (z. B. Frauen ohne Beeinträchtigungen, Fachkräfte mit Migrationshintergrund) nicht mit einem unausgeschöpften Potenzial an besonderen individuellen Fähigkeiten oder allgemein mit positiven ‚Diversitäts-Effekten‘ auf organisationaler Ebene (z. B. Kreativität, Innovation) verknüpft werden (Thanem, 2008; Woodhams & Danieli, 2000). Dass sich diesbezüglich ein Wandel abzeichnet, zeigen Forschungsarbeiten, welche behinderungsbezogene Maßnahmen im Rahmen von Diversity Management untersuchen (Ball et al., 2005; Phillips et al., 2016), hinderliche und förderliche Faktoren für Menschen mit Behinderungen am Arbeitsplatz identifizieren (Boehm & Dwertmann, 2015; Boehm et al., 2011) oder das besondere Arbeitspotenzial der Personengruppe etwa im Bereich der Neurodiversität in den Blick nehmen (Austin & Pisano, 2017).

Aus der *interpretativen* Perspektive steht im Zentrum, wie Differenzen her- und festgestellt werden und welche Bedeutungen an diese (inter-)subjektiv geknüpft werden. Innerhalb behinderungsbezogener Diversitätsforschung stellt dieser Zugang die dominierende Perspektive dar; er zeichnet sich durch sozialpsychologisch unterfütterte Theoretisierungen im Anschluss an die Vorurteils-, Diskriminierungs- und Stigmatisierungsforschung aus (Shore et al., 2009). Arbeiten in diesem Feld beschäftigen sich etwa damit, welche Faktoren die Inklusion von Menschen mit Behinderungen am Arbeitsplatz beeinflussen und welche Rolle die Wahrnehmungsstrukturen der Kolleg_innen und Vorgesetzten ohne Behinderungen spielen (Nelissen et al., 2016; Smith, 2002; Stone & Colella, 1996) oder wie Arbeitnehmer_innen mit Behinderungen bestimmte Formen der Arbeitsorganisation wahrnehmen und ob sich dies auf die Arbeitszufriedenheit auswirkt (Baumgärtner et al., 2015). Für diese Forschungsarbeiten ist charakteristisch, dass sie Menschen mit Behinderungen und deren Sichtweisen und Bedürfnissen einen zentralen Stellenwert einräumen. Allerdings liegt den Studien oftmals implizit ein individualistisches Modell von Behinderung zugrunde; sie erheben somit keinen Anspruch darauf, die Kategorisierung ‚behindert‘ an sich infrage zu stellen.

Im Gegensatz dazu führen Forschungsarbeiten aus *poststrukturalistischer* Perspektive Diversität bzw. einzelne Differenzen nicht auf eine ‚natürliche‘ Wesenhaftigkeit von Personen zurück, sondern verstehen diese als das Ergebnis von diskursiv wirkmächtigen

Unterscheidungspraktiken. Dabei stehen weniger die individuelle Wahrnehmung und das subjektive Empfinden im Vordergrund; vielmehr wird überindividuell danach Ausschau gehalten, welches anerkannte oder umstrittene Wissen den Unterscheidungen zugrunde liegt und welche Ein- und Ausschlüsse sich daraus ergeben. Arbeiten mit einem poststrukturalistischen Zugang untersuchen etwa, wie in Organisationen zwischen erwünschter und unerwünschter Vielfalt unterschieden wird und welche Rolle ‚Behinderungswissen‘ dabei spielt (Dobusch, 2015), oder auch, auf welche diskursiven Strategien Arbeitnehmer_innen mit Behinderungen zurückgreifen, um am Arbeitsplatz ein positives Selbstbild aufrechtzuerhalten, auch wenn sie sich mit dem Stereotyp, dass mit Beeinträchtigungen stets Leistungsdefizite einhergehen, konfrontiert sehen (Jammaers et al., 2016).

Beim letzten Zugang, der (*ideologie-*)kritischen Perspektive, zeigen sich Elemente sowohl poststrukturalistisch als auch funktionalistisch ausgerichteter Forschungsansätze. Dieser Ansatz geht einerseits von bestimmten Diversitätsdimensionen und damit einhergehenden Macht- und Ungleichheitsverhältnissen aus und stellt andererseits neben der Kritik an diesen Verhältnissen die Identifizierung von Lösungs- und Handlungsansätzen in den Vordergrund. Im Hinblick auf die Kategorie (Nicht-)Behinderung ist dieser Strang der Diversitätsforschung noch am wenigsten ausgeprägt. Die Arbeit von Torkild Thanem (2008) zur Entwicklung eines ‚embodied approach‘ von Behinderung im Rahmen von Praktiken des Diversity Managements stellt in diesem Zusammenhang eine Ausnahme dar.

Die Zusammenschau der vier Perspektiven ergibt, dass mittlerweile durchaus eine (wachsende) Bandbreite von als diversitätsrelevant markierter Forschung mit Blick auf die Kategorie (Nicht-)Behinderung vorhanden ist. Die Arbeiten erstrecken sich von der Untersuchung des ‚besonderen Arbeitskräftepotenzials‘ von behinderten Menschen über die Auseinandersetzung mit subjektiven Wahrnehmungsstrukturen von Menschen mit und ohne Behinderungen bis hin zur Analyse der Herstellung und Wirkmächtigkeit von ‚Behinderungswissen‘, an das folgenreiche Inklusions- und Exklusionspraktiken geknüpft sind. Der nachfolgende und letzte Abschnitt geht der umgekehrten Frage nach, nämlich ob und inwiefern die Disability Studies an Forschungsansätze der Diversitätsforschung anknüpfen. Auch wenn Anne Waldschmidt (2014, S. 189) den „Grundgedanke[n] ‚verschieden aber gleich‘ als anregend“ beschreibt, stellen Bezugnahmen der Disability Studies auf die Diversity Studies noch eine Ausnahme dar (Schulz, 2014).

4 Diversität – ein Thema für die Disability Studies?

Das Thema ‚Diversität‘ – im Sinne von Unterschieden zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen, aber auch innerhalb der Gruppe der Menschen mit Behinderungen – begleitet die Disability Studies seit ihren Anfängen: zum einen auf einer grundsätzlich ontologischen Ebene, zum anderen auf der Ebene von Macht- und Repräsentationsverhältnissen beispielsweise innerhalb behinderungsbezogener Wissensproduktion.

Auf ontologischer Ebene wird der Umstand betont, dass Beeinträchtigungen einen unhintergehbaren Bestandteil menschlicher Existenz an sich ausmachen und daher Verschiedenheit und nicht Homogenität als der ‚Normalzustand‘ menschlicher Gesellschaften zu betrachten ist. So argumentiert etwa Irving Kenneth Zola, dass prinzipiell jede_r ‚Gefahr laufe‘, eine chronische Krankheit oder Beeinträchtigung zu entwickeln; vor diesem Hintergrund gehe es darum, die Einzigartigkeit jeder Person anzuerkennen; gleichzeitig sei eine Politik des „designing a flexible world for the many“ (Zola, 2005, S. 21) anzustreben. Mit ähnlicher Stoßrichtung formuliert Rosemarie Garland-Thomson (2005, S. 1567), dass es sich bei Beeinträchtigungen um einen „part of the spectrum of human variation“ handle, den es affirmativ anzuerkennen und mit entsprechenden Politiken zu adressieren gelte. Beiden Aussagen liegt der Ansatz zugrunde, die Verschiedenheit aller – von Menschen mit und ohne Behinderungen – als Ausgangspunkt für gesellschaftliches und politisches Handeln zu nehmen (Snyder & Mitchell, 2006). An dieser Stelle kommt es zu Überschneidungen zwischen den Disability Studies und organisations- und wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen der Diversitätsforschung, welche die individuelle Vielfalt von Organisationsmitgliedern betonen, allerdings ohne daraus gesellschaftspolitische Konsequenzen abzuleiten (Loden & Rosener, 1991).

Ähnlich verhält es sich mit der zweiten Ebene, auf der das Thema ‚Diversität‘ in den Disability Studies eine Rolle spielt: beim Umgang mit Macht- und Repräsentationsverhältnissen. An dieser Stelle werden vornehmlich die Identitätspolitik der Behindertenbewegungen und die behinderungsbezogene Wissensproduktion thematisiert. Einerseits geht es darum, „Differenzen *unter* Menschen mit Behinderungen zu beleuchten“ (Waldschmidt, 2014, S. 187; Hervorh. i. O.). Dies beinhaltet, auch die Hierarchisierungen innerhalb der Behindertenbewegungen sowie der Disability Studies in den Blick zu nehmen, etwa die Vernachlässigung von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen oder komplexen Mehrfachbeeinträchtigungen zugunsten jener mit körperlichen Beeinträchtigungen. Für Margrit Shildrick (2015, S. 15) ergibt sich diese asymmetrische Berücksichtigung innerhalb der Gruppe behinderter Menschen daraus, dass in sowohl akademischen wie aktivistischen Kontexten die Forderung nach „agency that enhance[s] self-determination and control over one’s environment“ im Vordergrund stehe und dadurch Menschen mit ‚leichten‘ körperlichen Beeinträchtigungen bevorzugt würden.

Andererseits spielt Diversität mit Bezug auf die behinderungsbezogene Wissensproduktion eine Rolle. So stellt sich die Frage, inwiefern die Kategorie (Nicht-) Behinderung mit anderen Diversitätsdimensionen zusammenwirkt, sowohl strukturell im Sinne der (Re-)Produktion gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse als auch individuell hinsichtlich persönlicher Identitätswürfe und Diskriminierungserfahrungen. Im Speziellen wird der Blick auf die Lebenslagen von Personengruppen gerichtet, die sich aufgrund bestimmter Zuordnungen – etwa als behindert *und* weiblich – mit besonderen Benachteiligungen konfrontiert sehen (> Raab & Ledder in diesem Band). Ayesha Vernon (1998, S. 209) formuliert eindrücklich: „[I]t is all the more important that the experience of disabled Black people, women, gay men and

lesbians, older people and those from the working class is fully integrated to take account of the fact that the experience of disability is often exacerbated by the interaction of other forms of oppressions.“ Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit (Nicht-)Behinderung und deren Zusammenwirken mit anderen Dimensionen sozialer Ungleichheit findet im deutschsprachigen Raum vor allem in auf Geschlecht fokussierten Arbeiten (Ewinkel et al., 1994; Schildmann, 2007) einen Niederschlag. In jüngerer Zeit erfolgt die wissenschaftliche Beschäftigung damit unter Rückgriff auf das Konzept der Intersektionalität (Jacob et al., 2010; Wansing & Westphal, 2014). Dagegen spielen in diesem Kontext Ansätze, die der Diversitätsforschung zugerechnet werden können und sich mit Fragen komplexer Identitätskonstruktion beschäftigen (Holck et al., 2016), für die Disability Studies noch kaum eine Rolle.

5 Fazit

Forschungsarbeiten im Anschluss an die Disability Studies stellen in der Diversitätsforschung mittlerweile eine legitime und anschlussfähige Form der Wissensproduktion dar. Nichtsdestotrotz ist Forschung, die explizit an der Schnittstelle von Disability Studies und Diversity Studies angesiedelt ist, bislang noch eine Ausnahme (Dobusch, 2017b). Umgekehrt finden vonseiten der Disability Studies kaum Bezugnahmen auf Arbeiten statt, die explizit zur Diversitätsforschung gehören. In der gemeinsamen oder ergänzenden Bearbeitung von Themenstellungen könnten sich allerdings für beide Forschungsrichtungen fruchtbare Einsichten und ‚Aufmerksamkeitsgewinne‘ ergeben.

Für die Diversity Studies bedeutet eine Beschäftigung mit auf (Nicht-)Behinderung bezogenen Fragestellungen nicht nur ein notwendiges Korrektiv feldeigener Asymmetrien und Ausblendungen, sondern auch die Chance, den Diversitätsbegriff wie auch Diversitätspolitiken unter Bezugnahme auf Teilhabe- und Inklusionsansätze weiterzuentwickeln. Die Kategorie (Nicht-)Behinderung erscheint hierfür besonders geeignet, da hier der gesellschaftliche und damit wandelbare Herstellungscharakter von vermeintlich natürlichen Differenzen sehr deutlich zu Tage tritt: „[Disability] is so complex, so variable, so contingent, so situated.“ (Shakespeare & Watson, 2002, S. 19)

Die Berücksichtigung des vielgestaltigen Spektrums von Formen des ‚Behindertwerdens‘ sowie möglicher Beeinträchtigungen kann bislang noch unerschlossene Perspektiven für andere Diversitätsdimensionen eröffnen. Will man nämlich der Komplexität von unterschiedlichen und dynamischen Bedarfslagen gerecht werden, welche die Gruppe der Menschen mit Behinderungen auszeichnet, muss (fast) zwangsläufig die strukturelle Ausgestaltung allgemein diversitätssensibler Rahmenbedingungen in den Vordergrund rücken (Waldschmidt, 2014).

Umgekehrt können sich die Disability Studies durch Anschlüsse an die Diversitätsforschung zusätzliche Diskursräume erschließen. So ist die Beschäftigung mit der Kategorie (Nicht-)Behinderung im Sinne einer diversitätsrelevanten Bezugsgröße nutzbringend, um Behinderung als bürger_innenrechtlich und anerkennungspolitisch

bedeutungsvolles Thema zu befördern. Hinzu kommt, dass sich die gegenwärtige management- und organisationsbezogene Diversitätsforschung zunehmend am Grundgedanken der Inklusion ausrichtet (Nkomo et al., 2019; Oswick & Noon, 2014), indem inklusionsorientierte Maßnahmen, Praktiken und Verhaltensweisen als Voraussetzungen für ‚gelebte Diversität‘ betrachtet werden. Paradoxerweise etabliert sich dieser Diskursstrang in den Diversity Studies aber, ohne auf die jahrzehntelangen Debatten behinderungsbezogener Inklusionsforschung einzugehen (> C. Tillmann in diesem Band). An dieser Stelle könnten die Disability Studies durch gezielte Partizipation nicht nur ihre bereits vorhandene Expertise einbringen, sondern auch einer implizit ableistischen Fundierung organisationaler Inklusionsforschung entgegenwirken (Dobusch, 2020). Nicht zuletzt kann die Beteiligung der Disability Studies an der Weiterentwicklung der Diversity Studies einen Beitrag dazu leisten, den „Forschungsgegenstand ‚Behinderung‘ aus seiner Randlage [herauszuholen]“ (Waldschmidt & Schneider, 2007, S. 12).

Literatur

- Ahonen, P., Tienari, J., Meriläinen, S., & Pullen, A. (2014). Hidden contexts and invisible power relations: A Foucauldian reading of diversity research. *Human Relations*, 67(3), 263–286.
- Allemann-Ghionda, C. (2011). Orte und Worte der Diversität – gestern und heute. In C. Allemann-Ghionda, & W. D. Bukow (Hrsg.), *Orte der Diversität. Formate, Arrangements und Inszenierungen* (S. 15–34). Springer.
- Andresen, S., & Koreuber, M. (2009). Gender und Diversity: Albraum oder Traumpaar? Eine Einführung. In S. Andresen, M. Koreuber, & D. Lüdke (Hrsg.), *Gender und Diversity: Albraum oder Traumpaar?* (S. 19–33). Springer.
- Andresen, S., Koreuber, M., & Lüdke, D. (Hrsg.). (2009). *Gender und Diversity: Albraum oder Traumpaar?* Springer.
- Austin, R. D., & Pisano, G. P. (2017). Neurodiversity as a competitive advantage. *Harvard Business Review*, 95(3), 96–103.
- Ball, P., Monaco, G., Schmeling, J., Schartz, H., & Blanck, P. (2005). Disability as diversity in fortune 100 companies. *Behavioral Sciences and the Law*, 23(1), 97–121.
- Baumgärtner, M. K., Dwertmann, D. J. G., Boehm, S. A., & Bruch, H. (2015). Job satisfaction of employees with disabilities: The role of perceived structural flexibility. *Human Resource Management*, 54(2), 323–343.
- Boehm, S. A., & Dwertmann, D. J. G. (2015). Forging a single-edged sword: Facilitating positive age and disability diversity effects in the workplace through leadership, positive climates, and HR [Human Resource] practices. *Work, Aging and Retirement*, 1(1), 41–63.
- Boehm, S. A., Dwertmann, D. J. G., & Baumgärtner, M. K. (2011). How to deal with disability-related diversity: Opportunities and pitfalls. In T. Geisen, & H. Harder (Hrsg.), *Disability management and workplace integration. International research findings* (S. 85–98). Gower.
- Bühmann, A. D. (2015). Diversitätsmanagementkonzepte im sozialwissenschaftlichen Diskurs. Befunde, Diskussionen und Perspektiven einer reflexiven Diversitätsforschung. In P. Genkova, & T. Ringeisen (Hrsg.), *Handbuch Diversity Kompetenz. Bd. 1: Perspektiven und Anwendungsfelder* (S. 75–88). Springer.

- Bührmann, A. D. (2017). Ungeklärte Verhältnisse? In K. Hansen (Hrsg.), *CSR [Corporate Social Responsibility] und diversity management. Erfolgreiche Vielfalt in Organisationen* (S. 103–116). Gabler.
- Cox, T. H., Jr., & Blake, S. (1991). Managing cultural diversity: Implications for organizational competitiveness. *Academy of Management Executive*, 5(3), 45–56.
- Cox, T. H., Jr., & Nkomo, S. M. (1990). Invisible men and women: A status report on race as a variable in organization behavior research. *Journal of Organizational Behavior*, 11(6), 419–431.
- Dobbin, F. (2009). *Inventing equal opportunity*. Princeton University Press.
- Dobusch, L. (2015). *Diversity Limited – Inklusion, Exklusion und Grenzziehungen mittels Praktiken des Diversity Management*. Springer VS.
- Dobusch, L. (2017). Diversity discourses and the articulation of discrimination: The case of public organizations. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 43(10), 1644–1661.
- Dobusch, L. (2017). Gender, dis-/ability and diversity management: Unequal dynamics of inclusion? *Gender, Work & Organization*, 24(5), 487–505.
- Dobusch, L. (2020). The inclusivity of inclusion approaches: A relational perspective on inclusion and exclusion in organizations. *Gender, Work & Organization* 27(o. H.), 1–18.
- Ewinkel, C., Boll, S., Degener, T., Hermes, G., Kroll, B., Lübbers, S., & Schnartendorf, S. (Hrsg.). (1994). *Geschlecht: behindert – Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen*. AG SPAK (Erstveröffentlichung 1985).
- Foucault, M. (1978). *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Merve.
- Garland-Thomson, R. (2005). Feminist disability studies. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 30(2), 1557–1587.
- Hardmeier, S., & Vinz, D. (2007). Diversity und Intersectionality. Eine kritische Würdigung der Ansätze für die Politikwissenschaft. *Femina Politica*, 16(1), 23–33.
- Hearn, J., & Parkin, P. W. (1983). Gender and organizations: A selective review and a critique of a neglected area. *Organization Studies*, 4(3), 219–242.
- Holck, L., Muhr, S. L., & Villesseche, F. (2016). Identity, Diversity and diversity management: On theoretical connections, assumptions and implications for practice. *Equality, Diversity and Inclusion: An International Journal*, 35(1), 48–64.
- Jacob, J., Köbsell, S., & Wollrad, E. (2010). *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*. transcript.
- Jacques, R. (2016). Power failure. The short life and premature death of critical „diversity“ research. In A. Prasad, P. Prasad, A. J. Mills, & J. H. Mills (Hrsg.), *The Routledge companion to critical management studies* (S. 140–158). Routledge.
- Jammaers, E., Zanoni, P., & Hardonk, S. (2016). Constructing positive identities in ableist workplaces: Disabled employees' discursive practices engaging with the discourse of lower productivity. *Human Relations*, 69(6), 1365–1386.
- Johnston, W. B., & Packer, A. H. (1987). *Workforce 2000. Work and workers in the 21st century*. Hudson Institute.
- Kelly, E., & Dobbin, F. (1998). How affirmative action became diversity management. *American Behavioral Scientist*, 41(7), 960–984.
- Krell, G. (1996). Mono- oder multikulturelle Organisation? „Managing Diversity“ auf dem Prüfstand. *Industrielle Beziehungen*, 3(4), 334–350.
- Krell, G. (2014). „Wahrheitsspiele“: Diversity versus oder inklusive Intersektionalität? *Soziale Probleme: Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle*, 25(2), 194–207.
- Krell, G., & Sieben, B. (2007). Diversity Management und Personalforschung. In G. Krell, B. Sieben, & D. Vinz (Hrsg.), *Diversity Studies, Grundlagen und disziplinäre Ansätze* (S. 235–254). Campus.

- Krell, G., Riedmüller, B., Sieben, B., & Vinz, D. (2007). Einleitung – Diversity Studies als integrierende Forschungsrichtung. In G. Krell, B. Sieben, & D. Vinz (Hrsg.), *Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze* (S. 7–16). Campus.
- Lindau, A. (2010). *Verhandelte Vielfalt. Die Konstruktion von Diversity in Organisationen*. Gabler.
- Loden, M., & Rosener, J. B. (1991). *America! Managing Employee Diversity as a Vital Resource*. Business One Irwin.
- Lutz, H., Herrera Vivar, M. T., & Supik, L. (2010). Fokus Intersektionalität – Eine Einleitung. In H. Lutz, M. T. Herrera Vivar, & L. Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts* (S. 9–30). Springer.
- McCall, L. (2005). The complexity of intersectionality. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 30(3), 1771–1800.
- Nelissen, P. T. J. H., Hülsheger, U. R., Ruitenbeek, G. M. C. van, & Zijlstra, F.R.H. (2016). How and when stereotypes relate to inclusive behavior toward people with disabilities. *The International Journal of Human Resource Management*, 27(14), 1610–1625.
- Nieswand, B. (2016). Die Dezentrierung der Migrationsforschung. In K. Kazzazi, A. Treiber, & T. Wätzold (Hrsg.), *Migration – Religion – Identität. Aspekte transkultureller Prozesse* (S. 283–297). Springer.
- Nieswand, B. (2017). Towards a theorisation of diversity. Configurations of person-related differences in the context of youth welfare practices. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 43(10), 1714–1730.
- Nkomo, S. M., & Stewart, M. M. (2006). Diverse identities in organizations. In S. R. Clegg, C. Hardy, T. B. Lawrence, & W. R. Nord (Hrsg.), *The SAGE handbook of organization studies* (2. Aufl., S. 520–540). Sage.
- Nkomo, S. M., Bell, M. B., Roberts, L. M., Joshi, A., & Thatcher, S. M. B. (2019). Diversity at a critical juncture: New theories for a complex phenomenon. *Academy of Management Review*, 44(3), 498–517.
- Oswick, C., & Noon, M. (2014). Discourses of diversity, equality and inclusion: Trenchant formulations or transient fashions? *British Journal of Management*, 25(1), 23–39.
- Phillips, B. N., Deiches, J., Morrison, B., Chan, F., & Bezyak, J. L. (2016). Disability diversity training in the workplace: Systematic review and future directions. *Journal of Occupational Rehabilitation*, 26(3), 264–275.
- Ragins, B. R., & Gonzalez, J. A. (2003). Understanding diversity in organizations: Getting a grip on a slippery construct. In J. Greenberg (Hrsg.), *Organizational behaviour and the state of the science* (2. Aufl., S. 125–163). Erlbaum.
- Römhild, R. (2014). Diversität?! Postethnische Perspektiven für eine reflexive Migrationsforschung. In B. Nieswand, & H. Drotbohm (Hrsg.), *Kultur, Gesellschaft Migration. Studien zur Migrations- und Integrationspolitik* (S. 255–270). Springer.
- Schildmann, U. (2007). Behinderung und Geschlecht – Datenlage und Perspektiven der Forschung. In J. Jacob, & E. Wollrad (Hrsg.), *Behinderung und Geschlecht – Perspektiven in Theorie und Praxis* (S. 11–29). BIS-Verlag.
- Schulz, M. (2014). Disability meets diversity. Dispositivtheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Situativität, Intersektionalität, Agency und Blindheit. *Soziale Probleme: Zeitschrift für Soziale Probleme und Soziale Kontrolle* 25(2), 286–300.
- Shakespeare, T., & Watson, N. (2002). The social model of disability: an outdated ideology? https://www.um.es/discatif/PROYECTO_DISCATIF/Textos_discapacidad/00_Shakespeare2.pdf. Zugegriffen: 16. Okt. 2020.
- Shildrick, M. (2015). „Why should our bodies end at the skin?“. Embodiment, boundaries, and somatechnics. *Hypatia*, 30(1), 13–29.

- Shore, L. M., Chung-Herrera, B. G., Dean, M. A., Holcombe Ehrhart, K., Jung, D. I., Randel, A. E., & Singh, G. (2009). Diversity in organizations: Where are we now and where are we going? *Human Resource Management Review*, 19(2), 117–133.
- Skrentny, J. D. (2002). *The minority rights revolution*. Harvard University Press.
- Smith, T. (2002). Diversity and disability: Exploring the experiences of vision impaired people in the workplace. *Equal Opportunities International*, 21(8), 59–72.
- Snyder, S. L., & Mitchell, D. T. (2006). Diversity. In G. L. Albrecht (Hrsg.), *Encyclopedia of disability* (Bd. 1, S. 508–510). Sage.
- Stone, D. L., & Colella, A. (1996). A model of factors affecting the treatment of disabled individuals in organizations. *Academy of Management Review*, 21(2), 352–401.
- Thanem, T. (2008). Embodying disability in diversity management research. *Equal Opportunities International*, 27(7), 581–595.
- Thomas, R. R. (1990). From affirmative action to affirming diversity. *Harvard Business Review*, 68(2), 107–117.
- Thuswald, M. (2016). Diversity studies. Theorie und Forschung zu Differenzen und Diversität. In E. Gaugele, & J. Kastner (Hrsg.), *Critical Studies: Kultur- und Sozialtheorie im Kunstfeld* (S. 263–290). Springer.
- Vedder, G. (2006). Die historische Entwicklung von Diversity Management in den USA und in Deutschland. In G. Krell, & H. Wächter (Hrsg.), *Diversity Management – Impulse aus der Personalforschung* (S. 1–23). Hampp.
- Vernon, A. (1998). Multiple oppression and the disabled people's movement. In T. Shakespeare (Hrsg.), *The disability studies reader: Social science perspectives* (S. 201–210). Cassell.
- Vertovec, S. (2012). „Diversity“ and the social imaginary. *European Journal of Sociology*, 53(3), 287–312.
- Vertovec, S. (2015). Introduction. Formulating diversity studies. In S. Vertovec (Hrsg.), *Routledge international handbook of diversity studies* (S. 1–20). Routledge.
- Waldschmidt, A. (2014). Macht der Differenz: Perspektiven der Disability Studies auf Diversität, Intersektionalität und soziale Ungleichheit. *Soziale Probleme: Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle*, 25(2), 173–193.
- Waldschmidt, A., & Schneider, W. (2007). Disability Studies und Soziologie der Behinderung. Kultursoziologische Grenzgänge – eine Einführung. In A. Waldschmidt, & W. Schneider (Hrsg.), *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld* (S. 9–28). transcript.
- Walgenbach, K. (2017). *Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft* (2., durchges. Aufl.). Verlag Barbara Budrich.
- Walgenbach, K. (2018). Intersektionalität und Diversity – zwei kompatible Paradigmen? *Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management*, 3(1), 34–48.
- Wansing, G., & Westphal, M. (2014). *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität*. Springer.
- Williams, G. (2001). Theorizing disability. In G. L. Albrecht, K. D. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 123–144). Sage.
- Woodhams, C., & Danieli, A. (2000). Disability and diversity – A difference too far? *Personnel Review*, 29(3), 402–416.
- Zanoni, P., Janssens, M., Benschop, Y., & Nkomo, S. (2010). Unpacking diversity, grasping inequality: Rethinking difference through critical perspectives. *Organization*, 17(1), 9–29.
- Zola, I. K. (2005). Toward the necessary universalizing of a disability policy. *The Milbank Quarterly*, 83(4), 1–27 (Erstveröffentlichung 1989).

Laura Dobusch, Dr. phil., Assistant Professor of Gender & Diversity am Institut Radboud Social Cultural Research der Radboud University in den Niederlanden. Forschungsschwerpunkte: Umgang mit Differenzen/Diversität in Organisationen und damit einhergehende Inklusions- und Exklusionsfolgen, Relationale Soziologie, Praxistheorie, Disability Studies, Gender Studies.

<https://www.ru.nl/english/people/dobusch-l/>

Kontroversen in den Disability Studies



Gesellschaftskritik: Wie kritisch können, sollen oder müssen die Disability Studies sein?

Anne Klein

Zusammenfassung

Die Disability Studies betrachten ‚Behinderung‘ als eine Konstruktionsweise, die durch wirkmächtige Diskurse ihre Relevanz erhält. Sie wollen Behinderung nicht als Problem, sondern als Problematisierungsweise erforschen. Dieses gesellschaftskritische Vorhaben ist sowohl theoretisch wie methodisch voraussetzungsvoll. Der Beitrag bietet eine wissenschafts- und gesellschaftstheoretische Skizze, um die Notwendigkeit und den Stellenwert von ‚Kritik‘ für die Disability Studies herzuleiten und zu begründen.

Schlüsselwörter

Gesellschaft · Kritik · Sozialtheorie · Wissenschaftsgeschichte · Wissenschaftstheorie

1 Einleitung

Bis in die 1980er Jahre hinein wurde ‚Behinderung‘ vor allem als ein medizinisches Problem wahrgenommen, auch wenn diese Sichtweise bereits durch den wachsenden Einfluss der Sozialwissenschaften und sozialpolitische Reformen in der Dekade zuvor eine gewisse Relativierung erfahren hatte. Die Formierung der Disability Studies (Waldschmidt, 2020) als Wissenschaftsdisziplin seit den 1990er Jahren und ihre nachfolgende Institutionalisierung in Form universitärer Zentren und entsprechender

A. Klein (✉)

Humanwissenschaftliche Fakultät, Universität zu Köln, Köln, Deutschland

E-Mail: anne.klein@uni-koeln.de

Professuren war einerseits Ausdruck dieses gesellschaftlichen Wandels im Umgang mit Behinderung und hat andererseits eine wissenschaftlich fundierte Neujustierung des Behinderungsverständnisses ermöglicht und befördert. Die Disability Studies, die sich seit Beginn des 21. Jahrhunderts auch im deutschsprachigen Raum etabliert haben, verstehen sich nicht als eine Forschungsrichtung, die fernab von der Gesellschaft neues Wissen produziert. Vielmehr liegt ihren inter- und transdisziplinären Zugängen ein dezidiert kritisches Wissenschafts- und Gesellschaftsverständnis zugrunde, das auf post-strukturalistische und machtkritische Ansätze Bezug nimmt und sich an den Paradigmen der Antidiskriminierung und Inklusion orientiert.

In den Disability Studies wird Behinderung nicht primär als individuelles, körpergebundenes Differenzphänomen verstanden, sondern als eine gesellschaftliche ‚Problematisierungsweise‘, die auf kulturelle Ordnungsmuster und die damit verbundenen Bewertungen aufmerksam macht (Schneider & Waldschmidt, 2012). Demnach sind unserem gesellschaftlichen Miteinander Konstruktionen von Behinderung strukturell eingeschrieben. Definitionen von Behinderung werden durch Expert_innen-diskurse, rechtliche Festlegungen und institutionelles Prozedere mit erzeugt und entfalten ihre Wirkung in Form sozialer Zuschreibungen im Alltag. Menschen werden als ‚Andere‘ (die ‚Behinderten‘, die ‚Kranken‘, die ‚Anormalen‘) markiert und so als scheinbar homogene Gruppe grundlegend von der nicht-behinderten, ‚gesunden‘ bzw. ‚normalen‘ Mehrheitsgesellschaft unterschieden. An den Körper gebundene, sichtbare und unsichtbare Differenzmerkmale werden verknüpft mit stigmatisierenden Zuschreibungen, denen eine bedeutungstragende Funktion in kulturellen und kommunikativen Aushandlungsprozessen zukommt. Wissenschaftlich legitimierte Aussagesysteme transportieren Normen und Bewertungen, die sich als vergleichsweise resistent erweisen gegenüber Infragestellung und Veränderung. Die zentrale Frage der Disability Studies ist demzufolge: Wie können die als fraglos hingenommenen Gegebenheiten unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens untersucht und im Sinne von Teilhabe und Inklusion verändert werden?

Die These dieses Beitrags lautet: Behinderung markiert in demokratischen Gesellschaften ein umkämpftes Feld von Anerkennungswünschen und Gleichheitsversprechen. Um dieses Spannungsfeld ausloten und Behinderung als Gegenüberstellung von ‚Normalität‘ (Waldschmidt, 2004) erforschen zu können, bedarf es eines dezidiert kritischen Zugangs, der sich an theoriegeleiteten Konzepten (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) und Methoden (Klein, 2009, S. 48) orientiert. Im ersten Abschnitt des Beitrags wird in einer historischen Skizze aufgezeigt, wie (Gesellschafts-) Kritik als notwendiger Bestandteil von Wissenschaft und Forschung etabliert wurde. Im zweiten Abschnitt wird exemplarisch herausgearbeitet, wie die sogenannten *Post-Theorien* (McQuillan et al., 1999) seit den 1990er Jahren die Disability Studies geprägt haben. Im dritten Abschnitt wird argumentiert, dass die Disability Studies *qua* Gegenstand als eine kritische Wissenschaft betrieben werden müssen. Ein kurzes Fazit rundet den Text ab.

2 Gesellschaft, Wissenschaft und Kritik

Aus heutiger wissenschaftstheoretischer Sicht ist ‚Kritik‘, wie in diesem Abschnitt gezeigt wird, inhärenter Bestandteil jeglichen wissenschaftlichen Denkens und Handelns; damit gemeint ist jedoch zunächst lediglich ein forschungsimmanentes Prüfverfahren, das in seinem Gesellschaftsbezug unbestimmt bleibt. Durch die Einsicht in die Situiertheit der eigenen Erkenntnisfähigkeit und damit in die Begrenztheit jeglichen Wissens hat sich jedoch ein viel grundlegenderes, gesellschaftskritisches Wissenschaftsverständnis herausgebildet.

Das Wort ‚Kritik‘ wurde Ende des 17. Jahrhunderts aus dem Französischen in den deutschen Sprachgebrauch übernommen. Es geht auf das griechische κριτική [τέχνη] (kritikē [téchnē]) zurück, das sich ableitet von κρίνειν κρίνειν (‚[unter-]scheiden‘, ‚trennen‘), was als „Kunst der Beurteilung“ übersetzt werden kann (Freikamp et al., 2008, S. 11). Kritik bedeutet also, sich der eigenen Befangenheit und Vorannahmen bewusst zu werden und eine reflexive Grundhaltung einzunehmen. Der Begriff impliziert so auch die Notwendigkeit eines theoriegeleiteten, methodisch durchdachten Vorgehens, das hegemoniale Ordnungsvorstellungen zu dekonstruieren vermag und neue Kriterien der Unterscheidung und Bewertung ins Spiel bringt.

In der für das westliche wissenschaftliche Denken zentralen Epoche der Aufklärung, die auf das 18. Jahrhundert datiert wird, hat Immanuel Kant (1724–1804) das Verständnis von Kritik entscheidend geprägt. Er argumentierte, dass die Existenz Gottes nicht zu beweisen sei und es sich vielmehr um einen von Menschen hervorgebrachten ‚Glauben‘ handle. Der Sinn dieser ‚Wissenskonstruktion‘ bestehe darin, den Menschen als moralisches Wesen kennzeichnen und anrufen zu können (Tetens, 2006). Nach Kant ermöglichte Bildung nicht nur eine derartige (Selbst-)Aufklärung, sondern etablierte auch (durch Dezentrierung, Standpunktveränderung und Perspektivenwechsel) die Instanz der Kritik. Indem ein außerhalb der sinnlich erkennbaren Erfahrung oder der alltäglichen Lebenswelt liegender Standpunkt eingenommen wurde, war es möglich, zwischen ‚Glauben‘ und ‚Wissen‘ zu unterscheiden und so den Geltungsanspruch scheinbar unumstößlicher Wahrheitsansprüche zu dekonstruieren.

Mit einem ähnlichen Anliegen, jedoch materialistisch gewendet, nutzte Karl Marx (1818–1883) etwa hundert Jahre später den Ausdruck ‚Kritik‘ (Heinrich, 2007). In der Periode der Industrialisierung führte er seine Beobachtung massiver sozialer Ungleichheit auf den Kapitalismus zurück. Er entwickelte den historischen Materialismus als Theorie und die Dialektik als Analyseinstrument, um aus den gesellschaftlichen Widersprüchen neue Lösungsansätze hervorzubringen. Marx stellte die Möglichkeit von Wahrnehmung in ihren sozialen Bezugskontext. Demnach sind Erkenntnis und Wissen immer geprägt von den ökonomischen und sozialen Bedingungen. Mit der Einsicht, dass die strukturelle Ordnung nicht dem Wohl aller Gesellschaftsmitglieder gleichermaßen diene, brachte Marx die unhinterfragte Legitimität von Macht- und Herrschaftsverhältnissen ins Wanken. Er stellte seine Analysen zur Verfügung, damit sich die arbeitende

Bevölkerung ihrer Klassenlage bewusst werden und in engagierten Kämpfen aus Unterordnungs- und Ausbeutungsverhältnissen befreien konnte. Beide Denktraditionen – der Idealismus nach Kant und der Materialismus nach Marx – sind bis heute, wenn auch in Abwandlungen, prägend für eine kritische Gesellschaftsanalyse und eine sozialwissenschaftliche Theoriebildung.

Das moderne europäische Verständnis von Gesellschaft entstand im Zuge der Französischen Revolution von 1789. Deren Prinzipien Freiheit, Gleichheit und Solidarität bilden bis heute normative Orientierungsfolien für westliche Demokratisierungsprozesse. Das politische Ringen um zunehmende Mitbestimmung und angemessene politische Repräsentation hat hier seinen Ausgangspunkt. Die sozialen Kämpfe um Anerkennung und Ressourcen wurden von staatlicher Seite – prototypisch im Deutschen Kaiserreich unter Kanzler Otto von Bismarck ab 1871 – mithilfe des Wohlfahrtsstaats befriedet (Ullrich, 2005). Regierungshandeln bekam fortan die Funktion, individuelle Notlagen abzusichern und über soziale Spaltungen hinweg zu vermitteln. Zusätzlich wurde 1919, in der Weimarer Republik, nach Abschaffung des Dreiklassenwahlrechts und Einführung des Wahlrechts auch den Frauen demokratische Mitbestimmung ermöglicht. Allerdings wurden zeitlich parallel zu der politischen Anerkennung der bislang aus dem politischen Diskurs ausgeschlossenen Gruppen auf anderen Ebenen neue Ungleichheitsparameter sichtbar. In den neuen Nationalstaaten wie etwa in Deutschland trugen die Wissenschaften zu einem nicht unerheblichen Anteil dazu bei, die eugenisch motivierte Abwertung von ‚Minderheiten‘ (Paul, 2015) sowie andere Ungleichwertigkeitsideologien zu legitimieren (Arendt, 1955). Insofern war auch die Aufgabe der ab Ende des 19. Jahrhunderts entstehenden, soziologischen und sozialwissenschaftlichen Forschung umstritten. Sollten die Forscher_innen Vorschläge zur Stabilisierung des Regierungshandeln unterbreiten? Oder sollten sie Menschen zum Widerstand gegen staatliche Disziplinierung ermutigen? Wer finanzierte Forschungsprojekte aus welchem Grund? Und welche Aufträge waren an die Forschungsprojekte gebunden? Im Grunde stellte sich hier bereits eine Frage, die bis heute paradigmatischen Charakter hat: Wie kritisch soll, kann oder muss eine Forschung sein, die sich als Triebfeder oder gar Motor einer ‚besseren‘ (sozial gerechten, demokratischen, nicht diskriminierenden, vielfältigen etc.) Gesellschaft versteht? Wie muss eine solche Forschung durchgeführt werden, auf welche Theorien sollte sie sich beziehen und welche Methoden sollte sie nutzen?

Historisch betrachtet stellen sich diese Fragen vor allem hierzulande angesichts des nationalsozialistischen Regimes, das in den Jahren von 1933 bis 1945 seine totalitäre Gesellschaftsutopie realisierte. Vor dem Hintergrund des zerstörerischen Zweiten Weltkriegs, des bürokratisch und industriell umgesetzten Genozids an den europäischen Juden sowie an den Roma und Sinti und des Massenmords an behinderten Menschen im Rahmen der sogenannten ‚Euthanasie‘ (Schmuhl, 2009) wurde in der bundesrepublikanischen Nachkriegsdemokratie das Bedingungsgeflecht von ‚Wissenschaft‘ und ‚Gesellschaft‘ zu einem dringenden Thema (Moebius, 2016).

Auf der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Tübingen 1961 bezweifelte etwa Theodor W. Adorno (1903–1969), dass sich Wissenschaft gegenüber den gesellschaftlichen Bedingungen indifferent verhalten dürfe. Vielmehr sei es die originäre Aufgabe der Sozialwissenschaften, ein methodisch-begriffliches Instrumentarium zu entwickeln, das strukturelle Machtgeflechte freilegen und zu demokratischen Veränderungen ermutigen könne. Adorno argumentierte damit gegen Karl Popper (1902–1994), dessen Wissenschaftstheorie des kritischen Rationalismus das Prinzip der Wertfreiheit betonte. Die Kontroverse zwischen den beiden Wissenschaftlern führte zum sogenannten ‚Positivismusstreit‘, in dem es um den Stellenwert von Methoden und Werturteilen in den Sozialwissenschaften ging (Ritsert, 2010). Für Adorno waren eine kritische Gesellschaftstheorie und die dialektische Methode unabdingbare Voraussetzungen für wissenschaftliches Denken und Handeln.

Zu Beginn der 1970er Jahre kam es zu einer ähnlich gelagerten philosophisch-soziologischen Debatte, der sogenannten Habermas-Luhmann-Kontroverse, deren zentraler Gegenstand das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft war (Habermas & Luhmann, 1971). Während Niklas Luhmann (1927–1998) die Kommunikation der gesellschaftlichen Teilsysteme als „genuin sozial“ definierte (Luhmann, 1997a, S. 82), betonte sein Kontrahent Jürgen Habermas (1996) die Notwendigkeit einer akteurszentrierten Diskursethik. Zwar schätzte auch Luhmann (1997b, S. 848) den Zusammenbruch von übergreifenden „Wertesystemen“ als problematisch ein, er leitete daraus jedoch keine spezifischen Erwartungen an das Wissenschaftssystem ab. Die Sozialwissenschaften sollten seiner Meinung nach primär die aus der naturwissenschaftlichen Beweisführung abgeleiteten Grundregeln und Gütekriterien befolgen: Eindeutigkeit der Begriffe, Transparenz der Arbeitsweise, Objektivität und Überprüfbarkeit (Validierung und Verifizierung/Falsifizierung) sowie Verlässlichkeit, Offenheit und Redlichkeit bei der Darstellung (Schimank, 2012). Ziel der wissenschaftlichen Sozialisation sei es, sich von der sozialen Herkunft zu lösen und mögliche Befangenheiten zu neutralisieren, um in der Forschung zu vermeintlich unabhängigen und allgemeingültigen, mithin objektiven Aussagen gelangen zu können.

Im Unterschied dazu postuliert die Diskursethik von Habermas (1996), dass Menschen ihre Stimme erheben und für ihre Interessen eintreten sollen, um so ihre Perspektive auf dem gesellschaftlichen Terrain nach bestimmten Spielregeln zu verhandeln. Habermas rückt demokratietheoretisch relevante Entscheidungen über Wissen und Werte sowie die Anerkennung segregierter, vulnerabler oder diskriminierter Gruppen in das Zentrum des wissenschaftlichen Interesses. Seinem Ansatz liegt ein deliberatives Demokratieverständnis zugrunde, das Gesellschaft als ein durch soziale Bewegungen und Konflikte geformtes Ensemble betrachtet und Wissenschaft und Forschung gleichermaßen mit umfasst (Treibel, 2004). In dieser akteurszentrierten Sichtweise werden Diskurs, Ethik und Kritik zu Motoren des gesellschaftlichen Wandels. Die Verflochtenheit der Wissenschaft mit der Gesellschaft wird betont ebenso wie deren Verantwortung für gesellschaftliche Entwicklungen (Böschen & Weis, 2007, S. 169–248).

3 Reflexiver Paradigmenwechsel seit den 1990er Jahren

In Soziologie und Sozialphilosophie als den Gesellschaftswissenschaften *par excellence* wird grundlegend zwischen struktur- und handlungstheoretisch orientierten Ansätzen unterschieden. Die Integration dieser beiden Analyseebenen wird von den seit Ende der 1980er Jahre entstehenden, bereits erwähnten Post-Theorien angestrebt. Subjekte und deren Interaktion werden dabei immer im Kontext gesellschaftlicher Strukturen verortet. Gesellschaft ist demnach ein von Widersprüchen und Kämpfen geprägtes Ensemble und es bedarf einer multiperspektivischen Analyse, um die Wirkungsmechanismen von Macht- und Ungleichheitsachsen angemessen erforschen zu können. Mit den Post-Theorien werden die bislang bestehenden Sozialtheorien einer kritischen Revision unterzogen (McQuillan et al., 1999). Neben der klassischen Psychoanalyse, die als zu statisch und doktrinär bewertet wird, betrifft dies insbesondere den Neomarxismus. Pierre Bourdieu (1930–2002) führte beispielweise die verschiedenen Kapitalsorten, den Sozialraum- und den Habitusbegriff ein, da ihm zufolge ein simpler Klassenbegriff nicht mehr ausreicht, um neue Formen sozialer Ungleichheit angemessen zu beschreiben. Kämpfe um Anerkennung, Zugehörigkeit und Emanzipation haben zahlreiche Facetten und sind vielschichtig motiviert. Angesichts einer zunehmend individualisierten Gesellschaft gilt nunmehr den persönlichen Handlungsspielräumen und widerständigen Subjektivierungsformen ein verstärktes Interesse (Wiede, 2014). Post-Theorien betonen die Diversität und Intersektionalität von Ungleichheitserfahrungen, die beispielsweise durch vergeschlechtlichte Ordnungen, Behinderungskonstruktionen und kolonialen Rassismus markiert sind. Dabei interessiert man sich unter anderem für die Uneindeutigkeit der herkömmlichen Kategorisierungen, die Vielfalt von Ungleichheitserfahrungen sowie den Stellenwert von Bewertungen bzw. Ungleichwertigkeit. Die Disability Studies, die als akademische Disziplin während der 1990er Jahre entstanden sind, sind von diesem reflexiven Wissenschaftsansatz maßgeblich geprägt.

Die Post-Theorien postulieren die (selbst-)kritische Reflexion von Selbst- und Weltbildern als unabdingbar für den Forschungsprozess. Wichtig werden dann beispielsweise Fragen nach den Prüfkriterien, denen Wissen genügen muss, um gesellschaftliche Relevanz zu erlangen, oder danach, wie aus einer marginalisierten Perspektive erworbenes Wissen als ‚wahr‘ anerkannt werden kann (Selke & Treibel, 2018). Der Begriff ‚Kultur‘ wird zum Schlüsselbegriff für diesen kritischen Analysezugang, der auf eine fundierte Erforschung von Machtprozessen, Wissenspraktiken und Subjektivierungsweisen abzielt (Waldschmidt, 2019). Neben der in der deutschsprachigen Denktradition verorteten Kritischen Theorie werden in diesem Zusammenhang vor allem die gesellschaftskritischen Theorien und Methoden der rassismuskritischen, britischen Cultural Studies, vertreten durch Stuart Hall (1932–2014), rezipiert ebenso wie die diskurskritischen Ansätze von Michel Foucault (1926–1984) und der Queer-Theoretikerin Judith Butler. Da Foucault und Butler die Theorieansätze der Disability Studies (> Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band) maßgeblich beeinflusst haben, sollen ihre zentralen Anregungen für eine gesellschaftskritische Wissenschaft im Folgenden kurz umrissen werden.

Foucault hatte von 1970 bis zu seinem Tod 1984 am *Collège de France* in Paris den eigens für ihn eingerichteten Lehrstuhl zur Erforschung der Geschichte der Denksysteme inne. Mit seiner Diskursanalyse lassen sich die Ordnungsprinzipien, Regelmäßigkeit und Realität schaffenden Effekte von (institutionalisierten) Macht-Wissen-Komplexen frei legen. Foucault (1999) formuliert die Aufforderung, dass Wissenschaft der ‚Verteidigung der Gesellschaft‘ dienen soll. Für ihn ist ‚Kritik‘ eine Haltung, „ein *Ethos*, ein philosophisches Leben, in dem die Kritik dessen, was wir sind, zugleich die historische Analyse der uns gegebenen Grenzen ist und ein Experiment der Möglichkeit ihrer Überschreitung“ (Foucault, 1990, S. 53; Hervorh. i. O.). Kritik, ob in der Wissenschaft oder in der Gesellschaft, entsteht nach Foucault (1992, S. 15) immer dann, wenn „sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin.“ Auf welcher gesellschaftlichen Ebene Akte des Widerstands und der Kritik angesiedelt seien, spiele im Prinzip keine Rolle (Foucault, 1992, S. 53). Immer komme der Kritik „in dem Spiel, das man die Politik der Wahrheit nennen könnte“, die Funktion der „Entunterwerfung“ zu; es gehe darum, aus der Haltung einer „reflektierten Unfügsamkeit“ heraus eine Grenze zu signalisieren (Foucault, 1992, S. 15). Da die Wissenschaft, historisch betrachtet, mit ihrer „Rationalisierung zur Raserei der Macht“ (Foucault, 1992, S. 24) beigetragen habe, sei es Aufgabe einer kritischen Forschung, immer wieder erneut Felder „der Umkehrbarkeit, der möglichen Umkehrung“ zu benennen (Foucault, 1992, S. 40).

Butler (2002, S. 251) hat dieses Verständnis von ‚Kritik‘ aufgegriffen und um die Frage nach „Werten“ und „normative(n) Verpflichtungen“ erweitert. Grundlegende Voraussetzung für eine kritische Forschung ist für sie einerseits „eine fragende Beziehung zum Feld der Kategorisierung“, andererseits das Bewusstsein für die „Grenze des epistemologischen Horizontes“ (Butler, 2002, S. 155). Butler geht gleichzeitig über diese rein kognitive Ebene hinaus, wenn sie unterstreicht, dass Kritik auf der Erfahrung von Fremdheit beziehungsweise Selbst-Befremdung beruht (Butler, 2002, S. 253). Diejenigen Forscher_innen, die eine „Deformation als Subjekt“ (Butler, 2002, S. 265) erfahren hätten, brächten ein spezifisches Erkenntnisinteresse mit. Selbst betroffen zu sein bedeute jedoch nicht, etwa voreingenommen zu sein, sondern eine ungewöhnliche Perspektive einzunehmen, die Verletzlichkeit mit einbeziehe und auf dieser Grundlage neue Forschungsfragen ermögliche. Butler (2002, S. 259) übernimmt die von Foucault geprägte Bezeichnung „Entunterwerfung“; der kritische Impuls entsteht für sie aus der Erfahrung einer „ontologisch unsichere[n] Position“, welche die existentialistisch anmutende Frage hervorbringt: „Wer wird hier Subjekt sein, und was wird als Leben zählen?“

Wenn das Wissenschaftsverständnis auf differierende Grundlagen des Erkenntnisinteresses und darauf basierende Praktiken der Wahrheitsproduktion hinweist, sensibilisiert es für den notwendigen Gesellschaftsbezug. Die Post-Theorien tragen diesem Anspruch Rechnung; sie zweifeln an der Allgemeingültigkeit ‚großer Erzählungen‘ (LaCapra, 1987) und verweigern die Übernahme herkömmlicher Ordnungs- und Bewertungsvorstellungen. Kritik entsteht ihnen zufolge aus einer dezentrierten Erfahrungswelt, die

geprägt ist von Ungleichheit, Ungleichwertigkeit, Stigmatisierung und Marginalisierung. Eine Beobachtung ‚zweiter Ordnung‘ soll es ermöglichen, diese gesellschaftlichen Dimensionen individuell erlebter Prekarität und Vulnerabilität zu erkennen und darin keine persönliche Schwäche zu sehen, sondern den Ausdruck eines unerfüllten Demokratie- und Gerechtigkeitsversprechens. Eine derart situierte Forschung bringt die Notwendigkeit von Gesellschaftsveränderung hervor.

4 Critical Disability Studies: Neujustierung eines interdisziplinären Wissenschaftsansatzes

Ähnlich wie die Gender Studies sind auch die Disability Studies aus der Kritik traditioneller Forschung entstanden. Diese Studien weisen darauf hin, dass in der vermeintlich wertneutralen Wissenschaft oftmals vorurteilsbehaftete Stereotype mit rationalen Erklärungen zu sinnstiftenden Narrationen verkoppelt werden (Paulitz et al., 2015). Aber während ‚Gender‘ und ‚Ethnizität‘ als analytische Kategorien inzwischen in den Standardwerken einer sich kritisch verstehenden Soziologie angekommen sind, wird die Auseinandersetzung mit ‚Behinderung‘ immer noch als ein offensichtlich zu vernachlässigendes Außenseiter_innenthema ignoriert (Rosa & Oberthür, 2020).

Die Kritik des Rehabilitationsparadigmas sowie der sonderpädagogischen, medizinischen und psychiatrischen Diskurse (Klein, 2015) bildete im deutschsprachigen Raum den Ausgangspunkt für soziale Bewegungen und später auch für die Gründung der Disability Studies (Waldschmidt, 2020; >Fuchs und Köbsell in diesem Band). Anregungen dazu kamen aus internationalen Forschungsaktivitäten, zunächst vor allem in der westlichen Welt (> Biermann & Powell in diesem Band). So hatten beispielsweise in Großbritannien Betroffene im Zuge sozialpolitischer Auseinandersetzungen das soziale Modell von Behinderung konzipiert, in Frankreich etablierte sich eine Kritik der Humanwissenschaften und in den Vereinigten Staaten prägte ein bürgerrechtlich motiviertes Engagement für Antidiskriminierung die disziplinäre Entwicklung. Auch in Deutschland entstanden bereits seit Mitte der 1980er Jahre rege Forschungsaktivitäten, die von der sozialen Bewegung von Menschen mit Behinderungen inspiriert waren. Mit der Parole ‚Nichts über uns ohne uns‘ wurde für eine emanzipatorisch und partizipativ ausgerichtete Wissenschaft gekämpft und das Ziel verfolgt, die Stimmen von Menschen mit Behinderungen politikfähig zu machen und ihre Sprecherpositionen im wissenschaftlichen Diskurs wie auch in den diversen gesellschaftlichen Konfliktfeldern zu stärken. Arbeiten zu sozialer Ungleichheit, differenztheoretisch und menschenrechtlich motivierte Studien prägten auch die deutschsprachigen Disability Studies (Degener & Miquel, 2019; Waldschmidt, 2014). Die synchron ausgerichtete, soziologisch orientierte Gesellschaftsanalyse (> Karim in diesem Band), die diachron angelegte Historisierung (> Bösl & Frohne in diesem Band) und die anthropologisch-philosophische Untersuchung der Möglichkeiten, Differenz anzuerkennen (> Dederich & Seitzer in diesem Band), wurden zu den drei wesentlichen Forschungsfeldern der deutschsprachigen Disability Studies (Tervooren, 2003, S. 417).

Der ursprünglich gesellschaftskritische Impetus hat jedoch angesichts einer sich ausweitenden Forschungstätigkeit im Laufe der Jahrzehnte seine Bedeutung verloren. Die Einhegung des Diskurses erfolgt einerseits durch den institutionalisierten Wissenschaftsapparat, der neue Impulse aufsaugt, aber nur begrenzt Ressourcen zu ihrer Erforschung zur Verfügung stellt. Andererseits werden die ursprünglich gesellschaftskritischen Forderungen der Disability Studies im Zuge des gesellschaftlichen Wandels zwar aufgegriffen, aber zum Teil konterkariert. Ein Beispiel dafür ist der inzwischen rechtlich verbrieftete Anspruch auf ein inklusives Schulsystem, der jedoch aufgrund institutioneller Beharrungskräfte und des Abbaus öffentlicher Ressourcen nicht angemessen realisiert wird (Klein, 2016). Nicht zuletzt aus diesem Grund wird jüngst auch im deutschsprachigen Raum unter Bezugnahme auf das machtkritische kulturelle Modell von Behinderung die Neujustierung der Disability Studies als Critical Disability Studies gefordert (Schlegel, 2017; Waldschmidt, 2020). Auf internationaler Ebene (z. B. Goodley, 2017; Shildrick, 2020) zeigt sich die gesellschaftskritische Tradition der Disability Studies in historisch-kritischen Ansätzen (Longmore & Umansky, 2001; Stiker, 1982), phänomenologischen Sichtweisen auf Körper und Barrieren (Paterson & Hughes, 2000; Titchkosky & Michalko, 2012; Turner, 2001), diskurskritischen (Barsch et al., 2012; Kudlick, 2003; Tremain, 2005), repräsentationsanalytischen (Garland-Thomson, 2009; Snyder & Mitchell, 2006) oder postkolonialen Zugängen (Grech & Soldatic, 2016). Während einige Autor_innen davon ausgehen, dass die sozial- und kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Behinderung an und für sich, sozusagen *qua* Gegenstand gesellschaftskritisch ist (Waldschmidt & Schneider, 2007, S. 15), betonen Helen Meekosha und Russell Shuttleworth (2009, S. 66), dass der kritische Impuls immer wieder erneut aktiviert und begründet werden muss.

Die Critical Disability Studies (> Ochsner in diesem Band) benötigen ihnen zufolge eine Sozialtheorie, die sich an vier Prinzipien orientieren sollte: *Erstens* müsse sie in der Tradition der Kritischen Theorie verortet sein und deren Skepsis gegenüber Empirie und Positivismus teilen. *Zweitens* müsse die Theorienutzung immer gebunden sein an eine kämpferische Praxis für mehr Autonomie und Teilhabe. *Drittens* sei ein Bewusstsein von Historizität beziehungsweise die Übernahme historischer Verantwortung wichtig. *Viertens* müsse eine interkulturelle oder, besser gesagt, postkoloniale Herangehensweise integriert werden, um westlich geprägte Normalitätskonstruktionen zu relativieren (Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 52–54). Meekosha und Shuttleworth lenken zudem das Augenmerk auf spezifische Aspekte, die nicht wirklich neu sind, jedoch im Zuge von Institutionalisierungsprozessen in den Disability Studies vielfach in Vergessenheit geraten sind. Es handelt sich dabei vor allem um den Anspruch, eine emanzipatorische Forschung zu betreiben (Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 55; > Behrlich in diesem Band) und dabei die notwendige Verbindung von struktur-, handlungs- und kommunikationstheoretischen Zugängen (Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 56) nicht aus den Augen zu verlieren, um das Spannungsverhältnis von Macht und Widerstand (Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 57) angemessen ausloten zu können. Grundlage einer solchen Forschung muss die Anerkennung von Gendertheorie und Performativität

(Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 58–60) sein, um die Dekonstruktion von Dominanz und Identitätskonstruktionen fundiert beschreiben zu können (Meekosha & Shuttleworth, 2009, S. 60–64). Meekosha und Shuttleworth (2009, S. 66) verweisen außerdem auf komplexe Problemstellungen, „that disability studies tended to shy away from [...]“.

Im Folgenden sollen zwei dieser Bereiche, die es im Kontext der Critical Disability Studies zu thematisieren gilt, angeführt werden. *Erstens* liegt die besondere Provokation einer kritischen Forschung zu Behinderung darin, auf die potentielle Betroffenheit eines jeden Menschen hinzuweisen. In der englischsprachigen Forschung nutzt man zur Bezeichnung dieser anthropologischen Situiertheit den Begriff „temporarily able-bodied“ (Breckenridge & Vogler, 2001, S. 349). Angesprochen wird damit die Tatsache, dass Vulnerabilität und Abhängigkeit unabdingbar zur menschlichen Existenz gehören, auch wenn diese Erkenntnis in einer leistungs- und performanzorientierten Gesellschaft tendenziell abgelehnt, vermieden und tabuisiert wird. Behinderung wird angesichts von hegemonialen Normalitätserwartungen vor allem den sogenannten ‚Anderen‘ zugewiesen. Die diskursiven und nichtdiskursiven Verfahren einer ‚Dominanzkultur‘ (Rommelspacher, 2006; Attia et al., 2015), die zur Errichtung und Aufrechterhaltung binärer Ordnungen beitragen, fördern auf der einen Seite die Diskriminierung und Marginalisierung von Menschen mit Behinderungen. Auf der anderen Seite ermöglichen diese projektiven Zuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft das unhinterfragte Festhalten am Privileg der Nicht-Behinderung, und unterstützen so die Illusion – oder auch den Verblendungszusammenhang – einer permanenten Entwicklung, Verbesserung, Steigerung und Perfektionierung (*enhancement*).

Nutzt man *zweitens* die Kategorie Behinderung als erkenntnisleitendes Moment für die Analyse der Mehrheitsgesellschaft, treten die expliziten und impliziten „standards of ableism – such as autonomy, control, independence“ (Goodley et al., 2012, S. 5) – deutlich sichtbar hervor. Jenseits der genannten anthropologischen Dimensionen problematisieren die Critical Disability Studies also auch strukturelle Dimensionen des kapitalistischen Wirtschaftsmodells und dessen neoliberalen Regierung, die seit den 1990er Jahren auch in Deutschland zu einer größeren sozialen Ungleichheit geführt haben. Der Zusammenhang zwischen beiden Prozessen, einerseits den sozialpsychologisch begründeten projektiven Verfahren verweigerter Anerkennung, andererseits der Zunahme struktureller Ungleichheit, wird in den Sozialwissenschaften und in der Soziologie insbesondere in Form einer kritischen Demokratiereflexion verstärkt thematisiert (Ketterer & Becker, 2019).

Die Critical Disability Studies (Shildrick, 2020) plädieren dafür, Menschen als durch Machtverhältnisse vergesellschaftete, aber eben auch als machtvoll handelnde Subjekte zu betrachten. Sie fokussieren auf die Frage, wer das Recht für sich beanspruchen darf, die eigene (leibgebundene, erfahrungsbezogene und subjektive) Perspektive in den Mittelpunkt öffentlicher Debatten zu stellen. Wenn scheinbar ‚objektive‘, hegemoniale Bedeutungsbeimessungen und Gültigkeitsansprüche hinterfragt und verschoben werden, wird Behinderung als ein soziales Verhältnis sichtbar, das alle Mitglieder einer Gesellschaft involviert, wenn auch unter verschiedenen Voraussetzungen. Eine derart

theoretisch reflektierte, methodisch angewandte Dezentrierung hat tief greifende Folgen für die wissenschaftliche Erforschung der Ambivalenzen, Widersprüche und Paradoxien gesellschaftlichen Wandels.

5 Fazit

Eine kritische Sozialtheorie, welche die Selbst- und Gesellschaftsreflexion permanent aktualisiert, ist als Bezugspunkt der Critical Disability Studies essentiell. Gegenwärtig ist nur teilweise abzusehen, wie sich digitale, gentechnologische, gesundheits- und bildungspolitische sowie sozialstaatliche Transformationsprozesse auf die Konstruktionsweisen von Normalität und Behinderung auswirken werden. Geht man jedoch von der Annahme aus, dass Menschen auf der ganzen Welt in einem zukünftigen Zeitalter, das sich möglicherweise als ‚transhuman‘ verstehen wird, in einer freien, gerechten, solidarischen, die natürlichen Ressourcen schonenden und die Existenz sichernden, durch emotionale Zufriedenheit und wertschätzende Anerkennung gekennzeichneten, also in einer menschlichen Gesellschaft leben wollen, versteht sich von selbst, dass eine dazu passende Forschung zu und über Behinderung auch künftig notwendig sein wird.

Für die Entwicklung eines Wissenschaftsansatzes stellt klassischerweise die Universität den entsprechenden Rahmen, die Infrastruktur und Ressourcen, zur Verfügung. Wie jedoch ein Blick in die Gender Studies zeigt, gefährden akademische Institutionalisierungsprozesse immer auch den kritischen Impuls. Sigrid Metz-Göckel (2010, S. 597) hebt hervor, dass die Frauen- und Geschlechterforschung zwar „aus einer Kritikposition entstanden“ sei und die Absicht gehabt habe, „etablierte Denkgrenzen zu sprengen“; es sei jedoch eine offene Frage, ob es ihr gelungen sei, in dem institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb diese „kritische Differenz“ zu bewahren und immer wieder erneut zu beleben. Dies gilt in ähnlicher Weise für die deutschsprachigen Disability Studies, die in ihrer mehr als zwanzigjährigen Institutionalisierungsphase die Frage nach der Notwendigkeit von Kritik ganz oben auf ihre wissenschaftliche Agenda gesetzt haben.

Literatur

- Arendt, H. (1955). *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Europäische Verlagsanstalt.
- Attia, I., Köbsell, S., & Prasad, N. (Hrsg.). (2015). *Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen*. transcript.
- Barsch, S., Klein, A., & Verstraete, P. (Hrsg.). (2012). *The imperfect historian. Disability histories in Europe*. Lang.
- Bösch, S., & Weis, K. (2007). *Die Gegenwart der Zukunft: Perspektiven zeitkritischer Wissenspolitik*. VS Verlag.
- Breckenridge, C. A., & Vogler, C. (2001). The critical limits of embodiment: Reflections on disability criticism. *Public Culture*, 13(3), 349–357.

- Butler, J. (2002). Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 50(2), 249–265.
- Degener, T., & von Miquel, M. (Hrsg.). (2019). *Aufbrüche und Barrieren: Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er Jahren*. transcript.
- Foucault, M. (1990). Was ist Aufklärung? In E. Erdmann, R. Forst, & A. Honneth (Hrsg.), *Ethos der Moderne: Foucaults Kritik der Aufklärung* (S. 35–54). Campus.
- Foucault, M. (1992). *Was ist Kritik?* Merve.
- Foucault, M. (1999). *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France, 1975–76*. Suhrkamp.
- Freikamp, U., Leanza, M., Mende, J., Müller, S., Ullrich, P., & Voß, H.-J. (2008). Einleitung. Zum Verhältnis von Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik. In U. Freikamp, M. Leanza, J. Mende, S. Müller, S. Ullrich, & H.-J. Voß (Hrsg.), *Kritik mit Methode? Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik* (S. 7–18). Karl Dietz.
- Garland-Thomson, R. (2009). *Staring: How we look*. Oxford University Press.
- Grech, S., & Soldatic, K. (Hrsg.). (2016). *Disability in the global south. The critical handbook*. Springer International Publishing.
- Goodley, D. (2017). Dis/Entangling Critical Disability Studies. In M. Ingwersen, H. Berressem, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 81–97). transcript.
- Goodley, D., Hughes, B., & Davis, L. J. (2012). Introducing disability and social theory. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability and social theory. New development and directions* (S. 1–16). Palgrave.
- Habermas, J. (1996). Drei normative Modelle der Demokratie: Zum Begriff deliberativer Demokratie. In J. Habermas (Hrsg.), *Die Einbeziehung des Anderen* (S. 277–291). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, J., & Luhmann, N. (1971). *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Suhrkamp.
- Heinrich, M. (2007). *Kritik der politischen Ökonomie: Eine Einführung*. Schmetterling.
- Ketterer, H., & Karina, B. (2019). *Was stimmt nicht mit der Demokratie: Eine Debatte mit Klaus Dörre, Nancy Fraser, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa*. Suhrkamp.
- Klein, A. (2009). Wie betreibt man Disability History? Methoden in Bewegung. In E. Bösl, A. Klein, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte* (S. 45–63). transcript.
- Klein, A. (2015). Governing madness – transforming psychiatry. Disability history and the formation of cultural knowledge in the Federal Republic of Germany in the 1970s and 1980s. *Moving the Social: Journal of Social History and the History of Social Movements* o. Jg.(53), 11–38.
- Klein, A. (2016). Inklusion als bildungspolitisches Paradigma: Verhandlungen über Wissen, Macht und Zugehörigkeit in der Bundesrepublik Deutschland, 1964–1994. In G. Lingelbach, & A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? Die Lebenslage von Menschen mit Behinderungen in Deutschland nach 1945: Periodisierungsfragen der deutschen Zeitgeschichte aus interdisziplinärer Perspektive* (S. 116–141). Campus.
- Kudlick, Catherine J. (2003). Disability history. Why we need another „Other“. *The American Historical Review*, 108(3), 763–793.
- LaCapra, D. (1987). *History and criticism*. Cornell University Press.
- Longmore, P. K., & Umansky, L. (Hrsg.). (2001). *The new disability history. American Perspectives*. New York University Press.
- Luhmann, N. (1997a). *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilband. Kapitel 1–3*. Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1997b). *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Zweiter Teilband. Kapitel 4–5*. Suhrkamp.

- McQuillan, M., Macdonald, G., Purves, R., & Thomson, S. (Hrsg.). (1999). *Post-theory: New directions in criticism*. Edinburgh University Press.
- Meekosha, H., & Shuttleworth, R. (2009). What's so ‚critical‘ about critical disability studies? *Australian Journal of Human Rights*, 15(1), 47–76.
- Metz-Göckel, S. (2010). Institutionalisierung der Frauen-/Geschlechterforschung. In R. Becker, & B. Kortendieck (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 597–604). VS Verlag.
- Moebius, S. (2016). Kontroversen in der deutschsprachigen Soziologie nach 1945. In S. Moebius, & A. Ploder (Hrsg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie* (S. 1–28). VS Verlag.
- Paterson, K., & Hughes, B. (2000). Disabled bodies. In P. Hancock, B. Hughes, E. Jagger, K. Paterson, R. Russel, E. Tulle-Winton, & M. Tyler (Hrsg.), *The body, culture and society. An introduction* (S. 29–44). Open University Press.
- Paul, D. P. (2015). Eugenics. looking at the role of science anew. In S. Maasen, & M. Winterhager (Hrsg.), *Science studies: Probing the dynamics of scientific knowledge* (S. 55–70). transcript.
- Paulitz, T., Hey, B., Kink, S., & Prietl, B. (Hrsg.). (2015). *Akademische Wissenskulturen und soziale Praxis. Geschlechterforschung zu natur-, technik- und geisteswissenschaftlichen Fächern*. Westfälisches Dampfboot.
- Ritsert, J. (2010). Der Positivismusstreit. In G. Kneer, & S. Moebius (Hrsg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen* (S. 102–130). Suhrkamp.
- Rommelspacher, B. (2006). *Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht*. Orlanda Frauenverlag.
- Rosa, H., & Oberthür, J. (Hrsg.). (2020). *Gesellschaftstheorie*. Universitätsverlag Konstanz.
- Schimank, U. (2012). Wissenschaft als gesellschaftliches Teilsystem. In S. Maasen, & M. Winterhager (Hrsg.), *Science Studies: Probing the Dynamics of Scientific Knowledge* (S. 112–120). Springer VS.
- Schlegel, R. (2017). Beyond judgment – Towards critical disability studies. In A. Waldschmidt, H. Berressem, & M. Ingwersen (Hrsg.), *Culture – Theory – Disability. Encounters between disability studies and cultural studies* (S. 103–109). transcript.
- Schmuhl, H.-W. (2009). Das „Dritte Reich“ als biopolitische Entwicklungsdiktatur. Zur inneren Logik der nationalsozialistischen Genozidpolitik. In C. Kugelmann, M. Naumann, & M. Kampmeyer-Käding (Hrsg.), *Tödliche Medizin. Rassenwahn im Nationalsozialismus* (S. 8–21). Wallstein.
- Schneider, W., & Waldschmidt, A. (2012). Disability Studies. (Nicht-)Behinderung anders denken. In S. Moebius (Hrsg.), *Kultur: Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung* (S. 128–150). transcript.
- Selke, S., & Treibel, A. (2018). *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven*. Springer VS.
- Shildrick, M. (2020). Critical disability studies. Rethinking the conventions for the age of postmodernity. In N. Watson, & S. Vehmas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (S. 32–44). Routledge.
- Snyder, S. L., & Mitchell, D. T. (2006). *Cultural locations of disability*. University of Chicago Press.
- Stiker, H.-J. (1982). *Corps infirmes et sociétés. Essais d'anthropologie historique*. Aubier Montaigne.
- Tervooren, A. (2003). Disability Studies. Einleitung. In P. Lutz, T. Macho, G. Staupe, & H. Zirden (Hrsg.), *Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit* (S. 416–417). Böhlau.
- Tetens, H. (2006). *Kants „Kritik der reinen Vernunft“: Ein systematischer Kommentar*. Reclam.

- Titchkosky, T., & Michalko, R. (2012). The body as the problem of individuality: A phenomenological disability studies approach. In D. Goodley, B. Hughes, & L. J. Davis (Hrsg.), *Disability & social theory: New developments and directions* (S. 127–142). Palgrave Macmillan.
- Treibel, A. (2004). Theorie des kommunikativen Handelns und Kritische Theorie (Habermas, Offe, Honneth, Fraser). In A. Treibel (Hrsg.), *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart* (6., akt. Aufl., S. 157–191). Springer VS.
- Tremain, S. (2005). *Foucault and the government of disability*. University of Michigan Press.
- Turner, D. (2001). Disability and the sociology of the body. In G. L. Albrecht, K. D. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 252–266). Sage.
- Ullrich, C. G. (2005). *Soziologie des Wohlfahrtsstaates*. Campus.
- Waldschmidt, A. (2004). Normalität. In U. Bröckling, S. Krasmann, & T. Lemke (Hrsg.), *Glossar der Gegenwart* (S. 183–197). Suhrkamp.
- Waldschmidt, A. (2014). Macht der Differenz: Perspektiven der Disability Studies auf Diversität, Intersektionalität und soziale Ungleichheit. *Soziale Probleme: Zeitschrift für Soziale Probleme und Soziale Kontrolle*, 25(2), 173–193.
- Waldschmidt, A. (2019). Why critical disability studies needs a cultural model of dis/ability. In K. Ellis, R. Garland-Thomson, M. Kent, & R. Robertson (Hrsg.), *Interdisciplinary approaches to disability. Looking towards the future* (Bd. 2, S. 71–79). Routledge
- Waldschmidt, A. (2020). *Disability Studies zur Einführung*. Junius.
- Waldschmidt, A., & Schneider, W. (Hrsg.). (2007). *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. transcript.
- Wiede, W. (2014). Subjekt und Subjektivierung, Version: 1.0. In *Docupedia-Zeitgeschichte. Begriffe, Methoden und Debatten der zeithistorischen Forschung*. https://docupedia.de/zg/Wiede_subjekt_und_subjektivierung_v1_de_2014. Zugegriffen: 15. Aug. 2020.

Anne Klein, Dr. phil., Politik- und Erziehungswissenschaftlerin, Historikerin, Hochschuldozentin an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Zeitgeschichte, Gesellschaftstheorie, Transformationsforschung, Holocaust / Memory Studies, Biopolitik, Disability History.

<https://www.hf.uni-koeln.de/36643>



Identität und Identitätspolitik: Welche Bedeutung haben sie für behinderte Menschen?

Rebecca Maskos

Zusammenfassung

Identität und Identitätspolitik sind wichtige Themen für die Disability Studies und die Behindertenbewegung. Der Beitrag geht individuellen und kollektiven Identitätskonstruktionen behinderter Menschen nach und beleuchtet widersprüchliche Positionierungen. Es werden zunächst theoretische Konzepte der individuellen und kollektiven Identität vorgestellt. Anschließend werden die Debatten zu Identität und Identitätspolitik in den Disability Studies behandelt.

Schlüsselwörter

Ableismus · Dekonstruktion · Essentialismus · Soziale Bewegung · Stigma

1 Einleitung

Identität (lateinisch *īdem* ‚derselbe‘, *īdem* ‚dasselbe‘) bezeichnet sowohl die Übereinstimmung von zwei Gegenständen oder Personen miteinander als auch eine als „Selbst“ erlebte innere Einheit einer Person“ (Duden, 2018, o. S.). In Alltagsdebatten und wissenschaftlichen Diskursen wird Identität thematisiert, wenn es um Nation, Religion, politische Zugehörigkeit, Klasse, Geschlecht, Herkunft, sexuelle Orientierung, Behinderung oder andere Struktur- und Differenzkategorien geht, aber auch im Zusammenhang mit psychischen Bewusstseinsbildungsprozessen, Kontinuitäten und Brüchen im Selbsterleben. Der Begriff ist zweischneidig: Er bezeichnet sowohl einen

R. Maskos (✉)
Berlin, Deutschland

Zustand der Individualität als auch den Sachverhalt der sozialen Übereinstimmung. Grob kann man das Spektrum der Identität einteilen in individuelle und kollektive Identität (Pries, 2016, S. 115). Einerseits geht es um das Selbsterleben des Subjekts und seine soziale Positionierung, andererseits um die Verortung gesellschaftlicher Gruppen zueinander. Wissenschaftlich wird Identität vorzugsweise in den Fächern Philosophie, Soziologie und Psychologie untersucht.

Im Fall der Kategorisierung ‚Behinderung‘ hat Identität einen anderen Stellenwert als bei verwandten Kategorien der Differenz. Der Wechsel in die Identität ‚behindert‘ kommt meist unverhofft und ist in der Regel unerwünscht: Jede*r kann sich von heute auf morgen in der Kategorie ‚behindert‘ wiederfinden; eine Unachtsamkeit auf der Straße oder eine plötzlich einsetzende chronische Krankheit reichen aus (Davis, 2002, S. 3–4).

Behindertenpolitische Gruppen beziehen sich positiv auf die abgewertete, unerwünschte Kategorie ‚behindert‘ und laden diese politisch auf. Solche Selbstverortungen liegen quer zum gängigen Verständnis von Behinderung als individuelles, defizitäres und leidvolles ‚Schicksal‘ und erscheinen zunächst als das Gegenteil von Politik (Siebers, 2008, S. 46). Dabei ist Identitätspolitik als Anerkennung gesellschaftlicher Marginalisierung und Abwehr eines individualisierten Verständnisses von Identität (Hark, 2011; Rommelspacher, 1997) ein Kernelement von Behindertenpolitik und ihre Analyse ist Teil der Disability Studies.

Der Begriff Identitätspolitik und der damit verbundene Begriff Identität sind in den letzten Jahren in Verruf geraten. In der Debatte um die poststrukturalistische Dekonstruktion des Subjekts gelten diese Begriffe als überkommen. Ihnen haftet der Vorwurf an, sich zu sehr an einer eigentlich kritikwürdigen biologistischen Einteilung von Gruppen nach körperlichen Merkmalen zu orientieren (Davis, 2002, S. 5). In der Tat würde eine eindeutige Teilung von Menschen in ‚behindert‘ und ‚nichtbehindert‘ schwer fallen angesichts des Kontinuums zwischen den beiden Kategorien und des breiten Spektrums von Beeinträchtigungen (Davis, 2002, S. 23; Hirschberg, 2009, S. 314–316). Im Folgenden gehe ich zunächst auf Konzepte der individuellen und kollektiven Identität ein, um anschließend ihre Relevanz für die Disability Studies darzustellen.

2 Individuelle Identität: Theorieansätze

Theorien zur individuellen Identität analysieren einerseits das Phänomen der Kontinuität einer als ‚Selbst‘ erlebten inneren Einheit; andererseits behandeln sie die Wahrnehmung des Selbst angesichts (vermuteter oder tatsächlicher) Urteile anderer (Bohleber, 1997, S. 93).

Zur wissenschaftlichen Reflexion von Identität haben verschiedene Diskurse beigetragen. Der Entwicklungspsychologe und Psychoanalytiker Erik H. Erikson (1963) gilt als Begründer der psychologischen Identitätstheorie. Er baute mit seinem ‚Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung‘ auf dem Modell der psychosexuellen Phasen

nach Sigmund Freud (1856–1939) auf. Identität entwickelt sich nach Erikson immer dann weiter, wenn sich dem Individuum widersprüchliche Entwicklungsaufgaben stellen. Der entstehende Konflikt werde in einer Phase der Krise bearbeitet und auf individuelle Weise in einer qualitativ neuen ‚Ich-Synthese‘ gelöst (Erikson, 1963, S. 241).

Das Austarieren von Authentizität und sozialer Anerkennung nahm der Sozialpsychologe George Herbert Mead (1968, S. 178) in den Blick; er verwies auf die Fähigkeit des Menschen, sich selbst zum Objekt seiner Gedanken zu machen (Abels, 2009, S. 333). Das Selbst (*Self*) differenziert sich nach Mead (1968, S. 116) in das *I* und das *Me*: Das *I* repräsentiert das Bewusstsein von sich als einmaliges Wesen, das *Me* speist sich aus den Erwartungen der sozialen Umwelt, einem ‚verallgemeinerten Anderen‘ (Mead, 1968, S. 197), welches das Selbst reflektieren und zu dem es sich verhalten muss. Aufbauend auf Mead hob der Soziologe Erving Goffman die Vorstellung einer sozial konstruierten Identität hervor. Er entwickelte seine Identitätstheorie in Auseinandersetzung mit Phänomenen sozialer Normabweichung. Mit seiner Studie *Stigma* (Goffman, 1967 [1963]) begründete er zugleich die Soziologie der Behinderung und inspirierte die Disability Studies (> Karim und Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band).

Am Beispiel des gesellschaftlichen Umgangs mit Körperbehinderten und anderen marginalisierten Personen, wie z. B. Prostituierten, Süchtigen und ehemaligen Häftlingen, beleuchtet Goffman die Wirkung sozialer Normen und ihre Relevanz für Identitätskonstruktionen. Dabei unterscheidet er drei verschiedene Identitätsbegriffe: persönliche, soziale und Ich-Identität. Die soziale Identität zerfällt bei Goffman in virtuelle und aktuelle Identität: Mit letzterer meint er einen wahrnehmbaren, sichtbaren Teil von Identität. Wenn eine Person beispielsweise eine hörbare Sprachbesonderheit hat, ist dies Teil ihrer aktuellen sozialen Identität. Die virtuelle soziale Identität entspricht den Normalitätserwartungen an alle Individuen. Ein Stigma entsteht laut Goffman (1967 [1963], S. 9–13) aus einer Diskrepanz zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität. Er zeigt, dass die virtuelle soziale Identität der Stigmaträger*innen je nach Gesellschaft und Kultur unterschiedlich definiert sein kann – und damit auch die Entscheidung, ob und wann eine Sprachbesonderheit als Sprachbehinderung gilt. Was als normal verstanden wird und was nicht, ist Ausdruck eines bestimmten gesellschaftlichen Bedeutungskodex. Daran schließt eine alltagsweltliche ‚Stigmatheorie‘ an: eine Ideologie, die die „Inferiorität [der stigmatisierten Person] erklären und die Gefährdung durch den Stigmatisierten nachweisen soll“ (Goffman, 1967 [1963], S. 14). Diese impliziten Annahmen über die Subjektivität stigmatisierter Menschen tragen zu einer Interaktionsspannung in der Begegnung behinderter und nichtbehinderter Menschen bei (Goffman, 1967 [1963], S. 24). Goffman stellt fest, dass nicht nur behinderte Menschen spezielle soziale Techniken im Umgang mit dieser Interaktionsspannung nutzen. Er nennt diese Techniken ‚Stigma-Management‘. Diese Prozesse seien so grundlegend für soziale Interaktionen, dass sie überall dort auftreten, wo es Identitätsnormen gibt (Goffman, 1967 [1963], S. 160).

Neuere, soziologische und sozialpsychologische Identitätstheorien, z. B. von Anthony Giddens und Heiner Keupp, kritisieren die Annahme einer Standardidentität,

die in der heutigen, individualisierten Gesellschaft nicht mehr gelten könne (Giddens, 1991). In Zeiten flexibler Rollenanforderungen und Lebensstile müsse man eher von ‚Identitätsarbeit‘ (Keupp et. al., 1999) und einer anhaltenden Selbstbefragung sprechen (Liebsch, 2016, S. 141; Pries, 2016, S. 118). Dagegen stellen poststrukturalistische Theoretiker*innen das Konzept von Identität grundsätzlich infrage. Vor allem im Anschluss an den Philosophen Michel Foucault (1994) verweisen sie auf die Disziplinar-, Kontroll- und Machttechniken, die sich auf das Subjekt richten. Identitätskategorien seien nicht Bestandteil der *conditio humana*, sondern das Resultat von Diskursen (Bhambra, 2006, S. 34; Butler, 1991, S. 9; Hark, 1996, S. 23). Die abstrakte Trennung und Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft bzw. von ‚innen‘ und ‚außen‘ wird somit kritisch aufgehoben (Paulus, 2001, S. 7–19). Macht wird dabei nicht als offen repressiv gedacht, sondern als von den Subjekten unbemerkt verinnerlicht und in ihren Handlungen wirksam.

Dekonstruktivistisch-feministische und postkoloniale Theorien kritisieren zudem Identitätskonzepte, die das Subjekt implizit im Kontext von Männlichkeit, Heteronormativität, ‚Weiß-Sein‘, Nichtbehinderung und als der westlichen Mittelschicht zugehörig verorten (Hark, 1996; Paulus, 2001; >Pieper in diesem Band). Die Philosophin Judith Butler (1991) versteht das vergeschlechtlichte Subjekt als kulturelles Konstrukt innerhalb einer als zweigeschlechtlich strukturierten Zwangsordnung. *Gender* hat nach Butler keine feste Grenze und ist nicht an biologische Anatomie gebunden (Butler, 1991, S. 22–32). Postkoloniale Denker*innen wie Gayatri C. Spivak (1988) sehen Identität ebenfalls als eine von machtvollen Diskursen durchdrungene Konstruktion, die Subjekte entlang verschiedener Kategorien hierarchisiert. Schwarze und ‚subalterne‘ Subjekte sowie *people of color* fungieren im Rahmen von kolonialistischen und rassistischen Diskursen als ‚das Andere‘ (Beauvoir, 1968; Said, 1978) und dienen so der Produktion einer hegemonialen, ‚weißen‘ Identität.

3 Individuelle Identität als Thema der Disability Studies

Während Behinderung in den aktuellen Debatten über Identität, Differenz, Subjekt und Macht noch wenig mitgedacht wird (Davis, 2002, S. 14; Rommelspacher, 1997, S. 255), ist die Verarbeitung einer ‚Behindertenidentität‘ bereits seit Jahrzehnten ein wichtiges Thema in der Heil- und Sonderpädagogik (Fengler & Jansen, 1987; Thimm, 1975; kritisch dazu Cloerkes, 2009). Der dabei benutzte, viktimisierende Identitätsbegriff wird allerdings im Kontext der Disability Studies abgelehnt (Lanwer, 2011; Mürner, 2011).

In den internationalen Disability Studies ist individuelle Identität und ihre Entwicklung ein eher selten diskutiertes Thema. Häufiger werden die Auswirkungen von Stigmatisierungsprozessen und Machtverhältnissen auf die Identität behinderter Menschen behandelt (Gill, 1997; Morris, 1991; Shakespeare, 2014). Die Rehabilitationspsychologin Beatrice A. Wright, die als eine der Vorläufer*innen der Disability Studies gilt (> Zander in diesem Band), hat sich bereits in den 1960er Jahren mit Stigmatisierung

und Identität im Kontext von Behinderung auseinandergesetzt. Dass Stigmatisierungsprozesse nicht notwendigerweise eine – wie es Goffman (1967 [1963]) nennt – ‚beschädigte Identität‘ hervorbringen müssen, sondern wandelbar sind, zeigt Wright mit ihrem Konzept der ‚Wertetransformation‘. Im Zuge der Akzeptanz von Behinderung als integraler Teil der Persönlichkeit würden ‚Werte des Status‘ (*status values*) sich allmählich ‚Werten des Gewinns‘ (*asset values*) unterordnen (Wright, 1983, S. 167, 171). So würden beispielsweise Hilfsmittel wie Gehstützen oder Rollstühle mit der Zeit nicht mehr als entwertende Stigma-Symbole, sondern als Symbole der Freiheit verstanden (Wright, 1983, S. 179).

Der Anthropologe Robert F. Murphy, ebenfalls ein Wegbereiter der Disability Studies, der seine eigene fortschreitende Lähmung autoethnographisch analysiert hat, spricht von einer „disease of social relations“ (Murphy, 1987, S. 87). Berichte über Erfahrungen behinderter Menschen in diesem Interaktionsrahmen kreisen zum einen um das Gefühl der Unsichtbarkeit, des Ausgeschlossenseins, des Andersseins, der Isolierung (Olkin, 1999). Zugleich erleben viele behinderte Menschen auch eine ständige Öffentlichkeit ihrer Person und Invasionen ihrer Privatsphäre durch intime Fragen, bewundernde Anerkennung und aufgedrängte Hilfsleistungen sowie die Erwartung, dass sie die Verantwortung für das Abmildern von Interaktionsspannungen selbst übernehmen sollen (Cahill & Eggleston, 1994).

Carol J. Gill (2001), ebenfalls Psychologin und Vertreterin der Disability Studies, sieht als zentrales Charakteristikum der Identität behinderter Menschen das Gefühl einer *mistaken identity*. Die selbst gewählte Identitätskonstruktion müsse immer wieder gegen regelmäßig zugeschriebene, stereotype Identitäten behauptet und ‚bewiesen‘ werden. Dieser ermüdende Kampf präge die Erfahrungswelt behinderter Menschen (Gill, 2001, S. 3). Gill (1997) weist außerdem auf die identitätsstärkende und emanzipative Funktion der Identifikation (Hall, 1996, S. 2) mit anderen behinderten Menschen im Zuge der Identitätsbildung hin. Sie entwirft ein vierstufiges Modell der Identitätsentwicklung behinderter Menschen. Nach der ersten Stufe, der Erkenntnis, gleichwertiger Teil der Gesellschaft zu sein und gleichzeitig zur Gruppe der behinderten Menschen dazuzugehören, bilde sich im zweiten Schritt ein Gefühl der Gemeinschaft in der *disability community* (Gill, 1997, S. 43). Drittens ermögliche die Transformation ‚behindernder‘ Werte dem Selbst, (wieder) ein Gefühl der Ganzheit und Intaktheit zu empfinden und die Behinderung auch als Bereicherung zu sehen (Gill, 1997, S. 43). Nach außen könne sich dieses gewandelte Bewusstsein, viertens, in einer selbstbewussteren Art, sich und die Beeinträchtigung zu zeigen, ausdrücken. Diesen letzten Schritt der Identitätsentwicklung nennt Gill *coming out*; sie schlägt damit eine Brücke zu anderen Minderheiten und deren Identitätspolitik: Die Aneignung des abgewerteten Differenzmerkmals verwandelt Scham in Selbstbewusstsein.

In den deutschsprachigen Disability Studies gibt es erst seit kurzem und nur wenige theoretische Beiträge zur Identitätsdebatte (Langner, 2009, 2011; Lanwer, 2011; Maskos, 2004; Mürner, 2011; Schönwiese, 2011). Beispielsweise macht die Rehabilitationswissenschaftlerin Anke Langner (2009) den Begriff der Identitätsarbeit (Keupp et al., 1999) und

das Konzept des Habitus (Bourdieu, 2001) für die Analyse der Identitätskonstruktionen von Menschen mit Lernschwierigkeiten fruchtbar. Darüber hinaus wird der Begriff Identität oft als Chiffre für das Erleben von Behinderung (Riegler, 2011, 2015; Saerberg, 2011; Schönwiese, 2011; Sierck, 2011) oder im Rahmen von Biographieforschung (Bruner, 2005; Ruhm, 1999) genutzt.

Rebecca Maskos (2004) arbeitet heraus, dass sich behinderte Menschen paradoxen Anforderungen und dichotomen Zuschreibungen, wie beispielsweise idealisierter Bewunderung auf der einen und entwertender Zuschreibung von Leid und Defizit auf der anderen Seite, stellen müssen; einerseits sollen sie ‚ganz normal‘ und andererseits etwas ‚Besonderes‘ sein. Im Rahmen dieser sich gegenüberstehenden ‚Pole‘ differenzierte Identitätswürfe auszuhandeln stellt für behinderte Menschen eine fortwährende Herausforderung dar (Maskos, 2004). Die Sozialpädagogin Katja Lüke (2006) weist in ihrer Analyse der Identitätsarbeit querschnittsgelähmter Männer auf deren zum Teil vehemente Selbstnormalisierung hin. Der Behindertenpädagoge Christian Mürner (2011) spricht in diesem Zusammenhang von einer ‚verdinglichten Identität‘, die behinderte Menschen und ‚andere‘ Subjekte gemeinsam haben: Identität beinhalte, die Besonderheit einer Person zu markieren; dies geschehe bevorzugt anhand ‚besonderer Kennzeichen‘, die als unveränderliche Merkmale verstanden würden. Als schicksalhafte Bestimmungen fehlinterpretiert wirkten sie identitätsreduzierend: Sie würden zum alleinigen Kern individueller Identität und überschatteten in der Folge das ganze Leben und das Selbstverhältnis einer Person. Wright (1983, S. 2) nennt dieses Phänomen *spread*, ‚Ausbreitung‘, oder ‚Streuung‘. Behinderung kann so zum alles dominierenden Persönlichkeitszug werden und *master status* erhalten.

4 Kollektive Identität und Identitätspolitik: Theorieansätze

Das Konzept der kollektiven Identität (Niethammer, 2000; Pries, 2016, S. 117) fragt im Gegensatz zur persönlichen Identität nicht nach individueller Selbstverortung, sondern nach Verortung ganzer Gruppen zueinander. Relevant ist kollektive Identität vor allem für gesellschaftliche Gruppen, die sich von der Mehrheitsgesellschaft ausgegrenzt sehen oder sich selbst von ihr abgrenzen. Ihre Identitätspolitik will eine gesellschaftlich abgewertete Differenz neu formulieren und behaupten (Heyes, 2007). Verbunden ist damit zum einen ein nach innen gerichteter Prozess der Bewusstmachung des ‚Politischen im Privaten‘, des Entdeckens von verinnerlichter Unterdrückung. Zum anderen geht es um einen nach außen gerichteten politischen Kampf um Rechte (Davis, 2002; Rommelspacher, 1997; Sampson, 1993). Die Soziologin Sabine Hark (2011, S. 224) versteht unter Identitätspolitik ‚jene Politiken von Gruppen [...], die ein [...] abgewertetes, stigmatisiertes oder marginalisiertes Merkmal ihrer Existenz – Geschlecht, ethnische oder geopolitische Herkunft, Hautfarbe, sexuelle Präferenz, körperliche Behinderungen – zur Grundlage ihrer politischen Aktivität machen und für diese

differente Identität gleichberechtigte Anerkennung mit der jeweiligen Mehrheitskultur fordern.“

Historisch ist der Begriff hauptsächlich verbunden mit den Bürgerrechtsbewegungen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem in den westlichen Gesellschaften entstanden sind. Zu nennen wären vor allem die Frauenbewegung, die Bewegung lesbischer, schwuler, trans* und inter* Personen sowie die Bewegung von *people of color* (Hark, 1996, S. 14–15). Anders als frühe soziale Bewegungen wie die Arbeiter*innenbewegung, die Identität und Klasse verknüpften (Hobsbawm, 1996), ging es den Bürgerrechtsbewegungen um eine Kritik an der gesellschaftlichen Produktion ihrer Identitäten und zugleich auch um die ‚Zelebrierung‘ ihres Andersseins (Woodward, 2006, S. 195).

Hier zeigt sich ein zentraler Widerspruch von Identitätspolitik: Sie bezieht sich oft positiv auf genau die kategorialen Einteilungen, welche die Unterdrückung einer Gruppe rahmen und zementieren (Butler, 1991, S. 17–18; Davis, 2002, S. 10–11; Hark, 1996, S. 16). Einerseits wehren sich die Bewegungen gegen essentialisierende Zuschreibungen, d. h. die Idee „[...] einer Wesenhaftigkeit des Menschen, die meint, dass sich in jeglichem Verhalten [...] die Persönlichkeit offenbart“ (Rommelspacher, 1997, S. 257). Andererseits bezieht sich Identitätspolitik oft selbst auf Essentialismen (Bhambra, 2006, S. 35). Wenn beispielsweise die Feministin und Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich (1987) die ‚friedfertige Frau‘ postuliert, schreibt sie – wenn auch positiv gewendet – ein bestimmtes ‚Wesen der Frau‘ fort. Die Macht, der Identitätspolitik eigentlich entgehen will, holt sie so wieder ein. Schließlich baut sie auf der Vorstellung eines ‚Außen‘ und ‚Anderen‘ auf, so der Kultursoziologie Stuart Hall (1996, S. 4–6, S. 13–14), und ist damit selbst auch Teil der Macht, die ausgrenzende Identitäten schafft.

Als Basis von kollektiver Identität gilt eine geteilte Erfahrung der Unterdrückung. Daher dürfen oft auch nur ‚betroffene‘ Subjekte in identitätspolitischen Kontexten sprechen. Hark (1996, S. 15, 23) weist darauf hin, dass kollektive Identität nicht einfach ‚aufgefunden‘, sondern aktiv in gemeinsamen Diskursen, politischen Kämpfen und ‚artikulatorischen Praxen‘ hergestellt wird. Diese Identität als ‚gesetzt‘ zu verstehen, immunisiert sie gegen Kritik von außen (Heyes, 2007).

Auf die Bedeutung der Analyse von Vielfalt innerhalb einer Differenzkategorie weisen insbesondere intersektionale Ansätze hin (> Pieper und Raab & Ledder in diesem Band). Sie nehmen die Wechselwirkungen von Herrschaftsverhältnissen, Repräsentationen und Identitätskonstruktionen in den Blick (Winker & Degele, 2009, S. 15). In den USA stießen *women of color*, die ihre Erfahrungen durch den ‚weißen‘ und an der Mittelklasse orientierten Feminismus nicht repräsentiert sahen, in den späten 1970er Jahren eine kritische Debatte über Homogenisierungen innerhalb der Frauenbewegung an (Combahee River Collective, 1982; Crenshaw, 1991). In Deutschland entwickelten in den 1980er Jahren behinderte Frauen eine ähnliche Kritik an der Frauenbewegung und verwiesen auf die Verwobenheit von Behinderung und Geschlecht (Köbsell, 2010). Die Debatte um Intersektionalität thematisiert nicht nur die mehrfach verknüpften Ebenen von Diskriminierung, sondern auch die Ambivalenz von

Kategorisierung generell: Einerseits wohnt der Einteilung von Menschen entlang von Kategorien Gewalt inne (Siebers, 2008, S. 17), andererseits ist es unmöglich, ohne Kategorien zu denken. Den intersektionalen Ansätzen geht es weniger um eine ‚Abschaffung‘ von Identitätskategorien, sondern eher darum, ihre Bedeutungen zu reflektieren und neu zu verhandeln (Pohlen, 2010, S. 102–105).

5 Kollektive Identität und Identitätspolitik als Thema der Disability Studies

Eine ‚paradoxe Politik der Identität‘ (Hark, 1996) finden wir auch in der kollektiven Identität behinderter Menschen. Auf der einen Seite beziehen sich behinderte Menschen auf Essentialismen, wenn sie sich mit anderen behinderten Menschen identifizieren und eine positiv gewendete Gruppenidentität schaffen. So sagt der Aktivist Daniel Robert 1997 in einem Interview über seine Erfahrungen in der *community* behinderter Menschen: „Transferred to a world of disability culture, I developed deep and meaningful relationships with people in the disability rights movement. [...] They encouraged me to feel attractive and creative and powerful in my own way. I don't have to be angry or full of self-pity anymore. These are my people.“ (Zames Fleischer & Zames, 2001, S. 202) Die Annahme einer gemeinsamen ‚Kultur‘ (Longmore, 2003) ermöglicht neue, emanzipative Identitätskonstruktionen.

Diese neue Identität kann auch kämpferisch und provokativ sein: Der ‚Krüppelstandpunkt‘ der frühen deutschen Behindertenbewegung (> Köbsell in diesem Band) reicht über das hinaus, was Wright, wie oben ausgeführt, als Akzeptanz und Wertetransformation beschreibt. Es geht um eine Abwehr hegemonialer Zuschreibungen: ‚Krüppel‘ lehnen all das ab, was ‚Behindertsein‘ aus herrschender Sicht ausmacht: Passivität, Scham, Dankbarkeit und Selbstmitleid (Clare, 1999, S. 3). Ähnlich wie andere Gegenkulturen und identitätspolitische Gemeinschaften kann eine ‚radikale‘ Behindertenidentität auch entstigmatisieren und *empowern* (Rommelspacher, 1997, S. 258; Zames Fleischer & Zames, 2001, S. 200).

Gleichzeitig finden wir in der kollektiven Identität behinderter Menschen die Forderung nach einer Dekonstruktion von Essentialismen. Angesichts der Vielfalt von Beeinträchtigungen, die alle unter der Kategorie Behinderung zusammengefasst werden, und angesichts des breiten Spektrums von Behinderungskonstruktionen kann man weder von einem einheitlichen Standpunkt noch von einer gemeinsamen Identität behinderter Menschen ausgehen. Ein Mann im Rollstuhl, eine blinde Frau und ein gehörloses Kind sind nicht durch gemeinsame Beeinträchtigungserfahrungen miteinander verbunden (Davis, 2002, S. 11, 23), sondern durch die Erfahrung, regelmäßig auf Barrieren zu stoßen (Siebers, 2013). Allen behinderten Menschen gemeinsam ist außerdem, dass sie sich fortwährend mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen und stigmatisierenden Mythen auseinandersetzen müssen (Siebers, 2008, S. 15). Die Psychologin Birgit Rommelspacher (1999, S. 7–35) fasst diese entwertenden Diskurse und Praktiken unter

dem Begriff der Behindertenfeindlichkeit zusammen; im englischsprachigen Diskurs spricht man von *disablism* (Goodley, 2014, S. 3–19) und *ableism* (Campbell, 2009, S. 3–15); im Deutschen wird auch der Begriff ‚Ableismus‘ benutzt (Buchner et al., 2015; Köbsell, 2015; Maskos, 2015; >Waldschmidt & Schillmeier in diesem Band).

In den deutschsprachigen Disability Studies gibt es bisher nur vereinzelt Beiträge zu identitätspolitischen Fragen. Höchstens zur Frage, wer Disability Studies betreiben ‚darf‘, werden verschiedene Standpunkte mit Bezug auf Identität vertreten (> Bruhn & Homann in diesem Band). In den englischsprachigen Disability Studies finden hingegen seit langem kontroverse Debatten um Identität und Identitätspolitik statt. Post-strukturalistisch orientierte Forscher*innen wie Robert McRuer (2010) fragen z. B. angesichts der machtvollen Herstellung von Identität, ob es überhaupt einer Identität als behinderter Mensch bedarf oder identitäre Grenzziehungen nicht eher schädlich seien. Identitätspolitik sei immer essentialistisch, ausschließend und gewaltvoll, auch wenn sie im Gewand der Kritik daherkomme. Stattdessen müsse eine konsequent dekonstruktive Haltung eingenommen und Identitäten infrage gestellt werden. Der Soziologe Tom Shakespeare (2014, S. 103–106) hebt hervor, dass Identitätspolitik eine Täter-Opfer-Dichotomie unterstützt und keine Alternative zur Unterwerfung bietet, da sie genau auf jenen Bindungen basiert, die das Subjekt abwerten und herabsetzen – auf *wounded attachments*, wie die Politologin Wendy Brown (1995) diese nennt.

Shakespeare (2014) differenziert zwei Formen von Etikettierungen, die identitätspolitisch von Bedeutung sind: *label* und *badge*. Das *label*, d. h. Behinderung als Stigma mit damit verbundener Abwertung, wird von der Behindertenbewegung als negatives Etikett abgelehnt. Dagegen ist *badge* – frei übersetzt: ‚Abzeichen‘ oder ‚Erkennungs-marke‘ – ein positiver Ausweis von Gruppenzugehörigkeit und kommt vor allem im Rahmen der *disability culture* (Longmore, 2003, S. 125–224) zur Geltung. Die Aneignung des Stigmas mündet hier in einer selbstbewussten Zugehörigkeit, bewegt sich jedoch ebenfalls im problematischen Rahmen der Abgrenzung von anderen (Shakespeare, 2014, S. 95–97).

Andere Autor*innen weisen im Gegenzug darauf hin, dass die ‚Materialität‘ des behinderten Körpers eine radikale Dekonstruktion von Identität unmöglich mache (Shakespeare, 1996; Siebers, 2008, S. 5, 2013; Thomas, 2004). Beeinträchtigung und Schmerz seien dennoch keine rein individuellen, sondern geteilte gesellschaftliche Erfahrungen, die im Falle von Behinderung als ‚persönliches Schicksal‘ individualisiert, entpolitisiert und medikalisiert würden. Auch wenn Behinderung kontingent und die Grenzen zu ‚Nichtbehinderung‘ oder ‚Gesundheit‘ unscharf seien, könne man Behinderung nicht so einfach ‚wegdekonstruieren‘ und zum Verschwinden bringen – dabei laufe man Gefahr, sich zu sehr an einem nichtbehinderten, autonomen Körperideal zu orientieren (Siebers, 2008, S. 74–79). Die Realität von Beeinträchtigung würde auch in einer idealen, vollkommen barrierefreien Welt immer noch Probleme und Schmerzen bereiten (Shakespeare, 2014, S. 85); dies sei ein wesentlicher Unterschied zu anderen Differenzkategorien wie beispielsweise *gender* (Boger, 2015; Köbsell, 2010, S. 27; Shakespeare, 2014, S. 97–99).

Auch die feministischen Disability Studies (> Raab & Ledder in diesem Band) weisen darauf hin, dass verkörperte Erfahrungen mit der Beeinträchtigung, die auch leidvoll sein können, nicht ausgeblendet werden dürfen (Thomas, 2004). Es könne sinnvoll sein, ein ‚Etikett‘ für die Beeinträchtigung, also eine Diagnose, und damit eine offizielle ‚Behinderungsidentität‘ zu erhalten, um Anspruch auf Nachteilsausgleich oder Hilfsmittel zu bekommen oder Bedürfnisse in Zusammenhang mit der Beeinträchtigung äußern zu können (Boger, 2015; Pohlen, 2010; Shakespeare, 2014).

Der Widerspruch zwischen essentialisierender ‚Festlegung‘ und dekonstruierender ‚Verleugnung‘ von Beeinträchtigung und Behinderung scheint schwer auflösbar zu sein und wird auch in feministischen und postkolonialen Diskursen problematisiert (Boger, 2015). Einige Theoretiker*innen sehen einen Ausweg im ‚strategischen Essentialismus‘ (Hark, 1996; Spivak, 1990): Identitätskategorien werden im politischen Kampf um Rechte bewusst benutzt; im Fall von Behinderung geht es dabei um Nachteilsausgleich und Hilfsmittel. ‚Intern‘ werden Identitätskategorien jedoch explizit infrage gestellt (Heyes, 2007). Der Literaturwissenschaftler Lennard J. Davis und andere kritisieren diesen Weg jedoch als irreführend und elitär (Alcoff, 2000; Davis, 2002, S. 19). Stattdessen solle man Behinderung als Ausgangspunkt eines neuen Denkens über Identität verstehen (Davis, 2002, S. 26; Siebers, 2008, S. 5). Dekonstruktion versus Essentialismus sei die falsche Gegenüberstellung (Alcoff, 2000; Bhambra, 2006). Die als ‚die Anderen‘ verstandenen Subjekte sollten, weder in einer essentialistischen noch in einer dekonstruktiven Herangehensweise, nicht als Außenposten einer konstruierten Normalität gesehen werden, sondern als Basis eines neuen Wissenszugangs (Bhambra, 2006, S. 38).

Davis (2002, S. 26) nennt diesen Zugang *dismodernism* und verortet ihn außerhalb der Dichotomie des ‚Normalen‘ und des ‚Anderen‘. Ihm zufolge sollte Behinderung als eine Art Blaupause einer ‚Neo-Identität‘ erscheinen (Davis, 2002, S. 26) – einer Identität, die Abhängigkeit und Verletzlichkeit nicht leugnet, sondern als Teil der Subjektivität *aller* anerkennt: „In a dismodernist mode, the ideal is not a hypostatization of the normal (that is, dominant) subject, but aims to create a new category based on the partial, incomplete subject whose realization is not autonomy and independence. This is a very different notion from subjectivity organized around wounded identities; rather all humans are seen as wounded.“ (Davis, 2002, S. 30)

Auch der Literaturwissenschaftler Tobin Siebers (1953–2015) plädiert dafür, Behinderung nicht als Gegensatz einer normierten Identität zu verstehen, sondern als sozialen Standort, der komplex und verkörpert ist (Siebers, 2008, S. 14). Autor*innen wie Siebers (2008, S. 80–85) und Shakespeare (2014, S. 73–74) schließen an den *critical realism* an (Alcoff, 2000; Vehmas, 2012), der die Materialität des Körpers und von Beeinträchtigungen stärker anerkennen will. Diese Haltung erwächst auch aus einer Kritik an der mangelnden politischen Handlungsfähigkeit des Dekonstruktivismus (Shakespeare, 2014, S. 72; Siebers, 2008, S. 84): Wenn Identitäten nicht mehr benannt werden, kann auch nichts in ihrem Namen gefordert werden. Außerdem neige dekonstruktivistische Kritik an Identitätskategorien dazu, Herrschaftsverhältnisse wie

zum Beispiel die kapitalistische Produktionsweise auszublenden und den Blick auf Diskriminierungsverhältnisse und die Forderung nach gleichen Rechten zu verengen (Zander, 2017).

Die Kritik an Diskriminierung allein aus einer Kritik der Kategorien herzuleiten sei verkürzt, so die feministische Theoretikerin Tove Soiland (2012). Statt mit einer reinen Kategorienkritik lediglich die Effekte von gesellschaftlichen Verhältnissen in den Blick zu nehmen, sollten die Verhältnisse selbst als Ursachen analysiert und kritisiert werden (Soiland, 2012, S. 5). Darüber hinaus warnt die Behindertenrechtsaktivistin Marta Russell (1998, S. 230–235) vor einer neoliberalen ‚Konkurrenz der Identitäten‘ um Ressourcen und Rechte und empfiehlt, die gesellschaftlichen Gründe des für alle eingeschränkten Zugangs zu Ressourcen in den Blick zu nehmen.

6 Fazit

Zwar gelten frühe Identitätstheorien als zu vereinfachend, jedoch werden auch jüngere Identitätskonzepte mit ihrer Vorstellung von flexiblen und wandelbaren Identitätswürfen den Lebensrealitäten behinderter Menschen oft nicht gerecht. Wenn individuelle Identität für behinderte Menschen bedeutet, sich mit abwertenden Zuschreibungen auseinanderzusetzen, dann berührt kollektive Identität die Frage, was behinderte Menschen miteinander gemeinsam haben. Es bleibt ein Balanceakt, einerseits festzustellen, dass ‚wir alle Individuen‘ und Körper divers sind, und andererseits die Machtverhältnisse wahrzunehmen, mit der Stigmatisierungsprozesse die Verschiedenheit behinderter Menschen auf eine einzige Differenzkategorie reduzieren. Die Abwehr essentialisierender Identitätskonzepte, welche eine Homogenität behinderter Menschen unterstellen, läuft Gefahr, Körper und Beeinträchtigung zu verleugnen. Eine Kritik machtvoller Diskurse und Ideologien wie Ableismus, Sexismus und Rassismus als konstituierend für Identität sowie eine Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche die Normalisierung und Verwertbarkeit aller Körper einfordern, könnten den Weg aus der Diskriminierung und damit auch aus diskriminierenden Identitätskategorien weisen.

Literatur

- Abels, H. (2009). *Einführung in die Soziologie. Bd. 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft*. Springer.
- Alcoff, L. M. (2000). Who's afraid of identity politics? In P. M. L. Moya, & M. R. Harnes-García (Hrsg.), *Reclaiming identity. Realist theory and the predicament of postmodernism* (S. 312–344). University of California Press.
- Bhambra, G. K. (2006). Culture, identity and rights: Challenging contemporary discourse of belonging. In N. Yuval-Davis, K. Kannabiran, & U. Vieten (Hrsg.), *The situated politics of belonging* (S. 32–41). Sage.

- Boger, M.-A. (2015). Das Trilemma der Depathologisierung. In C. Schmechel, F. Dion, K. Dudek, & Mäks* Roßmöller (Hrsg.), *Gegendiagnose. Beiträge zur radikalen Kritik an Psychiatrie und Psychologie* (S. 268–288). Edition assemblage.
- Bohleber, W. (1997). Zur Bedeutung der neuen Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität. In H. Keupp, & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven* (S. 93–119). Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2001). *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Suhrkamp.
- Brown, W. (1995). *States of injury: Power and freedom in late modernity*. University Press.
- Bruner, C. F. (2005). *KörperSpuren. Zur Dekonstruktion von Körper und Behinderung in biografischen Erzählungen von Frauen*. transcript.
- Buchner, T., Pfahl, L., & Traue, B. (2015). Zur Kritik der Fähigkeiten: Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/273>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp.
- Cahill, S. E., & Eggleston, R. (1994). Managing emotions in public: The case of the wheelchair users. *Social Psychology Quarterly*, 57(4), 300–312.
- Campbell, F. K. (2009). *Contours of ableism. The production of disability and abledness*. Palgrave Macmillan.
- Clare, E. (1999). *Exile and pride. Disability, queerness and liberation*. South End Press.
- Cloerkes, G. (2009). Stigma/Vorurteil. In M. Dederich, & W. Jantzen (Hrsg.), *Behinderung und Anerkennung. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik: Behinderung, Bildung, Partizipation* (Bd. 2, S. 208–212). Kohlhammer.
- Combahee River Collective. (1982). A black feminist statement. In G. T. Hull, P. B. Scott, & B. Smith (Hrsg.), *But some of us are brave. Black women's studies* (S. 13–22). The Feminist Press.
- Crenshaw, K. (1991). Mapping the margins: Intersectionality, identity politics, and violence against women of color. *Stanford Law Review*, 43(6), 1241–1299.
- Davis, L. J. (2002). *Bending over backwards. Disability, dismodernism, and other difficult positions*. New York University Press.
- de Beauvoir, S. (1968). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Rowohlt.
- Duden. (2018). Identität. In Webseite [duden.de](https://www.duden.de/rechtschreibung/Identitaet). Verlag Bibliographisches Institut GmbH. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Identitaet>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Erikson, E. H. (1963). *Kindheit und Gesellschaft*. Klett.
- Fengler, J., & Jansen, G. (1987). *Handbuch der heilpädagogischen Psychologie*. Kohlhammer.
- Foucault, M. (1994). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1975).
- Giddens, A. (1991). *Modernity and self identity. Self and society in late modern age*. Stanford University Press.
- Gill, C. J. (1997). Four types of integration in disability identity development. *Journal of Vocational Rehabilitation*, 9(1), 39–46.
- Gill, C. J. (2001). Divided understandings. The experience of disability. In G. L. Albrecht, K. D. Seelman, & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of disability studies* (S. 351–372). Sage.
- Goffman, E. (1967). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1963).
- Goodley, D. (2014). *Disability studies. Theorising disablism and ableism*. Routledge.
- Hall, S. (1996). Who needs identity? In S. Hall, & P. D. Gay (Hrsg.), *Questions of cultural identity* (S. 1–17). Sage.
- Hark, S. (1996). *Deviant Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Leske + Budrich.

- Hark, S. (2011). Identitätspolitik (Identität, Differenz). In M. Hartmann, & C. Offe (Hrsg.), *Politische Theorie und Politische Philosophie. Ein Handbuch* (S. 224–227). Beck.
- Heyes, C. (2007). Identity politics. In E. N. Zalta (Hrsg.), *The Stanford encyclopedia of philosophy* (o. S.). Center for the Study of Language and Information (CSLI), Stanford University. <https://plato.stanford.edu/archives/spr2009/entries/identity-politics/>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Hirschberg, M. (2009). *Behinderung im internationalen Diskurs. Die flexible Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation*. Campus.
- Hobsbawm, E. (1996). Identity politics and the left. *New Left Review*, 1(217), 38–47.
- Keupp, H., et. al. (1999). (Hrsg.). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Rowohlt.
- Köbsell, S. (2010). Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 17–33). transcript.
- Köbsell, S. (2015). Ableism. Neue Qualität oder ‚alter Wein‘ in neuen Schläuchen? In I. Attia, S. Köbsell, & N. Prasad (Hrsg.), *Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen* (S. 21–34). transcript.
- Langner, A. (2009). *Behindertwerden in der Identitätsarbeit. Jugendliche mit geistiger Behinderung*. VS Verlag.
- Langner, A. (2011). Behindertwerden, Geschlecht und Identitätsarbeit. In C. Mürner, & U. Sierck (Hrsg.), *Behinderte Identität?* (S. 34–53). AG SPAK.
- Lanwer, W. (2011). Gibt es eine ‚behinderte Identität‘? – Überlegungen zur Paradoxie der Funktionalität der Macht. In C. Mürner, & U. Sierck (Hrsg.), *Behinderte Identität?* (S. 80–113). AG SPAK.
- Liesch, K. (2016). Identität und Identifikation. In A. Scherr (Hrsg.), *Soziologische Basics. Eine Einführung für pädagogische und soziale Berufe* (S. 139–145). Springer.
- Longmore, P. K. (2003). *Why I burned my book, and other essays on disability*. Temple University Press.
- Lüke, K. (2006). Von der Attraktivität, „normal“ zu sein. Zur Identitätsarbeit körperbehinderter Menschen. In G. Hermes, & E. Rohrmann (Hrsg.), *Nichts über uns – Ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung* (S. 128–139). AG SPAK.
- Maskos, R. (2004). *Leben mit dem Stigma. Identitätsbildung körperbehinderter Menschen als Verarbeitung von idealisierenden und entwertenden Stereotypen*. Diplomarbeit an der Universität Bremen. <http://bidok.uibk.ac.at/library/maskos-stigma-dipl.html>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Maskos, R. (2015). Ableism und das Ideal des autonomen Fähig-Seins in der kapitalistischen Gesellschaft. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/277>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- McRuer, R. (2010). *Queer Meets Disability*. Vortrag im Rahmen des Workshops „Queer meets Disability“ am 4. Januar 2010 an der Universität Hamburg. Hamburg: Zentrum für Disability Studies. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/mcruer_queer_meets_disability_04012010.pdf. Zugegriffen: 7. Sept. 2017.
- Mead, G. H. (1968). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Suhrkamp.
- Mitscherlich, M. (1987). *Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter*. Fischer.
- Morris, J. (1991). *Pride against prejudice: Transforming attitudes to disability*. Women’s Press.
- Mürner, C. (2011). Die Reduzierung auf ein Merkmal: Die Frage nach einer ‚behinderten Identität‘. In C. Mürner, & U. Sierck (Hrsg.), *Behinderte Identität?* (S. 163–179). AG SPAK.
- Murphy, R. F. (1987). *The body silent: The different world of the disabled*. Norton.

- Niethammer, L. (2000). *Kollektive Identität: Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*. Rowohlt.
- Olkin, R. (1999). *What psychotherapists should know about disability*. The Guilford Press.
- Paulus, S. (2001). *Identität außer Kontrolle. Handlungsfähigkeit und Identitätspolitik jenseits des autonomen Subjekts*. LIT.
- Pohlen, C. (2010). Kategorien, die fiesen Biester. Identitäten, Bedeutungsproduktionen und politische Praxis. In J. Jacob, S. Köbsell, & E. Wollrad (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 95–111). transcript.
- Pries, L. (2016). *Soziologie. Schlüsselbegriffe, Herangehensweisen, Perspektiven*. Beltz Juventa.
- Riegler, C. (2011). Identität und Anerkennung. In C. Mürner, & U. Sierck (Hrsg.), *Behinderte Identität?* (S. 20–33). AG SPAK.
- Riegler, C. (2015). Disability Pride und Identität. In Flieger, P. für den Arbeitskreis Emanzipation und Partnerschaft (AEP), Innsbruck (Hrsg.), *Nebensache Frau-Sein. Schwerpunkt zu Mädchen und Frauen mit Behinderung*. AEP Informationen o. Jg.(4), S. 34–36. <http://bidok.uibk.ac.at/library/riegler-disabilitypride.html>. Zugegriffen: 28.Sept. 2020.
- Rommelspacher, B. (1997). Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In H. Keupp, & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven* (S. 250–269). Suhrkamp.
- Rommelspacher, B. (1999). *Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen*. Lamuv.
- Ruhm, K. (1999). *Fremd- und Selbstbild von Frauen und Lesben mit ‚Behinderung‘*. Diplomarbeit an der Ruhr-Universität Bochum. <http://bidok.uibk.ac.at/library/ruhm-fremdbild-dipl.html>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Russell, M. (1998). *Beyond ramps. Disability at the end of the social contract*. Common Courage Press.
- Saerberg, S. (2011). Stoff und Kristall – Blinde Schönheiten und Identität. In C. Mürner, & U. Sierck (Hrsg.), *Behinderte Identität?* (S. 54–79). AG SPAK.
- Said, E. W. (1978). *Orientalism*. Pantheon Books.
- Sampson, E. E. (1993). Identity politics. Challenges to psychology's understanding. *American Psychologist*, 48(12), 1219–1230.
- Schönwiese, V. (2011). Behinderung und Identität: Inszenierungen des Alltags. In C. Mürner, & U. Sierck (Hrsg.), *Behinderte Identität?* (S. 143–162). AG SPAK.
- Shakespeare, T. (1996). Disability, identity and difference. In C. Barnes, & G. Mercer (Hrsg.), *Exploring the divide. Illness and disability* (S. 94–113). The Disability Press.
- Shakespeare, T. (2014). *Disability rights and wrongs revisited* (2. Aufl.). Routledge.
- Siebers, T. (2008). *Disability theory*. The University of Michigan Press.
- Siebers, T. (2013). Disability, pain and the politics of minority identity. In M. Wappet, & K. Arndt (Hrsg.), *Foundations of disability studies* (S. 17–28). Palgrave Macmillan.
- Sierck, U. (2011). Goldener Käfig a. D. – Identitätsfindung trotz Sonderschule. In C. Mürner, & U. Sierck (Hrsg.), *Behinderte Identität?* (S. 8–19). AG SPAK.
- Soiland, T. (2012). Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. <http://portal-intersektionaltaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/soiland/>. Zugegriffen: 28. Sept. 2020.
- Spivak, G. C. (1988). Can the subaltern speak? In C. Nelson, & L. Grossberg (Hrsg.), *Marxism and the interpretation of culture* (S. 271–313). University of Illinois Press.
- Spivak, G. C. (1990). *The post-colonial critic: Interviews, strategies, dialogues*. Routledge.
- Thimm, W. (1975). Lernbehinderung als Stigma. In M. Brusten, & J. Hohmeier (Hrsg.), *Stigmatisierung. Bd 1: Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen* (S. 125–144). Luchterhand.

- Thomas, C. (2004). Disability and impairment. In J. Swain, S. French, C. Barnes, & C. Thomas (Hrsg.), *Disabling barriers – Enabling environments* (S. 21–27). Sage.
- Vehmas, S. (2012). What can philosophy tell us about disability? In N. Watson, A. Roulstone, & C. Thomas (Hrsg.), *Routledge handbook of disability studies* (S. 298–309). Routledge.
- Winker, G., & Degele, N. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. transcript.
- Woodward, K. (2006). Concepts of identity and difference. In I. Grewal, & C. Kaplan (Hrsg.), *An introduction to women's studies. Gender in a transnational world* (S. 195–197). McGraw-Hill.
- Wright, B. A. (1983). *Physical disability. A psychosocial approach*. Harper and Row.
- Zames Fleischer, D., & Zames, F. (2001). *The disability rights movement. From charity to confrontation*. Temple University Press.
- Zander, M. (2017). Was ist problematisch an Intersektionalität? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 41(2), 47–65.

Rebecca Maskos, Dipl.-Psych., Doktorandin in den Disability Studies und freie Journalistin. Ihre Themenfelder sind Ableismus und Dis/Ability, Inklusion, Behindertenbewegung, Kritik der Bioethik, Gender und Behinderung, mediale Darstellungen behinderter Menschen.

<https://rebecca-maskos.net/>



Sprecher*innenpositionen: Wer darf, kann und soll Disability Studies betreiben?

Lars Bruhn und Jürgen Homann

Zusammenfassung

Disability Studies verfolgen unter anderem das Ziel, von Behinderung betroffene Menschen als Sprecher*innen im akademischen Feld zu positionieren. Unter den Stichworten Emanzipation und Partizipation soll die Betroffenenperspektive zum Dreh- und Angelpunkt der Forschungsaktivitäten werden. Zugleich stehen Disability Studies vor der Aufgabe, in der Wissenschaft Anerkennung zu erfahren, ohne der Vereinnahmung durch die traditionelle Forschung zu Behinderung zu unterliegen.

Schlüsselwörter

Autor*innen · Betroffenenperspektive · Emanzipation · Nichtidentisches · Partizipation

1 Einleitung

Ein Diskurs kann im Anschluss an den Sprachwissenschaftler Siegfried Jäger (2004, S. 23) „als eine artikulatorische Praxis [...], die soziale Verhältnisse nicht passiv repräsentiert, sondern diese als Fluß von sozialen Wissensvorräten durch die Zeit

L. Bruhn · J. Homann (✉)
ZeDiSplus, Zentrum für Disability Studies und Teilhabeforschung,
Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie, Stiftung Das Rauhe Haus,
Hamburg, Deutschland
E-Mail: juergen.homann@zedis-ev-hochschule-hh.de

L. Bruhn
E-Mail: lars.bruhn@zedis-ev-hochschule-hh.de

aktiv konstituiert und organisiert [...]“, verstanden werden. Ein Beispiel dafür ist der Behinderungsdiskurs, in dem das Phänomen Behinderung durch Medizin, Psychologie und Heilpädagogik als individuelle Kategorie mit entsprechenden Handlungsimplikationen (re-)produziert wird. Auch heute noch wird das wissenschaftliche Denken über Behinderung von diesen etablierten Disziplinen beherrscht. In dem traditionellen Verständnis, das sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelt hat, wird Behinderung vornehmlich als Schädigung oder Beeinträchtigung eines einzelnen Menschen und somit als dessen Problem oder Schicksal verstanden. Disability Studies bezeichnen diese Sichtweise als individuelles oder medizinisches Modell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band); demgegenüber wollen sie ein anderes Denken über Behinderung etablieren.

Unter aktiver Beteiligung der speziellen Pädagogiken wie Heil-, Sonder- oder/und Behindertenpädagogik sind seit Ende des 19. Jahrhunderts Sondereinrichtungen in den Bereichen Bildung, Arbeit/Beschäftigung und Wohnen entstanden, die in Anlehnung an den kanadischen Soziologen Erving Goffman (1973 [1961]) als ‚totale‘, d. h. alle Lebensbereiche umfassende Institutionen zu verstehen sind. Hieraus resultierende gesellschaftlich akzeptierte Umgangsweisen, welche die von Behinderung betroffenen Menschen diskriminieren und ausgrenzen, wurden bereits 1981 – also 28 Jahre vor Inkrafttreten des *Übereinkommens über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* der Vereinten Nationen (UN-Behindertenrechtskonvention, UN-BRK) in Deutschland – vom ‚Krüppel-Tribunal‘ in Dortmund als „Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat“ angeklagt (Daniels et al., 1983, S. 1). Dennoch konnten sich bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts die kritischen Sichtweisen nicht als eigenständiger, von Heil-, Sonder- oder/und Behindertenpädagogik unabhängiger Diskurs etablieren und haben bisher allenfalls punktuell und temporär Aufmerksamkeit erregt.

Die begrenzte Resonanz der Disability Studies begründet Swantje Köbsell so: Es könne die Folge einer „vehementen Kritik der Disability Studies an der aussondernden traditionellen Pädagogik [sein], dass es (international) wenig gegenseitige Wahrnehmung von Disability Studies und (Sonder)Pädagogik gab.“ (Köbsell, 2015, o. S.) Das Verhältnis von Disability Studies und traditioneller Sonderpädagogik ist also zumindest ein zwiespältiges. Dies verdeutlicht auch die Debatte über Inklusion als „Leitziel“ (Dederich, 2007, S. 28) von Disability Studies (> C. Tillmann in diesem Band). Die englischen Sozialwissenschaftler*innen Colin Barnes und Alison Sheldon (2007, S. 233) stellen etwa in ihrem Beitrag zu einem Handbuch der Sonderpädagogik gleich zu Beginn klar, dass sich ihre Ausführungen zur Bildung von Behinderung betroffener Kinder an die inklusive Pädagogik und nicht an die Sonderpädagogik richtet. Auch Dan Goodley (2011, S. 138) bezeichnet Inklusionspädagogik als „antithesis“ zur Sonderpädagogik.

Allerdings hat sich in den USA seit den 1990er Jahren innerhalb der Disability Studies eine Strömung herausgebildet, die bei aller Kritik durchaus offen für Sonderpädagogik ist: Disability Studies in Education (Connor, 2019, S. 14–15; Köbsell, 2015; > Pfahl & Schönwiese in diesem Band). Der amerikanische Sonderpädagoge David J. Connor (2019, S. 11) bemängelt in diesem Zusammenhang, dass den Disability Studies in Education von Seiten der Sonderpädagogik häufig ausweichend sowie mit

Ignoranz und Spott begegnet werde. Auch aus unserer Sicht sind Disability Studies innerhalb des etablierten Behinderungsdiskurses aufgrund ihrer marginalen Stellung der anhaltenden Gefahr ausgesetzt, bloß geduldet oder/und instrumentalisiert zu werden.

Im Folgenden geht es zunächst um eine Klärung dessen, was vor diesem Hintergrund unter Sprecher*innenpositionen zu verstehen ist. Hieran schließt sich ein Plädoyer für die Stärkung der Betroffenenperspektive in den Disability Studies an, um nicht zuletzt auch ihre Berechtigung im Wissenschaftsdiskurs zu legitimieren. Mit einem Exkurs zum Thema Autor*innenschaft wird auf ein grundsätzliches Problem von Disability Studies hingewiesen. Als selbst von Behinderung betroffene Autoren wenden wir uns schließlich den Fragen zu, wer Disability Studies betreiben darf, kann und soll.

2 Sprecher*innenpositionen: Was ist das?

Beschäftigt man sich mit dem Begriff Sprecher*innenpositionen, liegt es nahe, sich zunächst das Wort des oder der Sprecher*in anzusehen. Sprecher*innen gibt es in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens: Es gibt Klassensprecher*innen in Schulen; viele Organisationen und Unternehmen haben Pressesprecher*innen; Parteien in Parlamenten haben Fraktionssprecher*innen etc. Ihnen allen gemeinsam ist vordergründig nur die Bezeichnung; sie alle aber sprechen – und dies macht die Bezeichnung aus Sicht von Disability Studies problematisch. Im Folgenden werden wir diese Problematik, die sich aus der gesellschaftlich vorherrschenden Gleichsetzung von Sprechen und Sprache ergibt, genauer erörtern.

Der französische Philosoph Jacques Derrida (1983 [1967]) beschäftigt sich in seiner Studie *Grammatologie* mit Sprache und Schrift. Dabei zeigt er, dass die abendländische Philosophie seit Platon (428/427–348/347 v. Chr.) sowie die semiotische und linguistische Forschung seit Ferdinand de Saussure (1857–1913) von dem Primat der lautlichen Sprache, also des Sprechens, gegenüber der schriftlichen Sprache, also der Schrift, ausgeht: Es gelte die „absolute Nähe der Stimme zum Sein, der Stimme zum Sinn des Seins“ (Derrida, 1983 [1967], S. 25). Derrida (1983 [1967], S. 25) bezeichnet dieses Primat als „Phonozentrismus“ und weist darauf hin, dass damit umgekehrt die Bedeutung von Schriftlichkeit abgewertet wird.

Die Deaf Studies (> Rombach & Kellermann in diesem Band) machen darauf aufmerksam, dass die Schriftsprache nicht nur eine Abwertung erfahren hat, sondern selbst wiederum hegemonial in Bezug auf die Gebärdensprache ist. Humphries-Dirksen L. Bauman (2004) zufolge wirkte sich die aus der abendländischen Philosophie resultierende Dominanz der Schriftsprache auf die Entwicklung und Unterdrückung von Gebärdensprache aus. In Anlehnung an den Audismus, der die Diskriminierung gehörloser Menschen bezeichnet, fasst Bauman (2004, S. 242–245) mit dem Begriff ‚metaphysischer Audismus‘ die Verbindung von Menschlichkeit mit Sprechfähigkeit und kritisiert im Anschluss an Derrida, dass Sprechen mit Lautsprache gleichgesetzt wird.

Auch aus unserer Sicht ist unabdingbar, dass der Begriff Sprecher*innen weiter gefasst wird. Der Fall Gehörlosigkeit zeigt, dass Sprechen als ein gebärdensprachliches,

schriftsprachliches, lautsprachliches oder wie auch immer der Kommunikation dienliches Sich-Äußern bestimmt werden muss. Sprecher*innen sind somit grundsätzlich alle, die eine Sprecher*innenposition einnehmen können, und nicht nur die, die zur Lautsprache körperlich, geistig und seelisch befähigt sind. Was aber verstehen wir unter Sprecher*innenpositionen?

In seinem Buch *Archäologie des Wissens* arbeitet der französische Philosoph Michel Foucault (1981, S. 75) die „Formation der Äußerungsmodalitäten“ als ein wichtiges Element des Diskurses heraus. Im Rahmen seiner Untersuchung des ärztlichen Diskurses unterscheidet Foucault drei Dimensionen, welche die sogenannten Äußerungsmodalitäten, d. h. Sprecher*innenpositionen konstituieren. Da ist erstens die Frage: „Wer spricht?“ (Foucault, 1981, S. 75) Es geht um das Wissen und die formalen Kompetenzen eines Individuums, die etwa durch eine Ausbildung angeeignet und mit einem Abschluss wie einem staatlichen Examen bescheinigt werden. Es muss also ein Status, kurz: ein offizieller Titel bzw. eine berufliche Position, vorhanden sein, der dem Individuum das Recht gibt, sich in den Diskurs einzubringen. Zweitens nennt Foucault (1981, S. 76–77) die Institution als einen legitimierenden Ort des Sprechens. So unterscheidet er am Beispiel der Sprecherposition des Arztes das Krankenhaus, die Arztpraxis, das Laboratorium sowie die Bibliothek. Und schließlich ist als dritte Dimension der Äußerungsmodalitäten die sprechende Person selbst in der jeweiligen konkreten Situation in ihrer Funktion als ein „fragendes“, „horchendes“, „betrachtendes“, „notierendes“ (Foucault, 1981, S. 78) Subjekt zu nennen. Insgesamt geht es darum, dass die drei Dimensionen der Äußerungsmodalitäten miteinander in Beziehung stehen. Foucault (1981, S. 81–82; Hervorh. i. O.) hält fest: „In der vorgeschlagenen Analyse manifestieren die verschiedenen Modalitäten der Äußerung, anstatt auf die Synthese oder die vereinheitlichende Funktion eines Subjekts zu verweisen, seine Dispersion.“

Bezogen auf wissenschaftliche Kontexte befinden sich Sprecher*innenpositionen demzufolge in Formationssystemen, in denen die Äußerungsmodalitäten den Strukturen, Regeln und Bedingungen des jeweiligen disziplinären Feldes unterworfen sind. Bedeutung können die einzelnen Sprecher*innen nur aus einer Position heraus erlangen, die als diskursrelevant anerkannt ist. Das Formationssystem regelt neben den Bedingungen des Diskurses auch die Stellung und Beziehungen der einzelnen sprechenden Personen untereinander. In den unterschiedlichen, hierarchisch geordneten Positionen zeigt sich die Machtförmigkeit eines Diskurses. Soweit die Argumentation Foucaults, die wir um einige Aspekte ergänzen möchten, die aus unserer Sicht insbesondere im Kontext von Disability Studies von Bedeutung sind.

Erstens beinhaltet die Dimension eines notwendigen formalen Status im Wissenschaftssystem ausgrenzendes Potenzial für all diejenigen, die über keine Bescheinigung einer Hochschulreife, einer Promotion oder Ähnliches verfügen. Mit Blick auf die eingangs erwähnten Beispiele repräsentativer Sprecher*innenrollen ist zweitens zu ergänzen, dass im akademischen Feld der legitimierende Status nicht nur über Titel, sondern auch, wie im Falle von Fachbereichssprecher*innen, mittels demokratischer

Wahl oder administrativer Verfügung erlangt sein kann. Drittens blendet Foucault die Wirkung von Stigmatisierungsprozessen aus. Stigmaträger*innen kann potenziell das Einnehmen von Sprecher*innenpositionen abgesprochen werden, da nach Goffman (1999 [1963]) das Stigma alle anderen Merkmale einer Person im Sinne eines *master status* unterläuft. So schreibt Foucault (1981, S. 75) zwar, dass der „Status des Arztes [...] auch ein System der Differenzierung und Beziehungen [...] mit anderen Individuen oder anderen Gruppen“ umfasse, mögliche Einflüsse von Stigmatisierungen auf dieses System thematisiert er jedoch nicht.

Durch das Konzept der Äußerungsmodalitäten von Foucault und unsere Erweiterung um einige Aspekte ist nunmehr eine theoretische Grundlage vorhanden, um die Sprecher*innenpositionen im Bereich von Disability Studies erörtern zu können. Welche Bedeutung kommt in diesem Diskurs von Behinderung betroffenen Menschen zu?

3 Zur Zentralität der Betroffenenperspektive

Für den amerikanischen Kulturwissenschaftler Lennard J. Davis (2006, S. xvi) stehen Disability Studies in einem engen Verhältnis zur politischen Praxis von Menschen, die von Behinderung betroffen sind. Historisch gesehen sind ihm zufolge Disability Studies ohne die Behindertenbewegung – ihrerseits inspiriert von der Bürgerrechtsbewegung der Afro-Amerikaner*innen – nicht denkbar (> Fuchs und Köbsell in diesem Band). Zentral für Disability Studies ist demnach die Betroffenenperspektive. Dies bedeutet, dass der Ausgangspunkt für alle Themen und Fragestellungen die Interessen und Sichtweisen von Behinderung betroffener Menschen sein müssen.

Als Betroffene sind dabei jene zu verstehen, die körperlich, seelisch oder geistig beeinträchtigt sind und deshalb Behinderungen erfahren. Ihre Perspektive bildet die Grundlage dafür, dass scheinbar ‚Normale‘, ‚Gesunde‘ und ‚Nichtbehinderte‘ zu hinterfragen, Behinderung zu analysieren und auf Veränderungen zugunsten von Behinderung betroffener Menschen hinzuwirken. Das zentrale völkerrechtliche Dokument, das für die Berücksichtigung der Betroffenenperspektiven maßgeblich ist, ist die bereits erwähnte UN-BRK (Degener, 2019, S. 20).

Allerdings weist die Reduktion von Betroffenheit auf Menschen, die über eine Schädigung oder/und Beeinträchtigung verfügen, eine für Disability Studies befremdliche Nähe zu essentialisierenden Sichtweisen im Sinne des medizinischen Modells von Behinderung auf. Daher ist es wichtig zu betonen, dass die Berücksichtigung der Perspektive von Behinderung betroffener Menschen zwar der Ausgangspunkt für Forschung sowie deren kritische Begleitung sein muss, jedoch nicht als ihr Endpunkt betrachtet werden darf: Disability Studies sind keine ‚Betroffenwissenschaft‘ oder eine Ideologie, die partikulare Interessen bedient, sondern befinden sich immer auch in einem kritischen Dialog mit der Behindertenbewegung (Homann & Bruhn, 2019, S. 67; Waldschmidt, 2019, S. 26).

Nachdem nun die Zentralität der Betroffenenperspektive für die Disability Studies hervorgehoben wurde, soll im nächsten Schritt mithilfe eines Exkurses die Bedeutung von Partizipation anhand der Autor*innenschaft für Menschen, die von Behinderung betroffen sind, hinterfragt werden.

4 Exkurs: Die Bedeutungslosigkeit von Autor*innen als Individuen versus Emanzipation und Partizipation (oder: Wo bleiben die Betroffenen?)

Ein zentraler Bestandteil des wissenschaftlichen Arbeitens – und damit auch unter dem Gesichtspunkt der Partizipation fundamental – ist das Schreiben bzw. die (Re-)Produktion von Texten. Transparenz, Umgang mit Fachliteratur, wissenschaftliches Zitieren – kaum ein anderes Feld als die Wissenschaft ist offensiver von Intertextualität geprägt. Wer Lehre und Forschung betreiben möchte, ist den Regeln der jeweiligen Disziplin unterworfen – und selbst der Widerstand gegen Regeln erfordert deren Kenntnis.

Nach dem französischen Philosophen Roland Barthes (2000, S. 185) bedeutet die Praxis des Zitierens jedoch den „Tod des Autors“. Für die Interpretation (literarischer) Texte rückt für ihn statt des Autors daher der Leser ins Zentrum: „Der Leser ist der Raum, in dem sich alle Zitate, aus denen sich eine Schrift zusammensetzt, einschreiben, ohne dass ein einziges verloren ginge.“ (Barthes, 2000, S. 192) Ähnlich spricht auch Foucault vom „Tod des Autors“ (2000, S. 204); er entfaltet aus diskurstheoretischer Sicht eine rein funktionale Bedeutung des Autors, hinter der das schreibende Individuum verschwindet (Foucault 2000, S. 227).

Welche Bedeutung hat dann aber noch Partizipation, wenn Autor*innenschaft nur noch reine Funktion ist? Wie können Disability Studies, deren Ausdrucksform schließlich wissenschaftliche Texte sind, von „Authentizität“ geprägt sein, wie etwa die australische Sozialwissenschaftlerin Helen Meekosha (2004, S. 724) behauptet? Oder ist die Partizipation von Behinderung betroffener Menschen für die (Re-)Produktion von Texten irrelevant?

Aus feministischer Perspektive ist die These vom ‚Tod des Autors‘ kritisiert worden, da nicht zuletzt aufgrund der historischen (Unterdrückungs-)Situation von Frauen im Vergleich zu der machtvollen Position von Männern weibliche Autorinnenschaft bis in die Gegenwart hinein weitgehend ausgeschlossen oder marginalisiert wird. So bezeichnet die Literaturwissenschaftlerin Nancy E. Miller (2000, S. 253) es als „feministische[s] Anliegen, die Praktiken des Lesens und Schreibens in ihren sozialen und symbolischen Kontext zu stellen.“

In einer Studie zur Autorinnenschaft skizziert die Literaturwissenschaftlerin Andrea Rinnert (2001) drei Stränge feministischer Literaturtheorie: Im ersten Theoriestrang geht es um die Unterdrückung von Autorinnenschaft bzw. die Auseinandersetzung damit. Als Beispiele führt sie die englische Schriftstellerin Virginia Woolf (1882–1941) und die

französische Philosophin Simone de Beauvoir (1908–1986) an, die beide im 20. Jahrhundert lebten und sich für Frauenrechte einsetzten. Rinnert (2001, S. 51) zeigt, dass Woolf und de Beauvoir einem „misogynen“ Autor*innenschaftsdiskurs alternative Vorstellungen entgegensetzten: „Ihnen gelingt die Entnaturalisierung weiblichen Kunstschaffens, indem sie die Lebensumstände von Frauen als hinderlich und beeinträchtigend begreifen [...]“ (Rinnert, 2001, S. 51).

Demgegenüber geht es Rinnert zufolge im französischen und italienischen feministischen Poststrukturalismus der 1980er Jahre weniger um Defizitaufarbeitung als vielmehr um die Entfaltung weiblicher Potentiale. Rinnert bezieht sich hier vornehmlich auf die französischen Philosophinnen Hélène Cixous, Luce Irigaray und Julia Kristeva sowie auf die italienischen Frauengruppen *Liberia delle donne di Milano* und *Diotima*. Ihr Anliegen sei es gewesen, eine genuin weibliche Autorinnenschaft zu stärken, anstatt männlichen Idealen nachzustreben. Denn ein Nacheifern konfrontiere schreibende Frauen unweigerlich mit einer „selbsterstörerische[n] Abwertung von Weiblichkeit“ (Rinnert, 2001, S. 89).

Rinnerts dritten Theoriestrang bildet der amerikanische Dekonstruktivismus, der von den Literaturwissenschaftlerinnen Shoshana Felman, Mary Jacobus und Barbara Johnson vertreten wird. Diese gehen von einer diskursiven Konstruktion der Geschlechterdifferenz aus, die es aufzulösen gelte. Trotz der dekonstruktivistischen Perspektive berücksichtigen sie nach Rinnert die Verschiedenheit weiblicher und männlicher Subjektpositionen. Zentrales Anliegen sei die Hinwendung zur Leser*innenschaft, über die sich Autor*innenschaft erst erschließt: „[D]ie ideale Leserin [gilt] als den Verfasserinnen und Verfassern von Texten ebenbürtige dekonstruktivistisch orientierte Theoretikerin, die durch ihre Lektüre eine Defiguration des Geschlechterverhältnisses vornimmt und damit dessen Refiguration einleitet.“ (Rinnert, 2001, S. 121)

Damit liefen Texte von Frauen aber wiederum Gefahr, marginalisiert zu werden, da zwar die Leserinnen in ihrer Bedeutung für die Rezeption hervorgehoben werden, die Bedeutung von Autorinnen, d. h. weiblicher Partizipation an Text(re)produktion, jedoch nicht zwingend notwendig oder auch entbehrlich erscheint. Zweitrangig wird so erneut die Frage der Autor*innenschaft und damit die Relevanz der Partizipation für den literarischen Kanon insgesamt. Demgegenüber fordert Rinnert, „Literatur von Frauen [...] weiterhin eine Vorrangstellung einzuräumen“ (2001, S. 143).

Die drei hier kurz skizzierten Theoriestränge fokussieren Aspekte, die unseres Erachtens auch für Disability Studies von grundlegender Bedeutung sind. So ist Rinnerts Forderung, der Partizipation an Autor*innenschaft den Vorrang zu geben, mit Blick auf unsere Ausführungen zu den Sprecher*innenpositionen sowie der Zentralität der Betroffenenperspektive zuzustimmen. Für Disability Studies geht es darum, Sprecher*innen im akademischen Feld zu positionieren. Daher verfolgen sie die Anliegen der Emanzipation und Partizipation und streben folglich danach, der Autor*innenschaft von Behinderung betroffener Wissenschaftler*innen den Primat einzuräumen. Auf diese Weise soll es gelingen, die Besetzung institutioneller Plätze mit Wissenschaftler*innen zu realisieren, die von Behinderung betroffen sind. Folgerichtig

geht es bei der Zentralität der Betroffenenperspektive um einen Anspruch, aus dem die Disability Studies einerseits ihre Legitimation beziehen können, der andererseits aber auch an sie selbst gerichtet ist. Auf dieser Basis wenden wir uns nun der ersten Fragestellung dieses Artikels zu.

5 Wer darf Disability Studies betreiben?

Die grundsätzliche Frage, wer Disability Studies betreiben darf, lässt sich kurz beantworten: Formal darf jeder Disability Studies betreiben. Dies garantiert in der Bundesrepublik Deutschland der Artikel 5 Abs. 3 des Grundgesetzes, der die Freiheit von Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre formuliert. Disability Studies als interdisziplinärer Wissenschaftsansatz sind grundsätzlich offen für alle akademischen Disziplinen, die das Phänomen Behinderung im Sinne des sozialen oder kulturellen Modells von Behinderung mit Blick auf das jeweilige Fachgebiet kritisch thematisieren. Gleichzeitig machen Disability Studies als inter- und transdisziplinärer Wissenschaftsansatz, der spezifische Fragestellungen und methodische Ansprüche in den etablierten Wissenschaften geltend machen will, auf die Problematik der Objektivität von Wissenschaft aufmerksam (> Behrisch und Klein in diesem Band).

Wissenschaft und Gesellschaft sind miteinander verwoben, wodurch Wissenschaft weder interessenfrei noch wertneutral ist. Vielmehr hat sie immer auch eine gesellschaftliche und damit politische Bedeutung (Homann & Bruhn, 2015, S. 228–230). Mit Bezug auf Praxen sozialer Positionierung und Ungleichbehandlung sind Forschung und ihre Ergebnisse entsprechend darauf hin zu hinterfragen, welche Interessen mit ihnen verbunden sind und ob und wie sie zur Konstitution des Sozialgefüges beitragen. Der „Positivismusstreit“ in der deutschen Soziologie (Adorno et al., 1989) hat darauf aufmerksam gemacht, dass eine unreflektierte Wissenschaft Gefahr läuft, einen technokratischen, antiaufklärerischen Konformismus zu befördern, der emanzipatorische Bestrebungen verunmöglicht. Dies steht im Widerspruch zu dem eigenen wissenschaftlichen Geltungsanspruch und beraubt die Wissenschaft ihrer Fähigkeit zu kritischer (Selbst-)Reflexion und Transdisziplinarität.

Vor diesem Hintergrund relativiert sich die Antwort auf die Frage, wer Disability Studies betreiben darf. Zwar beinhaltet die Freiheit der Wissenschaft prinzipiell Meinungsfreiheit. Auch der Anspruch, das Persönliche als politisch zu verstehen, stellt ein grundlegendes und legitimes Anliegen dar, wenn es darum gehen soll, die Bedeutung und Funktion von Wissenschaft als gesellschaftliches Herrschaftsinstrument in Bezug auf die Konstruktion von Behinderung kritisch zu hinterfragen. Nicht zuletzt spiegelt sich hier einmal mehr die für die Disability Studies maßgebliche Bedeutung der Betroffenenperspektive wider, die sich gegen jegliches, auch wissenschaftliches, Stellvertretertum richtet – und zwar vor allem dann, wenn die Forschungsfragen einem normativ geprägten, technischen oder/und praktischen Erkenntnisinteresse geschuldet sind.

Gleichwohl findet grundsätzlich Wissenschaft nicht im egalitären Raum statt. Die prinzipielle Freiheit, sich wissenschaftlich zu betätigen, ist einem höchst machtvollen und exklusiven Diskurs unterworfen, in dem wissenschaftliche Disziplinen um die Definitions- und Deutungsmacht miteinander konkurrieren. Dabei unterscheiden sich die Disability Studies in ihrer partizipativ-emanzipatorischen Grundausrichtung und den für sie wichtigen Forschungsfragen erheblich von dem hegemonialen Behinderungsdiskurs, der vornehmlich auf einem paternalistischen Forschungsparadigma basiert und von essentialistischen Sichtweisen auf Behinderung geprägt ist.

6 Wer kann Disability Studies betreiben?

Die Frage, wer Disability Studies betreiben kann, ist zum einen eine Frage nach notwendigem Wissen und entsprechenden Kompetenzen. Zum anderen kann sie auch als eine Frage nach der epistemologischen Grundlage der Disability Studies bezeichnet werden (Stone & Priestley, 1996, S. 702–703). Beispielsweise ist es fundamental, Kenntnisse zu den verschiedenen Modellen von Behinderung zu besitzen, um unterscheiden zu können, was Disability Studies sind und was nicht (Linton, 1998, S. 132–156; Waldschmidt, 2019, S. 25–26). Disability Studies denken Behinderung anders als das medizinische Modell, nämlich (radikal-)konstruktivistisch. Dadurch gelangen sie zu anderen, viel weitgehenderen gesellschafts- und wissenschaftskritischen Fragestellungen und Einsichten.

Ferner ist es wichtig, welche Theorien und Konzepte verwendet werden. In jüngerer Zeit ist beispielsweise das Konzept der Intersektionalität (Winker & Degele, 2009) relevant geworden. Es erweitert die Untersuchung der Ungleichheitskategorie Behinderung, indem diese in ihrer Verwobenheit mit anderen Ungleichheitskategorien wie etwa Geschlecht, Klasse und Herkunft thematisiert wird (> Pieper und Raab & Ledder in diesem Band). Disability Studies betreiben damit nicht bloß soziale Ungleichheitsforschung aus der Perspektive von Behinderung. Sie stellen sich zugleich antisemitischen, rassistischen, kulturalistischen und sexistischen Diskursen entgegen.

Goodley bescheinigt Disability Studies insgesamt eine transdisziplinäre Ausrichtung; als „*critical disability studies*“ (Goodley, 2014, S. 14; Hervorh. i. O.) brächten sie Ideen aus den Sozial- und Geisteswissenschaften zusammen (> Klein und Ochsner in diesem Band). Ein Beispiel hierfür sind die *studies in ableism* (Campbell, 2009). Mit dem Begriff Ableismus (> Pieper, Waldschmidt & Schillmeier und Wesselmann in diesem Band) verbindet sich eine radikale Kritik an Fähigkeitszuschreibungen. Diese werden jedoch nicht grundsätzlich abgelehnt; vielmehr soll eine Kritik „irrationale[r], verletzende[r], grausame[r] und unplausible[r] Konzeptionen von Fähigkeit (und damit auch Behinderung), die eng mit Vorstellungen der Leistungsgesellschaft, Leistungsgerechtigkeit und insgesamt einem liberalistischen Gesellschaftsbild verknüpft sind“ (Buchner et al., 2015, o. S.), geleistet werden.

Als weiteres Beispiel für Critical Disability Studies ist die *crip theory* (McRuer 2010a, b) zu nennen, die Überschneidungen von *queer theory* und Disability Studies thematisiert, indem sie etwa den Ansatz des Zwangs zur Heterosexualität (*compulsory heterosexuality*) von Adrienne Rich (1929–2012) aufgreift. Der amerikanische Kulturwissenschaftler Robert McRuer (2010a, b, S. 2) hat auf dieser Basis das Konzept des Zwangs zu nichtbehinderter Körperlichkeit (*compulsory able-bodiedness*) formuliert und für Disability Studies fruchtbar gemacht.

Vor dem Hintergrund unserer Ausführungen zum ‚Dürfen‘ ergibt sich, dass das ‚Können‘ von Disability Studies mit einer radikal wissenschaftskritischen Haltung zu verbinden ist, die Behinderung politisch, sozial und kulturell kontextualisiert sowie Theorien und gesellschaftliche Rechtfertigungs- und Handlungsweisen, denen ein essentialistisches Verständnis von Behinderung zugrunde liegt, kritisch hinterfragt.

Zudem bedarf das ‚Können‘ der Offenheit für Inklusion als einen unabschließbaren Prozess. Dieses Erfordernis lässt sich mit der Philosophie des Nichtidentischen des deutschen Philosophen Theodor W. Adorno (1971, 1975, 2001) verdeutlichen. Demzufolge nehmen wir die Welt durch den Begriff hindurch wahr (Adorno, 1975, S. 156). Dies bedeutet, dass Menschen die Dinge um sie herum im Rahmen dessen wahrnehmen und zu erkennen vermögen, was ihnen bereits bekannt ist. Die Dinge um sie herum identifizieren Menschen also mit dem, was sie bereits ‚begriffen‘ haben. Dieses identifizierende Denken macht die Welt für uns zu etwas Ganzem, objektiv Erkenn- und damit auch Erfahrbaren. Es stiftet auf diese Weise zunächst einmal Ordnung und handlungsleitende Orientierung. Dem identifizierenden, verobjektivierenden Denken wohnt jedoch zugleich ein Moment der Konformität und Totalität inne. Adorno zufolge beeinflusst gerade auch dieses Moment unser Handeln und wirkt sich auf gesellschaftliche Praktiken insgesamt aus. Er gibt daher zu bedenken, dass das Ganze als objektiv in sich Identisches das Unwahre sei, und fordert ein konsequentes Bewusstsein von Nichtidentität (Adorno, 2001, S. 80). Dem Nichtidentischen, zumal dem sprachlich Nicht-Repräsentierbaren und Begriffslosen, gilt es, den unbedingten Vorrang vor dem Identischen einzuräumen. Denn es bestehe ein „Druck des herrschenden Allgemeinen“ mit der „Tendenz, das Besondere und Einzelne samt seiner Widerstandskraft zu zertrümmern.“ (Adorno, 1971, S. 91)

Auf unseren Kontext übertragen, geht es mit dem Vorrang des Nichtidentischen darum, Inklusion als ein Ziel von Disability Studies nicht als etwas Ganzes, als abgeschlossenen Zustand, als Praxis der Normalisierung von Behinderung oder gar als zu erreichende, ‚verbesserte‘ ‚Normalität‘ aufzufassen. Vielmehr geht es mit Inklusion darum, dem Subjekt, das sich den objektivierenden wissenschaftlichen Methoden entzieht, das als Abweichung vom Normalen identifiziert und als solches identifizierenden sozialen Praxen unterworfen wird, gesellschaftliche Anerkennung und gleichberechtigte Partizipation zu ermöglichen.

Das Nichtidentische erfährt in der Crip Theory – allerdings auf andere, gewissermaßen intersektionale Weise – ebenfalls große Wertschätzung. Hier wird von Dis-Identifikation gesprochen, wie Sami Schalk (2013) die fehlende Identifikation mit

Anderen nennt. Das Ziel der Dis-Identifikation ist die politische Solidarität von Minderheiten untereinander. Solche Prozesse der Solidarisierung sind zu reflektieren und theoretisch aufzuarbeiten (Schalk, 2013).

Darüber hinaus erfolgen Positionierungen im wissenschaftlichen Diskurs insbesondere mithilfe spezieller Fachsprachen. Hier gilt es zu beachten, dass Wissenschaftssprache Ausgrenzungen auf der Ebene des Verstehens zur Folge haben kann. Auf dieses Problem macht das Konzept der ‚Leichten Sprache‘ aufmerksam, das den Anspruch verfolgt, dass jegliche Kommunikation von allen verstanden werden soll (BMAS, 2016, S. 22–73). Wir finden: Wer Disability Studies betreiben will, ohne etwa Menschen mit Lernschwierigkeiten auszuschließen, muss dazu bereit sein, sich auf deren Bedarfe einzulassen. Dieser Anspruch hat zur Folge, dass methodische Fragen bezogen auf die inklusive Gestaltung des Forschungsdesigns relevant werden oder die Planung und Durchführung von Veranstaltungen barrierefrei gestaltet sein muss (Teufel, 2018). Nicht zuletzt kann Leichte Sprache Menschen mit Lernschwierigkeiten auch einen Zugang zum akademischen Bereich als Forscher*innen eröffnen (Haake & Madsen, 2011).

Tobias Buchner et al. (2015, o. S.) betonen schließlich für Disability Studies die Notwendigkeit von Partizipation, „insofern es ihnen nicht um die Einsetzbarkeit von Menschen in Arbeitsprozessen, nicht allein um ihre kognitiven Kompetenzen, nicht um die Bestimmung von Gesundheit und Krankheit geht, sondern darum, den Möglichkeitsraum der Partizipation zu durchkreuzen und neu abzustecken.“ Um diesen ‚Möglichkeitsraum der Partizipation‘ genauer zu betrachten, wenden wir uns nunmehr der Frage zu, wer Disability Studies betreiben soll.

7 Wer soll Disability Studies betreiben?

In einer antiessentialistischen Perspektive, wie wir sie in diesem Beitrag angewendet haben, wird davon ausgegangen, dass Identitäten sich ausschließlich in und durch soziale Praxis als Prozesse der Subjektivierung und Positionierung in Verbindung mit sprachlichem Handeln konstituieren. Aus diesem Grund würde die Forderung, dass vornehmlich oder gar ausschließlich von Behinderung betroffene Menschen Disability Studies betreiben sollen, das eigene Forschungsinteresse ad absurdum führen.

Gleichwohl sind Disability Studies aus der Behindertenbewegung hervorgegangen und beanspruchen für sich ein kritisch-emanzipatorisches Forschungs- und Erkenntnisinteresse. Die Verbindung zwischen Theorie und Praxis ist dafür zwingend notwendig: Kennzeichnend für kritisch-emanzipatorische Ansätze ist ein aufeinander bezogener, komplementärer Zusammenhang von theoretischer Erkenntnis und veränderbarer Praxis. Verbesserungen dürfen nicht bloß behauptet werden, vielmehr müssen sich Forschungsvorhaben und ihre Ergebnisse an einer Praxis messen lassen, die zukünftig umfängliche Partizipation gewährleisten soll.

Wenden wir uns mit diesem Anspruch also der Frage zu, wer Disability Studies betreiben soll. Diese Frage stellt sich im akademischen Feld insbesondere in den

Bereichen Institution (Personalpolitik), Forschung (Agenda, Methodik) und Text(re-)produktion (Fachzeitschriften, Bücher). Anhand von Richtlinien für Hochschulkurse in Disability Studies sowie des englischen Begriffs *peer* kann gezeigt werden, wie Partizipation in den Disability Studies theoretisch wie praktisch gewährleistet wird oder werden kann.

Anlässlich ihres 20jährigen Bestehens im Jahre 2002 gab die US-amerikanische Society for Disability Studies ihrem Politikausschuss den Auftrag, Bereich sowie Ziele von Disability Studies näher zu bestimmen und zu definieren, was Disability Studies eigentlich sind. Im Ergebnis entstanden die *Guidelines for Disability Studies* (Chen et al., 2004). Diese Richtlinien definieren Disability Studies zum einen inhaltlich als Forschung an der Schnittstelle von Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften, die im Unterschied zu einem einseitig defizitären Blick Theorien und Modelle für veränderte soziopolitische, kulturelle und ökonomische Paradigmen in Bezug auf Behinderung entwickelt. Zum anderen machen die Richtlinien deutlich, wie Disability Studies in personeller und struktureller Hinsicht verfasst sein sollen: Die Partizipation von Behinderung betroffener Studierender und Lehrender soll aktiv gefördert und der Zugang zur Wissenschaft, ob physisch oder intellektuell, soll barrierefrei gestaltet werden. Darüber hinaus soll bei der Besetzung von Führungspositionen von Behinderung betroffenen Menschen der Vorrang gegeben werden. Gleichzeitig sei es wichtig, eine Atmosphäre zu schaffen, in der Beiträge von allen willkommen sind, welche die inhaltlichen Ziele der Disability Studies teilen (Chen et al. 2004). Die *Guidelines* stellen damit klar, dass Disability Studies auf der Ebene des Lernens und Lehrens den Anspruch der Emanzipation und Partizipation verfolgen, ohne dabei Menschen auszugrenzen, die nicht von Behinderung betroffen sind.

Letztendlich handelt es sich bei den Disability Studies um *peer research* (> Behrlich in diesem Band). Im Kontext der Behindertenbewegung sind mit dem englischen Begriff *peer* Gleich- und Ähnlich-Betroffene oder „Gleichgesinnte“ (Hermes, 2010, S. 4) gemeint. Die deutsche Pädagogin Gisela Hermes (2010, S. 5–6; Hervorh. i. O.) beschreibt *peer counseling* als „Empowermentmethode“ und „die pädagogische Methode der Behindertenbewegung“. In diesem Sinne findet sich *peer support* als gegenseitige Unterstützung ausdrücklich in den Artikeln 24 (Bildung) und 26 (Habilitation und Rehabilitation) der UN-Behindertenrechtskonvention (2017). Für Birgit Rothenberg (2006, S. 15), die an der Technischen Universität Dortmund die Beratungsstelle für behinderte Studierende aufgebaut hat, ergeben sich „Konsequenzen aus dem Selbstbestimmt Leben-Prinzip für Professionalität, Institutionen und Wissenschaft“. Hierzu zählt sie die „Einbeziehung von Peers in die Lehre“ sowie die „Förderung von Peer Research und Partizipativer Forschung“ (Rothenberg, 2006, S. 15).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass für die Emanzipation und Partizipation von Behinderung betroffener Menschen in der Forschung neben der fachlichen Kompetenz die Kontrolle über Personal und Finanzen von wesentlicher Bedeutung sind. Dabei geht es nicht darum, im Umkehrschluss Menschen aus Disability Studies auszugrenzen oder gar auszuschließen. Im Behinderungsdiskurs konkurrieren die

Disability Studies ohnehin mit anderen Disziplinen um Deutungshoheit und Definitionsmacht. Der eigene Anspruch, eine ‚andere‘ Wissenschaft zu sein, darf aber nicht bloß ein theoretischer sein, sondern muss sich in den Disability Studies zugleich in praktischer Teilhabe widerspiegeln.

8 Fazit

Die Institutionalisierung von Disability Studies, die historisch aus der emanzipatorischen Behindertenbewegung hervorgegangen sind, steckt in Deutschland im Vergleich zu den angelsächsischen Ländern nach wie vor in den Kinderschuhen und kommt nur schleppend voran (Cushing & Smith, 2009; Pfahl & Powell, 2014). Damit sich Disability Studies im deutschsprachigen Raum aus ihrer marginalen Stellung befreien können, ist aus unserer Sicht die Betroffenenperspektive von zentraler Bedeutung. Mit dieser Selbstverortung gehen die Ziele der Emanzipation und Partizipation von Behinderung betroffener Menschen einher. Für Disability Studies bedeutet dies, sich dafür einzusetzen, dass sich Wissenschaftler*innen im akademischen Feld als legitime Sprecher*innen positionieren können.

Vor diesem Hintergrund haben wir die Frage diskutiert, wer Disability Studies betreiben darf, kann und soll. Während das ‚Dürfen‘ und ‚Können‘ maßgeblich eine wissenschaftskritische Haltung implizieren und Inklusion als Menschenrecht in methodologischer Hinsicht stark machen, rückt das ‚Sollen‘ die Bedeutung von Personalpolitik in den Mittelpunkt. Wollen Disability Studies die Partizipation von Behinderung betroffener Menschen im akademischen Bereich befördern, muss ihre Institutionalisierung weiter vorangetrieben werden. Zu beachten ist dabei allerdings, dass mit jeder institutionellen Verortung Grenzziehungen verbunden sind – dies gilt insbesondere für die Integration von Disability Studies in traditionelle Disziplinen des Behinderungsdiskurses als „wichtiges Korrektiv“ (BMAS, 2011, S. 21) oder als epistemologische Basis zur Erweiterung traditioneller Curricula (Linton, 1998). Die selbstreflexive Herausforderung für die Disability Studies besteht darin, fortwährend nach Orten zu suchen, die es erlauben, die Strategien der Emanzipation und Partizipation (weiter) zu entwickeln. Die Inter- und Transdisziplinarität der Disability Studies sowie das mit ihnen verbundene Ziel einer barrierefreien und inklusiven Gesellschaft können als Anspruch des ‚Dürfens‘ im Sinne der Freiheit von Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre verstanden werden.

Literatur

- Adorno, T. W. (1971). *Erziehung zur Mündigkeit*. Suhrkamp.
Adorno, T. W. (1975). *Negative Dialektik*. Suhrkamp.
Adorno, T. W. (2001). *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Suhrkamp.

- Adorno, T. W., Dahrendorf, R., Pilot, H., Albert, H., & Habermas, J. (Hrsg.). (1989). *Der Positivismustreit in der deutschen Soziologie* (13. Aufl.). Luchterhand.
- Barnes, C., & Sheldon, A. (2007). ‚Emancipatory‘ disability research and special educational needs. In L. Florian (Hrsg.), *The Sage handbook of special education* (S. 233–246). Sage.
- Barthes, R. (2000). Der Tod des Autors. In F. Jannidis, G. Lauer, M. Martinez, & S. Winko (Hrsg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft* (S. 185–193). Reclam.
- Bauman, H.-D. L. (2004). Audism: Exploring the metaphysics of oppression. *Journal of Deaf Studies and Deaf Education*, 9(2), 239–246. <http://jdsde.oxfordjournals.org/content/9/2/239.full.pdf+html>. Zugegriffen: 1. Aug. 2019.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS). (Hrsg.). (2011). *Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft. Der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention*. BMAS. <https://www.bmas.de/DE/Service/Medien/Publikationen/a740-aktionsplan-bundesregierung.html>. Zugegriffen: 22. Sept. 2020.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS). (Hrsg.). (2016). *Leichte Sprache. Ein Ratgeber*. BMAS. https://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a752-ratgeber-leichte-sprache.pdf?__blob=publicationFile&v=4. Zugegriffen: 2. Jan. 2020.
- Buchner, T., Pfahl, L., & Traue, B. (2015). Zur Kritik der Fähigkeiten: Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/273>. Zugegriffen: 22. Sept. 2020.
- Campbell, F. K. (2009). *Contours of ableism*. Palgrave Macmillan.
- Chen, L., Kudlick, C., & Kirchner, C. (2004). Guidelines for disability studies. Highlights of a 2004 SDS Listserv discussion. *Disability Studies Quarterly*, 24(4), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/894/1069>. Zugegriffen: 23. Aug. 2019.
- Connor, D. J. (2019). Why is special education so afraid of disability studies? Analyzing attacks of disdain and distortion from leaders in the field. *Journal of Curriculum Theorizing*, 34(1), 10–23.
- Cushing, P., & Smith, T. (2009). A multinational review of english-language disability studies degrees and courses. *Disability Studies Quarterly*, 29(3), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/940/1121>. Zugegriffen: 2. Sept. 2019.
- Davis, L. J. (2006). Introduction. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (2. Aufl., S. xv–xviii). Routledge.
- Dederich, M. (2007). Disability Studies und Integration. *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft*, 30(3/4), 22–31.
- Degener, T. (2019). Menschenrechtliche Grundlagen der Inklusions- und Teilhabeforschung. In G. Kellermann, & M. Schrötte (Hrsg.), *Unsere Teilhabe – Eure Forschung? Anstiftung zur Inklusion und Partizipation von Menschen mit Behinderung in der Teilhabeforschung*. Dokumentation der Fachtagung von AKTIF am 28.04.2017 an der TU Dortmund (S. 19–23). https://www.aktif-projekt.de/beitrag-anzeigen/AKTIF_Fachtagung_2017.html. Zugegriffen: 11. März 2021.
- Derrida, J. (1983). *Grammatologie*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1967).
- Foucault, M. (1981). *Die Archäologie des Wissens*. Suhrkamp.
- Foucault, M. (2000). Was ist ein Autor? In F. Jannidis, G. Lauer, M. Martinez, & S. Winko (Hrsg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft* (S. 198–229). Reclam.
- Goffman, E. (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1961).
- Goffman, E. (1999). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1963).
- Goodley, D. (2011). *Disability studies. An interdisciplinary introduction*. Sage.

- Goodley, D. (2014). *Disability studies. Theorising disablism and ableism*. Routledge.
- Haake, D., & Madsen, A. (2011). *People First forscht*. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“ am 9. Mai 2011 in der Universität Hamburg. Zentrum für Disability Studies. https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/haake_madsen_09052011.pdf. Zugegriffen: 2. Jan. 2020.
- Hermes, G. (2010). *Förderung der Selbstbestimmung durch Empowerment: Erfahrungen aus der Praxis*. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Aspekte und Perspektiven der Disability Studies“ am 12. Januar 2010 an der Universität Hamburg. Zentrum für Disability Studies. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/hermes_12012010.pdf. Zugegriffen: 21. Sept. 2019.
- Homann, J., & Bruhn, L. (2015). Wissenschaft, Partikularität und das Lehrhaus für Alle – Emanzipation zwischen Objektivität, Identität und Subjektivität. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 29(100), 226–237.
- Homann, J., & Bruhn, L. (2019). Wer spricht denn da? Kritische Anmerkungen zum Konzept der Selbstbetroffenheit. *Das Zeichen: Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser*, 33(111), 62–68.
- Jäger, S. (2004). *Einführung in die Kritische Diskursanalyse* (2. Aufl.). Unrast.
- Köbsell, S. (2015). Disability studies in education. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/275>. Zugegriffen: 21. Apr. 2020.
- Linton, S. (1998). *Claiming disability, knowledge and identity*. New York University Press.
- McRuer, R. (2010a). Compulsory able-bodiedness and queer/disabled existence. In L. J. Davis (Hrsg.), *The disability studies reader* (3. Aufl., S. 383–392). Routledge.
- McRuer, R. (2010b). Queer Meets Disability. Vortrag im Rahmen des Workshops „Queer Meets Disability“ am 4. Januar 2010 an der Universität Hamburg. Zentrum für Disability Studies. https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/mcruer_queer_meets_disability_04012010.pdf. Zugegriffen: 29. Juli 2019.
- Meekosha, H. (2004). Drifting down the gulf stream: Navigating the cultures of disability studies. *Disability & Society*, 19(7), 721–733.
- Miller, N. E. (2000). Wechseln wir das Thema/Subjekt. Die Autorschaft, das Schreiben und der Leser. In F. Jannidis, G. Lauer, M. Martinez, & S. Winko (Hrsg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft* (S. 251–274). Reclam.
- Pfahl, L., & Powell, J. J. W. (2014). Subversive status: Disability studies in Germany, Austria, and Switzerland. *Disability Studies Quarterly*, 34(2), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/4256/3596>. Zugegriffen: 22. Sept. 2019.
- Rinnert, A. (2001). *Körper, Weiblichkeit, Autorschaft. Eine Inspektion feministischer Literaturtheorien*. Helmer.
- Rothenberg, B. (2006). *Selbstbestimmt Leben als Prinzip – ein Paradigma*. Vortrag am 14. Juni 2006 an der Universität Hamburg. Zentrum für Disability Studies. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/selbstbestimmung_rothenberg.pdf. Zugegriffen: 22. Sept. 2019.
- Schalk, S. (2013). Coming to claim crip: Disidentification with/in disability studies. *Disability Studies Quarterly*, 33(2), o. S. <http://dsq-sds.org/article/view/3705/3240>. Zugegriffen: 30. Juli 2019.
- Stone, E., & Priestley, M. (1996). Parasites, pawns and partners: Disability research and the role of non-disabled researchers. *The British Journal of Sociology*, 47(4), 699–716.
- Teufel, A. (2018). Leichte Sprache und Einfache Sprache: Konzept und Formate für den Fachtag. In L. Bruhn, J. Homann, C. Judith, & A. Teufel (Hrsg.), *Inklusiver Arbeitsmarkt – zwischen menschenrechtlichem Anspruch und vielfältigen Barrieren. Ein Arbeitsmarkt für Alle. Es soll Inklusion auf dem Arbeitsmarkt geben. Mit Texten in schwerer Sprache, Einfacher Sprache und Leichter Sprache* (S. 27–35). Tectum Verlag.

- UN-Behindertenrechtskonvention. (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- von Daniels, S., Degener, T., Jürgens, A., Krick, F., Mayer, A., Rothenberg, B., Steiner, G., & Tolmein, O. (Hrsg.). (1983). *Krüppel-Tribunal. Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat*. Pahl-Rugenstein.
- Waldschmidt, A. (2019). Disability Studies und/oder Teilhabeforschung? Wissenschaftliche Diskurse im Vergleich. In G. Kellermann, & M. Schröttle (Hrsg.), *Unsere Teilhabe – Eure Forschung? Anstiftung zur Inklusion und Partizipation von Menschen mit Behinderung in der Teilhabeforschung* (S. 24–31). Dokumentation der Fachtagung von AKTIF am 28.04.2017 an der TU Dortmund. https://www.aktif-projekt.de/beitrag-anzeigen/AKTIF_Fachtagung_2017.html. Zugegriffen: 27. März 2019.
- Winker, G., & Degele, N. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. transcript.

Lars Bruhn (1971–2021), wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentrum für Disability Studies und Teilhabeforschung (ZeDiSplus) an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie in Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Behinderung in Schulbüchern, Disability Theology, Disability Studies/Deaf Studies.

<https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de>

Jürgen Homann, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentrum für Disability Studies und Teilhabeforschung (ZeDiSplus) an der Evangelischen Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie in Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsverständnis der Disability Studies, Disability Theology, Disability Studies/Deaf Studies.

<https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de>



Für und Wider der Inklusion: Welche Positionen vertreten die Disability Studies in der Inklusionsdebatte?

Carolin Tillmann

Zusammenfassung

Der Begriff Inklusion findet seit den 1990er Jahren weltweite Beachtung und wurde in Abgrenzung zum Konzept der Integration eingeführt. Seit der Verabschiedung der UN-Behindertenrechtskonvention in 2006 gilt Inklusion als Menschenrecht und wird in Deutschland vor allem im Zusammenhang mit inklusiver Bildung diskutiert. Der Beitrag widmet sich dem damit verbundenen, sich langsam vollziehenden Paradigmenwechsel und diskutiert aus der Perspektive der Disability Studies das Inklusionskonzept.

Schlüsselwörter

Inklusive Bildung · Integration · Menschenrechte · UN-Behindertenrechtskonvention · Zugänglichkeit

1 Einleitung

Der Begriff ‚Inklusion‘ stammt aus dem Lateinischen (*inclusio*, d. h. Einschließung, Einschluss) und hat im Wesentlichen drei Facetten: Als soziologischer Fachbegriff meint er die Einbeziehung von Menschen in eine Gemeinschaft oder Gesellschaft; als sozialpolitisches Konzept bezeichnet er Maßnahmen gegen gesellschaftliche Marginalisierung, Exklusion und Armut; in der Pädagogik geht es unter dem Stichwort der inklusiven

C. Tillmann (✉)
Philipps-Universität Marburg, Marburg, Deutschland
E-Mail: carolin.tillmann@uni-marburg.de

Bildung um die Umgestaltung des segregativen Schulsystems und die Verwirklichung einer ‚Schule für alle‘. Über die Begriffsbestimmung wird in solch unterschiedlichen Disziplinen wie Geschichtswissenschaft, Jura, Ökonomie, Pädagogik, Politologie, Public Health oder Soziologie diskutiert (Balz et al., 2012); dieser Beitrag kann entsprechend nur Bruchteile der jeweiligen Debatten widerspiegeln.

Erste Inklusionsideen lassen sich bereits in den Schriften des Theologen, Philosophen und Pädagogen Johann Amos Comenius (2018 [1657]) oder des Arztes und Pädagogen Édouard Séguin (1846) finden. Mit Bezug auf die soziologischen Klassiker Émile Durkheim (1992 [1893]) und Max Weber (1976 [1921]) konstatieren Tobias Peter und Anne Waldschmidt (2017, S. 23), dass „[d]ie Frage nach gesellschaftlichem Zusammenhalt und sozialer Teilhabe [...] [auch die] Soziologie und Sozialphilosophie von Anbeginn begleitet“ hat. So wird in Niklas Luhmanns (1997) Systemtheorie ‚Inklusion‘ als kommunikativer Einschluss und Gegenbegriff zu Exklusion angesehen (Biewer & Schütz, 2016, S. 123), während Pierre Bourdieu (1987) in seinem Werk *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* den Begriff der ‚symbolischen Integration‘ (Bourdieu, 1987, S. 255) bevorzugt. Der soziologisch geprägte Inklusionsbegriff findet zwar in Verbindung mit der Systemtheorie in einigen Arbeiten zu Behinderung Verwendung (etwa Wansing, 2005), ist aber in Bedeutung und Entstehungshistorie von einem bildungsbezogenen Inklusionsbegriff zu unterscheiden (Biewer & Schütz, 2016, S. 123).

In Bildungszusammenhängen wurde der Begriff *inclusion* erstmals Ende der 1980er Jahre in Nordamerika verwendet; er zielte auf die Gemeinsamkeiten von Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen (Biewer & Schütz, 2016, S. 123). Internationale Bekanntheit erfuhr der Begriff in den 1990er Jahren durch die ‚World Conference on Special Needs Education: Access and Quality‘, die 1994 im spanischen Salamanca stattfand (Biewer & Schütz, 2016, S. 124; Hermes, 2006; Kiuppis, 2016, S. 28; Maskos, 2016, S. 2; Sauter, 2016, S. 176). Als ihr Ergebnis wurde in der Salamanca-Erklärung ein Aktionsrahmen über Prinzipien, Politik und Praxis der Pädagogik für besondere Bedürfnisse von Kindern verabschiedet (UNESCO, 1994), der seitdem einen weltweiten Konsens zur schulischen Inklusion darstellt. An diese Debatte knüpft der Diskurs der angloamerikanischen Disability Studies in Education (> Pfahl & Schönwiese in diesem Band) an, dessen Wurzeln in einer Initiative kritischer Sonderpädagog*innen und ihrem Interesse an den Disability Studies liegen und dessen Anregungen und Forderungen zu einer Enthinderung im Bildungsbereich beitragen wollen (Gabel, 2005; Köbsell, 2015). Dieser Diskurs ist von besonderer Relevanz, da laut Michael (Mike) Oliver (1945–2019) und Colin Barnes (2010, S. 556) ein inklusives Bildungssystem die Voraussetzung für eine inklusive Gesellschaft ist. Jedoch wird gegenwärtig die Diskussion um Inklusion oft auf den Bildungs- und Erziehungsbereich reduziert, obwohl Bildung und Erziehung wiederum nur Facetten eines viel umfassenderen und komplexeren Prozesses der Verwirklichung von Inklusion sind (Dederich, 2007).

Die heutigen mit dem Inklusionskonzept verbundenen Debatten fußen auch auf der Kritik an dem zuvor benutzten Begriff der Integration. Diese Kritik sollte beim

Nachdenken über Inklusion mehr Beachtung finden, um den sich aktuell vollziehenden Paradigmenwechsel im Umgang mit Menschen mit Behinderungen rekonstruieren und verstehen zu können. Aus Sicht der Disability Studies besteht – ähnlich wie beim Begriff der Selbstbestimmung – die Gefahr, dass ein in kritischer Absicht eingeführter Begriff sich mit der Zeit zum inflationär gebrauchten Modewort entwickelt (Rohrmann, 1994, S. 19). Dieser Beitrag fragt, ob dies für den Begriff der Inklusion ebenfalls gilt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass unterschiedlich ausgerichtete Modelle von Behinderung existieren: In Großbritannien dominiert etwa das soziale Modell und in Nordamerika das kulturelle Modell von Behinderung (> Hirschberg in diesem Band). Die verschiedenen Ansätze machen die Disability Studies facettenreich und tragen gleichzeitig zum Entstehen von Kontroversen bei (Waldschmidt, 2015, S. 336). Folglich existiert auch nicht die eine Perspektive der Disability Studies auf Inklusion, sondern es gibt – wie in anderen Debatten – unterschiedliche Sichtweisen von Wissenschaftler*innen, Vertreter*innen und Unterstützer*innen der Disability Studies.

2 Integration oder Inklusion?

Die Begriffe Integration und Inklusion beruhen auf unterschiedlichen Konzepten von Behindertenpolitik und der sich daraus ableitenden Praxis (Hermes, 2006). Aus diesem Grund erweist sich die trennscharfe Abgrenzung zwischen Integration und Inklusion in der internationalen Debatte als schwierig und es kommt zu begrifflichen Unklarheiten (Degener, 2016, S. 34–35; Hinz, 2002, S. 2), die sich an dem Diskurs über inklusive Bildung verdeutlichen lassen.

In den USA waren es vor allem die Bürgerrechtsbewegungen, die in den 1960er und 1970er Jahren für die Gleichstellung von Schwarzen, Frauen, Homosexuellen und auch behinderten Menschen eintraten. In Deutschland waren es engagierte Eltern, die sich ab Ende der 1980er Jahre gegen die Aussonderung ihrer Kinder mit Beeinträchtigungen einsetzten und Forderungen nach deren Gleichstellung formulierten (Hinz, 2002, S. 3). Mit Artikel 24 des *Übereinkommens über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* der Vereinten Nationen (im Folgenden: UN-BRK) wurde 2006 das Menschenrecht auf inklusive Bildung international verabschiedet (United Nations, o. J.); seit 2009 ist es auch in Deutschland ein verbindliches, rechtliches Prinzip (UN-Behindertenrechtskonvention, 2017; >Rößler in diesem Band). Seither hat die Debatte um Inklusion Fahrt aufgenommen.

Theresa Degener (2016), eine Begründerin der deutschsprachigen Disability Studies, führt aus, dass sich in Deutschland unter anderem an der falsch verwendeten Terminologie ein Streit entzündet hat. Der Begriff *inclusion* der englischen Originalversion der UN-BRK wurde in der regierungsamtlichen Übersetzung mit dem Wort ‚Integration‘ ins Deutsche übertragen und rief deshalb entrüstete Kritiker*innen auf den Plan (Degener, 2016, S. 34–35). Um die Problematik der fehlenden Trennschärfe beider Begriffe zu verdeutlichen, stellt der folgende Abschnitt zunächst das Integrationskonzept vor.

2.1 Integration als Konzept aus Sicht der Disability Studies

Das allgemeine Konzept der Integration beschäftigt sich damit, wie eine gesellschaftliche Einheit aus einer Vielzahl von Menschen und Gruppierungen entstehen kann und daraus innerer Zusammenhalt erwächst (Heimlich, 2016, S. 118). Menschen mit unterschiedlichsten Ausgangsbedingungen, etwa Menschen mit Migrationshintergrund oder Menschen mit Beeinträchtigungen, werden dabei berücksichtigt. Mit Bezug auf Behinderung differenziert das Integrationskonzept zwei Gruppen, nämlich ‚normale‘ Menschen und Menschen mit Beeinträchtigungen (Hinz, 2002, S. 5), und geht von einem Förderbedarf der beeinträchtigten Menschen aus (Hermes, 2006). Aus Sicht des Integrationsgedankens geht es im Wesentlichen darum, dass sich die Individuen ihrer Umwelt anpassen und etwa im Arbeitsmarkt oder Schulsystem funktionieren (Hirschberg & Köbsell, 2016, S. 564). Im Mittelpunkt der Integrationsbestrebungen steht die Wiederherstellung eines Ganzen. Dies setzt voraus, dass zuvor dieses Ganze getrennt wurde; ohne vorgängige Separation ist keine nachfolgende Integration möglich oder nötig (Heimlich, 2016, S. 118).

In den Disability Studies wurde das Konzept der Integration von Anfang an kritisch gesehen. Einer der Gründungsväter der britischen Disability Studies, der Sozialwissenschaftler Oliver (1996, S. 84–90), merkte bereits 1996 an, dass der Begriff der Integration zu einem reinen Selbstzweck verkommen sei. Auch die deutsche Behindertenbewegung, die aus einer grundlegenden Kritik an der Rolle von Menschen mit Beeinträchtigungen als Objekte der Fürsorge und der ihnen zugeschriebenen Opferrolle hervorging (Miles-Paul, 2016; >Fuchs und Köbsell in diesem Band), entwickelte eine scharfe Kritik am Integrationsgedanken (Köbsell, 2012a, S. 42; Sierck, 1991, S. 29).

Die von Franz Christoph (1953–1996) und Horst Frehe 1978 in Bremen gegründete erste ‚Krüppelgruppe‘ nutzte den Begriff des ‚Krüppels‘ offensiv als Form der Selbststigmatisierung, um Menschen ohne Beeinträchtigung die Gelegenheit zu nehmen, sich hinter einer ‚Scheinintegration‘ zu verstecken (Herausgeber der Krüppelzeitung, 1982, S. 2). In den ‚Krüppelgruppen‘, die bald darauf auch in anderen Städten entstanden, wollte man unter sich sein (Wunder & Sierck, 1982). Indem sie Menschen ohne Beeinträchtigungen verwehrten, den Gruppen beizutreten, widersprachen die Aktivist*innen dem Konzept der Integration. Christoph brachte die Ablehnung so auf den Punkt: „Integration? Als Unterdrückte erschleichen wir uns einen Platz unter den Unterdrückern.“ (Christoph, 1983, S. 124) Die ‚Krüppel‘ wollten eigene Maßstäbe entwickeln und nicht länger an die gesellschaftlichen Normen angepasst werden (Christoph, 1983; Wunder & Sierck, 1982).

Wie die Aktivist*innen der Behindertenbewegung wollen auch die Disability Studies die gesellschaftliche Ausrichtung am funktionsfähigen Körper grundlegend hinterfragen (Hirschberg & Köbsell, 2016, S. 555). Aus diesem Grund rücken sie die sozialen und kulturellen Dimensionen von Behinderung in den Mittelpunkt und thematisieren die gesellschaftlich bedingten Barrieren, die Teilhabe ver- und behindern. Integration, die sich in der bildungsbezogenen Praxis häufig lediglich in der Verlagerung von

Sonderpädagogik in die allgemeinen Schulen zeigt, stabilisiert dagegen das sonderpädagogische System und verhindert den überfälligen gesellschaftlichen Paradigmenwechsel (Hinz, 2002, S. 2), der durch die Behindertenbewegung einsetzte und mit Nachdruck auch von den Disability Studies verfolgt wird. Wenn etwa sonderpädagogische Lehrkräfte, die stundenweise in allgemeinen Schulen tätig sind, Kinder mit Beeinträchtigungen aus dem Unterricht herausnehmen, um sie individuell zu fördern, kann dies Diskriminierung und Behinderung begünstigen (Heimlich, 2016, S. 121) und steht den Anliegen der Disability Studies diametral entgegen.

2.2 Inklusion als Konzept – ein Überblick

Die oben erwähnte Erklärung von Salamanca – und damit einhergehend die verstärkte internationale Aufmerksamkeit für Inklusion – erfolgte im Jahr 1994 und somit ungefähr ein Jahrzehnt vor Entstehung der deutschsprachigen Disability Studies. Mittlerweile wird Inklusion als „world-wide movement“ (Mittler, 2000, S. 13) betrachtet; dies zeigt sich auch daran, dass die Vereinten Nationen die Federführung bei der Unterstützung und Umsetzung übernommen haben (Mittler, 2000, S. 13). Einen vorläufigen Höhepunkt fand die öffentliche Aufmerksamkeit für Inklusion im Jahr 2006, als – wie bereits erwähnt – von der Generalversammlung der Vereinten Nationen die UN-BRK verabschiedet wurde. Seitdem ist Inklusion nicht ausschließlich ein konzeptioneller Begriff, sondern gleichzeitig ein Menschenrecht, das – neben Nichtdiskriminierung (Artikel 3b UN-BRK) sowie der Achtung und Akzeptanz der Unterschiedlichkeit von Menschen mit Behinderungen (Artikel 3d UN-BRK) – die „[f]ull and effective participation and inclusion in society“ (Artikel 3c CRPD) beziehungsweise, wie es in der offiziellen deutschen Übersetzung heißt, „die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft“ (Artikel 3c UN-BRK) uneingeschränkt beinhaltet. Da Englisch (im Unterschied zur deutschen Sprache) eine der sechs Amtssprachen der Vereinten Nationen darstellt, ist die obige Formulierung und nicht die deutsche Übersetzung rechtsverbindlich. Somit verleiht die Behindertenrechtskonvention dem Begriff Inklusion einen richtungsweisenden, normativen Charakter. Jedoch liefert sie keine eindeutige Begriffsbestimmung.

Gudrun Wansing (2015, S. 43) macht darauf aufmerksam, dass „[t]rotz seiner raschen Verbreitung [...] der Inklusionsbegriff bislang nicht eindeutig definiert“ ist. Vielmehr existieren unterschiedliche Schwerpunktsetzungen in den verschiedenen Bereichen, die sich mit Inklusion beschäftigen (Balz et al., 2012; Wansing, 2015, S. 43). Der Inklusionsidee liegt die Vorstellung einer Gesellschaft zugrunde, in der alle Menschen gleichberechtigt teilhaben können und niemand mehr ausgegrenzt wird. Sie stammt nicht – wie oft vermutet – vom Ende des vergangenen Jahrhunderts, sondern hat – wie eingangs erwähnt – deutlich ältere historische Wurzeln; relativ neu ist lediglich der Begriff (Rohrman, 2015, S. 206).

In Abgrenzung zum Integrationskonzept nimmt Inklusion keine Differenzierung zwischen Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen vor, sondern versteht die Vielfalt von Menschen als Bereicherung (Hermes, 2006). Der Inklusionsgedanke wird nicht nur mit Bezug auf Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen diskutiert, sondern auch im Hinblick auf andere gesellschaftliche Randgruppen (Hirschberg & Köbsell, 2016, S. 555). Beispielsweise geht es auch um die Verschiedenheit auf Grund von ethnischer Herkunft, Migrationsstatus oder sexueller Orientierung (Hermes, 2006; Hinz, 2002; Maskos, 2016; Peter & Waldschmidt, 2017; Rohrmann, 2015). Dennoch lässt sich im aktuellen öffentlichen Diskurs eine Fokussierung des Inklusionsbegriffs auf Menschen mit Behinderungen beobachten (Kunz, 2015, S. 154; Peter & Waldschmidt, 2017, S. 41).

Leitvorstellung der Inklusion ist das gleichberechtigte Miteinander unterschiedlicher Mehr- und Minderheiten (Hinz, 2002, S. 3). Oliver (1996, S. 90) spricht von einer neuen Sichtweise, die nicht allein durch Politiker*innen, politische Entscheidungsträger*innen oder Pädagog*innen in die Praxis umgesetzt werden kann; es handelt sich vielmehr um einen konflikthafter Prozess, an dem vor allem auch Menschen mit Beeinträchtigungen beteiligt sein müssen.

3 Das ‚Für‘ der Inklusion aus Sicht der Disability Studies

Der Inklusionsgedanke richtet sich an die Gesellschaft als Ganzes und will dazu beitragen, dass Menschen mit Beeinträchtigungen keine Benachteiligung und Ausgrenzung mehr erleben müssen (Köbsell, 2012a, S. 41). Aus dem Blickwinkel der Disability Studies sprechen vor allem zwei Aspekte für Begriff und Konzept der Inklusion: ein gemeinsamer inhaltlicher Nenner und der Grundgedanke der Zugänglichkeit.

3.1 Gemeinsamer Nenner: Inklusive Gesellschaft

Betrachtet man die gesellschaftliche Zielvorstellung der Disability Studies, so kann man feststellen: Ihr Ziel ist Inklusion (Dederich, 2007; Köbsell, 2012a, S. 41; Oliver, 2009, S. 125–129). Die Fragestellungen der Disability Studies sind wesentlich an den Grundgedanken Inklusion, Teilhabe und Gleichstellung orientiert (Waldschmidt, 2015, S. 342). Außerdem liegt den Disability Studies wie auch dem Inklusionskonzept ein gesellschaftliches Verständnis von Behinderung zugrunde (Biewer & Schütz, 2016, S. 124): „Die Grenzen, die unter Berufung auf Inklusion bzw. Exklusion gelockert oder fixiert werden, markieren mithin grundlegende gesellschaftliche Aushandlungs- und Konfliktzonen von Legitimität/Illegitimität, von Problemlagen und Dringlichkeiten des Sozialen.“ (Peter & Waldschmidt, 2017, S. 32)

Konzeptionell gehen die Disability Studies von der Notwendigkeit einer analytischen Trennung zwischen Beeinträchtigung (*impairment*) und Behinderung (*disability*) aus.

Außerdem basieren sie sowohl auf dem eher materialistisch ausgerichteten sozialen Behinderungsmodell als auch auf dem vorwiegend konstruktivistisch orientierten kulturellen Modell von Behinderung (Köbsell, 2012b, S. 11). Dabei beschäftigen sich die materialistischen Disability Studies vorwiegend mit Aspekten der sozialen Ungleichheit, während die konstruktivistischen Disability Studies Behinderung als verkörperte Kategorie betrachten (Köbsell, 2012b, S. 11–12). Die damit verbundenen unterschiedlichen Perspektiven lassen sich wie folgt darstellen:

Im materialistischen Ansatz wird Behinderung in den ökonomischen und gesellschaftlichen Strukturen des kapitalistischen Systems verortet (Köbsell, 2012b). Der Fokus liegt auf der Diskriminierung, die sich in kapitalistischen Gesellschaften insbesondere in der Institutionalisierung sozialer Ausgrenzung aufgrund fehlender Leistungsfähigkeit oder Produktivität niederschlägt (Gleeson, 1997; Oliver, 1990). Behinderung ist danach alles, wodurch Menschen mit Beeinträchtigungen in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe eingeschränkt werden. Die entsprechenden gesellschaftlichen Barrieren reichen von individuellen Vorurteilen über fehlende Barrierefreiheit öffentlicher Gebäude und nicht zugängliche Verkehrssysteme bis hin zum aussondernden Bildungssystem und dem Ausschluss vom Arbeitsmarkt (Oliver, 1996, S. 33).

Die Bedeutung kultureller Prozesse fokussiert dagegen die zweite Strömung innerhalb der Disability Studies; sie „[...] betont die Notwendigkeit der Überwindung modernistischer und rationalistischer Dualismen von Körper und Geist, Biologie und Sozialität, Kultur und Wirtschaft“, wie Christian Fröhlich (2008, S. 6) zusammenfasst. Waldschmidt (2015, S. 335) ergänzt: „Im konstruktivistischen Sinne handelt es sich bei Beeinträchtigungen letztlich um gesellschaftliche Differenzierungsmerkmale und nicht um vermeintlich objektiv vorhandene, medizinisch-biologisch definierbare [...] Abweichungen; umgekehrt sind medizinische Diagnosen eher ‚Ankerpunkte‘ für Prozesse sozialer Ungleichheit und nicht (natur-)gegebene Kausalitäten.“

Die unterschiedlichen Wurzeln der Disability Studies sorgen dafür, dass das Thema Behinderung in den Mittelpunkt eines interdisziplinären und anspruchsvollen Forschungsprogramms gestellt wird, in dem es darum geht, ein Gegengewicht zu dem medizinisch-rehabilitativen Blick auf Behinderung zu schaffen. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse zeigen die Vielfalt menschlichen Lebens auf und sind für die Gesellschaft und jedes einzelne Individuum relevant (Waldschmidt, 2005, S. 13; 2006, S. 83); sie bilden die Grundlagen für eine inklusive Gesellschaft.

3.2 Zugänglichkeit als Grundgedanke

Bei Inklusion wie auch bei Exklusion geht es immer auch um Fragen der Zugänglichkeit (*accessibility*) von Gesellschaft: „Inwieweit sind gesellschaftliche Orte, Felder, Räume für welche gesellschaftlichen Gruppen zugänglich oder aber ist ihr Zugang eingeschränkt?“ (Hirschberg & Köbsell, 2016, S. 565) Die Behindertenbewegung und die Disability Studies haben sich von Anfang an für Zugänglichkeit – in anderen Kontexten

wird sie auch Barrierefreiheit (> Günther, Köbsell und Saerberg in diesem Band) genannt – und gegen Aussonderung eingesetzt. Eine der wichtigsten Motivationen der Behindertenbewegung ist die Erkenntnis, dass Menschen mit Beeinträchtigungen wie andere Minderheiten in der Gesellschaft auch ausgesondert und diskriminiert werden (Degener, 2003; Maskos, 2011).

Dabei begreifen sich die Disability Studies als eine Forschungsstrategie, in deren Mittelpunkt die Erkenntnis steht, dass nicht – wie häufig angenommen – die jeweilige individuelle Beeinträchtigung, sondern vielmehr die Unterdrückung und Benachteiligung behinderter Menschen die eigentlichen gesellschaftlichen Probleme darstellen; es handelt sich somit um eine neue Art wissenschaftlichen Denkens über Behinderung (Degener, 2003). „Die Mehrheitsgesellschaft wird aus Sicht der ‚Behinderung‘ untersucht und nicht umgekehrt, wie es eigentlich üblich ist.“ (Waldschmidt, 2003, S. 16) Dieser Perspektivwechsel beinhaltet auch die emanzipatorische Forschung, in der Menschen mit Beeinträchtigung nicht länger als zu beforschende Objekte betrachtet, sondern als aktive Subjekte am Forschungsprozess beteiligt werden (> Behrisch in diesem Band). Ziel von Disability Studies und Inklusion ist eine Gesellschaft, an der alle gleichberechtigt teilhaben können und niemand mehr ausgegrenzt wird. Der Anspruch der Disability Studies ist es folglich, als politische Wissenschaft Formen exklusiver Benachteiligungen, Diskriminierungen und Barrieren aufgrund von Beeinträchtigungen zu identifizieren, zu benennen und Behinderung als soziale Situation abzubauen.

4 Das ‚Wider‘ der Inklusion aus Sicht der Disability Studies

Bei der Kritik an Inklusion sind aus Perspektive der Disability Studies drei Aspekte besonders erwähnenswert: der Umgang mit Minderheiten, die nicht inkludiert werden möchten, die Nutzung des Begriffs im Sinne von Political Correctness bei gleichzeitig exkludierenden Praktiken sowie die neoliberale Vereinnahmung von Inklusionskonzepten.

4.1 Minderheiten, die nicht inkludiert werden möchten

Die Disability Studies beschäftigen sich insbesondere aus der Perspektive der Betroffenen mit den Erfahrungen von Segregation und Inklusion (Köbsell, 2012a, S. 45); der Inklusionsdiskurs kann dadurch wertvolle Anregungen erhalten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass es nicht die homogene Gruppe der Menschen mit Beeinträchtigungen gibt. Vielmehr gibt es auch unter behinderten Menschen eine große Heterogenität; auch unter ihnen existieren kritische bis ablehnende Stimmen und der Inklusionsgedanke erfährt nicht nur Zustimmung. Markus Dederich (2007) konstatiert: „Sehr pointiert formuliert: Wir neigen dazu zu meinen, Inklusion sei ethisch grundsätzlich besser als Separierung und Abgrenzung. Wie aber ist damit umzugehen, wenn sich ethnische oder kulturelle Minderheiten abwenden und sich gegen eine Inklusion aussprechen?“

Beispielsweise sprechen sich die sogenannten *Deaf*, d. h. gehörlose Menschen, die sich über ihre Nutzung der Gebärdensprache definieren (> Rombach & Kellermann in diesem Band), für Separation aus und lehnen Inklusion ab. Die US-Amerikanerin Teresa Blankmeyer Burke (2017), weltweit die erste Frau, die ihre Bildungslaufbahn ausschließlich mit amerikanischer Gebärdensprache absolvierte und einen Dokortitel in Philosophie erlangte, hebt hervor, dass die Mehrheit gehörloser Kinder in Familien mit hörenden Eltern geboren wird und diese Kinder ungefragt die Werte und Normen übernehmen müssen, die eine mehrheitlich hörende Gesellschaft entwickelt hat. Die *Deaf* verstehen sich auf kollektiver Ebene als kulturelle Minderheit und sehen in Forschung, die dem Ziel dient, Gehörlosigkeit zu heilen oder zu verhindern, eine Form des kulturellen Genozids.

Dieses Beispiel zeigt, dass die Perspektiven und Interessen von Menschen mit Beeinträchtigungen immer noch zu wenig Berücksichtigung in der Debatte um Inklusion finden; das liegt nicht zuletzt an einer auch in der Wissenschaft anzu-treffenden Dominanz von Sichtweisen, in denen Menschen mit Beeinträchtigungen als zu beforschende Objekte betrachtet werden. Zwar werden sie zum Teil in Projekte zur Umsetzung von Inklusion einbezogen, aber außerhalb der Disability Studies passiert es sehr selten, dass Menschen mit Beeinträchtigungen gefragt werden, ob sie überhaupt den Wunsch nach Inklusion – und falls ja: nach welcher – verspüren. Hinzu kommt eine auch innerhalb der *scientific community* vorzufindende Zurückhaltung, Wissenschaftler*innen mit Beeinträchtigungen und deren Perspektiven auf Inklusion zu unterstützen und gezielt zu fördern (> Bruhn & Homann in diesem Band). Zudem stellen Disability Studies andere Ansätze – insbesondere aus der Sonderpädagogik – in Frage; dies wird mitunter als Angriff empfunden und dementsprechend mit Abwehr begegnet (Tillmann, 2017).

4.2 ‚Lippenbekenntnisse‘ zur Inklusion als Political Correctness

Kritisch zu sehen ist außerdem, dass ein allgemeines Bekenntnis zur Inklusion mittlerweile zur ‚Political Correctness‘ gehört; dies geschieht „[s]o häufig, dass manche mittlerweile beim Stichwort Inklusion entnervt mit den Augen rollen.“ (Maskos, 2016, S. 1) Es gibt derzeit kaum einen Kontext, in dem kein Bekenntnis zur Inklusion abgelegt wird: Das Spektrum reicht von ‚inkluisiven‘ Kochbüchern und Kochshows über ‚Inklusions-hotels‘ und ‚Inklusionscoaching‘ bis hin zur ‚finanziellen Inklusion‘ und der ‚inkluisiven‘ Stadtplanung (> Günther in diesem Band).

Trotz des immer wieder betonten Ziels der Inklusion können jedoch gesellschaftliche Entwicklungen beobachtet werden, die eher Exklusion befördern: Im November 2016 wurde beispielsweise eine Neuregelung des Arzneimittelgesetzes auf den Weg gebracht, die fortan die gemeinnützige Forschung von Demenzerkrankungen erlaubt. Damit wurde klinischen Studien an einwilligungsunfähigen Demenzkranken der Weg geebnet, auch wenn diese selbst keinen unmittelbaren Nutzen davon erwarten können (Heinrichs, 2019, S. 67). Weiterhin hat der Gemeinsame Bundesausschuss (2019), das oberste

Beschlussgremium der gemeinsamen Selbstverwaltung der Ärzte, Zahnärzte, Psychotherapeuten, Krankenhäuser und Krankenkassen in Deutschland, beschlossen, dass künftig Bluttests, die vor der Geburt einen Gendefekt des Ungeborenen wie etwa Trisomie 21 nachweisen können, bei Risiko-Schwangerschaften als Kassenleistung gelten (> Raab & Ledder in diesem Band). Auch die immer wieder aufflammende Diskussion um die Option eines assistierten Suizids bei schwerer Beeinträchtigung (> Dederich & Seitzer in diesem Band) lässt sich unter dieser Perspektive betrachten.

Der Jurist Oliver Tolmein (2008, S. 184) stellt ironisch fest, dass unsere Gesellschaft eigentlich nichts gegen Menschen mit Beeinträchtigung habe, auch wenn diese selbst um jeden Preis verhindert werden sollten. Heute, so macht es oft den Eindruck, soll nicht Behinderung als soziale Situation verschwinden, sondern die Beeinträchtigten selbst. Pränataldiagnostik und Sterbehilfe stehen beispielhaft als Ausdruck dafür, dass die Bedrohungen für Menschen mit Beeinträchtigungen größer geworden sind. Wir haben einen Zustand erreicht, in dem von vielen Menschen ein Leben mit Beeinträchtigung als „wrongful life“ betrachtet wird (Tolmein, 2008, S. 191–192).

4.3 Vereinnahmung des Inklusionsgedankens durch neoliberale Politik

Politische Leitbilder haben den Anspruch, Visionen eines erstrebenswerten Zustandes zu beschreiben (Benz et al., 2015). Sozialpolitische Leitbilder beeinflussen das Denken über Sozialpolitik und deren praktische Umsetzung; zu den neueren Grundprinzipien gehört auch Inklusion (Benz et al., 2015). Inklusion als Konzept hat mittlerweile seine Verankerung in der UN-BRK gefunden, gleichzeitig werden jedoch in den Diskussionen ausgrenzende gesellschaftliche Dynamiken der „Wirtschafts-, Steuer- und Arbeitsmarktpolitik“ in unserer an Leistung orientierten Gesellschaft nicht beachtet (Becker, 2015, S. 9). Die zentrale Frage, *wer* eigentlich *wen* in *was* inkludieren möchte und welches Verständnis von Inklusion zugrunde gelegt wird, wird allzu oft nicht gestellt. Heute fällt es bereits Menschen ohne Beeinträchtigung schwer, uneingeschränkt in der Gesellschaft mitzuhalten (Becker, 2015, S. 21). Auch die Exklusion durch Inklusionsbemühungen wird selten reflektiert. Die Aktivistin Rebecca Maskos (2016, S. 3) spricht in diesem Zusammenhang von der „Beharrungskraft des Systems“.

Verdeutlichen lässt sich dies am Beispiel der Erwerbsarbeit, denn der Zugang zur Arbeit wird als zentraler Aspekt der Gleichstellung behinderter Menschen angesehen (Becker, 2015, S. 19–20; Maskos, 2016, S. 8). Beim sogenannten erwerbsarbeitszentrierten Inklusionsdiskurs soll durch Inklusion in den Arbeitsmarkt Exklusion vermieden werden; die Arbeitsmarktinklusion wird dabei als wichtiger angesehen als die Inklusion durch passiven Leistungstransfer (Greve, 2019, S. 31). An die Inklusionspraxis werden zugleich Produktivitätserwartungen und Verwertbarkeitslogiken herangetragen, welche der unbehinderten Mehrheitsgesellschaft entstammen (Schulz, 2017, S. 124).

Uwe Becker (2015, S. 17) sieht die Pflicht, eine an Leistung orientierte Gesellschaft wie die unsrige „[...] wenigstens teilweise in Frage zu stellen [...]“. Diese Infragestellung findet jedoch im Inklusionsdiskurs kaum statt. Stattdessen bietet eine Vielzahl von unternehmerischen Hilfsmittel-Spezialist*innen ihre Dienste an, damit individuelle Beeinträchtigungen kompensiert werden können und Arbeitsmarktinklusion stattfinden kann. Menschen mit Beeinträchtigungen sind „[...] im Sinne einer – an neoliberale Diskurse auf frappierende Weise anschlussfähigen – Selbstoptimierung gehalten, das für sich beste und hilfreichste Hilfsmittel ausfindig zu machen.“ (Schulz, 2017, S. 124)

Sabine Schäper bezeichnet diese Form neoliberaler Umdeutung der Inklusionsidee als Transformation von einem „Teilhabe-Recht“ zu einer „Teilhabe-Erwartung“ (Schäper, 2015, S. 79). Miklas Schulz formuliert die nicht geklärte, aber zentrale Frage, „[...] inwiefern für ‚Inklusionsversager/Innen‘ die Gefahr besteht, dass sie ihren Misserfolg im Sinne gegenwärtig gängiger Verantwortungsrhetoriken als selbstverschuldet zugeschrieben bekommen.“ (Schulz, 2017, S. 124) Auch Becker (2015, S. 21) sieht die Gefahr, dass Dynamiken und Prozesse in unserer Gesellschaft unter dem Etikett der Inklusion letztendlich zu massenhafter Ausgrenzung führen können. Die bereits erwähnte Warnung von Eckhard Rohrmann (1994), dass Inklusion zu einem inflationären Modewort werden könne, ist nach über zwanzig Jahren immer noch aktuell (kritisch dazu Becker, 2015; Sierck, 2013; Tolmein, 2008).

Mittlerweile ist gründlich zu fragen, inwiefern und an welchen Stellen der einst kritisch eingeführte Inklusionsbegriff bereits im Sinne neoliberaler Interessen vereinahmt wurde (Becker, 2015; Graby, 2015; Maskos, 2016; Schulz, 2017). Die gegenwärtige Kritik der Disability Studies an der Inklusion ist jedenfalls vielgestaltig: Während Becker (2015) von der *Inklusionslüge* spricht, ist bei dem Aktivistin der emanzipatorischen Behindertenbewegung Udo Sierck (2013) die Rede vom *Budenzauber Inklusion* und bei Schulz (2017) geht es um ‚Inklusionsversager/Innen‘.

5 Fazit

Die Wende von der Integrations- zur Inklusionsidee war auf internationaler Ebene mit einem Paradigmenwechsel in Bezug auf Behinderung verbunden. Inklusion wurde mit der Behindertenrechtskonvention für Menschen mit Beeinträchtigungen zu einem menschenrechtlichen Grundprinzip. Die UN-BRK basiert auf einer Definition von Behinderung, die nicht die individuelle Beeinträchtigung, sondern die Wechselwirkungen mit verschiedenen Barrieren für behindernd erklärt. Auch die Disability Studies gehen grundsätzlich von Inklusion als Zielvorstellung aus. Inklusionskonzepten und den Disability Studies ist gemeinsam, dass sie ein Gegengewicht zu der individualistisch-medizinischen Perspektive auf Menschen mit Beeinträchtigungen schaffen, auf das soziale Modell von Behinderung zurückgreifen und sich mit der Frage der Zugänglichkeit beschäftigen. Gleichzeitig lässt sich jedoch eine Inflationierung des Inklusionsbegriffs durch andere Akteure beobachten, welche die Gefahr neoliberaler Vereinnahmung birgt.

Hinzu kommt, dass innerhalb des Inklusionsdiskurses prinzipiell davon ausgegangen wird, dass Inklusion grundsätzlich besser sei als Separation, selbst wenn diese freiwillig ist; unbeachtet bleibt dabei die Position einzelner Gruppen beeinträchtigter Menschen, die – wie zum Beispiel die *Deaf Community* – keine Inklusion anstreben. Die Perspektiven dieser Gruppen in den Inklusionsdiskurs einzubringen kann und sollte Aufgabe der Disability Studies sein. Auch bei der Kritik exkludierender Praktiken, wie sie trotz der Lippenbekenntnisse für die Inklusion immer wieder zu beobachten sind, können Disability Studies wertvolle Dienste leisten und in diesem Zusammenhang eine Funktion als „critical watchdog“ (Danforth & Gabel, 2008, S. 1; Hirschberg & Köbsell, 2016, S. 566) einnehmen. Zugleich können die Disability Studies, wie sich im Diskurs um die inklusive Bildung zeigt, auch als Wegweiser dienen, indem sie Inklusion als Menschenrecht thematisieren; damit liefern sie wichtige Beiträge für eine im Sinne von Menschen mit Beeinträchtigungen inklusive und gleichzeitig vielfältige Gesellschaft.

Literatur

- Balz, H.-J., Benz, B., & Kuhlmann, C. (Hrsg.). (2012). *Soziale Inklusion. Grundlagen, Strategien und Projekte in der Sozialen Arbeit*. Springer VS.
- Becker, U. (2015). *Die Inklusionslüge. Behinderung im flexiblen Kapitalismus*. transcript.
- Benz, B., Huster, E.-U., Schütte, J., & Boeckh, J. (2015). Aktuelle sozialpolitische Leitbilder. <https://www.bpb.de/izpb/214337/aktuelle-sozialpolitische-leitbilder?p=all>. Zugegriffen: 7. Apr. 2018.
- Biewer, G., & Schütz, S. (2016). Inklusion. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger, & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 123–127). Klinkhardt.
- Blankmeyer Burke, T. (2017). Making a difference in bioethics. Gene therapy: A threat to the deaf community? <https://impactethics.ca/2017/03/02/gene-therapy-a-threat-to-the-deaf-community/>. Zugegriffen: 14. Juli 2017.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Suhrkamp.
- Christoph, F. (1983). *Krüppelschläge. Gegen die Gewalt der Menschlichkeit*. Rowohlt.
- Comenius, J. A. (2018). *Große Didaktik: Die vollständige Kunst, alle Menschen alles zu lehren*. Herausgegeben von A. Flitner (11. Aufl.). Klett-Cotta (Erstveröffentlichung 1657).
- Danforth, S., & Gabel, S. L. (Hrsg.). (2008). *Vital questions facing disability studies in education*. Lang.
- Dederich, M. (2007). Disability Studies und Integration. *Behinderte Menschen: Zeitschrift für Gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten*, 30(3/4), 22–31.
- Degener, T. (2003). Einführungsvortrag: Disability Studies in Deutschland. Arbeitsgemeinschaft Disability Studies in Deutschland. <http://www.disabilitystudies.de/agdsg.html#vortrag1>. Zugegriffen: 31. Mai 2017.
- Degener, T. (2016). Völkerrechtliche Grundlagen und Inhalte der UN BRK. In T. Degener, K. Eberl, S. Graumann, O. Maas, & G. K. Schäfer (Hrsg.), *Menschenrecht Inklusion. 10 Jahre UN-Behindertenrechtskonvention: Bestandaufnahme und Perspektiven zur Umsetzung in sozialen Diensten und diakonischen Handlungsfeldern* (S. 11–51). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Durkheim, É. (1992). *Über soziale Arbeitsteilung – Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Suhrkamp (Erstveröffentlichung 1893).

- Fröhlich, C. (2008). Behindernde Gesellschaft – Gegenwärtige Entwicklungen in der deutschsprachigen Forschung über Behinderung. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, 31(56), 1–16.
- Gabel, S. L. (2005). *Disability studies in education: Readings in theory and method*. Lang.
- Gemeinsamer Bundesausschuss (2019). Nicht-invasiver Test zum Vorliegen von Trisomien als mögliche Alternative zu invasivem Eingriff. <https://www.g-ba.de/presse/pressemitteilungen/810/>. Zugegriffen: 18. Jan. 2020.
- Gleeson, B. J. (1997). Disability Studies: A historical materialist view. *Disability and Society*, 12(2), 179–202.
- Graby, S. (2015). Access to work or liberation from work? Disabled people, autonomy, and post-work politics. *Canadian Journal of Disability Studies*, 4(2), 132–160.
- Greve, J. (2019). Das Soziale im aktivierenden Paradigma und Einstellungen der Bevölkerung zu sozialer Hilfe. In K. Zimmermann, & J.-O. Heuer (Hrsg.), „Fördern und Fordern“ im Diskurs: Einstellungen in der Bevölkerung zu Hartz IV und aktivierender Arbeitsmarktpolitik (S. 15–39). Barbara Budrich.
- Heimlich, U. (2016). Integration. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger, & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 118–122). Klinkhardt.
- Heinrichs, J.-H. (2019). *Neuroethik. Eine Einführung*. Metzler.
- Herausgeber der Krüppelzeitung (1982). Impressum: Warum Krüppelzeitung? *Krüppelzeitung. Zeitung von Krüppel für Krüppel*, o. Jg.(2), 2.
- Hermes, G. (2006). Von der Segregation über die Integration zur Inklusion. Vortrag am 08. November 2006 an der Universität Hamburg. Zentrum für Disability Studies. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/segregation_integrations_inklusion_gisela_hermes.pdf. Zugegriffen: 3. Apr. 2017.
- Hinz, A. (2002). Von der Integration zur Inklusion – terminologisches Spiel oder konzeptionelle Weiterentwicklung? http://www.jugendsozialarbeit.de/media/raw/hinz_inklusion.pdf. Zugegriffen: 4. Juli 2017.
- Hirschberg, M., & Köbsell, S. (2016). Grundbegriffe und Grundlagen. Disability Studies, Diversity und Inklusion. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger, & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 555–568). Klinkhardt.
- Kiuppis, F. (2016). From special education, via integration, to inclusion: Continuity and change in UNESCO's agenda setting. *ZEP: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik*, 39(3), 28–33.
- Köbsell, S. (2012a). Integration/Inklusion aus Sicht der Disability Studies: Aspekte aus der internationalen und der deutschen Diskussion. In K. Rathgeb (Hrsg.), *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen* (S. 39–54). Springer VS.
- Köbsell, S. (2012b). „Besondere Körper“ – Zum Diskurs der Behindertenbewegung und der Disability Studies zu Geschlecht und Körper. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte!? Perspektiven der Disability Studies“, Sommersemester 2008, Universität Hamburg. Zentrum für Disability Studies. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/koebself_21052012.pdf. Zugegriffen: 27. Juli 2017.
- Köbsell, S. (2015). Disability Studies in Education. *Zeitschrift für Inklusion*, 9(2), o. S. <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/275>. Zugegriffen: 15. Juli 2017.
- Kunz, T. (2015). Interkulturelle Soziale Arbeit und Interkulturelle Öffnung. In B. Bretländer, M. Köttig, & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 147–159). Kohlhammer.
- Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Suhrkamp.

- Maskos, R. (2011). Endlich undankbar. Vor 30 Jahren legte das Krüppeltribunal in Dortmund die Grundlagen der Behindertenbewegung. *Jungle World, o. Jg.*(50), o. S. <https://jungle.world/artikel/2011/50/endlich-undankbar>. Zugegriffen: 11. März 2021.
- Maskos, R. (2016). Thesen zur Inklusion – Utopie einer besseren Gesellschaft oder neoliberale Anrufung behinderter Menschen? Vortrag am 13. Dezember 2016. Zentrum für Disability Studies. http://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/maskos_131216_1.pdf. Zugegriffen: 4. Apr. 2016.
- Miles-Paul, O. (2016). Vor 35 Jahren: Krüppeltribunal in Dortmund. <https://www.kobinet-nachrichten.org/de/1/nachrichten/35168/Vor-35-Jahren-Krüppeltribunal-in-Dortmund.htm>. Zugegriffen: 6. Apr. 2018.
- Mittler, P. (2000). *Working towards inclusive education: Social contexts*. David Fulton.
- Oliver, M. (1990). *The politics of disablement. A sociological approach*. Macmillan Education.
- Oliver, M. (1996). *Understanding disability. From theory to practice*. Macmillan.
- Oliver, M. (2009). *Understanding disability: From theory to practice* (2. Aufl.). Palgrave Macmillan.
- Oliver, M., & Barnes, C. (2010). Disability studies, disabled people and the struggle for inclusion. *British Journal of Sociology of Education, 31*(5), 547–560.
- Peter, T., & Waldschmidt, A. (2017). Inklusion. Genealogie und Dispositivanalyse eines Leitbegriffs der Gegenwart. *Sport und Gesellschaft, 14*(1), 29–52.
- Rohrmann, E. (1994). Integration und Selbstbestimmung für Menschen, die wir geistig behindert nennen. *Zeitschrift für Heilpädagogik, 45*(1), 19–28.
- Rohrmann, E. (2015). Historische Vorläufer der Idee der Inklusion. Der Wandel pädagogischer, sozialpolitischer und theologischer Leitbegriffe. *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie, 67*(3), 205–217.
- Sauter, S. (2016). Grundbegriffe und Grundlagen: Erziehung, Bildung, Entwicklung und Heterogenität. In I. Hedderich, G. Biewer, J. Hollenweger, & R. Markowetz (Hrsg.), *Handbuch Inklusion und Sonderpädagogik* (S. 169–178). Klinkhardt.
- Schäper, S. (2015). Vom Verschwinden der Inklusionsverlierer. Gouvernementalitätstheoretische Einblicke in die unsichtbaren Hinterhöfe eines Diskurses. *Jahrbuch für Pädagogik, o. Jg.*(13), 77–89.
- Schulz, M. (2017). Das Hilfsmitteldispositiv bei Behinderung. Reflexion paradoxer Verhältnisse der Inklusion. In C. Misselhorn, & H. Behrendt (Hrsg.), *Arbeit, Gerechtigkeit und Inklusion. Wege zu gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe* (S. 120–134). Metzler.
- Séguin, É. (1846). *Traitement moral, hygiène et éducation des idiots et des autres enfants arriérés: Retardés dans leur développement, agités de mouvements involontaires, débiles, muets non-sourds, bègnes, etc.* Balliere.
- Sierck, U. (1991). Integration oder Aussonderung? Neue Perspektiven für alte Themen in der Behindertenpolitik. *Dr. med. Mabuse: Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe, o. Jg.*(70), 29.
- Sierck, U. (2013). *Budenzauber Inklusion*. AG SPAK.
- Tillmann, C. (2017). „Nichts über uns, ohne uns.“ Behinderte Berufskarriere in der Wissenschaft. *Behinderte Menschen: Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten, 40*(1), 30–31.
- Tolmein, O. (2008). Auf dem Weg in eine behindertenfreie Gesellschaft [sic!]? In Verein LOK – Leben ohne Krankenhaus (Hrsg.), *Vom schönen Schein der Integration. Menschen mit Behinderung am Rand der Leistungsgesellschaft. Tagungsband* (S. 175–192). Bibliothek der Provinz.
- UN-Behindertenrechtskonvention (2017). *Die UN-Behindertenrechtskonvention: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Die amtliche, gemeinsame Übersetzung von Deutschland, Österreich, Schweiz und Lichtenstein*. Herausgegeben von der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Bundesministerium für Arbeit und Soziales.

- UNESCO. (1994). Die Salamanca Erklärung und der Aktionsrahmen zur Pädagogik für besondere Bedürfnisse. <http://bidok.uibk.ac.at/library/unesco-salamanca.html#idp3523392>. Zugegriffen: 3. Apr. 2017.
- United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Disability (o. J.). Convention on the Rights of Persons with Disabilities (CRPD). <https://www.un.org/development/desa/disabilities/convention-on-the-rights-of-persons-with-disabilities.html>. Zugegriffen: 5. Apr. 2020.
- Waldschmidt, A. (2003). „Behinderung“ neu denken: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. In A. Waldschmidt (Hrsg.), *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation* (S. 11–22). Bifos.
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29(1), 9–31. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoa-18770>. Zugegriffen: 5. Apr. 2020.
- Waldschmidt, A. (2006). Brauchen die Disability Studies ein „kulturelles Modell“ von Behinderung? In G. Hermes, & E. Rohrmann (Hrsg.), *Nichts über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung* (S. 83–96). AG SPAK.
- Waldschmidt, A. (2015). Disability Studies als interdisziplinäres Forschungsfeld. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 334–344). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Wansing, G. (2005). *Teilhabe an der Gesellschaft. Menschen mit Behinderung zwischen Inklusion und Exklusion*. Springer VS.
- Wansing, G. (2015). Was bedeutet Inklusion? Annäherungen an einen vielschichtigen Begriff. In T. Degener, & E. Diehl (Hrsg.), *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe* (S. 43–65). Bundeszentrale für politische Bildung.
- Weber, M. (1976). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie* (5. revidierte Aufl.). Mohr (Erstveröffentlichung 1921).
- Wunder, M., & Sierck, U. (1982). *Sie nennen es Fürsorge. Behinderte zwischen Vernichtung und Widerstand*. Verlagsgesellschaft Gesundheit.

Carolyn Tillmann, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Sozial- und Rehabilitationspädagogik, Institut für Erziehungswissenschaft an der Philipps-Universität Marburg. Forschungsschwerpunkte: Disability Studies, gesundheitsbezogene Soziale Arbeit, Palliative Care, Soziales Sterben.

<https://www.uni-marburg.de/de/fb21/erzwinst/arbeitsbereiche/soreha/personen/dr-carolin-tillmann>